This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

40.
K8

Methodisches Handbuch

für den

deutschen Geschichtsunterricht

in der

Volksschule.

Von

Ernst Kornrumpf.

Motto:
„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."
Schiller, Tell.

In drei Teilen.

Dritter Teil.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1898.

Y0.1
K84

Methodisches Handbuch

für den

deutschen Geschichtsunterricht

in der

Volksschule.

Von

Ernst Kornrumpf.

Motto:
„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."
Schiller, Tell.

In drei Teilen.

Dritter Teil.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1893.

Y0.1
K84

Methodisches Handbuch

für den

deutschen Geschichtsunterricht

in der

Volksschule.

Von

Ernst Kornrumpf.

Motto:
„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."
Schiller, Tell.

In drei Teilen.

Dritter Teil.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1898.

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.

a. 36443

Zur Nachricht!

Mit der Herausgabe vorliegenden III. Teils des „Methodischen Handbuchs für den deutschen Geschichtsunterricht“ verbinden wir hierdurch die Anzeige, daß es in unserer Absicht liegt, für die Hand der Schüler eine Reihe von „Leitfäden“ zu veröffentlichen, die sich nach Inhalt und Gliederung genau dem „Methodischen Handbuche“ anschließen werden, in denen aber auch die **Geschichte des engeren Heimatlandes** eingehende Berücksichtigung finden soll, dergestalt, daß sie [nach den in der Vorrede zum I. Bande dieses „Handbuchs“ (Seite X) entwickelten Grundsätzen] nicht in besonderem Gange auftritt, sondern innerhalb des Rahmens der allgemeinen deutschen Geschichte behandelt wird. Dadurch würde also allgemeine deutsche und besondere Stammesgeschichte derart ineinander verflochten und verwoben werden, daß der Schüler genau erführe, welchen Anteil sein engeres Vaterland an der Entwickelung des großen Gesamtvaterlandes genommen hat. Daraus folgt, daß für jeden Einzelstaat des deutschen Reiches, ja für jede preußische Provinz sich ein besonderes Schülerheft nötig macht. Daß derartig gestaltete Leitfäden, besonders für die Schüler der Volksschule, große Vorzüge vor manchen anderen haben dürften, würde des Näheren zu begründen wohl kaum nötig sein.

Zunächst ist ein Leitfaden für die Volksschulen des Herzogtums Gotha ins Auge gefaßt, welcher vom Verfasser des „Methodischen Handbuchs“ herrühren und im Sommer dieses Jahres die Presse verlassen wird.

Über die Leitfäden für andere deutsche Staaten behalten wir uns die nötigen weiteren Mitteilungen noch vor.

Siebleben und **Leipzig**, Ostern 1893.

Ernst Kornrumpf als Verfasser.

Friedrich Brandstetter als Verleger.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

X. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

A. Preußen wird Königreich 1
B. Friedrich der Große 15
1. Die beiden ersten schlesischen Kriege 15
2. Der siebenjährige Krieg 27
3. Friedrich der Große als Regent 75
4. Friedrichs des Großen Lebensweise und Ende 90
5. Friedrichs des Großen Jugend 98
Zusammenstellung der aus Abschnitt X gewonnenen Ergebnisse 110

XI. Das Zeitalter der französischen Revolution und der Befreiungskriege.

A. Die französische Revolution 113
B. Deutschlands Erniedrigung 133
1. Der Untergang des deutschen Kaisertums 133
2. Preußens Demütigung 150
3. Preußens Wiedergeburt 166
4. Deutschlands fruchtlose Befreiungsversuche 179
C. Napoleons Sturz und die Befreiungskriege 190
1. Napoleons Zug nach Rußland 190
2. Preußens Erhebung 202
3. Der erste Befreiungskrieg 213
4. Der zweite Befreiungskrieg 247
5. Der Wiener Kongreß 263
Zusammenstellung der aus Abschnitt XI gewonnenen Ergebnisse 269

XII. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches.

A. Die Befreiung Schleswig-Holsteins 1864 275
B. Der deutsche Krieg 1866 285
C. Der deutsch-französische Krieg 1870/71 307
Zusammenstellung der aus Abschnitt XII gewonnenen Ergebnisse 378
Zusammenstellung der aus dem gesamten Geschichtsunterricht gewonnenen Ergebnisse 380

X. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

A. Preußen wird Königreich.

(Ziel: Wie aus dem Staate des großen Kurfürsten das Königreich Preußen wird.)

I. Vorbereitung.

Der Staat des großen Kurfürsten hatte bei dessen Tode einen Umfang von ungefähr 2000 Quadratmeilen, er war also größer als das heutige Bayern, Württemberg und Baden zusammengenommen. Dieser königlichen Macht fehlte nur noch der königliche Name; denn an Einfluß und Ansehn standen die brandenburgischen Regenten bereits weit über den übrigen Kurfürsten des Reiches. Von dem Manne, der dem Staate des großen Kurfürsten den königlichen Namen gegeben, und von dem Manne, der das Werk dieses ersten Königs von Preußen fortgesetzt hat, also von den beiden ersten Preußenkönigen wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Friedrich I., der erste König von Preußen. a) **Friedrich als Kurfürst.** Nach dem Tode des großen Kurfürsten kam 1688 sein Sohn Friedrich III. zur Regierung. Er besaß zwar nicht die vorzüglichen Anlagen des Geistes und Körpers, wie sein Vater, besonders fehlte ihm die eiserne Willenskraft desselben, aber er hat dennoch durch Milde und Wohlwollen sich die Liebe seines Volkes in reichem Maße erworben. In seinen auswärtigen Unternehmungen schloß er sich, wie fast alle seine Vorfahren, dem Kaiser an. Dadurch geriet er von selbst in einen scharfen Gegensatz zu Frankreich. Als

Ludwig XIV. seinen 3. Raubkrieg begann und Kaiser Leopold, damals mit dem Türkenkriege beschäftigt, zögerte, das Reich zu verteidigen, vereinte er mehrere Länder Norddeutschlands zu einem Bund gegen Frankreich und eilte, seines großen Vaters würdig, mit seinen Truppen an den Rhein, das bedrohte Vaterland zu schützen. Er leitete persönlich die Eroberung von Bonn, in welche Stadt sich die Franzosen geworfen hatten. Auch schützte er Köln gegen die Gewaltthaten der Franzosen. Nicht seine Schuld war es, daß durch den Frieden zu Ryswick 1697 das ganze Elsaß mit Straßburg in französischen Händen blieb.

Gleich seinem Vater nahm er sich auch stets der unterdrückten und verfolgten Protestanten an. Noch immer wanderten heimlich viele derselben aus Frankreich aus. Auch aus der verwüsteteten Pfalz kamen hunderte von Familien. Sie fanden in Friedrichs Ländern jederzeit gastliche Aufnahme und Unterstützung, förderten besonders das gewerbliche Leben derselben und brachten dadurch ihrer neuen Heimat mannigfachen Nutzen. Auch ein Freund und Beförderer von Kunst und Wissenschaft war er, in welchen Bestrebungen er von seiner geistreichen Gemahlin Sophie Charlotte unterstützt wurde. Er gründete im Jahre 1694 die Universität Halle,*) 1700 die Akademie der Wissenschaften zu Berlin; Gelehrte und Künstler wurden an seinem Hofe geehrt und unterstützt. Er schmückte seine Residenz mit prächtigen Bauten, unter denen das königliche Schloß, das stattliche Zeughaus „unter den Linden“ und das prächtige Reiterstandbild des großen Kurfürsten besonders hervorragen.

b) **Sein Streben nach der Königskrone.** Während seiner ganzen Regierung lag ihm besonders eines am Herzen, nämlich die Erhöhung des äußeren Glanzes seiner Krone, denn ein gewisser Hang zur Eitelkeit und zu äußerem Prunk beherrschte ihn von frühster Jugend auf. Den Königstitel zu erlangen, war daher sein sehnlichster Wunsch. In allen Ländern Europas war damals ein Streben nach Glanz und eine eifersüchtige Rangsucht unter den Fürsten allgemein herrschend; es war das der verderbliche Einfluß, den Ludwigs XIV. verschwenderisches Hofleben auf alle Fürstenhöfe Europas übte. Kein Regent war für solchen Glanz empfänglicher als Friedrich. Es kränkte seine Eitelkeit tief, daß auf den Friedensverhandlungen zu Ryswick sein Gesandter dem der Republik Venedig nachgestellt wurde, auch daß er selbst bei einer Zusammenkunft im Haag einen Sessel ohne Lehne erhielt, während der König von England auf einem solchen mit Lehne saß, weil nur Königen ein solcher gebührte. An diesem kleinlichen Umstande wäre die Konferenz gescheitert, wenn man sie nicht zuletzt stehend abgehalten hätte. Man gab ihm zu ver-

*) An dieser Stelle könnte auch das Leben, Streben und Verdienst Aug. Herm. Francke's behandelt werden.

stehen, er brauche ja nur den Königstitel anzunehmen, so werde er niemand mehr nachstehen müssen. Nun hätte er sich ohne weiteres in seinem Lande Preußen, über welches weder der Kaiser, noch ein anderer Gewalt hatte, den Königstitel beilegen können; aber es war ihm darum zu thun, daß ihn die Welt auch als solchen ehrte, und deshalb wollte er sich vorher die Zustimmung des deutschen Kaisers verschaffen. Lange zögerte und schwankte dieser, denn das Wachstum des brandenburgischen Staates war ihm stets ein Dorn im Auge gewesen. Auch meinte er, die Könige von Preußen möchten nicht so willig zum Gehorsam sein wie die Kurfürsten von Brandenburg. Endlich zwang ihn die Not, dem Drängen des Kurfürsten nachzugeben. Ein neuer Krieg mit Ludwig XIV. stand in Aussicht, und er bedurfte daher der Unterstützung Brandenburgs. So kam 1700 ein Kronvertrag zustande, durch den er seine Zustimmung gab, daß der Kurfürst von Brandenburg sich die Königskrone aufsetzte. Dieser mußte dagegen für den bevorstehenden Krieg 10 000 Mann Hilfstruppen versprechen.

Der Kurfürst machte sich zum König in Preußen, weil er dort souveräner Herzog, also von niemandem abhängig war, da Preußen gar nicht zum deutschen Reiche gehörte. Sein altes Erb- und Stammland Brandenburg zum Königreich zu erheben, daran konnte er nicht denken; denn ein Königreich Brandenburg wäre der deutschen Reichsverfassung zuwider gewesen, da ein einzelner Reichsfürst als solcher sich nicht zum Könige machen konnte. Als König in Preußen aber blieb er trotzdem Kurfürst von Brandenburg und als solcher deutscher Reichsfürst.

c) **Die Krönung am 18. Januar 1701.** In Königsberg, der Hauptstadt des Herzogtums Preußen, sollte die Krönung stattfinden. Schon im Dezember des Jahres 1700 brach Friedrich mit seiner Gemahlin Sophie Charlotte und mit großem Gefolge dorthin auf. Bis Königsberg waren allein 30 000 Vorspannpferde nötig; denn ein unabsehbarer Zug von Wagen trug die Gäste zur Krönungsstadt. Drei Tage vor der Feier durchzogen vier Herolde in prächtigem Aufzuge, von angesehenen Hofbeamten begleitet und unter militärischer Bedeckung, die Straßen der Stadt und verlasen auf fünf öffentlichen Plätzen die königliche Botschaft, daß das Herzogtum Preußen zu einem Königreich erhoben und der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich, König in Preußen geworden sei. Der Donner der Kanonen, das Geläut sämtlicher Glocken der Stadt und der Jubel des Volkes erhöhten den Eindruck der Botschaft. Am Tage vor der Krönung, am 17. Januar, stiftete Friedrich den schwarzen Adlerorden, den höchsten preußischen Orden.

Der Krönungstag selbst wurde in der Frühe mit Glockengeläut und Kanonendonner begrüßt. Friedrich legte den glänzendsten königlichen Schmuck

an. Sein Gewand, von rotem Scharlach, reich mit goldener Stickerei geziert, hatte Diamantknöpfe, von denen jeder einen Wert von 3000 Dukaten (à 9,50 Mark = 28 500 Mark) besaß. Den Königsmantel, aus rotem Sammet, mit goldenen Kronen und Adlern bestickt, hielt eine Spange aus drei Diamanten, im Werte von einer Tonne Gold, zusammen. Ebenso kostbar war der Schmuck der Königin. Die Krone, ganz aus gediegenem Golde, war überall mit Diamanten von ungeheurem Wert besetzt; das Scepter war ebenfalls von Gold, mit Diamanten geschmückt. Im großen Saale des königlichen Schlosses setzte sich Friedrich mit eigenen Händen die Krone auf und ergriff das Scepter, um anzudeuten, daß er seine königliche Würde keinem auf Erden zu danken, sondern solche vielmehr sich selbst gegeben habe. Dann krönte er auch die Königin. Auf silbernen Thronen sitzend, empfingen sie die Huldigung des Hofes und der Stände. Unter dem festlichen Geläut aller Glocken der Stadt begann dann der feierliche Zug nach der Schloßkirche. Die Majestäten gingen einzeln, jede von ihrem Gefolge umgeben, unter prächtigen Thronhimmeln, die von zehn Edelleuten getragen wurden. Der Weg war mit rotem Tuche belegt; Soldaten zu Fuß und Roß bildeten Spalier. Zwei hohe Geistliche empfingen das Königspaar und geleiteten es zu ihren Thronen zu beiden Seiten des Altars. Nach der Predigt über das Wort Samuels: „Wer mich ehret, den will ich wieder ehren“ legte der König Krone und Scepter ab und empfing knieend am Altar die Salbung an Stirn und Handgelenk. Dasselbe geschah mit der Königin, und alles Volk rief: „Amen, Amen! Glück zu dem Könige und der Königin!“ Gebet und Gesang beschloß die heilige Handlung. Unter Trompeten- und Paukenschall, unter dem Donner der Kanonen und dem Schalle des Gewehrfeuers ging es dann im feierlichen Zuge nach dem Schlosse zurück zum Krönungsmahle. Dem Volke überließ man das rote Tuch auf dem Wege; zahlreiche Krönungsmünzen wurden unter die Menge geworfen. Auch für Speise und Trank war gesorgt: Ein mächtiger Ochse, angefüllt mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hasen, Hühnern, wurde auf dem Markte am Spieße gebraten und unter die Hungrigen verteilt; aus zwei künstlichen Adlern, einem roten und einem schwarzen, sprudelte unablässig roter und weißer Wein für die Durstigen. Auch die Armen wurden reichlich bedacht; in Berlin wie in Königsberg wurden neue Armenhäuser gegründet. Zwei Monate dauerten die glänzenden Festlichkeiten; sie endeten mit dem glanzvollen Einzuge des Königs in Berlin und einem im ganzen Lande abgehaltenen Dankgottesdienste. Friedrich III. hieß von nun an König Friedrich I. in Preußen.

Die meisten europäischen Staaten beeilten sich, Friedrich I. als König in Preußen anzuerkennen. Nur der Papst protestierte in heftigen Ausdrücken dagegen, daß der Kaiser ein neues Königtum errichtet habe, während die Ernennung von Königen doch nur dem päpstlichen Stuhle gebühre. Er betrachtete

Friedrich als einen offenbaren Feind der römischen Kirche. Doch kümmerte sich kein Mensch um päpstliche Proteste.

d) **Sein Ende.** Obgleich selbst kein eigentlicher Kriegsheld, haben während seiner Regierung doch die brandenburgischen Truppen den Ruhm, den sie sich unter dem großen Kurfürst erworben, nicht nur erhalten, sondern auch vermehrt. Unter der Führung des Fürsten Leopold von Dessau, später nur der „alte Dessauer" genannt, schlugen sie im Bunde mit den kaiserlichen Truppen unter dem berühmten Feldherrn Prinz Eugen die Franzosen in blutigen Schlachten, so daß dieser Feldherr ihrer Tapferkeit das höchste Lob spendete. Indem so der Ruhm der preußischen Waffen nach Außen hin stieg, geriet der König durch seine Verschwendung oft in große Geldverlegenheit. Während sich fröhliche Feste am Hofe jagten, seufzte das Land unter drückender Abgabenlast, denn zu den gewöhnlichen Steuern kam nicht selten eine außerordentliche Generalkopfsteuer, zu welcher jedermann beitragen mußte. Das waren die Schattenseiten in seiner Regierung. Als er sein Ende nahen fühlte, bereitete er sich mit christlicher Fassung auf den Tod vor. Er starb 1713, in einem Alter von 55 Jahren.

2. Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig. a) **Seine Fürsorge für das Wohl seines Volkes.** Friedrich Wilhelm war in allem der schroffe Gegensatz seines Vaters. Die Eitelkeit und Verschwendungssucht desselben war ihm völlig fremd. Sein Streben ging darauf, die Einnahmen des Landes zu erhöhen, einen vollen Staatsschatz und ein achtunggebietendes Heer zu schaffen. Dazu war weise Sparsamkeit der beste Weg. Gleich bei seinem Regierungsantritte gab er einen Beweis für dieselbe. Nachdem er am Totenbette seines Vaters seinen Thränen freien Lauf gelassen, schritt er rasch in sein eigenes Zimmer, ließ sich die Liste der zahlreichen Hofbeamten vorlegen und strich aus derselben die größte Mehrzahl; diejenigen, welche bleiben durften, erhielten geringere Besoldung. Noch einmal sollte sich das prunkende Hofleben in altem Glanz zeigen; die Leichenfeier seines Vaters wurde in der gewohnten Pracht gefeiert, dann war es mit all der Herrlichkeit vorüber.

Die Wunden, welche der 30jährige Krieg dem Lande geschlagen hatte, waren bei seinem Regierungsantritte noch lange nicht geheilt. Es gab noch eine Menge wüster Stellen in Stadt und Land, verlassene Bauernhöfe und Dörfer, heruntergekommene Städte. Um **Ackerbau und Viehzucht** wieder zu erheben, sparte der König weder Geld noch Gut; er unterstützte den Landmann, wo es not that, reichlich mit Vieh und Saatkorn, gewährte ihm wohl auch auf einige Jahre Freiheit von allen Steuern, zog fremde Ansiedler in das Land und unterstützte sie reichlich mit Geld, Bauholz und Ackergerät. Da die Beamten häufig die Bauern um Vorspann plagten, so verordnete er: „Ich

will nicht, daß die Herren Räte mit den Pferden meiner Bauern spazieren fahren." Viele Städte und Dörfer erhoben sich langsam wieder aus ihren Trümmern, andere erweiterten sich bedeutend. Die Domänen oder Staatsgüter waren an tüchtige Landwirte verpachtet, und der König hielt auf gute Bewirtschaftung und pünktliche Pachtzahlung, sah auf seinen Reisen auch selbst genau nach, ob die Felder gut geackert und Pferde und sonstiges Vieh in gutem Stande waren.

Auch der **Anbau der Städte** erfreute sich seiner Fürsorge. Berlin erweiterte und verschönerte er, legte große Plätze, neue Straßen und Stadtteile an, verfuhr aber dabei bisweilen mit großer Härte. Alle Häuser, die ihm mißfielen, mußten abgerissen und durch neue ersetzt werden. Ärmeren Leuten gab er dazu wohl Bauplätze und einen Teil des Baumaterials, bei reicheren hieß es kurzweg: „Der Kerl hat Geld, muß bauen!" Dann waren alle Gegenvorstellungen unnütz oder sogar gefährlich. Nach Tische ritt er meist aus und besah sich die Bauten. Sah er etwas, das gegen die Ordnung verstieß, so ließ er die Leute kommen und wies sie in meist derber Weise, nicht selten mit Stockschlägen zurecht. Noch mehr geschah für die Stadt Potsdam, welche durch den Willen der brandenburgischen Fürsten aus morastigem Boden zu künftiger Schönheit erstand.

Auch die **Gewerbthätigkeit** förderte er mit allen Mitteln und suchte sie zu einer Quelle des Wohlstandes zu machen. Das Geld sollte möglichst im Lande bleiben, die Waren nicht aus dem Auslande bezogen, sondern im Inlande gefertigt werden. Fremde Waren wurden daher sehr hoch besteuert, die Einfuhr gewebter Stoffe aber gänzlich verboten; denn der inländischen Tuchfabrikation wandte er seine ganz besondere Sorgfalt zu. Die Kleidung seiner Soldaten war nur aus preußischem Tuche gefertigt; auch seine übrigen Unterthanen sollten sich zu ihrer Bekleidung nur inländischer Wollenstoffe bedienen. So hob sich die Tuchfabrikation, und die Leute gewöhnten sich, deren Erzeugnisse zu gebrauchen. Damit die Tuchmacher aber den ihnen gewährten Schutz nicht etwa mißbrauchten und schlechte Ware lieferten, erließ er genaue Vorschriften über die Fabrikation und sorgte für strenge Überwachung derselben. Ähnliche Fürsorge widmete er allen übrigen Gewerben.

Dem regen **Handel und Verkehr** der einzelnen Teile seines Landes untereinander stand nicht wenig die Verschiedenheit der Maße und Gewichte entgegen. Er führte daher in seinem ganzen Staate gleiches Maß und Gewicht ein und förderte dadurch Handel und Verkehr.

Bei seinem strengen Gerechtigkeitssinne hielt er auf **Recht und Gerechtigkeit** für jedermann. Sein schlichter Sinn, sein einfacher Verstand konnte sich in die Schliche und Kniffe der Rechtsgelehrten, womit dieselben auch dem

Unrecht oft den Schein des größten Rechts zu geben wußten, nicht finden und war ihnen daher von Herzen feind. Einst wohnte er einer Gerichtsverhandlung in Minden bei. Nachdem der Advokat der einen Partei gesprochen, rief er: „Der Kerl hat recht!“ Nun aber trat der Advokat der andern Partei auf und sprach nicht minder geschickt. Da sagte der König sehr ärgerlich: „Der Kerl hat auch recht!“ und wandte den „Rechtsverdrehern“ den Rücken. Besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Vereinfachung und Verbesserung des Gerichtsverfahrens. Die Strafen waren im allgemeinen sehr streng, besonders wollte er Raub, Betrug und Dieberei hart bestraft wissen. Wenn seine Beamten die Staatskasse bestohlen hatten, kamen sie gewöhnlich an den Galgen, und der König verschonte dabei weder hoch noch niedrig. Dagegen milderte er das Verfahren in den Hexenprozessen.

Wenn Friedrich Wilhelm auch Kunst und Wissenschaft gering achtete und zu deren Pflege und Förderung sehr wenig that, so erwarb er sich doch ein hohes Verdienst um die **Volksbildung.** Er wollte, daß jeder Unterthan in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werde; denn er hielt die Bildung des ganzen Volkes bis zum letzten Bauern für viel wichtiger als die gelehrte Bildung einzelner. Überall ließ er Schulen bauen und unterstützte die Gemeinden dabei, indem er das Bauholz dazu aus seinen Forsten hergab. Den Eltern machte er es zur strengen Pflicht, ihre Kinder vom 5. bis zum 12. Lebensjahre zur Schule zu schicken. Kein Kind sollte konfirmiert werden, das nicht lesen und schreiben könnte. Auch sollten alle Rekruten bei ihren Regimentern schreiben und lesen lernen und im Christentum unterrichtet werden. In der Provinz Preußen allein wurden über 1000, im ganzen Lande etwa 1700 neue Schulen während seiner Regierung gegründet. Wenn er seine Länder bereiste, so kümmerte er sich auch um den Stand der Schulen in Städten und Dörfern; ja er hielt es nicht für zu gering, selbst in eine Dorfschule zu treten und sich die Leistungen der Kinder in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen vorführen zu lassen. Er ist also der Vater und Gründer des blühenden preußischen Volksschulwesens.

Gleich seinen Vorfahren trat er auch als **Beschützer des protestantischen Glaubens** auf. In Österreich, besonders in Salzburg, wurden die Evangelischen von dem dortigen Erzbischof mit Gewalt wieder zum katholischen Glauben genötigt. Er hatte geschworen: „Ich will die Ketzer aus meinem Lande haben, und sollten auch Dornen und Disteln auf den Äckern wachsen.“ Katholische Soldaten wurden nun den Protestanten ins Haus gelegt, um diese auf alle Weise zu plagen. Selbst durch Einkerkerung oder Verbannung wurden die Standhaften zum Abfall vom lutherischen Glauben gezwungen. Vergebens bemühten sich die evangelischen Reichsfürsten, ihnen Duldung zu verschaffen; vergebens drohte Friedrich Wilhelm I., er werde die Katholiken in seinem Lande

genau so behandeln, wie der Erzbischof die Evangelischen; die Verfolgung wurde so drückend, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich dem Glaubenszwang zu unterwerfen oder dem Befehle des Erzbischofs gemäß mit Weib und Kind auszuwandern. Die Auswandernden wandten sich an den König von Preußen um Schutz und Hilfe, und dieser erklärte, er wolle sie in seinem Lande aufnehmen und wenn ihrer etliche Tausend wären. In Regensburg wurden sie von einem hohen Beamten des Königs empfangen. Dieser versah die ärmeren Auswanderer mit Reisegeld auf die ganze Dauer der Reise. In Berlin sammelten sie sich, wurden von dem König und der Königin freundlich empfangen und als seine lieben Landeskinder willkommen geheißen. Es waren ihrer nach und nach nahe an 20 000 geworden. Der König wies ihnen besonders den östlichen Teil der Provinz Ostpreußen, das früher durch eine verheerende Pest furchtbar entvölkert war, zur Ansiedelung an. Hier fanden sie gute Äcker, Wiesen, Weide, Fischerei und Wälder, auch das nötige Vieh und Ackergerät meist unentgeltlich. Auch Kirchen und Schulen baute er ihnen, that überhaupt alles, ihnen die neue Heimat lieb und wert zu machen. Dadurch erhielt das durch die Pest verödete Land einen neuen Zuwachs an Bewohnern, und unter ihren fleißigen Händen blühte es sichtlich wieder auf. Es entstanden dort sechs Städte, 332 Dörfer, 49 Domänenämter. So erhob sich im äußersten Osten an den Grenzen des Reiches eine neue Schöpfung des umsichtigen Königs.*)

Die **Verwaltung des Landes** war streng und geordnet. Wie er nur seines Staates und Volkes wegen lebte, so verlangte er auch von seinen Beamten die treueste Pflichterfüllung. Nichts war ihm mehr verhaßt als Müßiggang und Liederlichkeit. Die Müßiggänger gingen ihm daher lieber aus dem Wege. Er selbst führte die Aufsicht über alles; die Beamten zitterten daher vor ihm, weil keiner vor seiner Kontrolle sicher war. Vom Thorschreiber zu Potsdam wurde ihm erzählt, daß er morgens die Bauern vor dem Thore warten lasse, ohne zu öffnen. Da ging er eines Morgens selbst hin, fand den Langschläfer noch im Bett und prügelte ihn mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Thorschreiber!“ höchst eigenhändig aus dem Bette heraus. Er wollte, alle sollten so thätig sein wie er.

b) **Seine Sorge für das Heer.** Der König war ein geborener Soldat, daher war seine Hauptsorge auf die Vermehrung und Ausbildung des Heeres gerichtet. Das Heer hielt er für den Grundpfeiler der Staatsgewalt, denn er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, das er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe. Je mehr durch seine vortreffliche Regierung die Einnahmen des Staates wuchsen, je mehr vergrößerte

*) Hier sei zur unterrichtlichen Verwertung empfohlen: „Die Vertreibung der Salzburger Protestanten.“ Aus „Albert Richter, Quellenbuch“. S. 219.

er sein Heer, so daß er es von 48 000 auf 83 000 Mann erhöhte. Dasselbe bestand zum kleineren Teile aus Landeskindern, zum größeren aus geworbenen Leuten aus aller Herren Ländern. Bei solch bunter Zusammensetzung mußte die Kriegszucht sehr streng gehandhabt werden. Jedes Vergehen wurde streng bestraft. Die Korporale führten beim Exerzieren einen langen Stock, mit dem sie jede Nachlässigkeit, jede Unaufmerksamkeit und jeden falschen Griff straften. Die grausamste Strafe war das Spießrutenlaufen, womit gewöhnlich die Ausreißer bestraft wurden. Es wurden dann zwei Reihen Soldaten aufgestellt, von denen jeder einen tüchtigen Stock in der Hand hatte. Durch diese Gasse wurde der eingefangene Ausreißer langsam hindurchgeführt, und jeder der Soldaten, an dem er vorbeischritt, mußte ihm einen tüchtigen Hieb versetzen. Zu teilweiser Entschuldigung dieser barbarischen Zucht konnte die Roheit der Soldaten selber dienen.

Der treueste Gehilfe des Königs in militärischen Dingen war der Fürst Leopold von Dessau, gewöhnlich „der alte Dessauer" genannt. Derselbe war regierender Fürst von Anhalt, blieb aber in preußischen Militärdiensten, weil er ebenso wie Friedrich Wilhelm ein großer Soldatenfreund war. Er führte nicht nur den Gleichschritt beim Marschieren ein, sondern ersetzte auch die hölzernen Ladestöcke durch eiserne, so daß der Soldat jetzt mit einem Stoße desselben laden konnte, was früher mit dem hölzernen nicht möglich war. Auch führte er das Bajonett und das gleichzeitige Feuern ein. Doch ehe es so weit kam, daß auf ein Kommandowort die ganze Schar wie ein Mann exerzierte, lud und schoß, setzte es weidliche Püffe und Schläge mit dem Korporalstocke. Der alte Dessauer führte auch die preußischen Truppen, die schon damals in ganz Europa als Musstertruppen galten, in auswärtigen Kriegen.

Eine besondere Vorliebe hatte der König, den man wegen seiner Neigung für das Soldatenwesen überhaupt den „Soldatenkönig" genannt hat, für recht lange Soldaten; diese Vorliebe steigerte sich nach und nach zur Leidenschaft. Aus den längsten derselben bildete er in Potsdam ein Leibregiment; die Soldaten desselben nannte er nur „die langen Kerls" oder auch wohl meine „lieben, blauen Kinder", beim Volk aber hießen sie „die Potsdamer Riesen"; denn wahre Riesengestalten befanden sich darunter, solche, denen ein Mann von gewöhnlicher Größe mit ausgestrecktem Arm noch nicht bis zur Stirn reichen konnte. Der sonst so sparsame König scheute weder Kosten noch Mühen, diese langen Kerls aus allen Ländern für sein Leibregiment aufzutreiben. Nicht selten zahlte er für einen Mann 5000, ja 8000 Thaler. Durch die Werber wurde förmlich Jagd auf lange Kerls gemacht und weder Geld und gute Worte, noch List und Gewalt gespart. So wurde ein langer Mönch aus Rom unter großen Gefahren und Kosten nach Potsdam geführt. Ein Deutscher, der sich in Paris als Riese für Geld sehen ließ, konnte nach seiner Werbung in Potsdam

erst als vierter oder fünfter Mann gebraucht werden. Die fremden Fürsten konnten ihm keine größere Freude machen, als wenn sie ihm eine Anzahl langer Kerls zuschickten. So dankte ihm der Zar von Rußland für die Sendung einer Bernsteinsammlung und eines Schiffes durch Überlassung von 150 baumlangen Rekruten. Der König von Frankreich, es war Ludwig XV., der Nachfolger Ludwigs XIV., verehrte ihm einst einen reich mit Edelsteinen besetzten kostbaren Degen; der König aber meinte, ein Dutzend langer Kerls wäre ihm lieber gewesen. Nicht selten kam es wegen der Werbungen auch zu Streitigkeiten mit anderen Ländern. Einst bereiteten die Hamburger seinen Werbern Schwierigkeiten. Als sie nun bald darauf einen der tüchtigsten Berliner Geistlichen zu ihrem Hauptpastor wählten und den König um Entlassung desselben aus seinem Dienst baten, schrieb er auf das Gesuch: „Platt abgeschlagen. Die Hamburger wollen mir meinen besten Prediger aus dem Lande holen, und wenn ich einen Lumpenkerl anwerben lasse, wird ein Lärm darüber gemacht."

Das Leibregiment war eine äußerst kostspielige Liebhaberei des Königs. Alle militärischen Verbesserungen wurden zuerst in diesem Regimente probiert, so daß es die Musterschule für die ganze Armee war. Er ließ sich mit jedem Einzelnen seiner lieben blauen Kinder sehr gern in ein Gespräch ein, gab ihnen hohen Sold, erzeigte ihnen allerlei Vergünstigungen durch Bewilligung von Grundstücken, Häusern, Schenkwirtschaften und stiftete gern einträgliche Heiraten für sie. Nichts auf der Welt ging ihm so nahe, als das Wohlergehen seiner Grenadiere. Als ein neuer Kirchturm in Berlin kurz vor seiner Vollendung einstürzte und die Nachricht dem König gebracht wurde, meinte er gelassen: „Ich dachte wunder, was es wäre und glaubte, der Flügelmann von Glasenapp wäre tot."

c) **Seine Kriege und Ländererwerbungen.** Gleich beim Antritt seiner Regierung 1713 endete ein langer Krieg zwischen Österreich und Frankreich, an dem auch preußische Truppen unter dem Fürsten Leopold von Dessau zu Gunsten Österreichs teilgenommen. In dem Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte, erhielt Friedrich Wilhelm einen Teil des Herzogtums Geldern, ein kleines Ländchen am Rhein, südlich von Kleve gelegen. Viel wichtiger war eine andere Erwerbung. Damals wurde noch ein anderer Krieg, der nordische, zwischen Rußland und Schweden geführt. Friedrich Wilhelm wurde wider Willen mit hineingezogen, besetzte Stettin, nahm die Inseln Usedom, Wollin, Rügen und eroberte Stralsund. Im Frieden mit Schweden 1720 behielt er Vorpommern bis zur Peene mit Stettin und den Inseln Usedom und Wollin. Dadurch kamen die Odermündungen in den Besitz Preußens. Schweden behielt nur noch die äußerste Spitze Pommerns mit Greifswald, Stralsund und Rügen. Dieser Teil Pommerns hieß später Neuvorpommern oder Schwedisch-Vorpommern. So war denn die eine Macht, die durch den 30jährigen Krieg

sich eingedrängt, wenn auch nicht ganz vom deutschen Boden gejagt, so doch unschädlich gemacht, besonders durch preußische Waffen. — Später griff er noch einmal für den Kaiser gegen Frankreich zu den Waffen und sandte ein Hilfskorps gegen die Franzosen an den Rhein. Damals sagte er: „Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland angreifen, so müßte der deutsche Fürst ein Koujon sein, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran setzte.“ Jedoch erntete er vom Kaiser wenig Dank für seine Hilfe. Die versprochenen Länder erhielt er nicht, ja er wurde nicht einmal benachrichtigt, daß der Friede mit Frankreich eingeleitet sei. Entrüstet rief er aus: „Der Kaiser behandelt mich und alle deutschen Reichsfürsten wie Schubiacks.“ Seine Entrüstung über das falsche Spiel, das man mit ihm getrieben, wurde nach und nach so stark, daß er einmal, auf den Kronprinzen zeigend, in die Worte ausbrach: „Da steht einer, der mich rächen wird.“

d) **Seine Lebensweise und sein Ende.** Schon von frühster Jugend an war sein Sinn auf Einfachheit und Sparsamkeit gerichtet. Von dem glänzenden Hofstaate seines Vaters behielt er nur wenig Beamte. Seinen kräftigen Körper härtete er durch Reiten, Fechten, Schwimmen und Jagen ab. Er ging im schlichten Soldatenrocke und ruhte auf hölzernem Schemel. Wie in der Kleidung, so war er auch im Umgang mit Frau und Kindern, ja mit jedermann einfach und ungezwungen. Aller Prunk war ihm verhaßt, und allen lästigen Hofzwang hob er auf. Seine Redeweise war derb und ungesucht. Irgend welchen Widerspruch konnte er nicht vertragen; er schnitt alle Einwürfe mit den Worten ab: „Räsonnier' er nicht!“ Wenn er in Zorn geriet, was sehr leicht geschah, dann regnete es Scheltworte, ja nicht selten Stockschläge. Unter seinem rücksichtslosen, tyrannischen Wesen hatten auch Frau und Kinder viel zu leiden. Trotz aller Härte aber meinte er es gut mit seiner Familie und gut mit seinem Volke, das während seiner Regierung von persönlicher Freiheit allerdings nichts wußte, sondern sich blind dem Willen des Königs fügen mußte. Was ihm gefallen sollte, mußte einfach und nützlich sein; das faßte sein natürlicher Verstand rasch und scharf auf. Seine Frömmigkeit war schlicht und aufrichtig; täglich hielt er Hausandachten und besuchte fleißig den Gottesdienst. Von früh bis spät war er unermüdlich thätig. Schon in früher Morgenstunde erhob er sich, hielt seine Morgenandacht, arbeitete mit den Ministern und ging zur Parade. Um 12 Uhr speiste er, einfache, kräftige Hausmannskost, wie sie auf dem Tisch wohlhabender Bürger gewöhnlich war. Dann ritt er meist aus, aufmerksam auf alles, was ihm unter die Augen kam, besonders die Berliner Bauten; denn um alles bekümmerte er sich selbst; auf alles hatte er acht, so daß seine Beamten vor ihm zitterten.

Ebenso einfach und anspruchslos wie in Nahrung, Kleidung und Wohnung war er auch in seinen Erholungen und Vergnügungen. Nach der Arbeit des

Tages versammelte er eine Anzahl Generale und höhere Offiziere, auch wohl Minister, fremde Gesandte und andere Leute zu einer Abendgesellschaft, welche das Tabakskollegium hieß. Da der König gern Tabak rauchte, sah er es gern, wenn alle um ihn her dasselbe thaten. Auf dem Tische lagen holländische Thonpfeifen; in geflochtenen Körbchen befand sich holländischer Tabak, und daneben glimmte in kleinen Pfannen Torf zum Anzünden. Auf einem Nebentische lag Brot, Butter, kalter Braten und Schinken zu einem tüchtigen Imbiß, wovon jeder Gast nach Belieben nehmen konnte; an jedem Platze stand ein tüchtiger Bierkrug. Jeder bediente sich selbst; Bediente wurden nicht im Zimmer gelitten, damit die Unterhaltung desto zwangloser sein konnte; denn zwanglos wurde gegessen, getrunken, geraucht, gescherzt und geneckt. Hier ließ der König seinen Gedanken und seiner Zunge ganz freien Lauf, schüttete überhaupt sein ganzes Herz aus, und ebenso offen wollte er, daß man ihm begegne. Während er sonst keinen Widerspruch litt, durfte man ihm hier alles rund heraussagen, und je offener man sprach, desto leichter gewann man sein Vertrauen. Hier ließ er sich also vieles sagen, was er draußen sehr übel genommen hätte; daher benutzten auch Minister und Gesandte diese Gelegenheit, ihm allerlei Dinge und Entwürfe nahe zu legen, die man sonst nicht berühren durfte. Viele wichtige Entschließungen haben daher im Tabakskollegium ihren Ursprung; denn unvermerkt konnte man ihm hier Saatkörner für sein Denken und Thun in die Seele streuen. Neben ernster Unterhaltung überließ man sich auch den tollsten Späßen und Neckereien, wobei der König ebenso wenig geschont wurde wie die andern. Besonders lebhaft, laut und derb in seinen Witzen und Schnurren war der Fürst Leopold von Dessau, der, da er nicht rauchte, wenigstens eine der vorhandenen Thonpfeifen in den Mund nahm.

Obgleich Friedrich Wilhelm von Natur einen kräftigen, kerngesunden Körper besaß und sich großer Mäßigkeit befleißigte, so erreichte er doch kein hohes Alter; denn seine rastlose Thätigkeit und die Beschwerden, denen er sich fortwährend ohne Schonung unterzog, untergruben seine Gesundheit. Jedes Jahr bereiste er seine Provinzen, und dann ging ihm keine Arbeit, keine Reise schnell genug; wie im Fluge eilte er dahin, jedem Wind und Wetter zum Trotz, oft auf grundlosen Wegen. Nach längeren schweren Leiden starb er 1740, in einem Alter von 52 Jahren, mit den Worten: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben.“ Zum Text seiner Leichenpredigt hatte er den Spruch bestimmt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“

B. Vertiefung.

1. Friedrich I.

Er nimmt in der Reihe der Hohenzollern insofern einen besonderen Platz ein, als er der bereits vorhandenen königlichen Macht den entsprechenden Namen

giebt. Durch diesen Schritt will er gleichsam, wie einer seiner Nachfolger, Friedrich der Große, gesagt hat, seinen Nachfolgern die Mahnung ans Herz legen: „Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden.“ Das ist sein größtes Verdienst, neben dem seine anderen gering sind. Er ist ein Förderer von Kunst und Wissenschaft, ein Beschützer der um ihres Glaubens willen vertriebenen Protestanten, ein das Vaterland liebender und es verteidigender Patriot. Dagegen gefällt uns nicht seine Eitelkeit, Hoffahrt, Verschwendungssucht, Prunkliebe; denn durch sie stürzt er das Land in Schulden, erzwingt hohe Abgaben, untergräbt also den Wohlstand des Volkes, das sich von den Wunden des 30jährigen Krieges noch lange nicht erholt hat. Er ist also weniger ein sorgender Landesvater, vor allem kein sparsamer Hauswirt. „Mit vielem hält man Haus, mit wenigem kommt man aus.“ — „Du mußt, soll's wohl im Hause stehn, auf Sparsamkeit und Ordnung sehn.“

2. Friedrich Wilhelm I.

Er gefällt uns zunächst als sorgender Landesvater. Da pflegt er Ackerbau und Viehzucht — „Wer den Acker pflegt, den pflegt der Acker“ —, „Im kleinsten Raum pflanz' einen Baum und pflege sein, er bringt dir's ein“ —, die Verschönerung der Städte, die Gewerbthätigkeit, Handel und Verkehr, Recht und Gerechtigkeit, die Volksbildung durch Gründung zahlreicher Volksschulen. Er nimmt sich der bedrängten Glaubensgenossen an, zeigt also Nächstenliebe, Mitleid, Erbarmen, Edelmut. Auch die meisten andern seiner Eigenschaften gefallen uns sehr; zunächst seine Sparsamkeit — „Spare in der Zeit ...“ — „Wer den Pfennig ...“ —, seine Einfachheit in allen Dingen des Lebens, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine rastlose Thätigkeit für seines Volkes Wohl, seine Strenge und Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Regentenpflichten, wodurch er ein leuchtendes Muster für seine Unterthanen wird. „Mit einem Herrn steht es gut ...“ — „Der Herr muß selber sein der Knecht, soll es im Hause stehen recht.“ Nicht gefallen will uns dagegen seine oft rücksichtslose Strenge und Härte, mit der er das, was er für gut hält, durchzuführen sucht. Dadurch untergräbt er jede persönliche Freiheit, jeden eigenen Willen und setzt an die Stelle des Einzelwillens seiner Unterthanen den königlichen Willen.

Friedrich Wilhelm ist ein sehr wichtiges Glied in der preußischen Regentenkette. Er hat den preußischen Staat um Geldern und Vorpommern vergrößert, das Heer bis auf 83 000 Mann vermehrt, einen baaren Schatz von 27 Millionen Mark hinterlassen, die Einkünfte des Landes von 10 Millionen auf 22 Millionen erhöht, den Wohlstand seiner Unterthanen gehoben und dadurch

die Mittel für die gewaltigen Unternehmungen seines Sohnes geschafft. Berlin hatte bei seinem Tode nahe an 100 000 Einwohner.

III. Verknüpfung.

1. Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I.

Die beiden ersten Preußenkönige stehen im schroffen Gegensatze: Der erste prunksüchtig, eitel, nur an äußeren Glanz denkend, der zweite von größter Einfachheit in allen Dingen des Lebens, allen äußeren Glanz und Zwang verachtend; der erste verschwenderisch, der zweite von größter Sparsamkeit; der erste ein Nachahmer des glänzenden französischen Hoflebens, der zweite in Worten und Werken ein biederer Deutscher; der erste mehr am Namen und Schein hängend, der zweite nur auf das wirklich Praktische bedacht; der erste leert durch seine Verschwendung die Staatskassen und mehrt den Steuerdruck, der zweite erleichtert den Steuerdruck und füllt die Staatskassen durch weise Sparsamkeit. — Beide sind deutsche Männer, für des Vaterlandes Wohl besorgt; beide nehmen sich der bedrängten protestantischen Glaubensgenossen an; beide sorgen für die Vergrößerung des Heeres; beide sind auf Hebung der Volksbildung bedacht.

2. Die Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Staates seit 1619.

(Georg Wilhelm, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, Friedich I., Friedrich Wilhelm I.)

3. Schützer des protestantischen Glaubens.

Friedrich der Weise, Johann der Beständige, Johann Friedrich, die drei Kurfürsten von Sachsen, der Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen, Friedrich V. von der Pfalz, Graf Ernst von Mansfeld, Herzog Christian von Braunschweig, Gustav Adolf, der Dänenkönig Christian IV. u. s. w.

4. Jahreszahlen.

a) 1720. 1620. 1520.
b) 1732. 1632. 1532.
c) 1740. 1640. 1440. 1340.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1688—1701 Friedrich III., der letzte Kurfürst von Brandenburg.
1701—1713 Friedrich I., der erste König von Preußen.
1701, 18. Januar. Friedrich I. läßt sich in Königsberg zum König krönen.
1713—1740 Friedrich Wilhelm I., der zweite König von Preußen.
1720 Erwerbung von Vorpommern bis zur Peene mit Usedom und Wollin.
1732 Aufnahme der vertriebenen Salzburger Protestanten.

2. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Friedrich I. gründet die Universität Halle und die Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Friedrich I. ist der Stifter des schwarzen Adlerordens.

Friedrich Wilhelm I. ist der Begründer des preußischen Volksschulwesens, der Vater der allgemeinen Schulpflicht. Er siedelt die vertriebenen Salzburger in Ostpreußen (Littauen) an, gründet Städte und Dörfer, baut Schulen und Kirchen.

V. Anwendung.

1) Welche Bedeutung für die preußische Geschichte hat der 18. Januar 1701?
2) Welche Verdienste hat sich Friedrich I. um Preußen erworben?
3) Welches sind die Schattenseiten in seiner Regierung?
4) Welche großen Verdienste hat Friedrich Wilhelm I.?
5) Gieb die wichtigsten Charaktereigenschaften desselben an!
6) Friedrich Wilhelm als Landesvater!
7) Friedrich Wilhelm, der Soldatenkönig!
8) Die Bedeutung des Tabakskollegiums für die Regierung des Königs!
9) Nennt Schirmherren des evangelischen Glaubens!
10) Gebt Bedrückungen der Protestanten an!
11) Nennt andere Fürsten, die so treu für ihr Land gesorgt haben!
12) Welche Bedeutung in der Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Staates haben folgende Jahreszahlen: 1648, 1660, 1713, 1720?

B. Friedrich der Große.

1. Die beiden ersten schlesischen Kriege.

(Ziel: Wie dem großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I. ein Rächer ersteht.)

I. Vorbereitung.

Beide Fürsten hatten von einem Rächer gesprochen, der ihre durch den Kaiser erfahrene Zurücksetzung vergelten werde: der große Kurfürst nur im allgemeinen, Friedrich Wilhelm I. von seinem Sohne. Warum hoffte der große Kurfürst auf einen Rächer? 1675, im Jahre der Niederlage der Schweden bei Fehrbellin, war der letzte Herzog von Brieg, Liegnitz und

Wohlau, Teile der heutigen Provinz Schlesien, gestorben. Nach einem alten Erbvertrage mußte das Land an Brandenburg fallen. Der Kaiser aber nahm es in Besitz, und der große Kurfürst, als der Schwächere, mußte sich das Unrecht gefallen lassen. Auch sonst blickte der Kaiser voll Neid und Mißgunst auf die wachsende Macht des brandenburgischen Staates und suchte das Wachstum desselben möglichst zu hindern, weshalb er den großen Kurfürsten im Frieden von St. Germain 1679 treulos im Stiche ließ. Darum hoffte dieser auf einen Rächer. Friedrich Wilhelm I. aber fühlte sich zurückgesetzt, weil er im Kriege mit Frankreich nicht einmal von dem eingeleiteten Frieden in Kenntnis gesetzt worden war. Damals rief er zornig aus: „Der Kaiser behandelt mich und alle deutschen Reichsfürsten wie Schubiacks." Dieser Rächer war Friedrich II., genannt der Große. Wie er das an seinen Vätern begangene Unrecht vergilt und die alten Erbansprüche auf Schlesien verwirklicht, darüber wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Der erste schlesische Krieg 1740—1742. a) **Veranlassung.** Nach dem Tode Friedrich Wilhelm I. bestieg sein 28jähriger Sohn Friedrich II. den Thron. Schon seine ersten Regierungsthaten zeigten, in welchem Geiste er den Staat zu leiten gedachte. Er schaffte zunächst die Folter ab, milderte also das barbarische Gerichtsverfahren, ließ, da der strenge Winter 1740 einen großen Notstand hervorgerufen, aus den gefüllten königlichen Magazinen Getreide billig an die Armen verkaufen, auch Geld unter sie verteilen, und löste die Truppe der „langen Kerls" auf, weil sie ihm zu teuer waren. Bei dem Begräbnis seines Vaters erschienen sie zum letzten Male. Durch solche Maßnahmen gewann er sofort die Liebe und Verehrung seines Volkes in reichstem Maße. Bald aber sollten ihn seine Unterthanen auch als Kriegshelden kennen lernen.

Im Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI., ohne einen Sohn als Erben zu hinterlassen. Doch hatte er schon zu Lebzeiten dafür gesorgt, daß seine Tochter Maria Theresia nach seinem Tode die Herrschaft über alle seine Länder (Österreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w.) erhielt. Fast alle Staaten hatten diesem Plane des Kaisers zugestimmt. Gleichwohl fingen nach seinem Tode Österreichs Feinde an, sich zu regen. Besonders meinte der Kurfürst von Bayern als männlicher Nachkomme einer österreichischen Prinzessin nähere Ansprüche auf Österreich zu haben. Er rückte daher in Böhmen und Österreich ein. Mit ihm hatten sich Frankreich, Spanien und Sachsen verbunden. Frankreich wollte die Zertrümmerung

der habsburgiſchen Macht; Spanien ſtrebte nach Beſitzungen in Italien und Sachſen nach ſolchen in Böhmen, Mähren und Schleſien. Dadurch entbrannte der öſterreichiſche Erbfolgekrieg, der mit einigen Unterbrechungen von 1740—1748 gedauert hat.

Als Friedrich II. die junge Königin Maria Thereſia — ſie war damals 23 Jahre alt — ſo von allen Seiten umdrängt ſah, glaubte er, auch für ihn ſei jetzt der günſtige Augenblick gekommen, die alten Erbanſprüche ſeines Hauſes auf Schleſien zu erneuern. Und ſo begann er den Krieg.

b) **Die Beſetzung Schleſiens.** Als Friedrich im Oktober 1740 die Kunde von dem Tode Kaiſer Karls VI. erhielt, ſchüttelte er gewaltſam die Krankheit ab, die ihn gerade ans Bett gefeſſelt hielt. Er wollte keine Zertrümmerung der öſterreichiſchen Macht, er wollte nur ſein gutes Recht. Deshalb brach er in aller Stille mit einem Heere von 30 000 Mann in Schleſien ein, um ſich ſchnell des ganzen Landes zu bemächtigen und dadurch deſto ſicherer Maria Thereſia zur Abtretung desſelben zu beſtimmen. Er ſchrieb damals nach Berlin: „Ich will untergehen oder Ehre von dieſer Unternehmung haben. Ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich ſtamme.“ Den erſchrockenen Bewohnern Schleſiens ließ er ankündigen, daß er nicht als Feind komme, ſondern ſich mit der Königin Maria Thereſia in Güte zu verſtändigen gedenke. Und wirklich rückten ſeine Truppen auch in der größten Ordnung ein. Bei ſchweren Strafen war den Offizieren und Soldaten verboten, irgend etwas ohne bare Bezahlung von den Bewohnern zu fordern. Friedrich ſelbſt gewann durch ſein freundliches Weſen ſchnell die Herzen der Schleſier, die nirgends Widerſtand erhoben. Der evangeliſche Teil der Bewohner begrüßte in ihm ſogar den Beſchützer ſeines Glaubens und nahm ihn mit offenen Armen auf; denn unausſprechlich waren die Bedrückungen der Proteſtanten unter der Herrſchaft der katholiſchen Habsburger geweſen. Da faſt gar keine öſterreichiſchen Truppen in Schleſien ſtanden, ſo war an bewaffneten Widerſtand nicht zu denken. Ohne Schwertſchlag faſt beſetzte daher Friedrich im Dezember 1740 ganz Schleſien, umſchloß die wenigen Feſtungen Glogau, Brieg, Glatz, Neiße und hielt dann ſeinen feierlichen Einzug in Breslau, der Hauptſtadt des Landes.

Erſt jetzt, nachdem er ſich des ganzen Landes bemächtigt, ließ er in Wien erklären, daß er bereit ſei, Maria Thereſia gegen alle ihre Feinde zu unterſtützen, wenn ſie in die Abtretung Schleſiens willige. Friedrich hatte, da ſich die junge Fürſtin rings von Feinden bedroht ſah, auf bereitwilliges Entgegenkommen gehofft, aber er ſah ſich bitter getäuſcht. Mit Stolz wies die edle, mutige Königin die Forderungen Friedrichs zurück, indem ſie ſprach: „Eher müßten die Türken vor Wien ſtehen, ehe ich auf Schleſien verzichte.“ Da

auch Friedrich von seinem Vorhaben nicht abstand, so mußten die Waffen entscheiden.

c) **Die Schlacht bei Mollwitz.** Im Frühjahr 1741 war endlich die österreichische Armee so weit, um zu Schlesiens Wiedergewinnung aufzubrechen. Aus Mähren kommend, zog sie südlich der Sudeten westwärts, überschritt dann das Gebirge, stand bald bei der Festung Neiße und richtete ihren Marsch weiter gegen Breslau. Friedrich beschloß, ihr sofort eine Schlacht zu liefern. Bei dem Dorfe Mollwitz, südlich von Ohlau, westlich von Brieg, traf er am 10. April auf den Feind. Trotz der vorgerückten Jahreszeit bedeckte noch dicker Schnee das Schlachtfeld. Beide Heere ließen sich gegenseitig Zeit zur völligen Aufstellung. Es war Mittag, als die österreichische Reiterei sich wie ein Sturmwind auf die schwächere und ungeübtere preußische warf, sie in die Flucht trieb und den Sieg im ersten Anlaufe zu gewinnen schien. Das preußische Fußvolk aber stand unerschütterlich, wie eine lebendige Mauer. Jetzt bewährten sich zum erstenmale die trefflichen Einrichtungen des alten Dessauers und die jahrelange Arbeit seiner Dressur. Das Fußvolk war in vier Gliedern aufgestellt. Während die beiden vorderen Reihen auf den Knien lagen, um zu laden und zu schießen, feuerten die beiden letzten über sie hinweg. Alles ging ruhig, fest und sicher, wie auf dem Exerzierplatz. Auf zwei österreichische kamen fünf preußische Schüsse. Ein solches Geschwindfeuer hatten die Österreicher noch nicht erlebt; bald waren sie an den Feind nicht mehr heranzubringen. Zuletzt nahm der General Schwerin das ganze Fußvolk zu einem Hauptangriff zusammen. In Reih' und Glied, mit fliegenden Fahnen und schmetternder Feldmusik rückte es gegen den Feind, mit größter Ruhe und schnurgerade wie auf dem Paradeplatz. Furchtbar klang den Österreichern das stete Rollen des Gewehrfeuers; die blanken Bajonette blinkten und blitzten im Glanz der untergehenden Sonne. Vor dem nie erlebten Schnellfeuer wankten endlich des Feindes Reihen und traten den Rückzug an. Bei sinkender Sonne hatten die Preußen nach heißem Kampfe den ersten Sieg errungen. Sie verfolgten den Feind nicht, sondern begnügten sich, ihn geschlagen zu haben.

In dem schönen Siege bei Mollwitz hatte Friedrichs junge Armee die Feuerprobe bestanden. Während man vorher in allen Ländern Europas den jungen Preußenkönig für einen verwegenen Abenteurer gehalten, ging jetzt ein Ruf des Staunens und der Bewunderung durch ganz Europa; denn seine bisher nur auf dem Exerzierplatze geübten Truppen hatten die alten krieg- und sieggewohnten österreichischen Regimenter geschlagen. Jetzt stieg sein Ansehn gewaltig, vor allem aber wuchs das Selbstvertrauen Friedrichs und seines trefflichen Heeres.

d) **Weitere Waffenthaten und der Friede.** Durch Friedrichs Sieg bei Mollwitz schöpften auch die übrigen Feinde Maria Theresias neuen Mut.

Während Friedrich ganz Schlesien wieder besetzte, ja sogar in Mähren einrückte, drangen bayerische Truppen nach Österreich, französische und sächsische nach Böhmen. In Prag ließ sich der Kurfürst von Bayern zum König von Böhmen krönen und zog dann nach Frankfurt am Main, um sich mit noch größerem Pompe die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen. Von Frankreich zu einem Bündnis aufgefordert, zog Friedrich es vor, Maria Theresia abermals Friedensvorschläge zu machen und ihr gegen die Abtretung Schlesiens seine Unterstützung zu versprechen. Allein sie weigerte sich entschieden und verletzte durch ihr stolzes Benehmen Friedrichs Ehrgefühl, so daß er ausrief: „Meine Ahnen würden aus ihren Gräbern erstehen und mir Vorwürfe machen, wenn ich meine ererbten Rechte aufgäbe. Lieber will ich mich und mein Heer unter den Trümmern Schlesiens begraben, als meine Ehre beflecken.“ In Breslau ließ er sich dann als dem Herrn des Landes huldigen; sein Degen diente dabei als Scepter.

Ringsum von Feinden bedrängt, zeigte Maria Theresia in dieser Not doch eine große Seele. Jung und unglücklich, wußte sie in ihren Ländern eine solche Begeisterung für sich zu entzünden, daß ihr Volk zu allen Opfern bereit war, so daß sie selber größer erscheint als alle ihre männlichen Vorfahren seit zwei Jahrhunderten. Den höchsten Grad erreichte diese Begeisterung in Ungarn. In Preßburg, wohin sie einen Reichstag berufen, empfing sie die ungarische Königskrone. Als sie dann, der Sage nach mit ihrem jungen Sohne Josef auf den Armen, von Hoheit und Schönheit strahlend, unter die Großen des Reiches trat, mit Thränen in den Augen ihre Bedrängnis schilderte und die Worte sprach: „Eurer Tapferkeit und Heldentreue, ihr braven Ungarn, übergeben wir uns und unsere Kinder, auf euch setzen wir unser ganzes Vertrauen!“ — Da erhoben sich diese, begeistert ihre Säbel ziehend, mit dem einstimmigen Rufe: „Es lebe unser König Maria Theresia!“ und riefen die streitbare Nation unter die Waffen. In kurzer Zeit war ein stattliches Heer bereit, das die Feinde vom österreichischen Boden vertrieb; nur gegen Friedrich II. vermochte es nichts auszurichten. Dieser hatte seit der Schlacht bei Mollwitz seine besondere Aufmerksamkeit auf die Vermehrung und bessere Ausbildung seiner Reiterei gerichtet. Er war im Frühjahr 1742 in Mähren eingerückt; seine leichten Reiter schwärmten bis gegen Wien und Preßburg. Die kräftige Erhebung und das rasche Vorrücken der Ungarn aber zwang ihn zum Rückzuge. Er wandte sich nach Böhmen. Als ihm ein österreichisches Heer dorthin folgte, kam es zur Schlacht zwischen den Orten Czaslau und Chotusitz. Obgleich mit weit überlegener Macht angegriffen, erfocht Friedrich doch abermals einen glänzenden Sieg. Zum zweitenmale bewährte sich hier die bewundernswerte Ordnung und Sicherheit der preußischen Truppen; auch die junge, inzwischen eingeübte preußische Reiterei verrichtete glänzende Waffenthaten.

Jetzt endlich erkannte Maria Theresia die Notwendigkeit, mit Friedrich II., ihrem gefährlichsten Gegner, Frieden zu schließen, um sich im Besitz ihrer Länder gegen ihre übrigen Feinde zu behaupten. Im Juli 1742 trat sie im Frieden zu Breslau ganz Schlesien mit der Grafschaft Glatz an Preußen ab. Dadurch erhielt Friedrich einen Zuwachs seines Landes um etwa 700 Quadratmeilen mit $1^1/_2$ Millionen Einwohnern, vergrößerte also den preußischen Staat fast um ein Drittel seines früheren Umfanges. Freudig begrüßten die schlesischen Protestanten den neuen Gebieter. So hatte er erreicht, was er wollte. Jubelnd wurde er in Berlin bei seiner Rückkehr empfangen, in ganz Europa aber als Kriegsheld bewundert.

2. Der zweite schlesische Krieg 1744—1745. a) **Ursache.** Während Friedrich II. durch Einführung einer musterhaften Verwaltung in Schlesien für das Wohl seiner neuen Unterthanen sorgte und sich dadurch deren Liebe zu erwerben suchte, war Maria Theresia im Kampfe gegen ihre anderen Feinde sehr glücklich. Der Kurfürst von Bayern, ein schwacher, eitler Mann, war nach Frankfurt gezogen, um sich dort mit der deutschen Kaiserkrone zu schmücken. In der Reihe der deutschen Kaiser führt er den Namen Karl VII. Er regierte von 1742—45. Während er aber in Frankfurt seine glänzenden Feste feierte, rückte das österreichisch-ungarische, meist barbarisch wilde Heer im Januar 1742 in Bayern ein und besetzte seine Hauptstadt München. Darauf zogen österreichische Truppen an den Main und Rhein, vereinigten sich mit den englischen und schlugen die Bayern und Franzosen. Aus seinem Lande vertrieben, befand sich Karl VII. in der kläglichsten Lage. Diese raschen Fortschritte Österreichs erfüllten Friedrich II. mit Besorgnis um Schlesien, umsomehr, da Maria Theresia mit England, Holland, Sardinien und Sachsen, das jetzt auf ihre Seite trat, ein neues Bündnis schloß, das nur gegen Preußen gerichtet sein konnte. Man machte in Wien auch gar kein Hehl daraus, daß die Reihe bald an den Räuber Schlesiens kommen werde; denn immer schmerzlicher empfand Maria Theresia den Verlust dieses Landes. Der englische Gesandte an ihrem Hofe schrieb damals über sie: „Alle Übel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens. Sie vergißt, daß sie Königin ist und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht.“ Sie betrachtete es als schwere Demütigung, von einem nach ihrer Meinung tief unter ihr stehenden Fürsten zu einer Gebietsabtretung genötigt worden zu sein. Der König von England aber, ihr Bundesgenosse, hatte sie mit den Worten getröstet: „Was leicht gewonnen ist, kann auch leicht wieder herausgegeben werden.“ Das alles wußte Friedrich, und es wäre Thorheit und sein eigenes Verderben gewesen, hätte er, nachdem Österreich Bundesgenossen gewonnen, Bayern in seinem Kampfe nicht beistehen wollen; denn nach dessen Sturze war er den Angriffen der ganzen österreichischen Heeresmacht ausgesetzt. Auch hielt er es für seine Pflicht,

die Würde des deutschen Kaisers, dem er bei der Wahl seine Stimme gegeben und den man in Wien gar nicht beachtete, aufrecht zu erhalten. So erklärte er denn Maria Theresia, daß er dem Kaiser eine Anzahl seiner Truppen überlassen habe. Damit begann der zweite schlesische Krieg.

b) **Der Feldzug in Böhmen.** Friedrich hatte die beiden Friedensjahre benutzt, um besonders die Reiterei noch weiter auszubilden. Im August 1744 brach er mit 80 000 Mann „kaiserlicher Hilfsvölker" in Böhmen ein und eroberte bald darauf Prag, während zu gleicher Zeit die Franzosen vom Rhein her wieder vordrangen. Friedrich fand Böhmen fast unbesetzt, aber bald geriet er in eine üble Lage. Die Verpflegung seiner Armee war unter der feindseligen katholischen Bevölkerung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Wohin er kam, flüchteten die Bewohner auf das Drängen der katholischen Geistlichkeit mit ihrer Habe und ihrem Vieh in die Wälder, während sie die Getreidevorräte verbrannten oder vergruben. Die Zufuhr von Lebensmitteln aus Schlesien wurde durch herumschwärmende feindliche Reiter verhindert. Da die Franzosen ihn nicht kräftig unterstützten, so konnte das österreichische Heer den Kriegsschauplatz am Rheine verlassen und nach Böhmen aufbrechen, wohin vom Norden her jetzt auch die Sachsen einfielen und Friedrich bedrängten. Seine Truppen wurden von den zahlreichen Haufen feindlicher Reiterei fortwährend umschwärmt, ohne daß er dieselben zu einer Schlacht zu zwingen vermochte. Schon war ein großer Teil seines Heeres durch die mangelhafte Verpflegung verloren. Da sah er sich genötigt, sich nach Schlesien zurückzuziehen und daselbst Winterquartiere zu beziehen. Die Österreicher drängten ihm nach und besetzten im Laufe des Winters ebenfalls einen Teil des Landes, was Friedrich nicht zu hindern vermochte. Aber auch das Jahr 1745 begann ungünstig für Friedrich. Sein Bundesgenosse Kaiser Karl VII. starb im Januar in seiner Hauptstadt München, aus der er zweimal vertrieben worden war, während dessen Sohn bald darauf mit Maria Theresia Frieden schloß, indem er aller Ansprüche auf Österreich entsagte. Da sich inzwischen die Sachsen mit den Österreichern vereinigt hatten, so sah sich Friedrich einem überlegenen Feinde gegenüber. Dennoch verzagte er nicht. „Entweder will ich alles behaupten oder alles verlieren," sagte er. „Eine Frau (Maria Theresia) ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien standen und ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Mut dieser Frau haben? Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm und mit dem Schwerte in der Hand!"

c) **Die Waffenthaten des Jahres 1745 und der Friede.** Im Frühjahr 1745 zogen die vereinigten Österreicher und Sachsen über das Riesengebirge und fielen in Niederschlesien ein. Am 4. Juni, in frühster Morgenstunde, wurden sie bei Hohenfriedberg, südlich von Liegnitz, von Friedrich plötzlich angegriffen. Durch den heftigen Stoß der preußischen Reiterei waren

die Sachsen bald in völlige Flucht gejagt; schon um 7 Uhr morgens waren sie geworfen. Nach heftigem Ringen wurden auch die Österreicher geschlagen. Schon gegen 8 Uhr war die Schlacht zum Vorteil der Preußen entschieden. Wieder hatten Reiterei und Fußvolk in Thaten heldenmütiger Tapferkeit gewetteifert. Ein einziges Dragonerregiment hatte bei seinem glänzenden Angriff binnen einer Stunde 20 Bataillone feindlicher Infanterie geworfen und 66 Fahnen erobert. Das ganze Land war sich der Wichtigkeit dieser Schlacht bewußt. So weit man den Kanonendonner hörte, fielen die Evangelischen in allen Orten auf die Kniee, um den Sieg des protestantischen Königs von Gott zu erflehen.

Der Sieg bei Hohenfriedberg machte es Friedrich möglich, ganz Schlesien vom Feinde zu reinigen und sogar nach Böhmen einzudringen. Er durfte jetzt hoffen, den Frieden leichter zu erlangen, da auch England denselben wünschte; allein Maria Theresia sagte: „Lieber will ich den Rock vom Leibe als Schlesien verlieren!“ Sie verlor den Mut nicht, besonders da ihr Gemahl Franz in demselben Jahre in Frankfurt zum Kaiser gewählt wurde. Mit Nachdruck wurde nun der Krieg gegen Preußen geführt, und schon war Friedrich auf dem Rückzuge nach Schlesien, als ihn der überlegene Feind im September bei Sorr, im nördlichen Teile Böhmens südlich von Trautenau gelegen, überfiel und zur Schlacht nötigte. Nach dem heftigsten Kampfe wandte auch hier wieder die preußische Tapferkeit die Überraschung in Sieg. Nach schweren Verlusten zogen sich die Österreicher zurück. Doch ging Friedrich nach Schlesien; seine Feinde hielten ihn für so geschwächt, daß sie einen Angriff auf die Mark Brandenburg zu unternehmen gedachten. Friedrich aber zog westwärts auf Dresden zu, um ihren Plan zu vereiteln, während der Herzog Leopold von Dessau mit seiner Armee von Magdeburg aus elbaufwärts zog, da das Hauptheer der Sachsen in der Nähe von Dresden stand. Doch ging er bedächtiger vor, als dem feurigen Friedrich recht war. Ungeduldig wartete dieser auf eine Siegesnachricht aus Sachsen. In seinem Unmut über die Langsamkeit des alten Feldherrn schrieb er ihm einen scharfen Brief, in dem er ihm vorwarf, er betreibe den Krieg mit solcher Lässigkeit, als ob er vorhabe, ihn in seinen Fortschritten zu hemmen, er möge den Krieg doch mit mehr Lebendigkeit und Feuer führen. Das wurmte den ergrauten Helden nicht wenig. Jetzt brannte er vor Begier, seinen alten Kriegsruhm zu retten. Am 15. Dezember stieß er bei Kesselsdorf, unweit Dresden, auf die Sachsen. Sie hatten sich auf steilen, mit Schnee und Eis bedeckten Höhen stark verschanzt. Mit Umsicht und jugendlichem Feuer leitete der alte Dessauer die Schlacht. Seine Grenadiere rückten mit entblößter Brust und mit geschultertem Gewehr dem mörderischen Feuer der Kanonen entgegen. Mitten im Getümmel erblickte man immer den 69 Jahre alten Feldherrn. Schon lag der vierte Teil seiner Truppen tot

oder verwundet, aber immer führte er sie wieder stürmend gegen den Feind. Auch sein Sohn Moritz zeichnete sich durch glänzende Tapferkeit aus. Er führte die Truppen durch das eisige Wasser der Moräste den mit Eis und Schnee bedeckten Hügel hinan. Das unmöglich Scheinende gelang; trotz des verheerenden Kanonenfeuers wurden die Sachsen in die Flucht geschlagen. Zwei Tage später erschien Friedrich auf dem Schlachtfelde. Als Leopold von Dessau ihm entgegenritt, stieg der König vom Pferde, ging mit entblößtem Haupte auf den alten Helden zu, umarmte ihn, dankte ihm in Gegenwart sämtlicher Generale für sein tapferes Werk und ließ sich von ihm auf dem Schauplatz seiner Thaten herumführen. Der Sieg bei Kesselsdorf war die letzte glänzende Waffenthat des alten Dessauers, der bald darauf, 1747, starb. Vierzig Jahre hatte er an der Spitze preußischer Truppen gestanden, und bezüglich der Ausbildung und Übung derselben verdanken sie keinem Feldherrn mehr als ihm.*)

Dem letzten Sieg folgte der Friede auf dem Fuße; denn Sachsen war völlig überwunden, und England erklärte Maria Theresia, von dem Bündnis zurückzutreten, wenn sie nicht Frieden schließe. Am 25. Dezember, dem ersten Weihnachtstage, trat Maria Theresia im Frieden zu Dresden abermals Schlesien ab, wogegen sich Friedrich verpflichtete, ihren Gemahl Franz I. als deutschen Kaiser anzuerkennen.

Friedrichs Heimkehr nach Berlin gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. Er gedachte, „fortan in Ruhe zu leben, an dem Glück seiner Unterthanen zu arbeiten und so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stand."

B. Vertiefung.

1. Friedrich II.

a) Sein Ziel. Er strebt nach dem Besitz Schlesiens. Das ist nicht Herrsch- und Habsucht, denn Österreich besaß Schlesien zu Unrecht; er tritt nur ein für das von seinen Vätern ererbte Recht. „Was du ererbt von deinen Vätern hast . . ." Er betrachtet also die Erwerbung Schlesiens als eine heilige Pflicht, als ein teures Vermächtnis seiner Vorfahren. Gewiß war es nicht leicht, dieses Ziel zu erreichen, denn Österreich war noch immer viel stärker als Preußen, aber er wartet die günstigste Zeit ab, zeigt also seine Klugheit, seinen Mut. Freilich war der Erfolg unsicher; es konnte auch hier heißen: „Wagen gewinnt, Wagen verliert." Schon das große Ziel zeigt also den thatkräftigen, auf die Größe und Macht seines Landes bedachten Fürsten.

b) Die Mittel zur Erreichung desselben. Er versucht's zuerst auf friedliche Weise. Zwar rückt er sofort in Schlesien ein, aber ohne Blut-

*) Hier sei zur unterrichtlichen Verwertung noch empfohlen: „Soldatenleben zur Zeit Friedrichs des Großen." Richter, Quellenbuch. S. 223.

vergießen, ohne Schwertschlag, nur um Maria Theresia desto leichter zur Herausgabe zu bewegen; denn er weiß wohl: „Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt." Die Bewohner behandelt er nicht als Überwinder, sondern als Landesvater, um sich ihre Liebe zu erwerben, denn er weiß: „Die festeste Stütze eines Fürstenthrones ist die Liebe des Volkes." — „Nicht Roß, nicht Reisige . . ." So zeigt er kluge Mäßigung im Glück, Friedfertigkeit trotz des Schwertes in der Hand, helfende Bruderliebe, indem er Maria Theresia gegen alle ihre Feinde unterstützen will, Liebe zum Volke, das er schonend und milde behandelt.

Erst als sich das Dichterwort nicht erfüllt: „Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden," greift er zu Mitteln der Gewalt. In diesem für ihn fast stets siegreichen Kampfe lernen wir kennen:

seine rasche Entschlossenheit im günstigsten Augenblicke, z. B. beim Beginn beider Kriege: „Frisch gewagt ist halb gewonnen;"

seinen persönlichen Mut in der Stunde der Entscheidung;

seine kluge Mäßigung im Glück; nach jedem Siege ist er sofort zum Frieden bereit, ohne nach weiteren Erwerbungen und Waffenerfolgen zu trachten. „Denn billige Furcht erwecket sich ein Volk, das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt." Im Glück nicht übermütig, im Unglück nicht verzagt, darin zeigt sich der wahrhaft große Mann;

seine Friedfertigkeit trotz seiner Siege. „Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt;"

seine Liebe zum deutschen Vaterlande und dessen Macht und Größe, denn erst dann verbindet er sich mit Frankreich, als alle Versuche bei Maria Theresia vergeblich gewesen sind. „Ans Vaterland . . ." — „O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands;"

seine Treue gegen seine Verbündeten, besonders Bayern. „Ein Fürstenwort darf nicht gebrochen werden;"

seine Dankbarkeit gegen seine verdienten Feldherren, besonders den alten Dessauer nach dem Siege bei Kesselsdorf. Die Dankbarkeit ist ein kostbarer Edelstein in der Krone eines Fürsten.

c) Sein Erfolg. Er hat sein Ziel völlig erreicht. Dadurch trägt er eine Schuld gegen seine Vorfahren ab, sorgt für Vergrößerung seines Landes und für Vermehrung seiner Unterthanen, setzt den durch den großen Kurfürsten begonnenen Ausbau des preußischen Staates fort, legt den Grund zu seinem Feldherrnruhm und zur Größe und Wohlfahrt seines Volkes. Diesen großen Erfolg verdankt er seinen herrlichen persönlichen Eigenschaften, seinen ausgezeichneten Feldherren, seinem kriegstüchtigen Heere und zu einem kleinen Teile auch der Unterstützung seiner Verbündeten.

2. Maria Thereſia.

Alles, was wir von ihr hören, gefällt uns. Auch ſie will das von ihren Vätern Ererbte feſthalten. Sie zeigt Liebe zum Vaterlande, Mut und Entſchloſſenheit in der Gefahr, Standhaftigkeit und Ausdauer im Unglück, edlen Stolz in der Zeit tiefſter Demütigung, tiefen Schmerz über das Verlorene, Unbeugſamkeit in allen ihren Entſchlüſſen. Doch fehlt ihr die Nachgiebigkeit zur rechten Zeit, ſie hätte dadurch ſich und ihrem Lande manches Leid erſpart.

III. Verknüpfung.

1. Der erſte und zweite ſchleſiſche Krieg.

a) Urſache. Dort die Geltendmachung ererbter Rechte, hier ein Zuvorkommen des feindlichen Angriffs und ein Schützen des Erworbenen; in beiden Fällen Angriffskrieg, der zweite jedoch ein ſolcher zum Schutze des bedrohten Vaterlandes.

b) Verlauf. In beiden Kriegen ein ſtetiger Sieg in der offenen Feldſchlacht, nur ein vorübergehendes Zurückweichen entweder vor der Übermacht oder aus Mangel und Not. In beiden werden beſonders Schleſien, Böhmen und Mähren, in letzterem auch Sachſen, alſo feindliche Länder heimgeſucht. In beiden ſind die Feinde Friedrichs dieſelben, nämlich Maria Thereſia; im letzten auch die Sachſen. In beiden ſtehen ihm dieſelben Bundesgenoſſen zur Seite, nämlich Bayern und Franzoſen, während Sachſen im erſten als Freund, im zweiten als Feind erſcheint. Zu Anfang beider Kriege beſetzt Friedrich feindliches Land: im erſten Schleſien, im zweiten Böhmen. Im Verlauf beider muß er ſich aus dem feindlichen Lande zurückziehen: im erſten aus Mähren nach Böhmen, im zweiten aus Böhmen nach Schleſien. In beiden Kriegen wird die erſte Schlacht — Mollwitz, Hohenfriedberg — auf ſchleſiſchem Boden, die zweite — Czaslau, Sorr — in Böhmen geſchlagen. In beiden bietet Friedrich nach glänzenden Siegen ſeiner Feindin den Frieden an.

c) Erfolg. Er iſt in beiden Kriegen derſelbe: Erwerbung Schleſiens, Vergrößerung des preußiſchen Staates, Niederlage aller Feinde.

2. Friedrich II. und Maria Thereſia.

Beide ſind beim Antritt ihrer Regierung noch jung; beide ſind beſtrebt, das von den Vätern Ererbte feſtzuhalten oder zu erwerben; beide ſind auf die Macht und Größe ihres Landes bedacht; beide greifen zur Vergrößerung und zum Schutze ihres Landes zum Schwerte; beide zeigen Liebe zum Vaterlande, Mut und Entſchloſſenheit in der Gefahr, Standhaftigkeit und Ausdauer im Wechſel von Glück und Unglück, Unbeugſamkeit in der Verfolgung ihres Zieles, edlen Stolz bei jeder Demütigung durch den Feind; beide ſind alſo einander

würdige Gegner, hervorragende Zierden von Fürstenthronen. Während aber Friedrich sich durch kluge Mäßigung im Glück auszeichnet, fehlt seiner Feindin die kluge Nachgiebigkeit zur rechten Zeit, sie wird daher vom Unglück verfolgt und verliert Schlesien.

3. Friedrich II. und der große Kurfürst.

Beide sind hervorragende Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern; beide kommen in jungen Jahren zur Regierung; beide sind für das Ansehn des deutschen Reiches nach Außen hin bedacht; beide arbeiten für die Größe und Macht ihres engeren Vaterlandes. Beide verfolgen also das gleiche Ziel, das von den Vätern ererbte heilige Recht ihres Landes zu schützen gegen fremde Gewalt: der große Kurfürst will sein Land gegen die räuberischen Horden der Schweden schützen und dabei das ihm rechtlich zustehende Vorpommern gewinnen, Friedrich will die alten Erbansprüche seines Hauses auf Schlesien verwirklichen; beide wollen also den Stolz der übermütigen Gegner beugen. — Beide wenden die gleichen Mittel an; nachdem alle friedlichen Versuche gescheitert sind, greifen sie zum Schwerte. — Beide ernten den gleichen Erfolg, denn sie gehen als Sieger aus dem Kampfe hervor. Nur die Frucht ihrer Bemühungen ist verschieden, denn während Friedrich sein Ziel völlig erreicht, den Feind nicht nur demütigt, sondern ihm auch eine blühende Provinz entreißt, muß der große Kurfürst sich im Frieden von St. Germain durch die Schuld seiner treulosen Bundesgenossen mit der Demütigung seiner Feinde auf dem Schlachtfelde begnügen, während ihm alles eroberte Land wieder entrissen wird. Auch die Veranlassung zum Kampfe ist verschieden: der große Kurfürst führt nur einen Verteidigungskrieg, Friedrich Angriffs- und Verteidigungskrieg.

4. Friedrich II. und Ludwig XIV.

Beide kommen in jungen Jahren zur Regierung; beide sind die hervorragendsten Fürsten ihres Jahrhunderts; beide haben ihrem Jahrhundert den Namen gegeben; beide sind auf die Vergrößerung ihres Landes bedacht; beide erwerben auch blühende Provinzen: Ludwig das Elsaß, Friedrich Schlesien. — Und doch, wie verschieden sind beide Männer. Ludwig führt alle seine Kriege aus Herrsch- und Habsucht, es sind Raubkriege; Friedrich will nur seinem Hause zu altem Recht verhelfen. Jener verwüstet die feindlichen Grenzländer durch Feuer und Schwert, dieser verfährt schonend selbst im Feindeslande. Jener ist unersättlich, selbst mitten im Frieden raubt er fremdes Gut; dieser trachtet überhaupt nicht nach fremdem Gut, er will nur sein Eigentum. Jener führt ein verschwenderisches Leben, dieser zeichnet sich durch große Sparsamkeit aus; jener ist sogar im eigenen Lande gehaßt, dieser von seinen Unterthanen geliebt und geehrt.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1740 Friedrich Wilhelm I. von Preußen stirbt. Friedrich II. kommt zur Regierung. Kaiser Karl VI. stirbt. Seine Tochter Maria Theresia kommt in Österreich zur Regierung.

1740—48 Der österreichische Erbfolgekrieg.

1740—42 Der 1. schlesische Krieg; Schlacht bei Mollwitz 1741, bei Chotusitz und Czaslau 1742, Friede zu Breslau.

1742—45 Kaiser Karl VII., Kurfürst von Bayern.

1744—45 Der 2. schlesische Krieg; Schlacht bei Hohenfriedberg, Sorr und Kesselsdorf, Friede zu Dresden 1745. Friedrich II. erhält abermals Schlesien.

Feinde der Maria Theresia: Friedrich II., Sachsen, Frankreich, Spanien, Bayern.

Friedrichs Feldherrn: Schwerin, Leopold von Dessau, dessen Sohn Moritz von Dessau.

Zwei Kaiser: Karl VI., Karl VII.

V. Anwendung.

1) Mit welchem Rechte kämpfte Friedrich II. um Schlesien?
2) Wodurch wurde ihm die Ausführung seiner Pläne erleichtert?
3) Welche Bedeutung hat das Jahr 1740 in der deutschen Geschichte?
4) Frankreichs Stellung in beiden Kriegen!
5) Gieb die genaue Lage der Schlachtorte beider Kriege an!
6) Inwiefern zeigt Maria Theresia wahre Herrschertugenden?
7) Gieb die dir bekannten preußischen Ländererwerbungen seit 1618 an!

---

2. Der siebenjährige Krieg.

(Ziel: Wie Friedrich II. in langjährigem Kriege noch einmal um Schlesien kämpfen muß.)

I. Vorbereitung.

Noch einen Krieg um Schlesien? In beiden schlesischen Kriegen ist Maria Theresia geschlagen worden, nicht eine einzige Schlacht haben ihre Truppen gewonnen. Wenn sie einen neuen Krieg wagt — denn nur von ihrer Seite kann der Angriff ausgehen — so muß sie ihre übrigen Feinde geschlagen, vielleicht Bundesgenossen gewonnen haben, um gegen Friedrich II., ihren ge-

fährlichſten Gegner, nochmals zu Felde ziehen zu können. Über dieſen 3. ſchleſiſchen Krieg, der, da er ſieben Jahre gedauert hat, kurz auch der 7jährige Krieg genannt wird, wollen wir jetzt etwas Genaueres hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Urſachen des Krieges. Nach Beendigung des 2. ſchleſiſchen Krieges wurde der öſterreichiſche Erbfolgekrieg noch einige Jahre mit Frankreich in den Niederlanden fortgeführt. Im Frieden zu Aachen 1648 erhielt Maria Thereſia faſt alle ihre Beſitzungen zurück, und Frankreich, welches die habsburgiſche Macht in Öſterreich zu Grunde hatte richten wollen, ging mit leeren Händen aus. Dasſelbe geſchah mit den übrigen Feinden Öſterreichs. Maria Thereſia war alſo mit Ehren aus dieſem Kampfe hervorgegangen. Um ſo mehr nagte der Schmerz über den Verluſt Schleſiens an ihrer Seele, das ein nach ihrer Meinung weit geringerer Fürſt dem mächtigen Hauſe Öſterreich abgetrotzt hatte. Zudem mußte ſie ſehen, wie unter Friedrichs trefflicher Regierung das bisher vernachläſſigte und unterdrückte Land raſch zu Wohlſtand und Blüte gelangte. Die Thränen traten ihr daher in die Augen, ſo oft ſie einen Schleſier ſah. All ihr Sinnen und Denken war darauf gerichtet, ſich des ſchönen Landes bei der erſten Gelegenheit wieder zu bemächtigen. Allein durfte ſie es freilich nicht wagen, ſich mit dem Preußenkönige in einen neuen Kampf einzulaſſen. Doch wurde es ihr nicht ſchwer, Bundesgenoſſen zu finden; denn mit der Macht und dem Wohlſtande Preußens wuchs auch der Neid ſeiner Nachbarn und Feinde, die mit Staunen und Beſorgnis das raſche Wachstum des ehemals ſo kleinen Landes ſahen. Sie mochten fürchten, daß der thatkräftige Friedrich bei dem glücklichen Anfang ſeiner kriegeriſchen Laufbahn nicht ſtehen bleiben, ſondern auf weitere Eroberungen ſinnen würde. Dazu kam, daß Friedrich ſich manche Fürſten dadurch zu perſönlichen Feinden machte, daß er ihre Fehler, Schwächen und offenbaren Laſter mit beißendem Hohn verſpottete. Daher wurde es dem Miniſter der Kaiſerin Maria Thereſia nicht ſchwer, ein großes Bündnis gegen Friedrich zuſtande zu bringen. In Rußland herrſchte damals die Kaiſerin Eliſabeth, deren laſterhaftes, ſittenloſes Leben Friedrich II. oft Veranlaſſung zu Hohn und Spott gegeben hatte. Jetzt ſchloß ſie ein Bündnis mit Maria Thereſia, um ſich an dem verhaßten Preußenkönige zu rächen. Dasſelbe that Frankreich, das ſeit faſt 300 Jahren Öſterreich bekämpft hatte. Dort regierte Ludwig XV. An dem leichtfertigen, ſittenloſen Hofe desſelben war die Marquiſe von Pompadour, eine Frau von niedriger Herkunft und Denkungsart, zu faſt allmächtiger Geltung gekommen, ſo daß ſie, die Geliebte des Königs, die höchſten Ämter und Würden nach Belieben an ihre Günſtlinge vergab und

dadurch die Regierung mehr führte als der König selber. Während die meisten Fürsten sich um die Gunst dieser viel vermögenden Frau bewarben, hatte Friedrich aus seiner Verachtung und Geringschätzung gegen sie und das ganze Treiben des französischen Hofes nie ein Hehl gemacht. Daher wurde es den Bemühungen des Fürsten Kaunitz, des klugen Ministers Maria Theresias, nicht schwer, Frankreich auf Österreichs Seite zu bringen. Er reiste selbst nach Paris, und auch die stolze, auf Sittlichkeit und Tugend haltende Kaiserin Maria Theresia soll einen sehr artigen, schmeichelhaften Brief an die Pompadour geschrieben und diese dadurch für sich gewonnen haben. Frankreich nahm noch rheinische und süddeutsche Fürsten, Köln, Pfalz, Württemberg, Bayern und ihre Truppen in Sold. Was Frankreich that, das that damals blindlings auch Schweden, und so trat es ebenfalls dem Bündnisse gegen Friedrich bei. Den Mittelpunkt all dieser Verhandlungen bildete der sächsische Hof in Dresden. Der Kurfürst von Sachsen, August III., der gleichzeitig auch König von Polen war, und sein eitler Minister, Graf Brühl, sahen mit Neid auf das so weise regierte und darum blühende Preußen. Besonders fühlte sich der alles vermögende Brühl durch den Hohn, womit der große Preußenkönig seiner stets gedachte, tief gekränkt. Er wußte um all die feindseligen Pläne gegen Friedrich, schürte sie und versprach nach dem Ausbruche des Krieges auch die Teilnahme Sachsens. Aber nicht nur Neid und Haß waren die Beweggründe zu diesem Bündnis gegen Preußen; auch die Habsucht spielte eine bedeutende Rolle dabei; denn das Bündnis bezweckte nichts Geringeres, als Preußens Macht zu brechen und den Preußenkönig wieder zum Markgrafen von Brandenburg zu machen. Österreich wollte Schlesien, Rußland Ostpreußen, Schweden Vorpommern, Frankreich die preußischen Besitzungen am Rhein haben, und auch Sachsen hoffte auf Ländererwerb, nämlich auf Magdeburg und Halberstadt.

So stand fast ganz Europa gegen das kleine Preußen verbündet. Friedrich wußte um alle Pläne seiner Gegner, einmal durch den Großfürsten Peter von Rußland, den Sohn und Nachfolger der Kaiserin Elisabeth, der ein eifriger Verehrer und Bewunderer des Preußenkönigs war, dann auch durch einen sächsischen Geheimschreiber des Grafen Brühl, der ihm die Abschriften aller geschlossenen Verträge besorgte. Friedrich sah ein, daß er einen schweren, gefährlichen Kampf zu bestehen haben würde; denn dieser „Welt in Waffen“ hatte er nur sein tapferes, bewährtes Heer, sein vortreffliches, aus dem Adel seines Landes gebildetes Offizierkorps, seine bewährten Generale, den Opfermut seines Volkes und vor allem seine eigene unerschöpfliche Kraft entgegenzusetzen. Zwar hatte er sein Heer in den zehn Friedensjahren nicht nur durch unablässige Übung und treffliche Zucht zum neuen Kriege gestählt, sondern es auch auf nahe 200 000 Mann gebracht, aber dennoch gebot ihm die Klugheit, sich auch seinerseits nach Bundesgenossen umzusehen. Einen solchen fand er in

England, dessen König Georg II. gleichzeitig Kurfürst von Hannover war. Dieser, ein ehemaliger Verbündeter Maria Theresias und Preußen wenig günstig gesinnt, liebte seinen Neffen Friedrich II. nicht, aber fürchtete durch die von Westen vordringenden Franzosen für sein Kurfürstentum Hannover. Diese Furcht trieb ihn auf Preußens Seite, das er in seinem Kampfe besonders durch Hilfsgelder und später auch durch Soldaten unterstützte, indem er die Truppen von Braunschweig, Hessen-Kassel, Gotha und Lippe in Sold nahm und daraus ein Heer zum Schutze Hannovers aufstellte.

Friedrichs Feinde hatten beschlossen, ihn 1757 plötzlich zu überfallen und, ungerüstet wie sie ihn glaubten, zu demütigen. Vorläufig jedoch waren ihre Rüstungen noch nicht vollendet. Friedrich beschloß daher, seine Feinde zu überraschen, schnell von Sachsen und Böhmen Besitz zu ergreifen und vielleicht auf diese Weise auch diesen Krieg wie die beiden ersten durch wenige Schlachten rasch zu beenden. Zuvor forderte er von Maria Theresia Auskunft über den Zweck der schon deutlich hervortretenden Rüstungen und die Zusicherung, daß er weder in diesem noch im folgenden Jahre angegriffen würde. Als er darauf zuerst eine ausweichende und dann eine stolze Antwort erhielt, in der jede weitere Erklärung verweigert wurde, beschloß er, vollgerüstet wie er war, sofort das Schwert zum Entscheidungskampfe zu ziehen. So begann 1756 der siebenjährige Krieg.

Vertiefung.*)

Obgleich Friedrich den Krieg beginnt, so ist dieser für ihn und Preußen doch ein Krieg aus Notwehr, ein Verteidigungskrieg, denn er verteidigt in höchster Notwehr Vaterland und Freiheit gegen fremde Gewalt. Mag darum der Kaiser noch so sehr über Friedensbruch klagen, Friedrich ist in seinem Recht, das Schwert zu ziehen; denn rechtmäßig hat er Schlesien erworben. „Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen gegen Gewalt."

Seine Feinde dagegen führen einen Angriffs- oder Eroberungskrieg. Die Beweggründe dazu sind Haß, Neid, Hab- und Raubsucht; Haß und Rache besonders bei Rußland, Frankreich und Sachsen, da deren gekrönte Häupter und Minister sich rächen wollen für den ihnen durch Friedrich widerfahrenen Spott und Hohn; Neid besonders bei Österreich und Sachsen, die voll Mißgunst auf das vortrefflich und weise regierte Preußen blicken; Hab- und Raubsucht bei allen Verbündeten, da sie wertvolle Teile Preußens an sich reißen und den Preußenkönig wieder zum Markgrafen von Brandenburg erniedrigen wollen. Alle schlechten Eigenschaften haben also zum Krieg gegen Preußen getrieben. „Gewalt geht vor Recht." — „Das Recht ruht auf der Spitze unserer Schwerter." Viel Ehre war in diesem Kampfe für Friedrichs Feinde nicht zu gewinnen, selbst wenn sie Preußen vernichteten, da sie in ungeheurer Übermacht ins Feld zogen; dagegen mußte Friedrich bei einem Triumph über seine Feinde sich mit unsterblichem Ruhme bedecken. „Der Starke ist am mächtigsten allein." Er hat darum recht, wenn er später einmal an einen Freund schreibt: „Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird, zu unterliegen; aber das weiß ich, daß es keine Ehre sein wird, mich zu überwinden."

*) Da die Darbietung eine sehr lange Zeit beansprucht, so dürfte es sich empfehlen, nach jedem Abschnitte sofort eine kurze Vertiefung des Stoffes zu veranstalten, deren Ergebnisse dann unter II B noch einmal zusammengefaßt werden.

2. Friedrichs Einfall in Sachsen und die Schlacht bei Lobositz. In welchem Geiste Friedrich das große Wagnis des ihm aufgedrängten Krieges begann, davon giebt Zeugnis eine geheime Instruktion, die er vor Beginn des Feldzuges seinem Minister, Grafen Finckenstein, einhändigte, und in welcher es u. a. heißt: „Im Fall, daß ich getötet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Änderung ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden. In diesem Falle muß man die Huldigung hier, wie in Preußen und Schlesien, beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale, ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vorteile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt gelebt."

Nachdem er so in echt königlicher, heldenmütiger Gesinnung sein eigenes Wohl demjenigen des Staates nachgestellt, überschritt er am 29. August 1756 mit 70 000 Mann in drei Heersäulen die sächsische Grenze, besetzte Leipzig, Torgau, Wittenberg und das vom Kurfürsten verlassene Dresden und ordnete, da August III. das vorgeschlagene Freundschaftsbündnis zurückwies, eine preußische Landesverwaltung in Sachsen an. Dieses Landes wollte sich Friedrich als einer Vormauer gegen Böhmen versichern und dadurch den Krieg in Feindesland wälzen. Die Vorratshäuser des fruchtbaren Landes wurden den preußischen Heeren geöffnet; Waffen und Geschütz wanderten nach der Festung Magdeburg: die Steuern und alle öffentlichen Einnahmen wurden für Friedrich in Beschlag genommen. Dadurch sicherte er sich die Hilfsquellen des reichen Landes. Das sächsische Heer, 17 000 Mann stark, bezog eine feste Stellung bei Pirna, wo es von Friedrich eingeschlossen wurde, während der Kurfürst und sein Minister Brühl auf der unüberwindlichen Festung Königstein eine sichere Zuflucht suchten.

Friedrichs Einfall in Sachsen, mitten in Friedenszeit, hatte überall die größte Aufregung hervorgebracht. Der Kaiser Franz I., der Gemahl Maria Theresias, stellte ihn als einen Bruch des deutschen Landfriedens dar, forderte in einem Schreiben Friedrich II. auf, von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König August alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen, während er allen Generalen in des Königs Heer befahl, ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu teilen. Als Antwort darauf veröffentlichte Friedrich die

gegen ihn geschmiedeten Pläne, denen er durch seinen Einfall in Sachsen nur habe zuvorkommen wollen.

Friedrich hatte den Plan gehabt, nach der Überrumpelung und Besetzung Sachsens auch Böhmen in raschem Zuge zu nehmen. Allein die zähe Standhaftigkeit der sächsischen Armee, welche in ihrer festen Stellung bei Pirna nur durch Hunger zur Übergabe gezwungen werden konnte, vereitelte diesen Plan. Inzwischen rückte der österreichische Feldmarschall Brown mit einem stattlichen Heere zur Befreiung der Sachsen aus Böhmen heran, und Friedrich mußte mit dem einen Teil seiner Truppen ihm entgegengehen, während der andere Teil die Sachsen bei Pirna festhielt. Bei Lobositz, im nördlichen Böhmen an der Elbe gelegen, traf Friedrich am 1. Oktober 1756 mit etwa 24 000 Mann den etwas stärkeren Feind in einer heißen Schlacht. Nach sechsstündigem Kampfe hatten die Preußen ihr Pulver und Blei verschossen, da gingen sie dem Feinde mit gefälltem Bajonette zu Leibe und nahmen mit stürmender Hand das brennende Lobositz. Während Friedrich selbst bekannte, daß er nicht mehr die alten Österreicher vorgefunden habe, rühmte er in einem Schreiben an Schwerin von seinen Truppen: „Seit ich die Ehre habe, die Truppen zu befehligen, habe ich nie solche Wunder der Tapferkeit gesehen.“ Aber die Österreicher zogen sich unverfolgt zurück, ja Brown drang auf der rechten Seite der Elbe bis Schandau in der sächsischen Schweiz vor, um hier den Sachsen die Hand zu reichen, doch war es vergeblich. Die eingeschlossenen Sachsen hofften indessen sehnlich auf Entsatz. Als der Kanonendonner von Lobositz verhallt war, ohne daß Hilfe nahte, als das Gespenst des Hungers immer zudringlicher durch die Zeltreihen schritt, machten sie noch einen letzten Versuch, die Elbe zu überschreiten, sich nach Böhmen durchzuschlagen und mit Brown zu vereinigen. Aber schlecht verpflegt und schlecht geführt, gelangten sie soweit nicht. Am 16. Oktober streckten sie, noch immer 14 000 Mann stark, das Gewehr und ergaben sich als Kriegsgefangene der Gnade des Preußenkönigs. Friedrich ehrte auch am Feinde die heldenmütig bewiesene Treue: er ritt an der Front der sächsischen Regimenter hinab, grüßte achtungsvoll die Generale und lud sie zur Tafel. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, während des Krieges nicht mehr gegen Preußen kämpfen zu wollen, entlassen, die gemeinen Soldaten dagegen unter die preußischen Regimenter gesteckt, sehr zum Schaden Friedrichs, denn sie hielten, aus Haß gegen die Preußen, nicht lange bei seinen Fahnen aus, sondern desertierten später einzeln und in ganzen Regimentern.*)

Der Kurfürst August und sein Minister Brühl verließen Sachsen und gingen nach Polen, wo sie sich während des ganzen Krieges aufhielten, während

*) An dieser Stelle sei noch zur unterrichtlichen Verwertung empfohlen: „Die Schlacht bei Lobositz.“ Richter, Quellenbuch. S. 228.

Friedrich das Land bis zum Friedensschlusse besetzt hielt, dessen reiche Hilfsquellen zur Fortsetzung des Krieges benutzte, dort Rekruten aushob und seine Winterquartiere bezog.

Vertiefung.

Wir bewundern Friedrichs Thatkraft und Entschlossenheit, womit er den ihm aufgedrungenen Krieg in Feindesland trägt, um sein eigenes Land zu schonen. Das ist stets einer der größten Vorteile zu Beginn des Kampfes. Inwiefern? Den ersten Erfolg im Jahre 1756 erringt Friedrichs Klugheit in der Führung, die Tapferkeit seiner Truppen und die Schwäche seiner Feinde. Der glückliche Anfang des Krieges läßt auch eine glückliche Fortsetzung desselben erhoffen, denn der kühne Wagemut hat auch meist das Glück des Gelingens im Gefolge. „Frisch gewagt ist halb gewonnen." — „Wer wagt, gewinnt." — „Ernstes Ringen führt zum Gelingen."

3. Das Jahr 1757. Friedrichs Einfall in Sachsen hatte rasch alle seine Feinde in Bewegung gebracht, so daß ihm für das Jahr 1757 ein schwerer Kampf bevorstand. Mit höchstens 200 000 Mann, bis zu welcher Zahl er seine Armee durch die größten Anstrengungen zu bringen hoffte, mußte er den Kampf gegen ungefähr 500 000 Feinde aufnehmen. Seine Rettung konnte er nur dadurch herbeiführen, daß er sich eilig nach der einen Seite warf, um einen Gegner zu besiegen oder zu schwächen, ehe die anderen herbeikamen. Wie er das anfing, das lehren uns die folgenden Kriegsjahre.

a) **Die Schlacht bei Prag am 6. Mai.** Sein gefährlichster Feind war Österreich. Er beschloß, erst dieses zu schlagen, vielleicht, so meinte er, würden sich dann auch bei den anderen „die stolzen Wellen legen". Im April rückten die Preußen mit überraschender Schnelligkeit in vier Heersäulen in Böhmen ein, wo zerstreut, von Mähren bis die Eger hinauf, die Österreicher unter dem Oberbefehle des Herzogs Karl von Lothringen standen. Friedrichs Ziel war Prag, bei welcher Stadt der Feldmarschall Brown die österreichischen Truppen eiligst zusammengezogen und sich auf den Anhöhen um dieselbe verschanzt hatte. Die Stellung war außerordentlich fest, fast unangreifbar, denn zu den mit Kanonen dicht besetzten Höhen vermochten die Preußen erst über sumpfige Wiesen hinweg zu gelangen. Allein Friedrich mußte jetzt rasch siegen oder seine Sache verloren geben, da erbitterte Feinde von allen Seiten seine Länder bedrohten. Deshalb befahl er den sofortigen Angriff am 6. Mai. Der alte 73jährige Feldmarschall Schwerin war erst am Morgen mit ermüdeten Truppen auf dem Schlachtfelde angekommen; er riet, die Schlacht auf den folgenden Tag zu verschieben. Als aber Friedrich auf sofortigem Angriff bestand, rückte er mit entschlossener Geberde nach seiner Gewohnheit den Hut tief in die Augen und sagte: „Soll und muß denn gerade heut geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe." Und nun ging es gegen die feindlichen Anhöhen. Obgleich man sich über den Boden getäuscht und für Saatfelder angesehen hatte, was sich als grünbewach-

sener Sumpf erwies, so rückte doch die preußische Infanterie mutig vor. Das furchtbare Kanonenfeuer der Österreicher aber streckte ganze Reihen nieder. Es schien unmöglich, auch mit der größten Tapferkeit gegen solche Verschanzungen etwas auszurichten. Schon begannen die Soldaten zu weichen, da sprang Schwerin vom Pferde, riß einem fliehenden Fähnrich die Fahne aus der Hand, stellte sich an die Spitze und rief: „Heran, meine Kinder!“ Kaum aber hatte er einige Schritte gethan, so sank er, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, zu Boden. Die Fahne, die er den Seinigen zum Siege vorangetragen, deckte ihn und verhüllte sein Antlitz. Der Tod des Führers aber entflammte die Soldaten zu äußerster Anstrengung. Immer neue Bataillone drangen vor und sanken dahin; fast alle Generale sprangen vom Pferde und führten, den Degen in der Faust, ihre Truppen persönlich vorwärts, bis endlich Friedrich selbst die Entscheidung herbeiführte, die Reihen des Feindes durchbrach, die Höhen nach fürchterlichem Blutbade nahm und den Feind in die Stadt Prag zurücktrieb. Auch der erfahrene österreichische Feldmarschall Brown wurde durch eine Kanonenkugel tödlich verwundet und starb bald darauf in Prag.

So blieb der Sieg in den Händen der Preußen, aber er war teuer erkauft; denn etwa 12 000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und Schwerin war nach Friedrichs Worten allein 10 000 Mann wert. Der König vergoß Thränen des Schmerzes und der Trauer über den Verlust seines tapferen Feldherrn. Der Verlust der Österreicher war noch größer; außer 12 000 Gefallenen hatten sie auch noch 5000 Gefangene und 60 Kanonen eingebüßt.*)

Vertiefung.

Friedrichs Thatkraft und rasche Entschlossenheit, mit der er den Kampf beginnt und nicht auf den folgenden Tag verschiebt, erringen den Sieg. „Frische Fische sind gute Fische.“ In glänzendem Lichte erscheint uns die unüberwindliche Tapferkeit seiner Soldaten und ihrer Führer, besonders des Feldmarschalls Schwerin. Seiner begeisterten Liebe zu König und Vaterland opfert er das Leben. „Sei getreu bis in den Tod ...“ „Mit Gott, für König und Vaterland.“ Sein Tod, seine aufopfernde Hingabe für das Vaterland bricht der Freiheit eine Gasse, entflammt die wankenden Truppen zu heldenmütiger Tapferkeit, ist ein leuchtendes Beispiel und Vorbild wahrer Unterthanentreue. Die beste Anerkennung eines solchen Heldentodes ist die Trauer des Heeres um den gefallenen Vater, sind die Thränen der Liebe, der Verehrung, der Dankbarkeit, die der größte König seiner Zeit um ihn weint. „Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“ Diese königlichen Thränen sind ein Denkmal, das der große Friedrich dem treuen Freunde, dem unerschrockenen Heerführer, dem todesmutigen Feldherrn, dem sich aufopfernden Vaterlandsfreunde setzt; sie sind aber auch ein Denkmal der Dankbarkeit, das der König sich selber setzt. „Sei dankbar für erwiesene Wohlthaten.“ Eine solche Anerkennung von solchem König muß Liebe, Begeisterung, Heldenmut, Todesverachtung bei seinen Truppen erwecken und den endlichen glücklichen Ausgang des Krieges herbeiführen.

*) Hier würde ergänzend hinzuzufügen sein: „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag“ von Gleim.

b) **Die Niederlage bei Kollin am 18. Juni.** Der größte Teil der Österreicher hatte sich nach Prag zurückgezogen, und Friedrich begann die Belagerung der Stadt, in welcher noch an 50 000 Feinde lagen. Die belagerte Armee hielt standhaft aus. Vergeblich waren alle Aufforderungen, sich zu ergeben, vergeblich aber auch alle Anstrengungen der Belagerten, sich zu befreien. Bald trat Mangel ein, und Besatzung und Bürgerschaft war in Gefahr, Hungers zu sterben. Durch die Beschießung der Stadt entstanden unaufhörliche Feuersbrünste. Die Preußen konnten nachts das Geschrei und Wehklagen der Einwohner deutlich hören. 12 000 derselben wurden aus der Stadt gejagt, um die Hungersnot zu vermindern; allein die Kanonenkugeln der Belagerer trieben sie wieder in ihr Elend zurück. So schien der Hauptstadt Prag kein anderer Ausweg zu bleiben, als sich zu ergeben. Da, als Hunger und Krankheit und die preußischen Feuerkugeln die Stadt schon aufs äußerste gebracht, rückte ein österreichisches Entsatzheer unter dem Feldmarschall Daun heran. Er war einer der tüchtigsten Feldherrn Maria Theresias. Langsam in seinen Entschlüssen und deren Ausführungen, setzte er der stürmischen Tapferkeit Friedrichs, der den Krieg Schlag auf Schlag zu führen liebte, große Vorsicht und Behutsamkeit entgegen. Auch jetzt verstärkte er sein Heer fort und fort, zögerte aber mit dem Angriff. Da beschloß Friedrich, das Manöver mit den Sachsen vom vorigen Jahre zu wiederholen, mit einem Teile der Prager Belagerungsarmee Daun entgegenzugehen, ihn zu schlagen, dann Prag einzunehmen, nach Wien zu marschieren, dort den Frieden zu diktieren und so den Krieg mit einem Schlage zu beendigen. Denn jeder Tag war ihm kostbar, da er wußte, daß Russen, Schweden, Franzosen und Reichstruppen sich von allen Seiten seinen Staaten näherten. Bei Kollin an der Elbe traf er am 18. Juni mit etwa 31 000 Mann auf einen weit überlegenen Feind von 54 000 Österreichern und Sachsen, die eine durch Schluchten, Hohlwege und sumpfige Wiesen hinlänglich gedeckte Stellung auf den Höhen bei Kollin einnahmen. Ein Teil der österreichischen Armee stand am Abhange, der andere auf dem Gipfel des Berges. Ein zahlreiche Artillerie, in zum Teil unersteiglicher Stellung, schien jeden Angriff unmöglich zu machen. Dennoch griffen die Preußen an. Friedrich hatte einen vortrefflichen Schlachtplan entworfen. Alles ging gut; der Husarengeneral Zieten schlug die feindliche Reiterei zurück; das preußische Fußvolk erstürmte die Höhen; schon begannen die feindlichen Reihen zu wanken; schon hielt sich Daun für verloren und gab den Befehl zum Rückzuge, da gerieten die Preußen durch die Fehler einzelner Führer in eine ungünstige Stellung, in welcher sie dem furchtbaren Kanonenfeuer des Feindes, der jetzt standhaft aushielt, ausgesetzt waren. Siebenmal versuchten sie den Ansturm gegen die feindlichen Batterieen; zum letzten entscheidenden Stoß aber fehlten die Kräfte, denn sie hatten kein frisches Bataillon mehr in den Kampf zu führen. Jetzt

machten sächsische und österreichische Reiterregimenter einen Angriff auf das erschütterte preußische Fußvolk und zerschmetterten es Stoß auf Stoß. Friedrich selbst stürzte sich mit Todesverachtung in das dichteste Getümmel. Er sammelte von den Flüchtigen ein Häuflein von 40 Mann und führte es gegen eine feindliche Batterie. Als alle gefallen waren oder sich verlaufen hatten, fragte ihn sein Adjutant: „Wollen Ew. Majestät die Batterie allein erobern?“ Da endlich blieb der König stehen, betrachtete durch das Fernrohr noch einmal unerschrocken die Stellung der Feinde, ging dann ruhig zurück und gab den Befehl zum Rückzuge, der unter Zietens Schutz auch unbelästigt vollführt wurde, da Daun, froh des ersten errungenen Sieges über die Preußen, seinen Feind nicht verfolgte. Friedrich hatte 14 000 Mann an Toten und Verwundeten, 29 Fahnen und 43 Geschütze verloren. Unbeschreiblich war die Betrübnis des preußischen Heeres über diese Niederlage. Friedrich selbst war tief bewegt. Als man auf dem Rückzuge in einem Dorfe Rast machte, um die Pferde zu tränken, trat ein alter Husar an ihn heran, reichte ihm einen Trunk Wasser und sprach treuherzig: „Trinken Ew. Majestät doch und lassen Sie Schlacht Schlacht sein. Es ist nur gut, daß Sie noch leben. Unser Herrgott kann uns schon wieder den Sieg verleihen!“ Bald darauf fanden die Offiziere den König in trüben Gedanken auf einer Brunnenröhre sitzend, wie er mit seinem Krückstocke Figuren in den Sand zeichnete. Niemand wagte ihn anzureden. Plötzlich sprang er auf und gab ruhig die nötigen Befehle. Als die Reste seines schönen Heeres an ihm vorüberzogen, sprach er: „Kinder, ihr habt heute einen schweren Tag gehabt, aber habt nur Geduld, ich werde alles wieder gut machen!“

Die Niederlage von Kollin war die erste, die Friedrich erlebte, und die Folgen derselben waren überaus hart. Durch dieselbe büßte er nicht nur den bisher genossenen Ruf der Unüberwindlichkeit ein, sondern mit ihr sank auch sein Plan zusammen, nach Wien zu marschieren und dort den Frieden zu diktieren. Jetzt mußte er an Verteidigung und Rettung denken, eilends die Belagerung von Prag aufheben, Böhmen verlassen und zurück nach Sachsen gehen. Anfangs so niedergebeugt, daß er sich mit Todesgedanken trug, gewann er doch sehr bald seine ursprüngliche Seelenkraft wieder und verzweifelte trotz seiner Niederlage nicht. Den Rat seines Bruders Heinrich, durch schleunige Abtretung Schlesiens seine übrigen Länder zu retten, wies er zurück. Auch das preußische Volk verzweifelte nicht an seines Königs Glück. In Pommern, Brandenburg und Magdeburg rüstete man auf eigene Kosten Soldaten aus und sandte sie dem König oder schickte sie nach Magdeburg, Küstrin und Stettin, diese wichtigen Festungen zu verteidigen, und in Stettin brachte man eine kleine Flotte zusammen, um die Odermündungen gegen die Schweden zu halten. In Westfalen verbarg man die Einkünfte des Königs vor den Augen

der Feinde und sandte sie diesem heimlich zu. In allen Gegenden Preußens brachte man die größten Opfer. Edelleute, in Waffen grau geworden, eilten von ihren Gütern herbei, um aufs neue die Beschwerden des Krieges zu tragen. Bauern, Bürger und Edelleute spannten ihre Pferde vom Wagen und sandten sie, 4000 an der Zahl, dem König, der ihrer bedurfte.*) Und mit welcher Heldengröße dieser selbst seine Lage auffaßte, das geht aus den Versen hervor, mit denen er einige Wochen nach seiner Niederlage einen an seine Schwester gerichteten Brief schloß. Sie lauten:

„Ich weiß, ich bin ein Mensch, geboren nur zu Leid,
Doch gegen Mißgeschick halt ich den Mut bereit. —
Und du, geliebtes Volk, du, dessen Not mich rührt,
Für dessen Wohl die Pflicht mich auf das Schlachtfeld führt,
Ich sehe dich bestürmt, dich von Gefahr umringt,
Dein banger Hilferuf mir tief zum Herzen dringt.
Nicht acht ich Rang und Glanz für edleren Gewinn,
Dich zu erretten, geb ich gern mein Blut dahin.
Ja, dir gehört mein Blut, dir nur gehört mein Leben,
Mit Freuden sei's für dich zum Opfer hingegeben.
Fürs Vaterland focht ich, den Lorbeer wollt ich brechen;
Ihr Krieger, auf! Es gilt, jetzt seine Schmach zu rächen.
An seiner Wälle Fuß soll nicht der Tod uns schrecken;
Wir siegen — oder uns soll Staub und Trümmer decken."

---

*) Welcher Geist der Opferfreudigkeit die Unterthanen Friedrichs beseelte, zeigt folgende kleine Geschichte:

Anhänglichkeit der Grafschaft Mark.

Die Grafschaft Mark (zu beiden Seiten der Ruhr bis zur Lippe gelegen), fruchtbar und reich, bewohnt noch heute ein Stammvolk biederer, derber, alter Germanen. Milde und freundlich beherrscht von den alten Grafen der Mark, nachher geliebt und geschätzt vom großen Kurfürsten, zogen sie die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen zur Zeit des siebenjährigen Krieges auf sich. Nach Schlachten, die viele Menschen gekostet, machten unaufgefordert, aus eigenem, inneren Antriebe diese riesigen Männer, die Hellweger in weißen, die Sauerländer in blauen Kitteln, den Pumpernickel- und Schinkenbeutel auf dem Rücken, den Eichenstock in der Faust, Söhne wohlhabender Bürger und Bauern, zu Hunderten wiederholt sich auf ins entfernte Heerlager zu ihrem königlichen Vater Fritz. Als sie so vor ihm zum erstenmale erschienen, fragte er sie: „Woher kommt ihr?" — „Aus der Grafschaft Mark." — „Was wollt ihr?" — „Unserem Könige helfen." — „Ich habe euch nicht gerufen." — „Desto besser." — „Wer hat euch denn rekrutiert?" — „Keiner." — „Es muß euch doch einer geschickt haben?" — „Ja, unsere Väter." — „Wo ist der Offizier, der euch geführt hat?" — „Wir haben keinen." — „Wer hat euch denn kommandiert?" — „Wir selbst." — „Wie viele von euch sind unterwegs desertiert?" — „Desertiert? Könnten wir das, dann wären wir ja nicht freiwillig gekommen."

Das Adlerauge des großen Königs glänzte vor Freude beim Anblick dieser treuen Vaterlandssöhne. „Seid mir willkommen, wackre Männer!" rief er aus. „Brave, redliche Markaner, auf euch kann ich bauen." Dies königliche Wort erhielt sich wie eine heilige Sage im Lande; es tönte fort und fort von einem Geschlecht zum andern und lebt noch heute in der Brust eines jeden hochsinnigen Markaners an den Ufern der rauschenden Lippe und Ruhr.

Vertiefung.

Friedrich ist bisher im Kriege nie überwunden worden; er denkt kaum an die Möglichkeit einer Niederlage. „Die Erfolge," so schreibt er nach der Schlacht bei Kollin an den Feldmarschall Keith, seinen guten Freund, „geben oft eine gefährliche Sicherheit." Er vertraut zu sehr auf sich und seine Kraft, auf seinen Glücksstern und sein Feldherrntalent, auf die Tapferkeit seiner Truppen. Bei Kollin mußte er es erfahren: „Glück und Glas, wie bald bricht das" — „Es kann vor Tag leicht anders werden, als es am frühen Morgen war." Aber diese Niederlage zeigt doch des Königs Fähigkeiten im glänzendsten Lichte. Sie lehrt uns besonders seine todesverachtende Tapferkeit kennen. „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet, doch den Verzagten holt er ein." — „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt." Trotzdem verzweifelt er nicht. Die Liebe zum Vaterlande, seine Sorge um Erhaltung desselben, sein stark entwickeltes Ehrgefühl richten ihn wieder auf. Diese Eigenschaften sprechen aus den herrlichen an seine Schwester gerichteten Versen, sie sprechen auch aus den Worten, die er nach der Niederlage einem Freunde schreibt: „Kein Zweifel, es giebt in der Welt viele Leute, die geschickter sind als ich, und ich weiß sehr gut, wie weit ich von der Vollkommenheit entfernt bin. Aber wenn sich's um Liebe zum Vaterland, um Eifer um seine Erhaltung und seinen Ruhm handelt, dann nehme ich's mit der ganzen Erde auf, und diesen Gesinnungen werde ich treu bleiben bis zum letzten Hauche meines Lebens." Er glaubt auch ferner felsenfest an sein gutes Recht, vertraut seinem Glücksstern, fühlt sich verpflichtet, zum Wohl seines Heeres und Landes zu kämpfen. „Ans Vaterland, ans teure ..."

Und sein Volk? Es zeigt Liebe und Begeisterung für seinen Fürsten, hingebende, aufopfernde Unterthanentreue gegen seinen Heldenkönig, Liebe zu Fürst und Vaterland. Inwiefern?

„Heilige Flamme, glüh,
Glüh und verlösche nie
Fürs Vaterland!
Wir alle stehen dann
Mutig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Reich."

Die Niederlage bei Kollin lehrt Friedrich es erst recht erkennen:

„Nicht Roß, nicht Reisige
Sichern die steile Höh,
Wo Fürsten stehn.
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründen den Herrscherthron
Wie Fels im Meer.

c) **Der Sieg bei Roßbach am 5. November.** Die Niederlage bei Kollin war für Friedrich nur der Anfang schweren Mißgeschicks. Alle seine Feinde jauchzten jetzt in kühner Hoffnung auf; von allen Seiten rückten sie heran, um, wie sie glaubten, an der sicheren Beute teilzunehmen. Die Russen drangen, 160 000 Mann stark, in Ostpreußen ein und schlugen ein preußisches Heer. Die Schweden fuhren über die Ostsee, um in Pommern einzufallen. Ein neues österreichisches Heer unter Daun war in Schlesien eingerückt und hatte es besetzt. Vor allem gefahrdrohend aber war das Vordringen der Franzosen, welche mit zwei großen Heeren den Rhein überschritten. Ihre Hauptarmee hatte fast ganz Westfalen in Besitz genommen, das englisch-hannöversche Heer daselbst geschlagen und bedrohte jetzt Hannover, Braunschweig und Friedrichs Hauptländer Brandenburg, Magdeburg und Halberstadt. Ein zweites französisches Heer vereinigte sich mit der Reichsarmee, um durch Thüringen nach

Sachsen vorzudringen. Dieses Land war der Mittelpunkt aller Kriegsunternehmungen Friedrichs; wenn er es verlor, so mußte sein eigenes Land der Schauplatz des Krieges werden, und woher sollte er dann sein Heer und seine Kriegskasse ergänzen? Sein Untergang schien unvermeidlich. Zu diesen schweren Kriegsunfällen traf ihn auch noch tiefe Familientrauer, da seine von ihm heiß geliebte Mutter in dieser Zeit starb. Aber mehr noch, als sein eigenes Leid, drückte ihn das Unglück seines Volkes, das von den fremden Heeren schwer heimgesucht wurde. Je mehr jedoch die drückende Fremdherrschaft auf den unglücklichen Provinzen lastete, desto mehr erwachte in fast ganz Deutschland die Teilnahme für Friedrich, in dem man jetzt nicht nur den Feind Österreichs, sondern zugleich den Vorkämpfer gegen fremde Gewalt erblickte.

Da die größte Gefahr durch die Franzosen drohte, so wandte sich Friedrich zunächst gegen sie, die, unter dem Oberbefehle des Prinzen Soubise stehend, sich mit der Reichsarmee vereinigt hatten.*) Bei dem Dorfe Roßbach, auf dem linken Ufer der Saale unweit Merseburg gelegen, trafen sich beide Heere. Friedrich konnte den 60 000 Franzosen und Reichstruppen nur 22 000 Mann entgegen stellen. Beim Anblick des kleinen Häufleins Preußen kannte der Übermut der Franzosen keine Grenzen. Da sie das Heer des Königs rings umstellt hatten, bildeten sie sich in ihrem Hochmute ein, es werde ihnen leicht sein, Friedrich samt seinem ganzen Heere gefangen zu nehmen. Ja man warf sogar die Frage auf, ob es einer großen Armee, wie der französischen, würdig sei, sich mit einer so kleinen zu schlagen. Als die preußischen Truppen am Tage vor der Schlacht ihre Stellung veränderten, um die Franzosen aus ihrem guten Lager zu locken, da jubelten diese schon wie über einen Rückzug, ja alle Trommelschläger und Spielleute mußten Siegeslieder wie über eine gewonnene Schlacht anstimmen. Nur eine Sorge hatte man, Friedrich möge entwischen. Sie marschierten daher an den Hügeln, auf denen er mit seiner kleinen Schar gelagert war, ganz eilig vorüber, um ihm den Rückzug nach seinen Ländern abzuschneiden. Als auch das gelang, sandte Soubise schon einen Eilboten nach Paris, um dort anzuzeigen, daß er den Markgrafen von Brandenburg bald als Gefangenen zur Augenweide der Pariser schicken werde. Inzwischen blieb Friedrich den ganzen Vormittag, als ahne er nichts von der drohenden Gefahr, in seinem Lager; nur in der Stille ließ er alles zum Aufbruch vorbereiten. Noch um Mittag standen die Zelte der Preußen unbeweglich; die Soldaten kochten ihr Mittagsessen; der König setzte sich mit seinen Generalen und Offizieren zur Tafel, als wenn es gar keinen Feind in der Welt gäbe. Die Franzosen waren entzückt, daß er so in die Falle ging; sie hielten die

*) Hier würde ergänzend die Episode „Seydlitz und die Franzosen in Gotha" hinzugefügt werden können.

Ruhe im preußischen Lager für dumpfe Verzweiflung. Plötzlich, um zwei Uhr nachmittags, giebt Friedrich Befehl, die Lagerzelte abzubrechen und in Schlachtordnung zu treten. In kaum einer halben Stunde sind die Zelte verschwunden, die Kanonen rasseln daher, in schönster Schlachtordnung steht das Heer. Wie staunen nun die Franzosen, als sie die blitzschnelle Veränderung im preußischen Lager sehen! Den Oberbefehl über die Reiterei führt der General Seydlitz, der beste Reiter im ganzen Heere. In einem Hohlweg stehend, bleibt er den Augen des Feindes verborgen. Plötzlich bricht er wie ein Sturmwind unter die Franzosen; von einem Hügel speien die preußischen Kanonen ihren eisernen Hagel unter die Feinde, und auch die Infanterie geht im Sturmschritt vor und jagt durch ihr Schnellfeuer das französische Fußvolk in wilde Flucht. Auf den verwirrten Knäuel, der sich rückwärts wälzt, stößt Seydlitz mit seinen Schwadronen, die er nach seinem Sieg über die französische Reiterei sofort gesammelt, und macht die Niederlage vollständig. Reiterei und Fußvolk, alles stäubt in wilder Flucht auseinander; die ganze Armee kommt in wildes Laufen; ein Schrecken ohnegleichen ist über die hochmütigen Franzosen gekommen; sie lassen ihre reichen Zelte im Stich, werfen Hüte, Tornister, Stiefel und Flinten von sich, welche wie gesät das Feld bedecken, und fliehen in Sturmeseile die ganze Nacht hindurch über die einzige Brücke der Unstrut und weiter bis an den Rhein, bis sie sich jenseits desselben vor Friedrichs Verfolgung sicher wissen. Prinz Soubise wird nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet; ein pommerscher Dragoner ist ihm bei der Verfolgung hart auf den Fersen und schlägt ihn braun und blau. Die Reichsarmee, die gar nicht zum Schlagen gekommen, ist gleich zu Anfang des Kampfes, nach den ersten Kanonenschüssen, so eilig davongelaufen, daß ihr Name spottweise in Reißausarmee verwandelt wird und Ferdinand von Braunschweig, der ihr gegenüber den rechten Flügel der Preußen kommandiert, gar nicht zum Schlagen kommt.

Friedrich aber dachte nicht daran, den fliehenden Feind zu verfolgen, da inzwischen die Dunkelheit der Nacht hereinbrach, sonst wäre die feindliche Armee völlig vernichtet worden. Während der ganzen anderthalbstündigen Schlacht, die für die Preußen eigentlich nur ein fröhliches Jagen auf Reichsarmee und Franzosen gewesen, hatte er nur 165 Tote und 376 Verwundete verloren, während seine Gegner außer 72 Geschützen und 22 Fahnen an 4000 Tote und Verwundete und 7000 Gefangene einbüßten. Dabei war nicht einmal die ganze preußische Armee zum Schlagen gekommen; nur sieben Bataillone Infanterie hatten sich am Kampfe beteiligt, zehn aber keinen Schuß gethan. Am folgenden Tage sagte Friedrich seiner ganzen Armee feierlich Dank für ihre herrliche Kriegsthat; der Held des Tages aber, der ritterliche Seydlitz, dessen stürmischem Angriff der Sieg besonders zu danken war, sah sich vom König durch die höchste Auszeichnung, den schwarzen Adlerorden, geehrt und

wurde — er war damals 36 Jahre — sofort zum Generalleutnant ernannt. Friedrich aber ward durch den fröhlichen Sieg bei Roßbach der bewunderte Liebling seines Volkes, ja ganz Europas. Der Tag von Roßbach war der herrlichste Ehrentag für Preußen, ja selbst für Deutschland, das seit Jahrhunderten unter dem Übermut der siegreichen Franzosen so Schweres erduldet. Alle echt deutschen Herzen jubelten auf; immer größer wurde die Liebe und Bewunderung für den großen deutschen Helden, besonders auch in England, das sich mit ihm jetzt um so fester verband und ihm jährlich $4^1/_2$ Millionen Thaler Hilfsgelder sandte. Das Volk aber sang:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

Vertiefung.

Voll Hochmut, Dünkelhaftigkeit, Geringschätzung blicken die Franzosen auf Friedrichs kleine Schar. Sie glauben, wie einst in der Zeit Ludwigs XIV., noch immer, unüberwindlich zu sein, ohne zu bedenken, daß ihr Gegner ein Meister der Kriegskunst ist, der nicht um habsüchtigen Gewinnes willen kämpft, sondern für Vaterland und Freiheit, Ehre und persönliche Existenz ficht. Sie unterschätzen auch den Wert der kleinen Armee, die für einen solchen König mit größter Begeisterung in den Tod geht, von der des Dichters Wort gilt: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren; eher den Tod, als in der Knechtschaft leben." Bei Roßbach erfüllt sich an den Franzosen: „Hochmut kommt vor dem Falle". Nie war ein kriegerischer Dünkel lächerlicher, und nie wurde er besser und gründlicher bestraft; denn neben Anmaßung und Stolz vor der Schlacht, zeigen sie nur Feigheit, Furchtsamkeit, Kopflosigkeit während derselben, so daß niemals ein leichterer, fröhlicherer Sieg erfochten worden ist. „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . ."

Dagegen zeigt Friedrich Kaltblütigkeit in der Stunde der Gefahr, wiegt durch seine Ruhe den Feind in gefährliche Sicherheit, ist seinen Soldaten ein leuchtendes Vorbild furchtloser Unerschrockenheit, in seinen Anordnungen ein Muster berechnender Klugheit, List und Schlauheit, seinen tapferen Feldherrn und Soldaten gegenüber ein Beispiel echt königlicher Dankbarkeit, der neidlos die Verdienste des tapferen Seydlitz belohnt, alles in allem ein König nach dem Herzen seiner Unterthanen und bald mit Recht der bewunderte Liebling Europas. „Wohl dem Lande, dessen König edel ist."

An Seydlitz bewundern wir die ungestüme Tapferkeit, mit der er an der Spitze seiner Reiterscharen den Sieg erringt. „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet . . ."

Bei Prag ein trüber, trauriger Sieg, denn er ist mit schweren Opfern an Blut erkauft; bei Roßbach ein lustiger, fröhlicher Sieg, denn er hat wenig Tote und Verwundete gekostet und ist in seinen Folgen entscheidender und wichtiger. Das ganze deutsche Volk empfindet und feiert diesen Sieg als nationalen Triumph über den Erbfeind; denn immer klarer erkennt das Volk, daß Friedrich für Deutschland kämpft. Der französische Hochmut, der so oft vom deutschen Schwerte gezüchtigt, zuletzt doch immer das Feld behauptet und auch jetzt wieder die rheinischen Lande mit Blut und Trümmern bedeckt hat, wurde von Friedrichs gutem Schwerte in Schande gestürzt, so daß ein lautes Frohlocken darüber durch alle deutschen Gauen geht. Der Sieg von Roßbach ist also eine nationale That.

d) **Die Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember.** Allein so herrlich der Sieg auch gewesen, so konnte sich Friedrich doch nicht lange der Sieges-

freude hingeben; denn während er Sachsen rettete, ging Schlesien für ihn verloren. Das Heer, das er zum Schutze desselben zurückgelassen, wurde geschlagen, der Führer desselben gefangen, die Festung Schweidnitz und die Hauptstadt Breslau erobert. Wollte er das Land nicht in den Händen der Österreicher lassen, so mußte er noch vor Beginn des Winters eine Schlacht wagen. Friedrich beschloß, die Feinde anzugreifen, wo er sie fände, „und wäre es hoch auf dem Zobtenberge". Er wußte, daß er jetzt vor der wichtigsten Entscheidung des ganzen Krieges stand; entweder mußte er siegen, oder er war verloren. Trotz aller Anstrengungen aber vermochte er sein Heer nur auf 33000 Mann zu bringen, während ihm die Österreicher unter Karl von Lothringen und Daun eine dreimal so starke Macht entgegenstellten. Trotzdem beschloß er, das gefährliche Wagnis zu vollbringen. Genau einen Monat nach dem fröhlichen Siege bei Roßbach traf er mit seiner „Potsdamer Wachtparade", wie sein kleines Heer spottweise genannt wurde, bei dem Dorfe Leuthen unweit Breslau auf den Feind. Ehe er den großen, entscheidenden Schlag führte, versammelte er zwei Tage vor der Schlacht alle seine Generäle und höheren Offiziere um sich und hielt eine ergreifende Ansprache an sie. Nachdem er die Größe der Gefahr geschildert, in welcher das Vaterland schwebte, und ihren bisher bewiesenen Mut, ihre Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe rühmend hervorgehoben hatte, fuhr er fort: „Ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Österreicher in dem Besitze von Schlesien. Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterieen begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß in der ganzen Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß Sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden!" Aus aller Augen leuchtete ihm nur tiefe Rührung und feuriger Kriegsmut entgegen, und so fuhr er fort: „Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." Einen Augenblick hielt er inne, dann fuhr er im Tone des Königs fort: „Das Regiment Kavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach

der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden! Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Und das Glück begünstigte ihn. Der Morgen des 5. Dezember brach an. Der König ritt durch den dichten Nebel seinem Heere voraus. Er rief seinen treuen Zieten heran und ließ sich von ihm einen Offizier mit 50 Husaren zur Bedeckung geben. Zu diesem sprach er: „Ich werde mich heute der Schlacht mehr aussetzen müssen wie sonst. Er mit seinen 50 Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt acht, daß ich dem Feinde nicht in die Hände falle. Falle ich, so bedeckt er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort und der Feind — der wird geschlagen!" Frohe Siegeszuversicht lebte in der Brust seiner Soldaten. Aus ihren Reihen klang es wohlgemut: Es ist heute wieder der fünfte! und „Roßbach!" hallte die Antwort durch das Heer. Einige Abteilungen sangen unter Begleitung der Feldmusik: „Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret . . . !" Der König horchte, und sein Adjutant wollte den Gesang verbieten. Friedrich aber sagte: „Nein, lasse er das, mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen."

Friedrich benutzte auch hier wie in fast allen seinen Kämpfen mit meisterhaftem Blick die Beschaffenheit der Gegend, die er noch dazu ganz genau von früheren Manövern her kannte. Bei Leuthen dehnt sich eine große Ebene aus, und die feindliche Schlachtlinie war fast eine Meile lang. Die Österreicher trauten ihren Sinnen kaum, als sie die kleine Armee der Preußen zum Angriff vorrücken sahen. Friedrich aber hatte einen trefflichen Schlachtplan entworfen. Hinter einer Wand niederer Hügel zog er unbemerkt seine Infanterie zusammen. Dann täuschte er den Feind, indem er seinen Angriff scheinbar auf den rechten, in Wirklichkeit aber auf den linken Flügel richtete, der dadurch völlig überrascht ward. Durch den heftigen Stoß der preußischen Infanterie über den Haufen geworfen, geriet durch ihn das ganze Heer in Unordnung. Am heftigsten wurde um den Besitz des Dorfes Leuthen gekämpft; jedes Haus, jede Hecke, jede Mauer mußte von der preußischen Garde mit dem Bajonett erstürmt werden. Als die österreichische Reiterei am Nachmittage noch durch einen großen Angriff den Sieg an sich zu reißen suchte, prallte auch dieser ab an der preußischen Kavallerie, die, von Seydlitz geführt, die österreichischen Reiterscharen zersprengte, sich mit Ungestüm auf das noch standhafte feindliche Fußvolk des rechten Flügels warf und dasselbe zum Wanken brachte. Bald befand sich die Infanterie in wilder Flucht; sie warf die Gewehre weg und

war nur auf ihre Rettung bedacht; was nicht floh, wurde gefangen genommen; die ganze Armee löste sich in grenzenlose Unordnung auf. Nur die einbrechende Nacht hemmte die Verfolgung des Feindes und rettete ihn vor vollständiger Vernichtung.

So war einer der glänzendsten Sieg errungen, von denen die Weltgeschichte erzählt, errungen durch den überlegenen Scharfsinn und Feldherrnblick des Königs, die begeisterte Hingabe seiner Generale und Offiziere an seine Pläne, die Schnelligkeit der Bewegungen und die unüberwindliche, todesmutige Tapferkeit seiner Soldaten. Die Österreicher hatten an 10000 Tote und 20000 Gefangene, 59 Fahnen und 134 Kanonen, Friedrich nur etwa 6000 Tote und Verwundete eingebüßt; außerdem nahm er ihnen 4000 Wagen mit Heeresbedürfnissen aller Art ab. Der schönste Preis des blutigen Kampfes aber war, nachdem Ziethen den geschlagenen Feind noch bis zur böhmischen Grenze verfolgt hatte, die Rettung Schlesiens, dessen Hauptstadt Breslau sich mit der österreichischen Besatzung dem Könige ergeben mußte. Hier wurde ein ansehnliches Magazin, viele österreichische Kanonen, eine Menge Proviantwagen, über 1000 Pferde und eine Kriegskasse von nahezu 150000 Gulden erbeutet.

Noch auf dem Schlachtfelde belohnte der König seinen thätigsten Helfer in der Schlacht, den Prinzen Moritz von Dessau, den Sohn des alten Dessauers, indem er ihn zum Feldmarschall erhob. Ein alter General beglückwünschte den König zu dem errungenen Siege. „Das hat ein Höherer gethan," meinte Friedrich. „Ja," entgegnete der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Anordnungen." Auch die brave Armee übertrug die Ehre und den Dank des Sieges auf den Höchsten. Als auf dem blutgetränkten Schlachtfelde, unter dem dunkelnden Nachthimmel, im ungewissen Schein flackernder Lagerfeuer und unter tausenden von Leichen die Truppen in ernstem Schweigen von der heißen Blutarbeit des Tages rasteten, da stimmte ein alter Grenadier den Choral „Nun danket alle Gott" an. Aus tief bewegtem Herzen fiel sein ganzes Bataillon ein, dann Regiment auf Regiment, auch die Feldmusik begleitete feierlich, und endlich sang das ganze Heer den „Choral von Leuthen". Gewiß ein erhebender Ausdruck der Gefühle, von denen die Sieger durchdrungen waren.*)

---

*) **Der Choral von Leuthen.**

Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar. Rasch über Berg und Thal
Von dannen zog das Kaiserheer im Abendsonnenstrahl.
Die Preußen stehn auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht;
Des Tages Schreckenswerke rings umschleiert mild die Nacht.
Doch dunkel ist's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht,
Die goldnen Sterne ziehn herauf, wie Sand am Meer so dicht;
Sie strahlen so besonders heut', so festlich hehr im Lauf,
Es ist, als wollten sagen sie: „Ihr Sieger, blicket auf!"

Das ganze preußische Volk nahm bald an der schönen Siegesfreude teil und stimmte Lobgesänge an. Man sang damals:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann."

Noch am Abend der Schlacht geriet Friedrich in große Gefahr, aus welcher ihn nur seine Geistesgegenwart rettete. Mit geringer Begleitung eilte er vom Schlachtfelde auf Lissa zu. Dort durch feindliche Schüsse begrüßt, welche die Seinigen gleichfalls mit Schüssen beantworten, sagt er gelassen zu seiner Umgebung: „Folgen Sie mir, meine Herren, ich weiß hier Bescheid!" und reitet über eine Zugbrücke in den Hof des herrschaftlichen Schlosses. Kaum ist er dort angekommen, so stürzt ihm eine Menge österreichischer Offiziere, mit Lichtern in den Händen, entgegen, die infolge des Schießens nach ihren Pferden suchen. Friedrich konnte von ihnen gefangen genommen werden, denn seine Begleitung war zu seinem Schutze zu schwach. Aber schnell gefaßt, steigt er vom Pferde und ruft ihnen zu: „Guten Abend, meine Herren! Kann man hier auch noch mit unterkommen?" In ihrer Überraschung ergreifen sie dienstfertig die Lichter und leuchten dem König hinauf. Dort unterhält er sich mit ihnen in freundlicher Weise so lange, bis sich immer mehr von seinen Leuten eingefunden haben, so daß schließlich alle Feinde gefangen genommen werden.

Vertiefung.

Die Schlacht bei Leuthen ist die größte und wichtigste des ganzen Krieges. Beide Heere zeigen die größten Verschiedenheiten: die Preußen klein an Zahl, die Österreicher übermächtig; diese voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens, jene aber voll Zuversicht auf ihre Kriegskunst und ihren

---

Und nicht umsonst; der Preuße fühlt's: es war ein großer Tag;
Drum still im ganzen Lager ist's, kein Jubel, noch Gelag,
So still, so ernst die Krieger all, kein Lachen und kein Spott —
Auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!"
Der Alte, dem's mit Macht entquoll, singt's fort, doch nicht allein;
Kam'raden um ihn her im Kreis, gleich stimmen sie mit ein,
Die Nachbarn treten zu, es wächst lawinengleich der Chor,
Und voller, immer voller steigt der Lobgesang empor.
Aus allen Zelten strömt's, es reiht sich singend Schar an Schar,
Einfallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Husar.
Auch Musika will feiern nicht; zu reiner Harmonie
Lenkt Horn, Hobo' und Klarinett' die heil'ge Melodie.
Und stärker noch und lauter noch, es schwillt der Strom zum Meer,
Am Ende wie aus einem Mund singt rings das ganze Heer.
Im Echo donnernd widerhallt's das aufgeweckte Thal:
Wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral.

Besser.

großen Führer; bei diesen, durch die Vorratshäuser in Breslau und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrscht Überfluß, bei jenen Mangel an vielen Bedürfnissen; die einen haben lange Ruhe genossen, die anderen sind von angestrengten Märschen in der rauhen Witterung abgemattet.

Auch hier zeigt sich **Friedrichs Persönlichkeit** im glänzendsten Lichte. Wir bewundern

a) Die Schnelligkeit seiner Bewegungen, denn in 12 Tagen ist er von Roßbach nach Schlesien marschiert. „Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe." — „Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist." — „Wer wagt, gewinnt."

b) seine aufopfernde Liebe für Land und Volk, die besonders aus seiner herrlichen Ansprache an die Generale hervorleuchtet. „Sieg oder Tod!" lautet hier sein Wahlspruch.

c) seinen Heldenmut und seine todesverachtende Tapferkeit. Es scheint ihm deshalb eine besondere Bedeckung von 50 Husaren nötig, damit im Falle seines Todes die Schlacht keine Unterbrechung erfährt.

d) seine Klugheit, womit er durch jene Ansprache die Begeisterung seiner Truppen zu erhöhen und durch die vortrefflichen Anordnungen die gewaltige Übermacht des Feindes zu brechen sucht. „Erst besinn's, dann beginn's."

e) seine unvergleichliche Kriegskunst, welche ihn befähigt, mit kleinen, geringen Mitteln große Erfolge zu erkämpfen.

f) seine Dankbarkeit gegen seine tapferen Soldaten und deren Führer, besonders Moritz von Dessau.

g) seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart in Lissa, wodurch er allein der Gefangenschaft entgeht.

An **Friedrichs Soldaten** aber bewundern wir

a) das Gottvertrauen, mit dem sie in den Kampf ziehen, indem sie fromme Lieder singen. „Vertrau auf Gott . . ." — „Wer Gott vertraut . . ." u. s. w.

b) ihre ungestüme Tapferkeit, durch welche sie die Pläne des Königs ausführen. „Mit Gott, für König und Vaterland." — „Brüder, fechtet wie brave Preußen! Siegt oder sterbt für euern König!"

c) ihre Dankbarkeit gegen Gott, der ihnen Schutz und Hilfe in schwerer Zeit gewesen. Sie fühlen: „Es war ein großer Tag." Die Dunkelheit und Stille der Nacht, die Schauer des Schlachtfeldes, da man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stößt, geben dem Gesang eine wunderbare Feierlichkeit. Selbst die Verwundeten vergessen ihre Schmerzen, um Anteil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde." — „Wer Dank opfert, der preiset mich."

Dagegen zeigen die **Österreicher**

a) Hochmut und Geringschätzung gegen die kleine „Potsdamer Wachtparade", der man die Ehre einer Schlacht erweist. „Hochmut kommt vor dem Falle." — „Gott widerstehet den Hoffärtigen . ."

b) Kopflosigkeit und Verwirrung bei Friedrichs Angriff. Besonders erweist sich der Oberanführer, Karl von Lothringen, unfähig, eine große Armee zu entscheidenden Thaten zu führen.

4. Das Jahr 1758. Nach den Siegen des Jahres 1757 ließ Friedrich in Wien den Frieden anbieten. Er wollte nichts als Schlesien behalten. Allein Maria Theresia beachtete seine Vorschläge nicht. So sah er sich denn zur Fortsetzung des Krieges gezwungen. Im Frühling 1758 brach er mit seinem Heere in Mähren ein und belagerte Olmütz. Wenn es ihm gelang, dasselbe zu erobern, so konnte er von hier aus die kaiserliche Haupt-

stadt Wien immer in Schrecken halten und vielleicht den Frieden erzwingen. Aber die Unternehmung mißlang. Die Besatzung verteidigte sich auf's tapferste; die Einwohner des Landes hielten es treu mit ihrem Kaiserhause und schadeten den Preußen, wo sie nur konnten; die Belagerung dauerte bis in die Sommermonate; die Aussichten auf Eroberung wurden immer ungünstiger und schwanden zuletzt ganz, als die Österreicher eine Zufuhr von 3000 Wagen aufgefangen hatten. Friedrich hob deshalb die Belagerung auf und führte sein Heer durch Böhmen nach Schlesien zurück. Bald mußte er auf einem anderen Kriegsschauplatze erscheinen.

a) **Die Schlacht bei Zorndorf am 25. August.** Im Frühjahr 1758 waren auch die Russen wieder in Ostpreußen eingefallen und behandelten das Land als russische Provinz, denn die Bewohner mußten der russischen Kaiserin als ihrer Herrin huldigen. Unter den Schrecken und furchtbaren Verwüstungen eines Raubkrieges waren sie dann westwärts bis zur Festung Küstrin gedrungen, hatten es nach kurzer Belagerung in Brand geschossen, so daß nur noch wenige Häuser stehen blieben, erfüllten das Land mit Brand, Raub, Mord, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aller Art und verwandelten die blühendsten Fluren in Wüsteneien. Die Einwohner mußten ihnen alle Habseligkeiten preisgeben und bei ihrem Herannahen in die Wälder flüchten. Da eilte Friedrich zum Schutz und zur Rache herbei. Der Jammer und das Elend seiner Unterthanen erfüllten ihn mit tiefer Trauer. Doch suchte er sie zu trösten, indem er sprach: „Kinder, ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen. Habt nur Geduld, ich will euch alles wieder aufbauen." Er brannte vor Begierde, den Russen die verübten Greuelthaten zu vergelten, und seine Soldaten teilten diesen Zorn mit ihm, so daß sie in ihrem Rachedurst schwuren, den Russen keinen Pardon zu geben. Als es daher bei Zorndorf, nördlich von Küstrin gelegen, am 25. August zur Schlacht kam, wurde mit unbeschreiblicher Erbitterung gestritten. Die an Zahl den Preußen weit überlegenen Russen — es standen 32 000 Preußen gegen 50 000 Russen — waren in einem großen Schlachtviereck aufgestellt, in dessen Mitte sich Reiterei und Gepäck befand. Zuerst thaten die Kanonen ihre furchtbare Blutarbeit, aber hinter den niederkartätschten Reihen der Russen erstanden immer neue. Die zum Teil betrunkenen Russen wichen nicht vom Platze; sie mußten daher reihenweise mit den Kolben niedergeschlagen werden. Durch die heftigen Angriffe der Preußen geriet die feindliche Stellung in die größte Unordnung, so daß das zweite Treffen der Russen eine Zeit lang auf das erste feuerte, da man vor Staub und Pulverdampf nichts erkennen konnte. Trotzdem schwankte die Entscheidung lange, da die Russen wie Mauern standen, bis der kühne Seydlitz, der Sieger von Roßbach, durch einen zweimaligen furchtbaren Reiterangriff in schwankender Schlacht die Entscheidung herbei-

führte, indem er mit seinen rachedürstenden Schwadronen die russische Kavallerie mit furchtbarer Gewalt auf das russische Fußvolk warf und dieses zum Wanken brachte. Die Schlacht, eine der blutigsten, welche die ganze Kriegsgeschichte kennt, hatte von morgens 9 bis abends 10 Uhr gedauert und war schließlich in ein wahres Gemetzel ausgeartet. Die verwilderten Soldaten des russischen Heeres stürzten sich zuletzt auf die eigenen Marketenderwagen, plünderten sie und tranken den Branntwein aus den Fässern. Als die Offiziere die Fässer zerschlagen ließen, warfen sie sich der Länge nach auf den Boden und leckten das köstliche Feuerwasser auf. So hauchten viele betrunken ihre Seele aus. Voll Ekel äußerte sich Friedrich: „Und mit solchen Lumpenkerlen muß ich mich schlagen!“ Erst die Nacht machte dem Gemetzel des blutigen Tages ein Ende. Der Sieg war freilich mit schweren Opfern erkauft, denn während von den Russen 18 000 Tote und Verwundete das Schlachtfeld bedeckten, waren auch von den Preußen 10 000 Mann den Heldentod fürs Vaterland gestorben, und es hatte sich gezeigt, daß die alten Kerntruppen Friedrichs, besonders bei der Infanterie, dahin waren. Friedrich schrieb den Sieg nicht sich, sondern dem rechtzeitigen Eingreifen des Generals Seydlitz zu, indem er zu diesem sagte: „Auch diesen Sieg verdanke ich Ihm!“ Die Russen zogen nach einer vergeblichen Belagerung der Festung Kolberg in Pommern an die Weichsel zurück und überwinterten daselbst.

Vertiefung.

Die Kriegführung der Russen ist eine sehr grausame; sie erinnert an die schmachvollen Drangsale des 30jährigen Krieges und an die Raubkriege Ludwigs XIV. Inwiefern? Besonders muß Küstrin und dessen Umgegend die schwere Hand der Russen fühlen. Dieser Raub-, Hab- und Zerstörungssucht gegenüber finden wir Erbitterung, Rachegefühl und Racheschwur der Preußen begreiflich und verzeihlich; selbst der große König kann sich eines heißen Durstes nach Vergeltung nicht erwehren. Bei Zorndorf müssen es daher die Russen erfahren: „Was der Mensch säet, das wird er ernten.“ „Böse Früchte trägt die böse Saat.“ Die Erbitterung der Preußen ist also nur eine Folge der russischen Schand- und Greuelthaten. Auch sonst zeigen sich die Russen als Barbaren, indem sie in tierischer Roheit die Branntweinfässer leeren. Dagegen sind sie im Kampfe voll unerschütterlicher Standhaftigkeit, Ausdauer und Tapferkeit, so daß der Sieg bei Zorndorf einer der blutigsten ist. Aber aus der blutigen Saat wächst auch hier eine schöne Frucht: Brandenburg und Pommern werden von den Russen befreit.

Auch hier bewährt sich Friedrich als um das Wohl seiner Unterthanen sorgender Landesvater, als unvergleichlicher Heerführer, als dankbarer König dem siegreichen Seydlitz gegenüber, dessen Verdienst er neidlos anerkennt.

b) **Der Überfall bei Hochkirch am 14. Oktober.** Inzwischen war Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, in Sachsen von den Österreichern und der Reichsarmee hart bedrängt. Er mußte sich nach Dresden zurückziehen und dort belagern lassen. Wollte Friedrich dieses für ihn so wichtige Land nicht verlieren, so mußte er seinem Bruder zu Hilfe eilen. Er zog daher in Eilmärschen heran, aber der österreichische Feldmarschall Daun, der Sieger

von Kollin, legte sich ihm in der Lausitz zwischen Bautzen und Görlitz in den Weg und bezog eine sehr feste Stellung, um Friedrich dadurch sowohl an der Befreiung Schlesiens als auch Sachsens zu hindern. Auch Friedrich bezog in gefährlicher Nähe des österreichischen Heeres ein offenes Feldlager bei Hochkirch. Die Sicherheit dieses Lagers hing von dem Besitz der sogen. Steinberge ab. Ein preußischer General erhielt den Befehl zur Besetzung derselben, fand sie aber bereits im Besitze der Österreicher. Eine Vertreibung derselben aus dieser festen Stellung war unmöglich. Diese gefährliche Nähe des Feindes machte das preußische Lager ganz unhaltbar. Alle seine Generale warnten Friedrich ob dieser Sorglosigkeit. Der Feldmarschall Keith, ein besonderer Liebling desselben, meinte geradezu: „Wenn die Österreicher uns hier nicht angreifen, so verdienen sie gehängt zu werden.“ Friedrich aber entgegnete lächelnd: „Wir müssen hoffen, daß sich die Österreicher mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.“ Er vertraute auf die Zaghaftigkeit Dauns, der noch niemals einen Angriff gewagt hatte. Die Österreicher aber betrachteten eine solche kühne Herausforderung als Geringschätzung ihres Heeres; sie hielten sich für beleidigt und wünschten mit Sehnsucht eine Schlacht. Und wirklich hatte Daun den Plan, Friedrich in seinem Lager zu überfallen und ihn für die Geringschätzung seines Gegners zu strafen. Drei Tage blieb der König vom Feinde unangefochten. Aber während die Preußen, unter Friedrichs Führung gewohnt, stets selbst anzugreifen, kaum an die Möglichkeit eines feindlichen Angriffs dachten, wurde derselbe am 14. Oktober morgens 5 Uhr wirklich ausgeführt. Um den Feind zu täuschen, ließ Daun die gewöhnlichen Wachtfeuer brennen. Auch mußten eine Menge Arbeiter die ganze Nacht hindurch Bäume zu einem Verhau fällen, wobei sie sangen und einander beständig zuriefen, damit die preußischen Vorposten nichts von dem Marsche wahrnehmen sollten.

Noch ehe der Tag graute und das preußische Heer vom Schlummer der Nacht erwachte, rückten die Österreicher von allen Seiten in das preußische Lager, besetzten das Dorf Hochkirch, eroberten die große Batterie am Eingang desselben und feuerten in die Dorfgasse hinein. Durch den Donner ihrer eigenen Kanonen aufgeschreckt, entstand unter den Preußen die größte Verwirrung. Die Schlaftrunkenen wurden zu Hunderten in ihren Zelten niedergemacht; andere eilten, halbbekleidet und mit den Waffen in der Hand, nach der Dorfstraße, die zum Sammelplatz der Soldaten bestimmt war. Aber die große Batterie am Eingange derselben verbreitete Tod und Verderben. Zu Hunderten wurden sie hier niedergeschmettert. Es war ein fürchterliches Blutbad. Zwar ordneten sich schnell einige Regimenter und leisteten den entschlossensten Widerstand, allein der dichte Nebel verhinderte jedes Zusammenwirken der verschiedenen Truppenabteilungen. Trotz der unaussprechlichen Verwirrung drängte das bald in Schlachtordnung stehende Fußvolk die Österreicher an

einigen Stellen zurück, mußte aber der feindlichen Übermacht weichen. Auch die Reiterei unter Seydlitz und Zieten hieb wacker auf den Feind ein. Der Hauptkampf entspann sich um das hochgelegene Dorf Hochkirch, das bald in Flammen stand, aber trotzdem aufs tapferste verteidigt wurde. Der König selbst rückte mit einigen Regimentern heran, das Dorf zu retten. In der schmalen Dorfgasse häuften sich die Leichen. Indem die Anführer bemüht waren, die zerrissenen Reihen zu ordnen, nahm eine Kanonenkugel dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg. Der greise Feldmarschall Keith bekam, nachdem er die Batterie wiedererobert, einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden und gab ohne einen Laut seinen Heldengeist auf. Auch der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau wurde schwer verwundet zu Boden gestreckt und starb einige Tage später. Nur auf dem Friedhofe hielt ein Bataillon Preußen tapfer aus, aber vergeblich war die verzweifeltste Tapferkeit, das Dorf von hier aus wieder zu erobern. Als sich endlich der Nebel verzog, konnte man das mit Leichen übersäte Schlachtfeld erblicken. Jetzt sammelte Friedrich mit bewunderungswürdiger Ordnung seine Truppen und gab den Befehl zum Rückzug, den Daun nicht zu stören wagte. Unter dem Schutz der noch geretteten preußischen Kanonen und der Reiterei sammelte sich die Infanterie und zog ungestört ab, um ungefähr eine Stunde vom Schlachtfelde entfernt aufs neue Stellung zu nehmen und den Angriff Dauns abzuwarten. Dieser aber begnügte sich mit dem errungenen Siege. Friedrich hatte bei diesem Überfall 9000 Mann, 101 Kanonen und sämtliches Gepäck verloren, so daß seine Krieger in der kühlen Jahreszeit ohne Zelte unter freiem Himmel lagern mußten. Aber auch der Verlust der Österreicher betrug 8000 Mann.

Fast alle preußischen Generale, die den Tag überlebten, waren verwundet. Selbst der König hatte eine leichte Wunde. Er hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwei Pagen stürzten tot an seiner Seite nieder. Aber nie zeigten sich sein Geist und seine Fähigkeiten in einem so glänzenden Lichte, als in dieser fürchterlichen Nacht, die, anstatt seinen Ruhm zu schwächen, nur zur Erhöhung desselben beitrug. Bald hatte er sich gefaßt und suchte sich über das Unglück hinwegzuscherzen. Einen seiner Generale begrüßte er mit den Worten: „Mein lieber General, man hat uns nicht gut geweckt.“ Als dieser antwortete: „Man pflegt gewöhnlich diejenigen im Schlaf zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann,“ entgegnete er: „Er hat Recht, aber ich werde den Herren, die uns so geweckt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen.“ Als er die sich sammelnden Artilleristen fragte: „Wo habt ihr eure Kanonen?“ antwortete einer: „Der Teufel hat sie in der Nacht geholt.“ Lächelnd erwiderte Friedrich: „Nun, so wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen.“ — Daun erhielt für seinen Überfall ein sehr gnädiges Schreiben seiner Kaiserin, einen goldenen Degen

von der Kaiserin von Rußland, eine Ehrensäule in der Stadt Wien und ein Geschenk von 300000 Gulden. Selbst der Papst übersandte ihm einen geweihten Hut und Degen. Trotzdem benutzte er die Vorteile des Sieges nicht. Friedrich täuschte durch geschickte Märsche und Wendungen seinen Gegner, stand schon am elften Tage seiner Niederlage wieder in Schlesien und befreite diese Provinz von den Österreichern. Nach einem vergeblichen Versuche, Dresden zu erobern, zog Daun nach Böhmen zurück und bezog dort seine Winterquartiere, während Sachsen durch des Königs Bruder Heinrich behauptet ward. So hatte also Friedrich am Ende des Jahres die Folgen seiner Niederlage bei Hochkirch fast in die eines glänzenden Sieges verwandelt.

Auch die Franzosen waren im Jahre 1758 wieder über den Rhein gekommen. Die Engländer hatten ein neues Heer gebildet und sich von Friedrich einen tüchtigen Anführer erbeten. Dieser, Prinz Ferdinand von Braunschweig, errang bald Vorteile über die Franzosen, trieb sie aus dem ausgesogenen und verwüsteten Westfalen über den Rhein zurück und schlug sie im Sommer 1758 in einer blutigen Schlacht bei Krefeld. So hatte Friedrich wenigstens von dieser Seite Ruhe gehabt.*)

---

*) Von dem unter Friedrichs Soldaten herrschenden Geist erzählt uns folgende Geschichte:

Der schwarze Husar.

Im Jahre 1758 wurde ein preußischer Husar von den Franzosen gefangen und ins Hauptquartier gebracht. Der französische Oberbefehlshaber selbst wollte ihn sprechen; denn die Gefangennahme eines preußischen Husaren war ein seltener Vorfall. Dieser Krieger gehörte zu dem schwarzen Regimente. Jeder Reiter desselben hatte seinen Leib in Kleidungsstücke gehüllt in der Farbe der Trauer und trug überdies einen Totenkopf an der Stirn. Schon der bloße Anblick dieser Husaren flößte Schrecken ein, auch waren sie den tapfersten Regimentern des französischen Heeres furchtbar. Man hatte die Sage verbreitet, daß sie bei Widersetzlichkeit des Feindes nie Pardon gäben, und die Husaren selbst bestätigten dies Gerücht, um desto leichter zu siegen. Es wirkte auch über allen Glauben: ganze Scharen flohen vor wenigen Husaren, und nicht selten brachten einzelne dieser schwarzen Reiter ganze Trupps von Gefangenen ins Lager. Die Unterredung des französischen Feldherrn mit dem gefangenen Husaren erfolgte durch Dolmetscher. Auf die Frage, wo Herzog Ferdinand von Braunschweig sich gelagert hätte, war die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.“ Man fragte ihn, wie stark die Armee des Königs sei; er antwortete, sie möchten sie aufsuchen und zählen, wenn sie Mut genug dazu hätten. Der französische Befehlshaber hielt sich durch diese Kühnheit nicht beleidigt; sie gefiel ihm vielmehr und veranlaßte ihn, den Husaren zu fragen, ob sein König viele solcher Soldaten hätte. Der Mann mit dem Totenkopfe antwortete: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wäre ich jetzt nicht euer Gefangener.“ Eine solche Sinnesart außerhalb Frankreichs zu finden, war den Franzosen ein Rätsel. Man entließ den Husaren, und der Befehlshaber schenkte ihm einen Louisdor. Der Preuße nahm ihn an; allein obgleich ausgeplündert und ohne einen Heller im Besitz, gab er im Angesichte des Feldherrn das Goldstück einem französischen Soldaten mit der Erklärung, daß er von den Feinden seines Volkes keine Geschenke annehmen könne. Man trug ihm Dienste und eine Offiziersstelle an; er aber antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße sei.

Vertiefung.

Die Niederlage bei Hochkirch hat Friedrich selbst verschuldet, und zwar durch seine Sorglosigkeit dem stark verschanzten Feinde gegenüber, seine Geringschätzung Dauns, der sich bisher immer als tüchtiger, wenn auch sehr vorsichtiger Feldherr erwiesen, seine Gleichgültigkeit gegen die Bitten und Vorstellungen auch seiner tüchtigsten Generale, durch sein allzugroßes Selbstvertrauen, aus dem hier sogar eine Art Leichtfertigkeit entspringt. Hier zeigt er wiederum, wie wahr sein eigenes Wort ist: „Die Erfolge geben oft eine gefährliche Sicherheit;“ es zeigt sich auch an ihm: „Wagen gewinnt, Wagen verliert“ — „Wer sich mutwillig in Gefahr begiebt, kommt darin um.“ So ist die fürchterliche Nacht bei Hochkirch eine beredte Warnung vor Selbstüberhebung und Hochmut.

Trotzdem zeigt der König und sein Heer wieder die glänzendsten Eigenschaften: die strengste Manneszucht, ohne welche das Heer völlig vernichtet worden wäre, die größte Unerschrockenheit und todesmutige Tapferkeit, die aufopferndste Hingabe für König und Vaterland, die standhafteste Ausdauer bei der furchtbaren Blutarbeit, die sicherste Ordnung auf dem gefährlichen Rückzuge, und die unbeugsamste Entschlossenheit, bei einem etwaigen Angriffe den Kampf sofort wieder aufzunehmen. Noch größer aber als bei dem Überfalle zeigt sich der König in der Benutzung der Niederlage, die er durch sein unvergleichliches Feldherrntalent in ihren Folgen fast in einen Sieg verwandelt. Inwiefern?

5. Das Jahr 1759. Durch den andauernden Krieg gegen so viele Feinde waren die Kräfte des Königs erschöpft. Von den alten Kerntruppen seines Heeres waren nur noch wenige vorhanden, und er mußte die großen Lücken durch drückende Aushebung junger Rekruten ausfüllen, welche zwar mit Begeisterung unter die Fahnen des großen Königs traten, aber nicht die Übung der alten Soldaten besaßen. Seine Bedürfnisse an Geld und Lebensmitteln zur Fortführung des Kampfes konnte er nur durch harte Kriegssteuern und hohe Auflagen kümmerlich decken, und auch die Hilfsgelder der Engländer reichten nicht aus, ihn aufrecht zu erhalten. Desto größer war die Hoffnung seiner Gegner, ihn durch ihre Übermacht endlich doch zu erdrücken, da sie ihre Heere fort und fort vermehren konnten. Maria Theresia erlangte von Frankreich aufs neue die Zusicherung reicher Hilfsgelder und großer Heere, während die Kaiserin Elisabeth von Rußland durch neue Siege die Erinnerung an Zorndorf zu verwischen suchte und neue Kriegsscharen gegen Preußen ins Feld schickte. Friedensunterhandlungen, die Friedrich versuchte, schlugen ihm bei solcher Stimmung seiner Feinde fehl, und so mußte er den vierten Feldzug dieses langen Krieges antreten. Während seine Feinde bisher getrennt gegen ihn gefochten hatten, versuchten sie es diesmal, vereint den großen König zu vernichten. Russen und Österreicher drohten, sich in Schlesien zu vereinigen und ihm diese Provinz ganz zu entreißen. Friedrich, nachdem er zu Anfang des Feldzuges die russischen Magazine in Polen und die österreichischen in Böhmen hatte zerstören lassen, stand einstweilen auf Schildwacht und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Eine kleine Heeresabteilung, welche er gegen die Russen schickte, um diese zurückzuschlagen und die drohende Vereinigung derselben mit

den Österreichern zu hindern, erlag vor der russischen Übermacht, so daß die Vereinigung beider Heere dennoch erfolgte. Dadurch erlangten die Verbündeten, welche sich in der Nähe von Frankfurt auf den Höhen am rechten Oderufer gut verschanzten, die gefährliche Stärke von über 80 000 Mann, denen der König, wenn er alles an sich raffte, nur 48 000 Streiter entgegenstellen konnte. Sofort verließ er Sachsen, zu dessen Schutze er seinen Bruder Heinrich mit geringen Streitkräften zurückließ, und eilte zur Deckung Berlins herbei, überschritt die Oder und stieß am **12. Aug. bei Kunersdorf** in der Nähe von Frankfurt auf den Feind. Dieser war auf allen Seiten durch die Oder, durch Sümpfe und Gebüsch, sowie durch Verschanzungen gedeckt, die von einer ungeheueren Artillerie verteidigt wurden.

Nach einem langen, ermüdenden Marsche greifen die Preußen um die Mittagszeit mit großer Erbitterung die Feinde an. Unter der ausgezeichneten Führung Friedrichs und den unerhörten Anstrengungen seiner braven Truppen gelingt es, nach sechsstündigem, heißem Kampfe die größten Vorteile zu erringen. Trotz des heftigsten Feuers aus 100 Geschützen werden die feindlichen Schanzen erstürmt, 70 Kanonen erbeutet, Kunersdorf genommen und der eine Flügel der Russen in die Flucht geschlagen. Schon gehen Siegesboten mit der angenehmen Nachricht nach Berlin und Breslau, als auf einmal das Kriegsglück sich auf höchst unerwartete Weise ändert. Noch steht der rechte Flügel der Russen unerschüttert, noch hat das österreichische Heer unter Laudon keinen Anteil am Kampfe genommen, und Friedrich, der sich nicht mit einem halben Siege begnügen will, befiehlt aufs neue den Angriff. Die meisten seiner Generale, auch der tapfere Seydlitz, raten ihm, seine ermatteten Krieger zu schonen und die Schlacht abzubrechen. Er aber meint: „Es genügt nicht, die Russen zu schlagen, man muß sie vernichten!“ und führt die Truppen zu neuer Blutarbeit. Diese sind seit zwei Uhr nachts unterwegs, und jetzt ist es sechs Uhr abends; die glühende Sommerhitze und die Anstrengungen des Tages haben ihre Kräfte erschöpft. Sie sind der gewaltigen Aufgabe nicht mehr gewachsen. Trotz des größten Heldenmutes behauptet die Natur ihre Rechte. Zwar versuchen sie den Sturm auf die gefährlichen Anhöhen, aber das feindliche Kartätschenfeuer zerreißt ihre Glieder, tötet sie oder jagt sie zurück. Die dadurch entstehende Verwirrung und Unordnung benutzt Laudon zum Angriff mit seinen frischen Truppen. Da erliegt das todesmüde Preußenheer. Vergebens bemüht sich der König immer wieder, die Reihen zu ordnen; die Verwirrung artet endlich in wilde Flucht aus. Friedrich selbst setzt sich der größten Gefahr aus; noch niemals hat er sein Heer in solch traurigem Zustande gesehen; er weilt mitten unter Toten, Verwundeten, Fliehenden, wie in starre Verzweiflung versunken. Sein Leben ist ihm gleichgültig. Zwei Pferde sind ihm bereits unter dem Leibe erschossen; seine Uniform ist von Kugeln durch-

löchert; eine Kugel dringt in sein Kleid und würde ihn durchbohrt haben, wenn nicht ein goldenes Etui in der Westentasche sie aufgehalten und sein Leben gerettet hätte. Zwei Adjutanten stürzen an seiner Seite. Seine Generale bitten ihn flehentlich, den gefährlichen Ort zu verlassen, aber er antwortet: „Wir müssen hier alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie Ihr meine Schuldigkeit thun.“ In dem Getümmel aber ist nichts mehr zu gewinnen, denn ringsum herrscht die wildeste Flucht. Bei diesem Anblick scheint der König den Tod zu suchen. „Giebt es denn keine verwünschte Kugel für mich?“ ruft er verzweiflungsvoll aus. Die feindliche Kavallerie braust heran und umringt ihn. Schon ist er in Gefahr, gefangen zu werden, als ein tapferer Husarenoffizier, einer der Letzten auf dem Schlachtfelde, seines Pferdes Zügel ergreift und ihn halb mit Gewalt aus dem Getümmel rettet.

Es war die schwerste Niederlage, die Friedrich jemals erlitten. Er hatte über 18 000 Mann, 180 Kanonen und 28 Fahnen eingebüßt. Er selbst, alle seine Generale und höheren Offiziere waren verwundet. Das ganze Heer schien aufgelöst, seine Hauptstadt Berlin und sein Land verloren. Noch vom Schlachtfelde aus schrieb er einen kurzen Bericht über die Niederlage an seinen Minister, den Grafen Finkenstein, nach Berlin, der mit den Worten schloß: „Das ist ein grausames Unglück, ich werde es nicht überleben. Die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selber. Ich habe keine Hilfsquellen mehr, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben. Leben Sie wohl auf ewig!“ Nie war seine Standhaftigkeit so erschüttert worden, als an diesem unglücklichen Tage. In wenig Stunden hatte ihn das Kriegsglück von der Höhe eines Sieges in die Tiefe einer vollkommenen Niederlage gestürzt. Schlaflos verbrachte er eine schreckliche Nacht in einer halb zerstörten, allen Winden offen stehenden Bauernhütte, auf einem ärmlichen Strohlager; um ihn her lagen seine Adjutanten auf bloßer Erde; einige Grenadiere bewachten ihn.

An den Russen war es jetzt, den Sieg zu benutzen, rasch vorwärts zu dringen, Berlin zu erobern und so den gefürchteten Preußenkönig mit einem Schlage niederzuwerfen. Friedrich erwartete auch nichts anderes, und schon hatte er Befehl gegeben, die königliche Familie und die wichtigsten Schätze seiner Hauptstadt nach Magdeburg zu retten. Aber auch die Russen hatten in der Schlacht große Verluste gehabt und im Verein mit den Österreichern an 16 000 Mann eingebüßt. Der russische Anführer, Soltikow, schrieb seiner Kaiserin nach Petersburg: „Ew. Majestät wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen sehr teuer verkauft. Noch einen solchen Sieg, und ich werde die Nachricht davon mit dem Stabe in der Hand allein überbringen.“ Zwar stand

den Russen der Weg nach Berlin offen, und die Österreicher konnten Sachsen und Schlesien erobern, aber der russische Feldherr war nicht gesonnen, sein Heer zu Gunsten Österreichs aufzuopfern. Als ihn daher Daun und Laudon zur raschen Verfolgung des Feindes und zum Zuge nach Berlin aufforderten, schrieb er an Daun: „Ich habe in diesem Feldzuge bereits zwei Schlachten gewonnen und warte nur noch auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen, um weitere Bewegungen zu machen; denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin alles allein thun sollen." Diese Eifersucht der verbündeten Feldherren rettete damals Berlin und den preußischen Staat; denn während sich die feindlichen Heerführer entzweiten, Soltikow nach Polen und Laudon nach Mähren zurückging, gewann Friedrich Zeit, sein zersprengtes Heer zu sammeln, zu ordnen und zu mehren. Ende Oktober war ganz Schlesien und Brandenburg von den Russen und Österreichern befreit. Doch ging Dresden an Daun verloren, und ein kleines preußisches Heer von 12 000 Mann unter General Fink wurde von den Österreichern bei Maxen, in der Nähe von Pirna, umstellt und gefangen. So häufte sich Unglück auf Unglück.

Nur ein heller Lichtstrahl fiel in das trostlose Dunkel dieses unglücklichsten Jahres im ganzen Kriege. Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte am 1. Aug. bei Minden a. d. Weser einen glänzenden Sieg über die Franzosen errungen und sie über den Rhein zurückgetrieben. Dadurch rettete er nicht nur Hannover, Hessen und Westfalen vor dem Schicksal, das ihnen von Paris aus zugedacht war, nämlich buchstäblich zur Wüste gemacht zu werden, sondern er bewahrte auch Friedrich vor vollständiger Erdrückung zwischen seinen Feinden. Dieser behauptete fast ganz Sachsen mit Ausnahme Dresdens und seiner Umgebung gegen den allzu bedächtigen, behutsamen Daun und bezog auch dort seine Winterquartiere. Alle besonders von England und Frankreich angebahnten Friedensunterhandlungen scheiterten an der Siegestrunkenheit der Österreicher und Russen. So endete das traurige Jahr.

Vertiefung.

Auch die fürchterliche Niederlage bei Kunersdorf hat Friedrich, wie bei Hochkirch, selbst verschuldet, und zwar durch seine Unzufriedenheit mit einem halben Siege. Er läßt sich nicht genügen an dem so schwer und mühevoll Erreichten. In seiner Ungenügsamkeit stellt er Anforderungen an seine Truppen, die menschliche Kraft und menschliches Können übersteigen; er mißachtet die Schwäche der menschlichen Natur und wird für solch unkluge Mißachtung hart bestraft. Auch bei Kunersdorf bleibt er, wie bei Hochkirch, gleichgültig gegen die Bitten und Vorstellungen seiner besten Generale; seine Selbstüberhebung, sein Selbstvertrauen, das gar oft über die eigenen Kräfte täuscht, führen ihn ins Verderben. „Es kann vor Tag leicht . . ." — „Glück und Glas, wie bald bricht das." Aber doch gewinnt sein unerschütterlicher Mut in der Gefahr, seine Gleichgültigkeit gegen die ihn umsausenden Kugeln unser Herz. „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt." — „Dem Tod entrinnt . . ."

Seine Lage nach der Schlacht bei Kunersdorf ist die denkbar schlechteste; seine Länder vom Feinde besetzt, sein Heer geschlagen und fast völlig vernichtet, seine Hauptstadt Berlin in größter Gefahr, er selbst ohne Hilfsquellen und ohne Heer, sein Untergang unvermeidlich. Kein Wunder, daß der sonst in allen Stürmen so unverzagte Heldenkönig nach dieser Niederlage von finsterer Verzweiflung heimgesucht wird, daß er alles verloren hält und seinen Untergang nicht überleben will. Aber gerade jetzt bewährt sich wieder die alte Wahrheit: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten," und auch die andere: „Es ist kein Unglück so groß, es birgt ein Glück im Schoß." Die Uneinigkeit der feindlichen Heerführer, der Neid auf ihren gegenseitigen Ruhm, die stolze Weigerung Soltikows, noch mehr für die Kaiserin von Österreich zu thun, die Zaghaftigkeit und Behutsamkeit Dauns retten ihn auch diesmal; sein Glücksstern, auf wenige Tage verdunkelt und im raschen Sinken begriffen, steigt wieder empor und gewinnt neuen Glanz. Trotzdem ist das Jahr 1759 das dunkelste und unglücklichste des ganzen Krieges. Doch bleibt ihm die Opferfreudigkeit seines Volkes, denn „Das Unglück spricht gewaltig zu den Herzen".

6. Das Jahr 1760. Der Winter 1759/60 war ein überaus harter, und da Friedrichs Winterquartiere in Sachsen außerordentlich schlecht waren, so büßte er durch die grimmige Kälte und die dadurch erzeugten Krankheiten mehr Soldaten ein, als dies durch zwei große Schlachten geschehen wäre. Seine Lage wurde daher immer schwieriger. Die alten Soldaten und Offiziere lagen auf den Schlachtfeldern begraben. Während die feindlichen Heere auch nach verlorenen Schlachten wieder rasch anwuchsen, schmolz seine Armee allmählich zusammen; denn seit das Glück ihn verlassen zu haben schien, fehlten jene Scharen von Abenteurern, die sonst von nah und fern unter seine Fahnen geströmt waren. Das eigene Land aber gewährte nicht mehr die hinreichende Zahl von Rekruten und Offizieren, daher mußten seine Werber, nicht immer auf löbliche Weise, durch ganz Deutschland arbeiten. Auch fehlte es ihm am nötigen Gelde zur Kriegführung. Seine Kasse war so erschöpft, daß er zu den äußersten Mitteln griff; er ließ schlechtes Geld prägen und die benachbarten Reichsländer, besonders Mecklenburg, Anhalt, sowie den fränkischen Kreis mit den härtesten Lieferungen an Geld und Kriegsbedürfnissen drücken. Es schien, als müsse er der Menge der ihn umringenden Feinde bald erliegen, und diese hofften auch zuversichtlich seinen Untergang. Während er in den ersten Kriegsjahren immer angriffsweise vorgegangen war und Schlag auf Schlag gegen die Feinde geführt hatte, beschloß er jetzt, mit seinem nur mühsam zusammengestellten Heere sich auf die Verteidigung zu beschränken. Somit schien es, als sei die Stärke des kühnen Helden gebrochen.

a) **Die Schlacht bei Liegnitz am 15. August.** Im Feldzuge des Jahres 1760 wollte Friedrich selbst Sachsen gegen Daun behaupten, sein Bruder Heinrich sollte die Mark Brandenburg gegen die Russen schützen und der General Fouqué, ein persönlicher Freund Friedrichs, Schlesien gegen den tapfern Laudon verteidigen. Fouqué, ein tüchtiger, erprobter General, fand sich einer dreifach überlegenen Macht gegenüber, und als er seine Stellung in

den schlesischen Bergen gegen die feindliche Übermacht behaupten wollte, wurde er von allen Seiten eingeschlossen, bei Landeshut (am 23. Juni) zu einer heißen Schlacht gezwungen und trotz verzweifelter Gegenwehr und bewundernswerter Tapferkeit geschlagen, schwer verwundet und selbst gefangen, seine Heeresabteilung aber fast völlig aufgerieben. Durch diese Niederlage ging die wichtige Festung Glatz, damals nach Magdeburg die wichtigste im preußischen Staate, verloren. Sollte nicht auch Breslau, die Hauptstadt des Landes, in Laudons Hände fallen, so mußte Friedrich selber Hilfe schaffen. Dieser hatte inzwischen Dresden, an dessen Besitz ihm sehr viel gelegen war, durch einen Sturmangriff wieder zu gewinnen gesucht; er wurde aber zurückgeschlagen, und es half ihm nichts, daß er durch eine heftige Beschießung den dritten Teil der schönen Stadt in Asche legte. Daun behielt trotz seiner Langsamkeit Zeit, die Stadt zu entsetzen, und sie blieb für Friedrich bis zu Ende des Krieges verloren.

Nun wandte sich Friedrich nach Schlesien, um Breslau zu retten, das inzwischen von Laudon belagert, aber durch 4000 Preußen gegen eine ganze Armee heldenmütig verteidigt worden war. Das war ein sehr schwieriger Zug; denn auf jeder Seite begleitete ihn ein österreichisches Heer, um ihn aufzuhalten. Tag und Nacht mußten die Preußen auf der Hut sein, und unaufhörlich waren die kleineren Gefechte zwischen den sich berührenden Truppen. Sobald Friedrich schlesischen Boden betrat, zog ihm Laudon westwärts bis in die Gegend von Liegnitz entgegen, so daß nun drei österreichische Heere den Weg nach Breslau versperrten. Dazu hoffte man, der russische General werde mit seinem Heere ebenfalls herbeikommen. Ringsum von Feinden umschlossen, so glaubte man, werde Friedrich dem sicheren Untergange entgegengehen. Daun und Laudon hatten zusammen etwa 100 000 Mann, denen Friedrich nur 30 000 entgegenstellen konnte. Sie glaubten, ihn hier wie in einer Falle fangen zu können, denn sein Lager im Thale war ringsum von Höhen eingeschlossen. Daher meinten auch die Österreicher, der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen und ihn sodann zuschnüren würde. Als aber Friedrich ihre Absicht erfuhr und von ihrer Prahlerei hörte, sprach er zu seinen Offizieren: „Die Österreicher haben nicht so ganz unrecht, aber ich gedenke in den Sack ein Loch zu machen, daß sie Mühe haben werden, es auszubessern." Die Feinde standen ihm so nahe wie bei Hochkirch, und wirklich sollte er auch wie damals im Morgengrauen des 15. August überfallen und vernichtet werden. Da verließ er in der Nacht vom 14. zum 15. sein Lager, besetzte die Anhöhen bei Liegnitz und stellte sich in Schlachtordnung auf. Um den Feind zu täuschen, mußten Bauern in dem verlassenen Lager zurückbleiben und die ganze Nacht hindurch die Lagerfeuer unterhalten, während Husarenpatrouillen alle Viertelstunden den gewöhnlichen Wachtruf hören ließen. Dasselbe geschah im Lager der Österreicher.

Der König saß indes in dem neuen Lagerplatze auf einer Trommel; die Offiziere gingen spazieren; die Generale ritten umher, um alles Nötige zu beobachten; auf den Hügeln ringsum lagen die Soldaten mit dem Gewehr im Arme. Niemand schlief. Eine feierliche Stille herrschte über dem Ganzen. Plötzlich um 2 Uhr nachts nahten die Österreicher unter Laudon; sie wollten ebenfalls diese Höhen besetzen, um die Preußen am andern Morgen in ihrem Lager zu überraschen. Wie waren sie daher erstaunt, das preußische Heer an einer ganz anderen Stelle zum Kampfe gerüstet zu finden; denn in wenigen Augenblicken stand es in Reih und Glied, und die preußischen Kanonen donnerten dem erschrockenen Feinde den Morgengruß zu. Damit war der ganze schöne Plan der Österreicher zerrissen, aber Laudon verzagte nicht; er machte mehrere Angriffe, wurde jedoch zurückgeschlagen. Zwar hoffte er, der Kanonendonner werde Daun zur Hilfe herbeirufen, aber dieser hörte von dem Gefechte nichts deutliches, weil der Wind den Schall nach der entgegengesetzten Seite trieb, und als er dennoch davon erfuhr und morgens um 5 Uhr ausrückte, war der fröhliche Sieg nach dreistündigem Kampfe zum Vorteil der Preußen entschieden. Laudon mußte sich nach dem beträchtlichen Verlust von 10 000 Toten und Verwundeten hinter die Katzbach zurückziehen, wohin ihm Daun, von Zieten nachdrücklich angegriffen, folgte, während der König 82 Kanonen erbeutet hatte.

Dieser Sieg stellte das Glück des Königs wieder her, denn nun unterblieb die gefürchtete Vereinigung der Österreicher und Russen. Der Weg nach Breslau stand dem König offen, und noch an demselben Tage trat er ihn an und legte mit seinen ermatteten Truppen drei Meilen zurück, die Gefangenen, Verwundeten und eroberten Kanonen in der Mitte. Schlesien war durch den glänzenden Sieg bei Liegnitz gerettet, vor allem aber der kriegerische Mut der Truppen aufs neue belebt.

b) **Die Schlacht bei Torgau am 3. November.** Ruhe aber sollte dem tapferen Könige und seinem Heere doch nicht zuteil werden; denn während er Daun in die schlesischen Berge trieb, war eine russische und österreichische Heeresabteilung von der Oder plötzlich nach Berlin aufgebrochen. Berlin hatte nur geringe Besatzung, doch lagen hier zufällig wackere Generale, unter ihnen Seydlitz, die ihre Wunden ausheilten. Auf ihren Rat bot man den Russen Widerstand und warf sie zurück; als aber einige Tage später die Österreicher hinzukamen, fürchtete man, durch längeren Widerstand eine furchtbare Plünderung über die Hauptstadt zu bringen, und ging auf Spandau und Brandenburg rückwärts. So zog der Feind ein. Zum Glück war der russische Heerführer ein menschlich gesinnter Mann. Er ließ die Stadt nicht plündern, sondern begnügte sich mit einer Kriegssteuer von $1\frac{1}{2}$ Millionen Thalern. Trotzdem aber vermochte er nicht alle Ausschreitungen seiner wilden Truppen zu

hindern; besonders hausten die Sachsen in Charlottenburg, wo sie alle Kunstschätze der königlichen Schlösser grausam zerstörten. Da brach Friedrich schleunigst aus Schlesien auf, seine Hauptstadt zu befreien. Auf die Nachricht von seiner Ankunft stoben die Feinde nach allen Seiten auseinander, wobei sie nicht versäumten, die schändlichsten Grausamkeiten zu verüben und das brandenburgische Land zu einer Wüste zu machen. Nun konnte sich Friedrich wieder nach Sachsen wenden.

Hier blieb noch ein schweres Werk übrig. Während Friedrich auf dem Wege nach Berlin war, fiel fast ganz Sachsen in die Hände der Österreicher. Daun hatte die Absicht, seine Winterquartiere in Sachsen zu nehmen und dem Könige keinen Platz mehr in diesem Lande zu gestatten. Er hatte deshalb ein sehr festes Lager bei Torgau bezogen. Sachsen aber war für Friedrich von der größten Wichtigkeit: es hatte ihm jahraus, jahrein für diesen Krieg nicht nur einen großen Teil der Lebensmittel und Geldbedürfnisse, sondern auch Tausende von Rekruten geliefert. Wollte Friedrich zum erstenmale während des Krieges nicht seine Winterquartiere im eigenen Lande nehmen und dadurch das Geständnis ablegen, daß sein völliger Untergang nahe sei, so mußte er trotz der vorgerückten Jahreszeit noch eine große Schlacht wagen und, es koste, was es wolle, sich in Sachsen behaupten. Durch einen neuen Sieg über die Österreicher hielt er auch am besten die Russen, die noch immer an der Warthe standen, von einem abermaligen Einfall in Brandenburg zurück. Jetzt hieß es: Sieg oder Untergang. Da der vorsichtige Daun zu einer offenen Feldschlacht nicht zu bewegen war, so faßte Friedrich den kühnen Entschluß, das feste Lager der Österreicher bei Torgau zu stürmen, um entweder zu siegen oder ehrenvoll zu sterben. Aber es war ein schweres Wagestück, denn Daun hatte die Weinberge bei Torgau auf das furchtbarste verschanzt. Daher entspann sich hier der blutigste Kampf des ganzen Krieges, der letzte jener furchtbaren Sturmangriffe, an denen der siebenjährige Krieg so reich ist. Friedrich teilte sein Heer; mit der einen Hälfte wollte er selbst von vorn die Weinberge stürmen, mit der andern sollte der tapfere Zieten im Rücken der Österreicher angreifen und die Siptitzer Höhen nehmen. Auf diese Weise hoffte Friedrich, den Feind nicht nur zu schlagen, sondern ihn entweder gefangen zu nehmen oder zu vernichten und dadurch das Hauptheer Maria Theresias für den ferneren Verlauf des Krieges unschädlich zu machen.

Kaum auf dem Schlachtfelde angekommen, griff der König mit wenigen Bataillonen den Feind an, während der größte Teil seines Heeres noch weit zurück war. Ein entferntes Kanonenfeuer ließ ihn glauben, daß auch Zieten den Kampf im Rücken des Feindes bereits begonnen habe. Doch war dem nicht so. Dieser Irrtum war von den verhängnisvollsten Folgen; denn nun

geschah der Angriff nicht gleichzeitig, wie verabredet worden war. Daun empfing die Kolonnen des Königs mit einem furchtbaren Kanonenfeuer; 400 Geschütze standen hier auf engem Raum, und ihre Feuerschlünde sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger hatten nie ein solches Feuer gesehen, und selbst der König brach gegen seine Adjutanten wiederholt in die Worte aus: „Welch schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört?“ Auch war die Wirkung derselben eine furchtbare. In einer halben Stunde schon lagen die 5500 Grenadiere der Vorhut tot oder verwundet auf der Wahlstatt. Jetzt kamen die Hauptkolonnen heran. Auch sie schritten zum Sturm, aber alle Angriffe wurden siegreich zurückgeschlagen. Hatte die preußische Infanterie dennoch einen Vorteil errungen und einige Schanzen erobert, so konnte sie der vielen Moräste wegen durch die Kavallerie und Artillerie nicht unterstützt werden und wurde, da Daun immer frische Truppen in den Kampf führte, mit großen Verlusten zurückgetrieben. Ganze Reihen lagen neben einander hingestreckt; die preußischen Kanoniere konnten nicht einmal zum Laden ihrer Geschütze kommen, denn Kanonen, Pferde und Menschen wurden in einem Augenblicke niedergeschmettert. Den König selbst traf ein Streifschuß an der Brust und verwundete ihn leicht. Die Nacht brach ein; die Kräfte waren erschöpft; die Schlacht schien verloren. Daun fertigte Siegesboten ab, die unter dem lauten Jubel des Volkes in Wien einen vollkommenen Sieg verkündeten. Doch war der Ausgang der Schlacht ungewiß. Friedrich selbst wußte nichts Sicheres darüber. Sorgenvoll saß er auf den Stufen des Altars in der Kirche des nahen Dorfes Elsnich, ließ sich seine schmerzhafte Wunde verbinden und schrieb Befehle, da der Kampf am andern Morgen erneuert werden sollte.

Inzwischen hatte Zieten nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten die Feinde im Rücken angegriffen, die Höhen nach schweren Verlusten erstürmt und die Schlacht zum Vorteil seines Königs entschieden. Noch in der Dunkelheit wurde der Kampf fortgesetzt; Freund und Feind konnten sich dabei nicht unterscheiden; es ging so verworren zu, daß Preußen auf Preußen und Österreicher auf Österreicher schossen. Endlich um 10 Uhr abends war der Kampf entschieden. Die Nacht war bitterlich kalt. Um die wenigen in der Torgauer Heide angezündeten Feuer versammelten sich daher Preußen und Österreicher, Gesunde und Verwundete, um sich friedlich neben einander zu wärmen. Sie verabredeten dabei, daß am Morgen diejenige Partei sich zu Gefangenen ergeben solle, deren Heer die Schlacht verloren habe; denn welche das sei, wußte man noch nicht. Wie war der König daher erstaunt, als er bei Tagesanbruch das Schlachtfeld vom Feinde verlassen fand! Als ihm der tapfere Zieten seinen Sieg meldete, ritt er ihm entgegen, umarmte ihn vor allen Soldaten und dankte ihm mit dem jubelnden Heere für seine rettende That. Doch hatten

14 000 Streiter ihr Leben verloren; Dauns Lagerstätte war ihre Grabstätte geworden.*)

Aber nicht nur die Preußen, auch die Österreicher hatten große Verluste erlitten. Daun selbst war schwer verwundet. Er hatte noch in der Nacht den Rückzug nach Dresden befohlen, der mit solcher Stille ausgeführt wurde, daß die Preußen nichts merkten. Daun reiste nach Wien, um seine Wunden zu heilen, und wurde dort mit hoher Auszeichnung empfangen. Maria Theresia selbst reiste ihm einige Meilen weit entgegen, um die erste zu seiner Begrüßung zu sein. Friedrich aber konnte nun ganz Sachsen mit Ausnahme von Dresden wieder besetzen und dort seine Winterquartiere aufschlagen. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Leipzig.**)

Vertiefung.

Beide Siege, Liegnitz und Torgau, sind sehr verschieden. Bei Liegnitz ein fröhlicher, rascher Sieg, fast wie bei Roßbach, bei Torgau ein trüber, trauriger Sieg; jener schon in frühster Morgenstunde, dieser erst in später Abendstunde entschieden. Dort zeigt der König besonders Vorsicht, List, Schlauheit, indem er sich der gefährlichen Stellung entzieht und seinen Feinden zuvorkommt; hier auch wieder Klugheit in der Entwerfung des Schlachtplans, ungestüme Tapferkeit und Todesverachtung beim Sturm; dann große Niedergeschlagenheit, Mutlosigkeit, fast Verzweiflung, als er sich geschlagen glaubt. Als Meister zeigt er sich wieder in der Benutzung der Siege: dort bricht er noch an demselben Tage auf zur Befreiung von Breslau, hier erobert er den größten Teil Sachsens. Bei Torgau war der Ehrentag Zietens, der des Königs Niederlage in einen Sieg verwandelte.

7. Das Jahr 1761. Trotz des glücklichen Ausganges des Jahres 1760 wurde Friedrichs Lage für das folgende Jahr nicht besser, sondern eher schlimmer. Zu seinem Unglück war im Oktober 1760 König Georg II. von England, sein Verbündeter, gestorben. Der Nachfolger desselben, Georg III., war kein Freund des Krieges in Deutschland. Zwar brach er das Bündnis mit Preußen nicht, aber er schickte auch keine Hilfsgelder mehr. Friedrich, ohne Beistand und Hoffnung, sah jetzt standhaft seinem Untergang entgegen. Trotzdem zog Schwermut in seine Seele ein. Er sprach jetzt wenig, selbst nicht mit seinen Vertrauten, speiste gewöhnlich allein, kam auf keine Parade mehr, machte keinen Spazierritt und legte seine geliebte Flöte weg. Obgleich nach dem Feldzuge von 1760 die Sehnsucht nach Frieden nicht nur Preußen, sondern auch dessen Feinde erfüllte, obgleich Maria Theresia selbst von dem allgemeinen Elend und der drückenden Geldnot bewegt war, so kam es doch

---

*) Hier würde vielleicht der Ort sein, die beiden Gedichte über Zieten von Th. Fontane und Fr. von Sallet einzuflechten, um die volkstümliche Gestalt des alten Husarengenerals noch klarer hervortreten zu lassen.

**) Hier würde der Ort sein, vielleicht in der deutschen Stunde, über Friedrich den Großen und Gellert zu sprechen und im Anschluß daran über Friedrichs Verhältnis zur deutschen Litteratur. Vergl. Richter, Quellenbuch Nr. 131—133.

nicht zum Frieden, weil Österreich nicht auf Schlesien verzichten wollte. So sah sich Friedrich zur Fortsetzung des Kampfes genötigt. Aber trotz der kriegerischen Großthaten seiner Heere schien es, als ob er den von allen Seiten auf ihn einstürmenden Mißgeschicken erliegen müsse. Dresden und ein Teil Sachsens war in Dauns Gewalt; durch den Besitz der Festung Glatz hatte Laudon einen Halt in Oberschlesien; Preußen war in den Händen der Russen; in Pommern lagen seit Jahren schon die Schweden und sogen es aus, und über den Rhein zogen zwei neue französische Heere von mehr als 150 000 Mann. Allen diesen feindlichen Streitkräften hatte Friedrich nur kleine, aus ungeübten Neulingen bestehende Heere entgegenzustellen, und da die englischen Hilfsgelder ausblieben, so konnte er nur durch harten Druck und Erpressungen aller Art die Kosten zu einem neuen Feldzug aufbringen. Trotzdem ging Friedrich mutig und entschlossen den Gefahren entgegen. Während Prinz Heinrich Sachsen mit Geschicklichkeit und Erfolg gegen Daun verteidigte, Ferdinand von Braunschweig im westlichen Deutschland die zügellosen Franzosen von weiterem Vordringen abhielt, suchte Friedrich selbst lange Zeit hindurch durch künstliche Märsche die Österreicher aus Schlesien zu vertreiben und ihre Vereinigung mit den Russen zu verhindern. Als ihm das mißlang, bezog er bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz, ganz gegen seine sonstige Neigung, ein sehr festes Lager, in welchem ihn die Gegner trotz seiner geringen Macht nicht anzugreifen wagten. Drei Wochen lang lag er hier, von den Feinden eingeschlossen, und seine Soldaten mußten des Nachts unter dem Gewehre sein und bei Tage schlafen. Er selbst teilte alle Anstrengungen seiner Leute; meist brachte er die Nacht mitten unter den Soldaten am Wachtfeuer zu, auf bloßer Erde oder auf einem Bund Stroh. Schon waren die Soldaten aufs äußerste erschöpft, und Friedrich begann das Schlimmste zu fürchten. Er teilte oft dem alten Zieten seine Besorgnisse mit, dieser aber suchte ihn zu trösten. Da fragte ihn einst der König, ob er sich denn etwa einen neuen Alliierten verschafft habe. „Nein," antwortete Zieten, „nur den alten da oben, der verläßt uns nicht." „Ach," seufzte der König, „der thut keine Wunder mehr." „Deren braucht's auch nicht," erwiderte Zieten, „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken." Wären aber die Anführer der feindlichen Heere einig gewesen, so hätten sie Friedrich endlich doch überwältigen können; allein ihre Uneinigkeit, besonders der Neid des russischen Feldherrn auf Laudons Kriegsruhm, rettete ihn auch diesmal; denn beide Heere trennten sich plötzlich. Laudon wandte sich gegen die Festung Schweidnitz und eroberte sie durch einen Überfall; die Russen aber gingen nach Pommern und nahmen am Ende des Jahres auch die Festung Kolberg, die sich lange und heldenmütig verteidigt hatte. Nun konnten die Russen in Pommern und die Österreicher zum erstenmale in Schlesien ihre Winterquartiere beziehen. Auch die Hälfte von Sachsen war verloren. Immer

enger zog sich der Ring seiner Feinde zusammen; es konnte nicht mehr lange dauern, so mußte sich der Krieg dem Herzen seines Landes nähern und ihn erdrücken. Maria Theresia rechnete so sicher auf den Sieg, daß sie aus Ersparnis sogar einen Teil ihrer Truppen entließ. Kein Wunder, daß Friedrich hoffnungslos und voll Schwermut in die Zukunft sah. So schloß wieder ein Jahr, und dunkler als je war Friedrichs Lage. Nur der Hinblick auf den ausdauernden Mut und die bereitwillige Opferfreudigkeit seines Volkes, sowie die hingebende Liebe und Treue seines Heeres tröstete ihn.

8. Das Jahr 1762. Mit so schwerem Herzen hatte Friedrich noch kein Jahr angetreten, als das von 1762. Allein es zeigte sich freundlicher gegen ihn, als er erwartet hatte, und zwar sogleich bei seinem Antritt; denn schon in den ersten Tagen desselben starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und ihr Neffe, Peter III., bestieg den Thron. Dieser, der größte Verehrer und Bewunderer des Preußenkönigs, der in seiner Bewunderung so weit ging, daß er sogar preußische Uniform trug, beeilte sich, allen preußischen Gefangenen ohne Lösegeld die Freiheit zu geben, sofort Waffenstillstand und dann Frieden mit dem Könige zu schließen und in diesem Frieden ohne irgend eine Entschädigung alles preußische Gebiet herauszugeben, das die Russen besetzt hielten. Ja er schloß sogar ein Bündnis mit ihm und befahl dem Befehlshaber der russischen Armee in Schlesien, die Österreicher zu verlassen und zu Friedrich zu stoßen. Von Rußland ward auch Schweden, dessen König den Krieg ohnedies mit Widerwillen führte, veranlaßt, einem Kriege zu entsagen, der dem Lande weder Ehre noch Gewinn brachte. Es schloß ebenfalls ohne Entschädigung Frieden. Das war ein unerwartetes Glück für Friedrich; denn nun konnte er all seine Kraft gegen die Österreicher wenden. Schon wollte er in Verbindung mit den Russen den Feldmarschall Daun, der mit seinem Heere auf den Burkersdorfer Höhen unweit Schweidnitz stand, angreifen und vielleicht durch diese eine Schlacht den ganzen Krieg entscheiden, als wie ein Donnerschlag die Nachricht eintraf, Peter III. sei von seiner Gemahlin Katharina II. entthront und wenige Tage später von einigen russischen Vornehmen ermordet worden. Zugleich mit der Nachricht vom Thronwechsel erhielt der russische General den Befehl, sich von Friedrich zu trennen. Katharina bestätigte zwar den abgeschlossenen Frieden, da sie einsah, daß es Rußland nicht zum Vorteil gereiche, wenn es Österreich gegen Preußen unterstütze, hob aber das Bündnis mit Friedrich auf. So betäubend diese unerwartete Nachricht auf Friedrich wirkte, so faßte er doch einen raschen Entschluß. Er wußte den russischen General, der sein persönlicher Verehrer war, zu überreden, daß er das Abberufungsschreiben seiner Kaiserin noch drei Tage geheim hielt, bis der Kampf mit Daun entschieden war. Die Russen stellten sich in Schlachtordnung auf, obgleich sie sich am Kampfe nicht beteiligten, und Daun

war dadurch gezwungen, ihnen einen Teil seiner Streitkräfte entgegenzustellen. So wurde es Friedrich möglich, den Feind bei Burkersdorf (21. Juli) völlig zu schlagen. Mit großem Danke konnte jetzt der König den russischen General entlassen. Diesem Siege folgte die Wiedereroberung von Schweidnitz und die Vertreibung der Österreicher aus Schlesien.

Um dieselbe Zeit neigte sich auch Frankreich zum Frieden. Es war trotz seiner großen Heere während der drei letzten Kriegsjahre durch die Klugheit und Geschicklichkeit des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der sich dadurch als einer der bedeutendsten Feldherren erwies, mit einem viel kleineren Heere völlig im Zaume gehalten worden, obgleich keine bedeutende Schlacht mehr vorfiel. Aber in vielen kleineren Gefechten zeichneten sich die Verbündeten vorteilhaft aus. Da nun Frankreich auch in seinen Kolonieen gegen England ungeheure Verluste erlitten hatte, so trat es vom Kriege zurück und schloß einen Frieden, durch welchen in Deutschland alles blieb, wie es vor dem Kriege gewesen.

Inzwischen hatte Prinz Heinrich Sachsen behauptet. Bei Freiberg (29. Oktober) hatte er im Bunde mit Seydlitz die Reichsarmee völlig zurückgeschlagen. Es war der letzte Kampf des langjährigen Krieges, nach welchem preußische Truppen bis Süddeutschland vordrangen, dort schwere Erpressungen verübten und dadurch den bisher feindlichen Reichsständen den Frieden um so dringlicher machten.

Vertiefung.

Friedrichs Not ist aufs höchste gestiegen; er muß endlich erdrückt werden; da: „Je größer die Not, je näher ist Gott" — „Wenn die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten." Der Tod der Kaiserin Elisabeth rettet ihn. Die Vorsehung Gottes führt den endlichen Sieg seiner Sache herbei.

9. Der Friede zu Hubertusburg am 15. Februar 1763.

So blieb Maria Theresia und Sachsen allein noch im Kampfe gegen Friedrich II. Das deutsche Volk aber, dessen Länder verwüstet, dessen Industrie ins Stocken geraten, dessen Ackerbau verfallen, dessen Wohlstand vernichtet war, forderte verzweiflungsvoll den Frieden. Auch Österreich war durch den langen Krieg erschöpft und sehnte sich nach Frieden. Nachdem fast ganz Europa den großen Preußenkönig nicht bezwungen hatte, durfte Maria Theresia allein nicht hoffen, dieses ihr Ziel zu erreichen, umsomehr, da sich an der Ostgrenze ihres Reiches, an den Ufern der Donau, ein großes Türkenheer zum Angriff gegen ihre Staaten sammelte. Dieses allgemeine Friedensbedürfnis führte rasch den Frieden von Hubertusburg, einem sächsischen Jagdschlosse östlich von Grimma, herbei. In demselben wurde der Friede zu Breslau und Dresden bestätigt, Friedrich behielt also ungeschmälert Schlesien mit der Grafschaft Glatz. Er verpflichtete sich nur, beim Ableben des gegenwärtigen Kaisers Franz I.,

des Gemahls der Maria Theresia, seine Kurstimme dessen Sohne, dem nachmaligen Josef II., zu geben. Dem Kurfürsten von Sachsen gab er sein Land zurück.

Als der von Friedrich so lang ersehnte Friede endlich zustande gekommen, kehrte er voll Freude über diesen glücklichen Ausgang nach seiner Hauptstadt zurück. Am späten Abend des 30. März 1763 traf er in Berlin ein. Nicht enden wollte der Jubel des Volkes bei seinem Einzuge. Bald darauf eilte er nach dem stillen Charlottenburg. Hierher beschied er seine Sänger und Musiker und befahl, zu einer gewissen Stunde das Lied „Herr Gott, dich loben wir" anzustimmen. Man glaubte, der ganze Hof werde dabei erscheinen; aber nein, der König kam allein, setzte sich nieder, winkte, und die Musik nahm ihren Anfang. Und als nun mit durchdringender Kraft das Loblied ertönte, stützte er den Kopf mit der Hand und verbarg die Augen, um den Thränen des Dankes gegen den Ewigen freien Lauf zu lassen. Die meisten Musiker waren dabei so gerührt, daß auch ihnen die Thränen über die Wangen rollten.

B. Vertiefung.*)

1. Wie ist das siegreiche Hervorgehen Friedrichs aus dem 3. schlesischen Kriege möglich gewesen?

Den endlichen Sieg seiner guten Sache dankt Friedrich:

a) Seiner Person. Er ist der größte Kriegsfürst, den Preußen vielleicht ganz Deutschland im Laufe seiner Geschichte aufzuweisen hat, und man hat ihn unmittelbar neben die größten Kriegshelden der Weltgeschichte, Alexander den Großen und Cäsar, gestellt. Ausgezeichnet in der so schwierigen Kriegskunst, verbindet er mit den vorzüglichsten Eigenschaften eines großen Heerführers die nicht minder wichtigen Tugenden eines guten Soldaten. Voll heiliger Liebe zum Vaterlande zieht er das Schwert, das Ererbte zu schützen und seinen Feinden zuvorzukommen, greift voll Entschlossenheit und Unerschrockenheit auch den stärksten Feind an, kämpft mit todesmutiger Tapferkeit und unüberwindlichem Heldenmute auch in dem furchtbarsten Feuer, scheut weder die größten Anstrengungen noch Gefahren für Leib und Leben, weiß sich mit Schnelligkeit und Gewandtheit der Feinde auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu erwehren, schaut mit der größten Kaltblütigkeit der Gefahr ins Auge, zeigt sich in seinen Anordnungen als ein Muster berechnender Klugheit, Schlauheit und List, ist seinen tapferen Generalen und Soldaten gegenüber von aufmunternder Anerkennung und echt königlicher Dankbarkeit, in allen schwierigen

*) Es ist das mehr oder minder nur eine Zusammenfassung der in den vorhergehenden einzelnen Vertiefungen gewonnenen Ergebnisse.

Lagen von seltener Geistesgegenwart, ein Meister in der klugen Benutzung seiner Siege und Niederlagen, gegen Freund und Feind von oft rücksichtsloser Offenheit und Wahrheitsliebe, hält in seinem Heere auf strengste Manneszucht, bewährt trotz der furchtbaren Blutarbeit der sieben Jahre doch die standhafteste Ausdauer und eisernste Beharrlichkeit, bei seinen Niederlagen die unbeugsamste Entschlossenheit zur Fortsetzung des Kampfes bis zum erreichten Ziel, sich immer bewußt bleibend, daß er als König für die Größe und Wohlfahrt seines Volkes zu sorgen verpflichtet ist, wie er denn nach der Niederlage von Kollin in einem Gedichte schreibt:

„Ich aber, vom Orkan bedroht,
Muß trotz dem nahenden Verderben
Als König denken, leben, sterben."

Neben diesen herrlichen Eigenschaften zeigt er jedoch auch manche Schwächen. Er läßt sich durch seine Erfolge oft in gefährliche Sicherheit wiegen, zeigt Sorglosigkeit dem überlegenen, stark verschanzten Feinde gegenüber, Geringschätzung des allzu behutsamen und vorsichtigen Gegners, allzu großes Selbstvertrauen, das nicht selten an Selbstüberhebung und Hochmut grenzt, Gleichgültigkeit gegen die Bitten und Vorstellungen auch seiner tüchtigsten Generale, Unzufriedenheit mit einem halben Siege, Mißachtung der Schwäche der menschlichen Natur, indem er Unmögliches von seinen Truppen fordert. Doch behauptet er auch in seinen Niederlagen wie in seinen Siegen „das stolze Vorrecht der Initiative".

Neben seinen glänzenden kriegerischen Eigenschaften ist aber besonders bewundernswert seine Friedensliebe; nicht nur nach seinen Niederlagen, auch nach den glänzendsten seiner Siege ist er sofort zum Frieden bereit, wobei er in kluger Mäßigung nur das bereits Erworbene festhält und nicht nach größerem Ländererwerb trachtet, wodurch er sich von den kriegerischen Eroberern aller Zeiten und Völker vorteilhaft unterscheidet. Daraus erkennen wir, daß er trotz seines starken, hochentwickelten Ehrgefühls doch weit entfernt ist von Ehrsucht und Habsucht.

(Nachweis jeder einzelnen Tugend und Schwäche aus der Geschichte und Belegen derselben mit Sentenzen!)

b) Seinen tapferen Generalen und Heerführern. Fast alle namhaften Generale sind mit geringen Ausnahmen in dem furchtbaren 7jährigen Kampfe gefallen oder kampfunfähig geworden, und jeder hat sich durch eine besonders kühne That ausgezeichnet. Schwerins Heldentod bei Prag, Zietens Tapferkeit in den Niederlagen bei Kollin und Hochkirch und sein Sieg bei Torgau, Seydlitz fröhlicher Sieg bei Roßbach und sein entscheidender Reiterangriff bei Zorndorf, Moritz von Dessaus ungestüme Tapferkeit bei Leuthen

und sein Heldentod kurz nach dem Überfalle bei Hochkirch, Feldmarschall Keiths Heldentod bei Hochkirch, Ferdinands von Braunschweig glückliche Kriegführung gegen die Franzosen, Prinz Heinrichs Verteidigung Sachsens gegen Österreicher und Reichsarmee — das alles hilft den Krieg zum Vorteil Friedrichs entscheiden. Diese Generale sind nicht nur treffliche Führer und gute Soldaten, sie verstehen es auch, die Befehle und Anordnungen ihres Meisters, des Königs, meisterhaft auszuführen.

c) Seinem tapferen Heere, das sich in allen Schlachten seiner großen Führer würdig erweist und sich außer allen militärischen Tugenden, besonders Tapferkeit, Mut, Unerschrockenheit, Ausdauer u. s. w., besonders auch durch die strengste Manneszucht und musterhafteste Ordnung auszeichnet.

d) Der Opferfreudigkeit seines Volkes, das sich des Königs schlichtes Wort zu eigen macht: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und für mein Vaterland kämpfe.“ Überall in Preußen regt sich während des 7jährigen Kampfes der Opfermut und die Begeisterung des Volkes: bei den Aushebungen an Rekruten, den Lieferungen für die Armee, der Pflege der Verwundeten, der freiwilligen Ausrüstung einiger Regimenter, welche die Festungen Magdeburg, Stettin und Küstrin dem Staate retten, der Einrichtung einer kleinen Flotte, welche die Odermündungen gegen die Schweden verteidigen soll. Sechs Jahre lang empfangen die blutarmen Beamten kein Gehalt und versehen ruhig ihren Dienst, als ob sich's von selbst verstände. Wetteifernd thun alle Provinzen ihre Pflicht und Schuldigkeit, dem so schwer bedrohten Vaterlande beizustehen. Da lernt der große Friedrich die Liebe und Begeisterung seines Volkes kennen. „Ans Vaterland . . .“ — „Heilige Flamme, glüh . . .“ — „Nicht Roß, nicht Reisige . . .“ — „Einer für alle, alle für einen.“

e) Der Uneinigkeit, Planlosigkeit und Langsamkeit seiner Gegner. Jeder seiner zahlreichen Gegner kämpft für sich, dadurch zersplittern sich die ungeheuren Streitkräfte. Hätten sie ihre Streitkräfte geeinigt, so würden sie, wie bei Kunersdorf, den großen König doch überwunden haben. „Eintracht macht stark.“ — „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.“ — „Vereinte Kräfte führen zum Ziel.“ — Es fehlt also die Einigkeit im Handeln, ein gemeinsamer Kriegsplan. In ihrer Planlosigkeit sind sie auch öfters uneinig, z. B. nach der Schlacht bei Kunersdorf, vor allem aber viel zu langsam dem mit überraschender Schnelligkeit sich verteidigenden König gegenüber.

f) Der Vorsehung des Himmels, die in Rußland gerade dann einen günstigen Thronwechsel herbeiführt, als Friedrich aller menschlichen Voraussicht nach unrettbar verloren scheint.

2. Welche Bedeutung hat der siebenjährige Krieg für Deutschland?

Friedrich hatte sein Land, das damals kaum mehr als 5 Millionen Menschen zählte, fast gegen das ganze verbündete Europa verteidigt und keinen Fuß breit seines Gebietes verloren. Dadurch hat er:

a) Preußen zur europäischen Großmacht erhoben. Der große Kurfürst hat durch seinen Sieg über die Schweden bei Fehrbellin seinen Staat zu einem europäischen gemacht; seine Nachfolger haben die Mittel zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn sorglich gepflegt und ausgebildet, indem sie für ein tüchtiges Heer, einen gefüllten Staatsschatz und eine geordnete Verwaltung sorgten; Friedrich II. hat ihm die Großmachtsstellung in Europa gegeben, welche Schweden allmählich verloren hatte, so daß es jetzt fünf Großmächte gab: Frankreich, England, Österreich, Rußland, Preußen.

b) Deutschland vor einem weiteren Verlust seiner Grenzländer geschützt. Durch Friedrichs Niederlage wollte Rußland Ostpreußen, Schweden ganz Vorpommern, Frankreich die preußischen Besitzungen am Rhein an sich reißen und Deutschland abermals demütigen, und zwar alles mit Einwilligung des deutschen Kaisers, der dadurch das ihm anvertraute Reich der Willkür und Habsucht der Fremden preisgab, während Friedrich, der „Empörer und Rebell" gegen Kaiser und Reich, wie er von seinen Feinden genannt wurde, der Schützer und Rächer deutscher Ehre wurde.

c) Der Sache des Protestantismus in Deutschland zum Siege verholfen. Zur Zeit der Reformation war Sachsen, zur Zeit des 30jährigen Krieges Kurpfalz der Führer der protestantischen Sache gewesen. Seit Kurpfalz durch die Schlacht am weißen Berge bei Prag zertrümmert und Sachsen durch den Prager Separatfrieden 1635 die protestantische Sache verraten hatte, war Brandenburg mehr und mehr an die Spitze der deutschen Protestanten getreten und hatte sich als Schirmherr derselben betrachtet. Der große Kurfürst trat schon im westfälischen Frieden kräftig für den Protestantismus ein und nahm 1685 die aus Frankreich vertriebenen Protestanten auf. Friedrich I. gewährte besonders den aus der Pfalz vertriebenen Evangelischen gastliche Aufnahme, und Friedrich Wilhelm I. siedelte die aus Österreich vertriebenen Salzburger in Ostpreußen an. Friedrich II. galt also als der Schirmherr des Protestantismus, wenn er selbst auch nach dem religiösen Bekenntnis seiner Unterthanen nicht fragte. Darum galt der Krieg gegen ihn in Frankreich, Österreich und beim Papste als heiliges Werk; darum schlossen sich ihm besonders die protestantischen kleinen Fürsten Deutschlands und auch das protestantische England an; darum wurde er von der protestantischen Bevölkerung Schlesiens als Retter von dem schweren Joche des österreichischen Katholizismus begrüßt; darum zog der preußische Grenadier unter den Klängen evangelischer Kirchenlieder zur Schlacht und stattete in evangelischen Liedern dem

Höchsten seinen Dank für den errungenen Sieg ab; darum liefen die evangelischen Soldaten Württembergs, als sie gegen Preußen geführt werden sollten, fluchend auseinander, weil sie nicht gegen ihre Glaubensgenossen fechten wollten; darum beschenkte der Papst Daun, den katholischen Feldmarschall der katholischen Kaiserin, mit geweihtem Hut und Degen; darum rief jede neue Siegesbotschaft aus dem preußischen Lager im Vatikan zu Rom einen Sturm des Unwillens und der Angst hervor. Der Sieg Friedrichs war also nicht nur ein Sieg Preußens über seinen Nebenbuhler Österreich, nicht nur ein Sieg Deutschlands über seine auswärtigen Feinde, sondern ein Sieg des Protestantismus über den Katholizismus und seinen Papst, ein Sieg der religiösen Freiheit und Duldsamkeit über Glaubenszwang und Gewissenstyrannei, ein Sieg der Bildung und Aufklärung über die Finsternisse des Aberglaubens. Die Befestigung der protestantisch-deutschen Großmacht Preußen durch den blutigen Krieg und Sieg gegen das katholische Europa war die schwerste Niederlage, welche der römische Stuhl seit dem Auftreten Luthers erlitten; eine Rückkehr Europas unter die Alleinherrschaft des Papstes blieb nunmehr undenkbar. Friedrichs Niederlage dagegen würde für Deutschland und den Protestantismus ähnliche Folgen gehabt haben, wie sie die Niederlage der Protestanten zu Beginn des 30jährigen Krieges mit sich gebracht hatte. Daher können wir den 7jährigen Krieg als den letzten der deutschen Religionskriege betrachten.

d) Das deutsche Nationalgefühl wieder gehoben und gestärkt. Die Deutschen wußten in den letzten Jahrhunderten kaum noch, daß sie eine Nation waren, denn immer mehr hatten fremde Völker in deutschen Gauen nach Laune und Willkür geschaltet und gewaltet und ungestraft deutsches Gebiet an sich gerissen. Die Hauptschuld daran trug die Uneinigkeit der Fürsten und die Schwäche der Kaiser. So hirnlos jedoch hatte noch nie ein Kaiser am Vaterlande gefrevelt nnd seinen kaiserlichen Eid mit Füßen getreten, als Franz I., der unter dem Einflusse seiner Gemahlin Maria Theresia alle Thore Deutschlands im Westen, Osten und Norden den fremden Eroberern aufthat. Da war es der so lange verachtete und verspottete Preußenkönig, der in sieben entsetzlichen Kriegsjahren den Ansturm einer Welt in Waffen abschlug. Deutsche Kraft allein entschied den Sieg, denn die einzige fremde Macht, die dem Könige zur Seite stand, England, gab ihn treulos preis. Deutschlands Stern, so lange verdunkelt, war wieder im Aufsteigen; es galt den Deutschen, was in allen Kirchen Preußens beim Friedensschlusse gebetet ward: „Sie haben mich oft bedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht.“ Als die Kunde von den großen Ereignissen des langen Krieges über das deutsche Land dahinbrauste, siegreicher Angriff und schwere Niederlage, neue verwegene Erhebung und neuer strahlender Sieg das Bild des Helden-

königs immer tiefer in die Herzen prägte, als der unzähmbare Mann jahraus jahrein sich des Verderbens siegreich erwehrte, da ward dem deutschen Volke die Seele weit bei dem Gedanken, daß der erste Mann des Jahrhunderts ein Deutscher war, daß deutsches Wort und deutsche That den Hochmut der Fremden vom Throne stürzte, daß deutscher Schweiß und deutsches Blut das Vaterland befreite, daß in dem preußischen Schlachtenruhme die uralte Waffenherrlichkeit der deutschen Nation wieder zutage trat. Jetzt fühlte jeder Deutsche, daß es wieder ein deutsches Vaterland gab, und begeistert schlugen die meisten deutschen Herzen dem großen Preußenkönige entgegen, der durch deutsche That und deutsches Blut dem deutschen Volke wieder ein deutsches Vaterland gegeben, so daß jeder stolz war, ein Deutscher zu sein. In hellen Liedern feierte man wieder das deutsche Vaterland, feierte besonders mit hellem Jubel den Sieger von Roßbach, „den Rebellen gegen Kaiser und Reich," der durch seinen Kampf gegen eine ungeheure Übermacht die Wahrheit bestätigte, „daß das Schicksal der Staaten weniger von ihren Kräften abhängt, als von wenigen großen Menschen, welche dieselben zu gebrauchen, zu vermehren und Nationen eine Seele zu geben wissen." Friedrich selbst war ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle. Daß fremde Nationen auf deutschem Boden die Herren spielen sollten, erschien ihm wie eine Beleidigung seiner persönlichen Ehre. Schon in seiner Jugend verdammte er in scharfen Worten die Schwäche des Reiches, das das schöne Elsaß dem Fremdling geöffnet habe. Er zürnte auf den Wiener Hof, der Lothringen damals an Frankreich preisgegeben. Er wollte es der Königin von Ungarn, Maria Theresia, nie verzeihen, daß sie die wilden Völker des Ostens auf das deutsche Reich losgelassen und die russischen Barbaren zum erstenmale in Deutschlands innere Angelegenheiten verflochten hatte. Und als die Franzosen das Rheinland überfluteten, da sang er:

„Bis in seine tiefste Quelle
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Flucht der Schmach, daß seine Welle
Fremdes Joch ertragen soll!"

III. Verknüpfung.

1. Übersichtliche Zusammenstellung des Verlaufs des ganzen Krieges, wobei die Jahreszahlen die Überschriften bilden!

2. Vergleiche die Jahre 1756—58 mit 1759—63! a) Angriffskrieg. b) Verteidigungskrieg, Kampf um die Existenz.

3. Vergleiche folgende Schlachten miteinander, und zwar nach Lage des Schlachtfeldes, kämpfenden Parteien, Feldherren, Ausgang, Folgen:

a) Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen!

b) Kollin, Hochkirch, Kunersdorf!

c) Zorndorf, Kunersdorf!
d) Roßbach, Zorndorf!
e) Roßbach, Minden!
f) Roßbach, Liegnitz!
g) Liegnitz, Torgau!
h) Hochkirch, Liegnitz!
i) Kollin, Torgau!
k) Kunersdorf, Torgau!
l) Pirna, Maxen, Landeshut!

4. Stelle zusammen a) Friedrichs Siege! b) Friedrichs Niederlagen!
5. Friedrichs Lage am Anfang des Jahres 1757? 1758? 1759? 1760? 61? 1762?
6. Vergleich Friedrichs mit seinen Feinden und zwar:
   a) Mit Maria Theresia!
   b) Mit Frankreich!
   c) Mit Rußland!
   d) Mit Karl von Lothringen, Daun, Prinz Soubise!
7. Vergleich der preußischen Generale mit ihren Gegnern:
   a) Schwerin mit Brown und Daun!
   b) Seydlitz mit Daun, Laudon und Prinz Soubise!
   c) Zieten mit Daun, Laudon, Soltikow!
8. Vergleich folgender Prinzen als Heerführer:
   Prinz Heinrich und Ferdinand von Braunschweig — Karl von Lothringen und Soubise!
9. Vergleich der drei schlesischen Kriege nach Ursache, Gegnern, Verlauf, Frieden, Erfolg!
10. Der 7jährige und 30jährige Krieg:
    a) Veranlassung.
    b) Perioden.
    c) Kämpfende Parteien, besonders auch außerdeutsche Mächte.
    d) Kriegsschauplätze.
    e) Entscheidende Schlachten.
    f) Feldherren.
    g) Die wichtigsten Wendepunkte.
    h) Die Umgestaltung der Karte Deutschlands durch beide.
    i) Die Folgen beider in sozialer und religiöser Beziehung.
    k) Die Folgen beider für das staatliche Leben: Der 30jährige Krieg bezeichnet den Verfall der alten Herrlichkeit, der 7jährige den jugendlichen Aufschwung Deutschlands zu neuer Blüte.

11. Vergleich Friedrichs II. mit Gustav Adolf:
   a) Ihre unvergleichliche Heldenlaufbahn.
   b) Schützer und Schirmherren des deutschen Protestantismus.
   c) Ihre Bedeutung für das deutsche Volk.
   d) Die nachteiligen oder segensreichen Folgen ihres Auftretens für Deutschland.

12. Vergleich der beiden Schlachten bei Prag 1620 und 1757.

13. Friedrich II. und Luther, die beiden größten deutschen Männer. (Was haben sie Großes für Deutschland gethan?)

14. Friedrich II. und Ludwig XIV. (Scharfes Hervorheben der Gegensätze.

15. Inwiefern sind Roßbach und Lützen — 1757 und 1632, beide nicht weit von einander gelegen — Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte?

16. Jahreszahlen.

a) 1756. 1656. 1556. 1256. 1056.
b) 1760. 1660. 1560.
c) 1762. 1062. 962.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

a) Kriegsereignisse.

1756—1763 Der 3. schlesische Krieg.

1756 Friedrichs Einfall in Sachsen.
1. Oktober. Niederlage der Österreicher unter Brown bei Lowositz.
16. Oktober. Gefangennahme der sächsischen Armee bei Pirna.

1757, 6. Mai. Schlacht bei Prag. Schwerins Tod. Karl von Lothringen.
18. Juni. Friedrichs Niederlage bei Kollin. Daun.
5. November. Friedrich schlägt die Franzosen bei Roßbach. Seydlitz. Prinz Soubise.
5. Dezember. Niederlage der Österreicher bei Leuthen. Karl von Lothringen.

1758, 25. August. Die Russen werden bei Zorndorf geschlagen. Seydlitz.
14. Oktober. Überfall bei Hochkirch. Daun. Feldmarschall Keiths Tod. — Ferdinand von Braunschweig schlägt die Franzosen bei Krefeld.

1759, 12. August. Friedrichs Niederlage bei Kunersdorf durch die Russen unter Soltikow und die Österreicher unter Laudon.
Ferdinand von Braunschweig schlägt die Franzosen bei Minden.
General Fink wird mit 12 000 Mann bei Maxen gefangen.

1760, 15. August. Friedrich schlägt die Österreicher unter Laudon und Daun bei Liegnitz.
3. November. Zieten verwandelt des Königs Niederlage bei Torgau in einen glänzenden Sieg.

1761 Friedrich bezieht ein festes Lager zu Bunzelwitz. Schweidnitz geht an die Österreicher, Kolberg an die Russen verloren.

1762 Kaiserin Elisabeth von Rußland stirbt; Peter III., ihr Nachfolger, schließt Frieden und ein Bündnis mit Friedrich.

Friedrichs Sieg über Daun bei Burkersdorf.

Prinz Heinrich und Seydlitz schlagen die Reichsarmee bei Freiberg.

1763, 15. Februar. Friede zu Hubertusburg zwischen Preußen, Österreich und Sachsen.

b) Kriegsperioden.

1756—1758 Friedrichs Angriffskrieg.

1759—1763 Friedrichs Verteidigungskrieg, sein Kampf um die Existenz.

c) Kriegführende Parteien.

Preußen, (England, Hannover, Hessen-Kassel, Gotha) — Österreich, Rußland, Frankreich, Schweden, Sachsen.

d) Feldherren.

Friedrich II., Seydlitz, Zieten, Ferdinand von Braunschweig, Schwerin, Keith, Moritz von Dessau, Fouquet, Fink, Prinz Heinrich. — Brown, Karl von Lothringen, Daun, Prinz Soubise, Soltikow, Laudon.

e) Regierende Fürsten.

Friedrich II.; Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen; Franz I., deutscher Kaiser; August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen; Elisabeth, Kaiserin von Rußland, und Peter III., ihr Nachfolger; Ludwig XV., König von Frankreich; Georg II., König von England und Kurfürst von Hannover, und Georg III., sein Nachfolger.

f) Bedeutung des 7jährigen Krieges.

Preußen wird europäische Großmacht; Deutschland wird vor einem weiteren Verlust seiner Grenzländer geschützt; die Sache des Protestantismus wird gestärkt; das deutsche Nationalgefühl wird gehoben; der preußische Staat, zum Vorkämpfer der Entwickelung Deutschlands berufen, hat sich in harter Prüfung siegreich bewährt.

2. Geographische Ergebnisse.

Friedrich erwirbt die Provinz Schlesien.

Lage der Schlachtorte. (Genaue Angabe derselben.)

V. Anwendung.

1) Welchen Plan hatten Friedrichs Feinde und warum erreichten sie denselben nicht?

2) Wem verdankte Friedrich seinen endlichen Sieg?

3) Inwiefern waren Haß, Neid, Habsucht die Triebfedern zum Kriege?

4) Welche Bedeutung hat das Kurfürstentum Sachsen für Friedrichs Kriegführung gehabt?

5) Die Schweden in Deutschland! (1630—48, 1675, 1756—63.)

6) Frankreichs Kriege in und gegen Deutschland!

7) Nenne Städte, welche vom siebenjährigen Kriege erzählen können!

8) Wie würde es bei Friedrichs Niederlage den Protestanten ergangen sein?

9) Welche Lieder hätte das preußische Volk beim Friedensschlusse anstimmen können?

10) Erzähle über den Opfermut des preußischen Volkes!

11) Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg in unserer Heimat!

12) Stelle Friedrich den Großen mit anderen Kriegshelden der Weltgeschichte zusammen!

13) Nenne andere Fürsten mit dem Beinamen „der Große"!

14) Friedrich der Große und Karl der Große. Zwei gewaltige Kriegshelden!

15) Was hat Friedrich II. für Deutschland gethan?

16) Was hat jeder der dir bekannten Hohenzollern für sein Vaterland gethan?

17) Welche Bedeutung für die Entwickelung Preußens haben folgende Zahlen: 1618? 1648? 1660? 1675? 1701? 1720? 1763?

18) In welchem Teile Deutschlands liegt seit Friedrich der Schwerpunkt der deutschen Geschichte?

19) Preußen und Österreich — das Haus Hohenzollern und Habsburg — waren Nebenbuhler um die Vorherrschaft in Deutschland. Wann ist dieser Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zu Ende geführt worden?

20) Welche Bedeutung hat der 18. Juni in der deutschen Geschichte? (Fehrbellin, Kollin.)

21) Der siebenjährige Krieg kann als der letzte Religionskrieg angesehen werden. Stelle die deutschen Religionskriege zusammen!

22) Nenne Männer, welche sich um die evangelische Kirche besondere Verdienste erworben haben!

23) Von welchen Gesinnungen mag der Papst gegen Friedrich den Großen erfüllt gewesen sein?

24) Nach welchen Schlachten hätte Friedrich II. sagen können: „Ich kam, sah, siegte"?

25) Warum nennt man die ganze Zeit „das Zeitalter Friedrichs des Großen"?

26) Worin besteht Friedrichs Größe?

27) Inwiefern hat Friedrich Wilhelm I. die einzigartigen Erfolge seines Sohnes vorbereitet?

28) Leopold von Dessau — der alte Dessauer, der Organisator des preußischen Fußvolks — ist 1747 gestorben. Inwiefern hat er aber dennoch Anteil an den Erfolgen des siebenjährigen Krieges gehabt?

29) Erzähle von jedem der dir bekannten preußischen Generale, was du aus ihrem Leben weißt!

---

3. Friedrich der Große als Regent.

(Ziel: Wie der große Kriegsheld Friedrich II. auch im Frieden unablässig für seines Volkes Wohlfahrt sorgt.)

I. Vorbereitung.

Der siebenjährige Krieg hatte Preußen in das tiefste Elend gestürzt. Die grausamen Verheerungen der Russen in Ostpreußen und der Mark, der Schweden in Pommern, der Österreicher in Schlesien und der Franzosen in den westlichen Landesteilen hatten die Schrecken des dreißigjährigen Krieges erneuert. Städte und Dörfer waren in Schutthaufen, die einst so fruchtbaren Fluren in Wüsteneien verwandelt worden. Viele Ortschaften waren fast ganz entvölkert, in anderen fehlte es an Männern, da diese im Kampfe geblieben waren. Daher mußten Frauen und Mädchen den Ackerbau besorgen. Ganze Strecken Landes lagen lange Zeit hindurch unbebaut. Außerdem fehlte es der Bevölkerung an Geld, die zerstörten Wohnungen wieder aufbauen und die verwüsteten Äcker wieder bestellen zu können. Auch Handel und Verkehr, Fabrik- und Gewerbthätigkeit hatten durch den Krieg sehr gelitten; wohin man blickte, herrschte Elend und Not.

Durch den ruhmvollen Krieg war Preußen in die Reihe der Großstaaten eingetreten. Wollte es diese bevorzugte Stellung behaupten, so mußten durch eine weise Verwaltung die Kräfte des Landes gehoben werden, um auf diese Weise durch innere Tüchtigkeit zu ersetzen, was dem Staate an äußerem Umfang fehlte. Wie Friedrich das anfing, um Preußens Stellung nach außen durch des Volkes Wohlfahrt zu kräftigen, wie er vor allem als wahrer Landesvater die Wunden des Krieges zu heilen suchte, davon wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Friedrichs Sorge für den Ackerbau. Da der König als die wichtigste Grundlage des allgemeinen Wohlstandes den Ackerbau betrachtete, so war es seine erste Sorge nach dem 7jährigen Kriege, den Landesteilen, die

durch denselben besonders gelitten hatten, aufzuhelfen. Es fehlte den Bauern an Korn zur Aussaat und an Zugvieh, das Feld zu bestellen. Deshalb ließ er 40 000 Scheffel Getreide, die zu einem neuen Feldzuge im Sommer 1763 in den königlichen Magazinen aufgespeichert lagen, sofort nach dem Hubertusburger Frieden an die Landleute zur Aussaat verteilen. Zugleich wurden 35 000 Militärpferde, die für die Armee nicht mehr nötig schienen, an die Bauern zur Bestellung des Ackers gegeben. Auf die einzelnen Provinzen wurden große Geldsummen verteilt: Schlesien, das am meisten gelitten, erhielt allein 3 Millionen Thaler. In besonders stark verwüsteten Landesteilen wurden die Steuern auf einige Jahre erlassen, um dem Volke desto rascher wieder aufzuhelfen.

Des Königs Bemühungen wurden durch die Unfruchtbarkeit seines Landes sehr erschwert; denn unergiebige Landstrecken bedeckten einen großen Teil desselben. Er sagt selbst darüber: „Ich gestehe, daß wenige Staaten sich rühmen können, es uns an Sand gleich zu thun. Indessen machen wir doch in diesem Jahre 77 000 Morgen zu Wiesen; diese werden 7000 Kühen Futter geben, der Dünger von ihnen wird unsern Sandboden fetter machen, und die Ernten werden noch ergiebiger ausfallen. Ich weiß wohl, daß Menschen nicht imstande sind, die Natur umzuändern, aber mich dünkt, durch viel Fleiß und Arbeit bringt man es doch dazu, daß ein dürrer Boden besser und wenigstens mittelmäßig werde. Damit müssen wir uns denn begnügen.“ Zu diesen unergiebigen Sandstrecken kamen noch große Sumpfländer und zahlreiche Flächen, die früher dem Ackerbau gedient hatten und nun verwildert lagen. Aber diese großen Schwierigkeiten schreckten den König nicht, und es war ihm eine Herzensfreude, Sumpfstrecken in fruchtbares Ackerland und Wüsteneien in blühende Gefilde zu verwandeln.

Um den Ackerbau zu erwünschter Blüte zu bringen, zog er, wie alle seine Vorgänger, fremde Kolonisten aus solchen Gegenden herbei, in denen Ackerbau und Viehzucht schon in hoher Blüte standen. Man kann rechnen, daß während seiner Regierung an 250 000 Anbauer aus allen Teilen Deutschlands und den blühendsten Nachbarstaaten, Württemberger, Hessen, Pfälzer, Holländer, Friesen, Italiener, nach Preußen zogen, um dort in den bisher wüsten und unfruchtbaren Landstrichen Ackerbau und Viehzucht zu heben, Gartenbau und Obstzucht zu pflegen und selbst den Seidenbau heimisch zu machen. Den im Lande noch wenig gebräuchlichen Kleebau ließ er einführen und allgemein verbreiten, indem er die Landleute über den Segen desselben belehrte und sie reichlich unterstützte. Zur Verbesserung der einheimischen Schafzucht führte er aus Spanien eine edlere Schafrasse ein, welche feinere Wolle lieferte. Er ließ auf seine Kosten erfahrene Landwirte nach England und Holland reisen, um dort den Ackerbau gründlich kennen zu lernen. Auswärtige tüchtige

Landwirte rief er nicht nur auf die königlichen Domänen als Aufseher oder Pächter, sondern er ermunterte auch die Edelleute, diesen Beispiele zu folgen. Den Klöstern Schlesiens, die sehr große Ländereien besaßen, bestätigte er die neu gewählten Äbte nur gegen das Versprechen, auf ihren Gütern Weinstöcke, Maulbeerbäume und Kartoffeln pflanzen, Bienengärten anlegen, die Schafzucht veredeln, magdeburgische Verwalter und französische Seidenbauer kommen zu lassen.

Zur Zeit Friedrichs war der Kartoffelbau noch nicht allgemein eingeführt. Merkwürdig bleibt es nun, wie viel Mühe der König hatte, seine Unterthanen zum Anbau und zum Gebrauch dieses für uns jetzt unentbehrlichen Nahrungsmittels zu gewöhnen. Als im Jahre 1745 eine große Hungersnot herrschte, schenkte Friedrich einzelnen Ortschaften ganze Wagenladungen voll Kartoffeln, ließ die Leute über den Gebrauch der Frucht belehren und selbst von den Kanzeln herab den Anbau derselben empfehlen; aber alles war umsonst, die Bauern wollten nichts davon wissen. In einzelnen Ortschaften Schlesiens glaubte man, der Genuß derselben erzeuge das Friesel (Fieber), weshalb man sie Frieselbissen nannte. Fast mit Zwang wurde der Gebrauch der Kartoffel zunächst in Pommern verbreitet, und erst in den bösen Hungerjahren 1771 und 1772 kam auch in den übrigen Provinzen eine Brotteuerung den Ermahnungen der Behörden zur Hilfe, so daß der König auf seiner Reise durch Niederschlesien die Freude hatte, überall Kartoffelfelder zu sehen. Er befahl auch seinen Beamten den Gebrauch der Kartoffel und ging selbst mit gutem Beispiele voran. Als er auf seiner schlesischen Reise in Brieg sich aufhielt, ließ er sich die dampfenden Kartoffeln auf den Balkon des Kommandantenhauses bringen und aß sie vor den Augen des zuschauenden Volkes.

Große Striche fruchtbaren Landes wurden durch die Entwässerung des Oder- und Warthebruches gewonnen. Die Oder, welche sich nördlich von Frankfurt in zahlreiche Arme teilte, überschwemmte oft meilenweit die Niederungen und verwandelte sie in sumpfiges Bruchland. Die spärliche Bevölkerung desselben konnte sich nur notdürftig von Fischfang, Jagd und Viehzucht erhalten. Die Schutzarbeiten früherer Jahrhunderte waren ohne besondere Erfolge geblieben. Da nahm Friedrich nach Beendigung des 2. schlesischen Krieges das Werk der Entwässerung in die Hand. Er ließ das Hauptbett der Oder vertiefen, um dem Strome einen möglichst schnellen Abfluß zu schaffen. Zur Verhütung weiterer Überschwemmungen wurde der Fluß mit Deichen oder Dämmen eingefaßt und durch zahlreiche Gräben und Kanäle das Wasser aus den versumpften Gebieten in den Strom abgeleitet. Nach sieben Jahren war das Werk beendigt, mehr als 200 000 Morgen fruchtbares Land gewonnen und die ehedem weit ausgedehnte Wildnis in Kulturboden verwandelt, der, fortan gegen die verheerenden Gewässer geschützt und mehr und mehr mit blühenden Dörfern bebaut, sich zu einem der reichsten Ackerbauländer des

preußischen Staates entwickelte. Als der große König die fruchtbaren Fluren überblickte, welche gleichsam auf sein Geheiß entstanden waren, rief er voll Freude aus: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert, auf welche ich keine Soldaten zu halten nötig habe.“ — Dasselbe geschah nach Beendigung des 7jährigen Krieges mit dem großen Warthe- und Netzebruch, wodurch er wieder über 120 000 Morgen gutes Land gewann. In Ostfriesland rang man dem wilden Dollart ein fruchtbares Gebiet ab, auch für die sumpfreiche Havelgegend wurde viel gethan. Der König hatte seine größte Freude daran, wenn es ihm auf diese Weise gelang, morastige, öde Gegenden in blühendes Acker- und Wiesenland zu verwandeln. Ganz besondere Sorgfalt verwandte er auf das neu gewonnene Schlesien, das er in kurzer Zeit zu vorher nie gekannter Blüte brachte, und wodurch er den Wert seiner Eroberung bedeutend steigerte. In fischreichen Gegenden regte er die Unterthanen zum Fischfang an, ebenso empfahl er aufs dringendste die sorgfältige Pflege des Obstbaues.

2. Friedrichs Sorge für Handel und Gewerbe. Nicht nur der Ackerbau, auch Handel und Gewerbe erfreuten sich des Königs besonderer Pflege. Es gab keine Art der Gewerbthätigkeit, die er nicht zu fördern bemüht war. In Schlesien blühte besonders die Leinenfabrikation. Friedrich unterstützte sie auf jede Weise und nannte sie das „Peru (Goldland) der preußischen Könige“; denn jährlich wurde für mehrere Millionen Leinwand nach dem Auslande, besonders nach Amerika, verkauft, und noch heute genießt das schlesische Leinen einen guten Ruf. Um die schon von seinem Vater eifrig gepflegte Tuchfabrikation noch mehr zu heben und den Tuchmachern die Wolle billiger zu verschaffen, verbot er den Verkauf der rohen Wolle nach dem Auslande. Nun wurde die Fabrikation im Lande eifrig und mit Erfolg getrieben, und zahlreiche Tuchfabriken entstanden. In Berlin gründete er die erste Porzellanfabrik, deren vortreffliche Erzeugnisse bald die damals noch allgemein gebräuchlichen Zinngeschirre verdrängten und der Staatskasse einen nicht unbedeutenden Ertrag brachten. Auch die erste Zuckersiederei in Preußen verdankt ihm ihren Ursprung. Besonders suchte er den Bergbau in Oberschlesien zu heben. Er berief deshalb einen ausgezeichneten sächsischen Minister nach Preußen, dem er die Pflege desselben übertrug. Dadurch erhielt der Steinkohlenbergbau und das Eisenhüttenwesen in Schlesien eine immer größere Ausdehnung, wodurch der Wohlstand des Volkes und die Einkünfte des Staates bedeutend erhöht wurden. Durch solche Bestrebungen des Königs wurde das Bürgertum in den Städten wohlhabender, wenn ihm auch noch die kühne Unternehmungslust unserer heutigen Zeit fehlte.

Um den Handel zu heben, war es nötig, den Kaufleuten, die bis dahin nur für schwere Zinsen von den Wucherern Geld geliehen erhielten, die Möglichkeit einer leichteren und schnelleren Hilfe zu verschaffen. Es wurde des-

halb die königliche Bank gegründet, welche gegen geringe Zinsen Gelder an Kaufleute auslieh und dadurch tüchtige Geschäftsleute in ihren Unternehmungen förderte. Zur Belebung des überseeischen Handels wurde die Seehandelsgesellschaft gegründet, welche die Aufgabe hatte, unter preußischer Flagge alle Häfen des Auslandes, in denen gute Aussicht auf gewinnbringenden Handel war, befahren zu lassen und Handelsverbindungen anzuknüpfen. Auch für Belebung und Erleichterung des Verkehrs im Inlande sorgte der König. Zwar gab es damals noch keine Chausseen in Preußen, wie überhaupt nicht in Deutschland, doch trugen des Königs Kanalbauten viel zur Erleichterung des Warenvertriebs bei. Um die Schiffahrt zwischen Oder und Elbe abzukürzen, entstand schon zur Zeit des zweiten schlesischen Krieges der Plauesche Kanal, der Havel und Elbe, und der Finow Kanal, der Havel und Oder verbindet. Ebenso wurde später der Bromberger Kanal, der Brahe und Netze und damit Weichsel und Oder verbindet, gebaut. Auf diese Weise war der Verkehr auf diesen drei großen Strömen sehr erleichtert, denn auch Friedrich Wilhelm I. hatte durch den Friedrich Wilhelmskanal bereits eine Verbindung der Oder und Spree herbeigeführt. Der Seehandel Stettins erhielt dadurch einen neuen Aufschwung, daß die Mündung der Swine zum Haupthafen der Oder erweitert und an demselben die kleine Festung Swinemünde angelegt wurde. So wurden von dem für das Wohl seiner Unterthanen unablässig sorgenden Fürsten überall neue Quellen für Handel und Gewerbthätigkeit eröffnet, so daß die Wohlfahrt des Landes mehr und mehr zunahm.

Was freilich den Handelsverkehr mit dem Auslande betraf, so ging Friedrich noch von den Grundsätzen aus, die einst zu seines Vaters Zeiten ihre Berechtigung gehabt haben mochten: um die inländische Fabrikation zu heben, legte er eine hohe Steuer auf auswärtige Produkte, da er der Meinung war, es dürfe so wenig Geld als möglich ins Ausland fließen. Er richtete daher eine neue Zollordnung ein, die Regie genannt, welche besonders Tabak und Kaffee hoch besteuerte. Das Tabakrauchen war seit dem 30jährigen Kriege in der Mark mehr und mehr bekannt geworden. Bald wurde im Lande selbst Tabak gebaut, und Friedrich nahm nun für die Regierung allein das Recht der Tabakfabrikation (Monopol) in Anspruch, wodurch dem Staat beträchtliche Einnahmen erwuchsen. Später, als der Tabak, war der Kaffee üblich geworden. Zuerst als Luxusgetränk nur von den Wohlhabenden genossen, verbreitete sich die Vorliebe für das fremde Getränk sehr schnell, wie um dieselbe Zeit auch der Gebrauch von Thee, Kakao, Branntwein und die Gewöhnung an die Kartoffel um sich griff. Friedrich führte nun eine hohe Kaffeesteuer ein, um die Leute wieder, wie er selbst sagte, an die billigere und gesündere Biersuppe zu gewöhnen und sie zur Sparsamkeit anzuhalten. Ebenso wurden alle Luxusgegenstände, Spezereien, Weine, mit hohen Steuern belegt, dagegen

verweigerte er seine Zustimmung zur Erhöhung der Fleisch- und Biersteuer, weil sie für den armen Mann drückend sei, während Luxusgegenstände von Armen nicht gekauft würden. Er zeigt sich hier also besonders als Sachwalter der Armen. Doch ist nicht zu leugnen, daß diese Steuern um so drückender erschienen, je mehr Tabak und Kaffee unentbehrliche Bedürfnisse wurden. Das waren einzelne Fehler und Schwächen einer sonst musterhaft geordneten Staatsverwaltung.

3. Friedrichs Sorge für die Volksbildung. Ein solch auf die allseitige Wohlfahrt seines Volkes bedachter König hatte auch die Hebung der Volksbildung im Auge. Schon am 8. Febr. 1763, also sieben Tage vor dem Abschlusse des Hubertusburger Friedens, schrieb er von Leipzig aus nach Berlin, daß er „bei der bald herzustellenden öffentlichen Ruhe sein Augenmerk mit darauf gerichtet habe, daß die bisher so gar schlecht bestellten Schulen auf dem Lande nach aller Möglichkeit verbessert werden müßten". Und noch in demselben Jahre erschien das „General-Landschulreglement"*), ein Schulgesetz für die Volksschulen auf dem Lande. Dasselbe bestimmte, daß die Kinder vom 5. bis zum 13. oder 14. Lebensjahre die Schule besuchen sollten, bis sie nicht nur das Nötigste vom Christentume erfaßt hätten, sondern auch fertig lesen und schreiben könnten. Die Eltern, welche ihre Kinder nicht zur Schule schickten, sollten dennoch das Schulgeld bezahlen und außerdem bestraft werden. Untaugliche und unwürdige Lehrer sollten nicht geduldet, überhaupt keiner ohne Prüfung und Probe angestellt werden. Leider kam das Gesetz wenig zur Ausführung; die meisten Landschulen blieben mit schlecht besoldeten Lehrern aus dem Handwerkerstande besetzt, wozu später noch manche ausgediente Unteroffiziere hinzukamen; denn es fehlte an tüchtigen, für ihr Amt vorgebildeten Lehrern. Auch waren viele Gemeinden zu arm, etwas für die Schulen thun zu können. In vielen Orten gab es daher gar keine Schule oder nur eine sogenannte Winterschule, deren Lehrer im Winter angenommen, von den Bauern der Reihe nach beherbergt und ernährt, im Sommer aber wieder entlassen wurde. Seitens des Staates die Schulen auf dem Lande zu unterstützen, dazu mangelte es an Geld. Dagegen unterstützte Friedrich gern und freudig die damals in seinem Lande entstehenden ersten Lehrerseminare, in denen durch die Vorbildung besserer Lehrer ein guter Grund zur Hebung des Schulwesens gelegt wurde.

Auch der Kirche hat er seinen Schutz nicht versagt. Er ließ viele zerstörte Kirchen wieder aufbauen und Geistliche anstellen. Obgleich selbst nicht streng gläubig, hielt er doch auf Gottesfurcht im Volke, nur war ihm aller religiöse Zank und Streit zuwider. Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte

*) Vergl. „Richter, Quellenbuch: Das General-Land-Schul-Reglement".

er allen Konfessionen in seinem Staate Schutz und Duldung zugesagt. Er sagte: „Die Religionen müssen alle geduldet werden und muß die Regierung nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thut. In meinem Staate kann ein jeder nach seiner Façon selig werden.“ Durch diesen Grundsatz zeichnete er sich vor vielen Fürsten seiner Zeit, welche Andersgläubige verfolgten oder ihnen nur beschränkte Rechte gewährten, rühmlichst aus. Zum Schirmherrn des Protestantismus berufen, genoß nach der Erwerbung Schlesiens die katholische Kirche daselbst mehr Rechte als die evangelische, die unter der österreichischen Herrschaft hart bedrückt worden war, so daß die Protestanten Schlesiens nach wie vor Steuern an die katholische Kirche zahlen mußten. Und auch später, als der König während des 7jährigen Krieges durch die verräterischen Umtriebe der katholischen Geistlichkeit von dieser übertriebenen Schonung und Duldung zurückkam, blieb die katholische Kirche noch immer günstiger gestellt als in irgend einem anderen protestantischen Staate.

4. Die Rechtspflege des Königs. Für Recht und Gerechtigkeit allen seinen Unterthanen gegenüber zu sorgen, sah Friedrich als die erste Pflicht eines Fürsten an. Er wollte in der Rechtspflege alle Parteigunst entfernen, die langwierigen, sich oft jahrelang hinschleppenden Prozesse abkürzen und die Härte vieler Strafen mildern, wie er ja auch schon beim Antritt seiner Regierung die Folter aufgehoben hatte. Deshalb schärfte er den Richtern die strengste Unparteilichkeit ein; sie sollten richten ohne Ansehen der Person; vor dem Gesetze sollten alle gleich sein. „Die Richter müssen allen Menschen ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Armen und Reichen, gleiche und unparteiische Justiz zuteil werden lassen, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Witwen und Waisen, auch anderer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen.“ — Er selbst wollte vor dem Gesetze nicht mehr gelten als der Geringste seiner Unterthanen:

„Die Richter müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja der Bettler ebensowohl ein Mensch ist wie Se. Majestät, und daß ihm alle Gerechtigkeit widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind. Es mag sein ein Prinz, der gegen einen Bauern klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauern gleich, und muß nach der Gerechtigkeit verfahren werden ohne Ansehen der Person. Danach mögen sich die Richter in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehen der Person und des Standes gerade durchgehn, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeit ausübt, ist gefährlicher und schlimmer als eine Diebesbande.“

Wie sehr bei solcher Gesinnung des Königs das Vertrauen des Volkes zur Unparteilichkeit der Rechtspflege stieg, und wie willig der König selber sich dem Gesetze beugte, beweist die bekannte Geschichte des Müllers von Sanssouci.

Bei Potsdam hatte sich Friedrich der Große ein schönes Lustschloß Sanssouci erbaut, in welchem er von der Last und Arbeit seiner Kriegsjahre ausruhen und sich

erholen wollte. Er weilte gern darin, aber nicht selten störte ihn das Klapperwerk der Mühlräder in seinen Gedanken. Da ließ er eines Tages den Müller zu sich rufen, bot ihm an, ihm die Mühle abzukaufen, und versprach ihm außer einer hohen Kaufsumme auch noch eine andere, bessere Mühle. Der Müller aber wollte sich von dem vererbten väterlichen Besitz nicht trennen und erwiderte: „Gnädigster Herr, die Mühle ist mein Erbgut; sie ist mir nicht feil." Der König that zwar ein Gebot, auch ein zweites und drittes, aber der Müller blieb bei seiner Rede. „Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben; und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren erben." Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viele Worte zu machen? Ich lasse euere Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld oder nehmt es nicht!" Der schlichte Mann ließ sich aber nicht einschüchtern und erwiderte unerschrocken: „Schon gut, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" — er meinte damit, daß er es auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen wolle. Der König nahm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit dieser Rede gnädig auf, freute sich über die für ihn selbst und seinen Gerichtshof so ehrenvolle Zuversicht des Müllers, ließ ihn von dieser Zeit an im ungestörten Besitz seines väterlichen Erbes und unterhielt fortwährend eine friedliche Nachbarschaft mit ihm.

Wie er von seinen Beamten die strengste Unparteilichkeit forderte, beweist folgender Vorfall.

Auf einer Reise nach Preußen sagte er zum Präsidenten der pommerschen Regierung: „Ich habe ihn zum Präsidenten gemacht. Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört er, das sag' ich ihm, sonst sind wir geschiedene Leute. Hat er Güter?" — „Nein, Ew. Majestät." — „Will er welche kaufen?" — „Dazu habe ich kein Geld, Majestät, da ich aus einer armen Familie stamme und von meinem Vater nichts als einen ehrlichen Namen geerbt habe." — „Das ist gut," sagte der König, „so weiß er, wie armen Leuten zumute ist und wird sich umsomehr der Bedrängten annehmen."

Er gestattete jedem seiner Unterthanen, sich jederzeit persönlich an ihn zu wenden, wenn er meine, daß ihm Unrecht geschehe; denn er betrachtete sich als den natürlichen Anwalt der Armen und Gedrückten. Aus seiner unablässigen Sorge für eine gute Rechtspflege ist das allgemeine preußische Landrecht hervorgegangen, ein Gesetzbuch, das Friedrich gegen das Ende seiner Regierung bearbeiten ließ. Dies neue Gesetzbuch, das sich vor allen damaligen Gesetzbüchern der europäischen Staaten auszeichnete, war das erste, das in deutscher Sprache erschien. Die Vollendung des umfangreichen Werkes erlebte Friedrich nicht mehr, da es erst 1794 veröffentlicht wurde.

5. Friedrichs Stellung den verschiedenen Ständen gegenüber. Obgleich Friedrich jeden einzelnen Stand in Ehren hielt, jeden seiner Unterthanen so hoch oder so niedrig schätzte, wie er es durch seinen eigenen Wert verdiente, auch strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person übte, so legte er doch ein sehr großes Gewicht darauf, daß ein jeder der drei Stände, der Adel, der Bürger und der Bauer, in seinem ihm durch die Geburt angewiesenen Kreise verblieb. Während der Bauer den Ackerbau betreiben und der Bürger besonders Handel und Gewerbe pflegen sollte, blieb der Adel mit

seinen großen Gütern Besitzer von Grund und Boden. Aus dem Adel nahm der König fast allein die Offiziere für sein Heer. Das war nur die natürliche Folge der mittelalterlichen Zustände, da sich im Adel ein besonderer Stand, der Krieger- oder Ritterstand, gebildet hatte, der allein die Verpflichtung zum Heeresdienst besaß. Als nun die Fürsten selbst ihre Truppen warben, war es ganz natürlich, daß die Führerstellen den Nachkommen jenes Ritteradels übertragen wurden. Überdies waren die Offizierstellen so schlecht besoldet, daß sich die Bürgerlichen nicht besonders dazu drängten, während der Adel den Kriegsdienst noch nach alter Sitte als Ehrensache seines Standes betrachtete: Doch stellte der König auch an den Adel sehr hohe Anforderungen; der Adel galt ihm nichts ohne rechte Ehre und ohne wirkliches Verdienst, und als ein hannöverscher Graf bat, seinen Sohn mit Rücksicht auf seinen Grafenstand zum Offizier zu nehmen, schrieb ihm der König: „Will euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nicht avancieren, wenn er sein Handwerk nicht ordentlich lernt. Junge Grafen, die nichts lernen, sind Unwissende in allen Ländern. Wenn aus einem Grafen etwas werden soll, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, denn das sind Narrenspossen, sondern es kommt nur allezeit auf sein persönliches Verdienst an.“ Auch die hohen Stellen im Staatsdienst, Minister-, Präsidenten-, Gesandtschaftsposten besetzte er meist nur mit Mitgliedern des Adels.

Gleichzeitig war der König bemüht, auch die Stellung der Bauern sehr zu verbessern. Diese befanden sich damals noch in einer traurigen, gedrückten Lage, entweder in Leibeigenschaft, die jedoch nur noch in einzelnen Teilen Deutschlands, besonders im Norden und Nordosten desselben vorkam, oder in Erbunterthänigkeit der Grundherren, mit den schwersten Pflichten gegen dieselben belastet. Die Leibeigenschaft, also das Recht der Grundherren, über Leib und Leben der Bauern zu verfügen, sie zu kaufen und zu verkaufen wie eine Ware, hob er auf, dagegen blieb die Erbunterthänigkeit noch bestehen, doch suchte er ihre Härten zu mildern. Wie er das erstrebte, geht aus folgenden Verordnungen hervor:

„Se. Majestät wissen, daß eins der Dinge, welche dem Bauersmann hart und unerträglich fallen, die schweren und ganz unerträglichen Dienste sind, welche dieselben thun müssen, wobei meistens für den Gutsherrn wenig Nutzen, für den Bauersmann aber sein gänzlicher Verderb augenscheinlich herauskommt. Es befehlen daher Se. Königl. Majestät ernstlichst, daß das General-Direktorium sich ein ganz besonderes Werk daraus machen und nicht nur in jeder Provinz, sondern auch in jedem Kreise derselben eine ernsthafte Untersuchung anstellen soll, ob nicht sowohl Amts-, Städte- und adelige Unterthanen von diesem dem Bauersmann so gar lästigen Umstande in gewissem Maße befreit und die Sache dergestalt eingerichtet werden könne, daß, anstatt daß der Bauer jetzt die ganze Woche dienen muß, derselbe die Woche über nicht mehr als drei oder vier Tage zu Hofe dienen dürfe. Es wird dieses zwar anfangs etwas Geschrei geben, allein da es für den gemeinen Mann nicht auszustehen ist, wenn er wöchentlich fünf oder gar sechs Tage dienen soll, die Arbeit an sich auch bei den elenden Umständen,

worein er dadurch gesetzt wird, von ihm sehr schlecht verrichtet werden muß, so muß darunter einmal durchgegriffen werden. Und es werden alle vernünftigen Gutsbesitzer sich hoffentlich wohl dazu verstehen, in diese Veränderung der Diensttage ohne Schwierigkeit zu willigen, um so mehr, da sie in der That ersehen werden, daß, wenn der Bauer sich erst ein wenig wieder erholt hat, er in den wenigen Tagen ebensoviel und vielleicht noch mehr und besser arbeiten wird, als er vorher in den vielen Tagen gethan hat." *)

„Da verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel behandelt haben, Se. Königl. Majestät aber dergleichen Tyrannei gegen dero Unterthanen durchaus nicht gestatten wollen, so wollen Höchstdieselben, daß, wenn forthin einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauern mit dem Stocke geschlagen hat, ersterer sodann deshalb sofort und ohne einige Gnade auf sechs Jahre zur Festung gebracht werden soll, wenn auch schon dergleichen Beamte der beste Bezahler wäre und seine Pacht sogar vorher bezahlte." **)

6. Die Erwerbung Westpreußens. Neun Jahre nach dem Hubertusburger Frieden machte der König eine Eroberung ohne Blut, die fast an Größe und Bedeutung der von Schlesien gleichkam. Es geschah dies in der ersten Teilung des Königreichs Polen 1772. Polen, schon seit mehreren Jahrhunderten ein Wahlkönigreich, in dem der König fast nichts, der mächtige Adel aber fast alles zu befehlen hatte, war durch die unaufhörlichen Parteikämpfe im Inneren völlig an den Rand des Verderbens geraten und sah sich hilflos der Habsucht seiner Nachbarn preisgegeben. Besonders machte das ländergierige Rußland Miene, das ganze Polen, das es schon während des 7jährigen Krieges besetzt und wie eine eigene Provinz behandelt hatte, an sich zu reißen. Das durfte nicht geschehen, sonst wäre Rußlands Übermacht gar zu groß geworden, zugleich ein Krieg zwischen Rußland und Österreich, der leicht auf deutschen Schlachtfeldern geschlagen werden konnte, unausbleiblich gewesen. Friedrich, damals mit Katharina II. von Rußland verbündet, mußte also einen Raub Polens durch Rußland allein zu verhindern suchen. Der Gedanke einer Teilung Polens durch die drei benachbarten Großmächte lag daher sehr nahe, und als Österreich plötzlich unter dem Vorwand älterer Ansprüche einen polnischen Grenzstrich besetzte, sagte Katharina: „Es scheint, daß man sich in Polen nur zu bücken braucht, um ein Stück Landes zu nehmen, — wenn der Wiener Hof das Königreich Polen zerstückeln will, so werden die übrigen Nachbarn dasselbe Recht haben." So kam es wirklich im Jahre 1772 zur ersten Teilung Polens, in welcher Rußland, Österreich und Preußen große Gebiete Polens an sich rissen. Rußland erhielt den größten Anteil, Österreich z. B. Galizien, Preußen bekam den kleinsten Teil, nämlich Westpreußen außer Danzig und Thorn und den sogenannten Netzedistrikt, das Land an der Netze, zusammen etwa 645 Quadratmeilen mit 600 000 Einwohnern. Doch war die Erwerbung Westpreußens von hoher Wichtigkeit; denn dadurch

*) Aus einer Instruktion für das General-Direktorium vom Jahre 1748.

**) Aus einem Erlaß an die kurmärkische Kammer vom Jahre 1749. Vergleiche über diesen Gegenstand auch: „Richter, Quellenbuch: Bauernleben im 18. Jahrhundert."

wurde das bisher völlig getrennt liegende Ostpreußen mit den übrigen Provinzen des preußischen Staates verbunden. Wäre dagegen ganz Polen, also auch die heutige Provinz Posen, von Rußland in Besitz genommen worden, so war Ostpreußen rettungslos der russischen Macht verfallen, russischen Truppen stand dann von Posen aus der Vormarsch auf Berlin jeden Augenblick frei. Welche Gefahr also für das Königreich Preußen, wenn dies geschehen wäre.

Das Gebiet, das Friedrich damals gewann, war einst, bis auf den Netzedistrikt, Land des deutschen Ritterordens gewesen, durch das deutsche Schwert deutscher Ritter den Barbaren des Ostens entrissen, durch den Pflug deutscher Bauern der Wut zerstörender Wasserfluten abgerungen, durch deutschen Fleiß und deutsches Blut dem Christentume und der deutschen Kultur gewonnen. Dann zur Zeit der deutschen Ohnmacht und Schmach im Jahre 1466 durch Polen dem deutschen Orden entrissen, gewann Friedrich 1772 dem deutschen Vaterlande nur wieder, was einst zu Deutschland gehört. Als daher die westpreußischen Stände in der Marienburg, dem alten Hochmeisterschlosse des deutschen Ordens, Friedrich den Eid der Treue schwuren, da ward nur gesühnt, was drei Jahrhunderte zuvor der Übermut der Polen an diesem deutschen Lande gefrevelt hatte. Der halbtausendjährige Kampf der Deutschen und der Polen um den Besitz der Ostseeküste war damit zu Deutschlands Gunsten entschieden. Friedrich brachte hierdurch im Osten Deutschlands nur ein, was einst, nicht durch seine und seiner Väter Schuld, im Westen verloren gegangen. Und so erschien er zum zweitenmale als Mehrer des Reiches.

Das Weichselland, das Friedrich zufiel, war ein ödes, verkommenes Land, mit einem zuchtlosen, armen, aber übermütigen Adel und einem völlig vertierten Bauernstande. Entsetzlich hatte der polnische Adel in dem ihm unterworfenen Lande gehaust; Städte und städtisches Gewerbe gab es kaum dem Namen nach; den Bürgerstand bildeten die Juden, die ausschließlich Handel, Handwerk und dergl. in Händen hatten. Von den polnischen Bauern wird uns erzählt: „Sie wohnten in hölzernen, mit Lehm beworfenen Hütten; das Innere derselben bildete stets einen einzigen Raum, in welchem Männer und Weiber, Menschen und Vieh zusammen hausten. Es gab kein Hausgerät als den großen Ofen, der zugleich die Schlafstätte der ganzen Familie bildete und dessen Rauch durch die Thüre und Fugen des Hauses den Ausgang suchte. Dem Zustand der Wohnung entsprach die Nahrung und Kleidung; von geistiger Ausbildung war keine Rede. Keiner suchte etwas vor sich zu bringen, weil keiner etwas für sich oder seine Kinder erwarb. Die Knute des Herrn trieb sie zur Arbeit, und hinter dem Rücken desselben fielen sie in schlaffe Unthätigkeit zurück. Die einzige Freude war es für Männer und Weiber, in der Schenke, welche jeder Gutsherr unterhielt, allsonntäglich beim Schall der Geige im Branntweinrausche das Elend ihres Lebens zu vergessen. Sehnsucht nach

einem besseren Leben kannten sie nicht.“ Sofort begann der preußische Staat, der selber noch aus den Wunden des langen Krieges blutete, die schwere Arbeit der friedlichen Wiedereroberung, und ebenso, wie bis dahin Schlesien, wurde jetzt Westpreußen das Lieblingskind des großen Königs, dessen geringe Kultur er in seiner großartigen Weise zu heben suchte. Er schickte eine Schar seiner besten Beamten in die Wildnis; die Landschaften wurden in Kreise geteilt, jeder Kreis mit einem Landrat, einem Gericht und einer Post versehen. Neue Kirchengemeinden entstanden, und zahlreiche Lehrer gingen in die Dörfer. Deutsche Handwerker trugen deutschen Fleiß und deutsches Gewerbe in das verödete Land; bald wurden die leeren Städte neu mit Menschen bevölkert, und Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen. Um den Verkehr zu heben, wurde der Bromberger Kanal gebaut; aus dem elenden Bromberg, das damals 500 Einwohner zählte, wurde bald eine blühende Stadt. Durch die deutschen Beamten kam Treue und Beständigkeit in Handel und Verkehr; durch des Königs unablässige Sorge begann endlich der Bauer ein Dasein, das des Lebens wert war. Noch ehe Friedrich die Augen schloß, war hier eine neue Schöpfung deutschen Geistes und Fleißes erblüht, die das Unrecht der Besitzergreifung völlig vergessen ließ.

B. Vertiefung.

Durch seine großartige Regententhätigkeit zeigt sich Friedrich so recht als Vater seines Volkes, als Vater des Vaterlandes, er bethätigt darin seine Friedensliebe, die er während des langen Krieges so oft ausgesprochen. In dieser Friedensliebe, trotz seiner großen kriegerischen Erfolge, liegt recht eigentlich seine Größe, so daß man ihn nicht mit Unrecht „Friedrich den Einzigen“ genannt hat. Nicht kriegerische Macht, nicht die Vergrößerung seines Landes an Umfang und Einwohnerzahl erstrebt er, sondern die wahre Wohlfahrt seines Volkes. Deshalb sorgt er in wahrhaft väterlicher und königlicher Weise:

a) Für den Ackerbau, den er mit Recht als die notwendige Grundlage aller Volkswohlfahrt betrachtet. „Wer den Acker pflegt, den pflegt der Acker.“ Um den Ackerbau zu heben, giebt er Saatkorn, Pferde zum Pflügen, erläßt Steuern und Abgaben, befreit nach dem Kriege die Bauernsöhne soviel als möglich vom Kriegsdienst, ruft auswärtige Kolonisten ins Land, entwässert große Sumpfgebiete und verwandelt sie in fruchtbaren Ackerboden. Das alles thut er fürs Volk, nicht für sich; und wenn das Volk sich dafür bedanken will, zuckt er ungeduldig mit den Schultern und spricht einfach: „Dafür bin ich da.“ Wahrlich, ein wahrer König, der reiche Liebe sät, dafür aber auch reiche Liebe erntet. So ist seine friedliche Thätigkeit größerer Bewunderung

würdig, als seine kriegerische; denn der Krieg zerstört, reißt nur nieder, was der Friede mühsam erbaut. „Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt.“ Besondere Hervorhebung verdient noch seine Sorge für die Hebung des Bauernstandes. Dadurch bezeugt er, daß er ein König aller, auch der Armen und Bedrückten, ist. „Wer sich des Armen erbarmet . . .“

b) Für Handel und Gewerbe. Während der Bauer den Acker pflegt, soll der Bürger Handel und Gewerbe treiben. „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis.“ Durch rege Gewerbthätigkeit wird viel Geld verdient, durch regen Handel das Erworbene in Umlauf gesetzt und dadurch vermehrt, der Wohlstand des Landes und Volkes gehoben. Von besonderer Wichtigkeit sind bis auf den heutigen Tag seine Kanalbauten, denn wenn auch heute zahlreiche Eisenbahnen das Land durchschneiden, so ist die Beförderung der Frachtgüter auf dem Wasserwege doch bedeutend billiger. Wie wichtig aber mußten neue Kanäle in einer Zeit sein, in der es nicht einmal Chausseen gab!

c) Für Volksbildung. Was Friedrich für die Volksschule gethan, ist allerdings gering gegen seine übrigen Verdienste, da es ihm an Geld mangelte, um auch auf diesem Gebiete erfolgreich wirken zu können. Trotzdem regt er überall die Gründung neuer Schulen an, wohl wissend, daß zur Volkswohlfahrt auch die Volksbildung gehört, ja daß die Größe der Volkswohlfahrt von der Höhe der Volksbildung abhängt, daß es Pflicht eines jeden auf seines Volkes Wohl bedachten Fürsten ist, auch Verstand und Gemüt seiner Unterthanen durch Unterricht und Erziehung zu bilden. — Großes Verdienst erwirbt er sich auch durch seine Duldsamkeit oder Toleranz gegen Andersgläubige, die in dem Worte gipfelt: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden,“ die aber auch in höchstem Maße dem Geiste Christi entspricht, der Liebe zu allen Menschen fordert. Diese Toleranz gegen Andersgläubige ist einer der edelsten und schönsten Charakterzüge der Hohenzollern.

d) Für Recht und Gerechtigkeit. „Gleiches Recht für alle“ ist sein oberster Grundsatz. In seiner Rechtspflege zeigt er sich besonders als Vater und Anwalt der Armen und Bedrückten, für welche er vor dem Gesetz gleiche Behandlung wie für die Reichen und Hochgeborenen verlangt. Wie er bei seiner ganzen Regententhätigkeit den Satz ausgesprochen und bethätigt hat: „Der König ist der erste Diener des Staates,“ so bezeugt er seine Achtung vor dem Gesetz, indem er sich willig demselben beugt, dadurch beweisend: „Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut.“ — „Ein edles Beispiel weckt Nacheiferung.“ Durch solches Verhalten gegen das Gesetz (Müller von Sanssouci) erwirbt er sich das Vertrauen des Volkes zu seiner Unparteilichkeit, erzieht sein Volk zur Achtung gegen das Gesetz und zur höchsten Gerechtigkeitsliebe, welche allein ein Volk wahrhaft groß und glücklich

macht. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk . . .“ — „Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand.“ Darum gilt aber auch das Bibelwort von ihm: „Das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen,“ und darum ist es neben seinem Kriegsruhm besonders seine strenge Gerechtigkeitsliebe, die seinen Namen durch die ganze Welt trägt und ihm die Bewunderung aller gesitteten Völker erwirbt. „Wohl dem Lande, in welchem ein weiser und gerechter Fürst herrscht.“

Die Erwerbung Westpreußens ist vom sittlichen Standpunkte aus verwerflich; denn sie zeigt weder Ehrlichkeit noch Gerechtigkeit gegen den hilflosen Nachbar, vielmehr enthüllt sie uns nur die Habsucht und Ländergier der drei Großmächte, die mit List und Schlauheit auf den günstigen Augenblick wartet, um mit einem Schein des Rechts (9. Gebot) seines Nächsten Eigentum an sich zu bringen. Der Neid der Großmächte gegen einander führt zur Teilung Polens. Doch ist die Erwerbung Westpreußens durch Friedrich notwendig, einmal als Brücke zwischen Pommern und Ostpreußen, dann aber auch, um das so weit entfernte Ostpreußen der Ländergier Rußlands nicht zum Opfer werden zu lassen. Sie ist auch eine wahrhaft deutsche That, denn deutsch ist der Boden, deutsch ist die Bevölkerung, deutsches Schwert und deutscher Pflug haben ehemals das Land der Kultur und dem Christentume gewonnen; Friedrich nimmt also nur wieder, was einst die Polen dem deutschen Reiche entrissen. Sie ist auch eine That werkthätiger Nächstenliebe, denn unter der weisen Fürsorge Friedrichs erreicht das Land bald eine Blüte, wie es sie unter dem verwildernden Regiment Polens nimmer erlangt hätte. So sühnt Friedrich durch seine wahrhaft landesväterliche Fürsorge das Unrecht der Besitzergreifung.

Von der weisen Regierung eines solchen Fürsten singt das Volk mit Recht:

„Handlung und Wissenschaft
Heben mit Mut und Kraft
Ihr Haupt empor.
Krieger- und Heldenthat
Finden ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort
An deinem Thron.“

III. Verknüpfung.

1. Was hat Friedrich für die Wohlfahrt seines Volkes gethan?
2. Was hat Friedrich durch seine Regententhätigkeit erreicht?

Durch Friedrichs Regierung hat sein Land gewonnen an:

a) Festigkeit, Wohlstand und Größe im Inneren, und zwar durch:
   aa) Hebung der Landwirtschaft.
   bb) Hebung von Handel und Gewerbe.

cc) Hebung der Volksbildung.

dd) Sorge für Recht und Gerechtigkeit.

ee) Sorge für geordnete Finanzen.

b) Umfang, größerer Macht und ansehnlicherer Stellung nach Außen, und zwar durch:

aa) Erwerbung Westpreußens.

bb) unablässige Sorge für das Heer.

3. Friedrich II. und Friedrich Wilhelm I. bezüglich ihrer Regententhätigkeit.

4. Friedrich II. und der große Kurfürst als Landesväter.

5. Friedrich II. und Karl der Große nach ihrer Fürsorge für ihr Land.

6. Die verschiedenen Erwerbungen preußischer Gebietsteile nach Zeit, Veranlassung, Person u. s. w.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1772 In der ersten Teilung Polens erwirbt Friedrich II. Westpreußen außer Danzig und Thorn und den Netzedistrikt.

2. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Friedrich gewinnt durch die Entwässerung des Warthe-, Oder- und Netzebruches große Strecken fruchtbaren Landes. — Friedrich bringt den Kartoffelbau zu allgemeiner Verbreitung. — Friedrich sorgt durch seine Kanalbauten für gute Verkehrsstraßen, da Chausseen noch fehlen. — Friedrich ordnet durch das General-Landschulreglement das Schulwesen und durch das allgemeine Landrecht die Rechtspflege seines Landes. — Friedrich hebt die in einigen Gegenden noch bestehende Leibeigenschaft der Bauern auf, läßt jedoch die Erbunterthänigkeit derselben bestehen.

V. Anwendung.

1) Inwiefern ist Friedrich II. ein Mehrer seines Reiches?

2) Inwiefern ist Friedrich II. ein Ordner seines Reiches?

3) Mit welchen Fürsten können wir Friedrich hinsichtlich seiner Regententhätigkeit vergleichen?

4) Welche Gegenden des deutschen Vaterlandes wissen von Friedrichs Fürsorge ganz besonders zu erzählen?

5) Welche segensreichen Folgen für die Volkswohlfahrt hatte

a) die allgemeine Verbreitung des Kartoffelbaues?

b) der Bau neuer Wasserstraßen?

c) die Hebung des Bauernstandes?

6) Welche Herrscher pflegten besonders Recht und Gerechtigkeit in ihrem Lande?

7) Inwiefern ist Friedrich der Große ein leuchtendes Vorbild für jeden Fürsten?

8) Inwiefern ist er auch ein leuchtendes Vorbild für jeden seiner Unterthanen?

9) Was ist über die Erwerbung Westpreußens zu sagen?

10) Wie mögen die Bewohner Westpreußens über ihre Trennung von Polen und ihre Vereinigung mit Preußen später geurteilt haben?

11) Verdienste der dir bekannten Hohenzollern um die Größe und Wohlfahrt des preußischen Staates!

---

4. Friedrichs des Großen Lebensweise und Ende.

(Ziel: Wie Friedrich der Große als Mensch lebte.)

I. Vorbereitung.

Von einem so gewaltigen Kriegs- und Friedensfürsten, wie Friedrich der Große war, möchte man auch gern wissen, wie er daheim im häuslichen Kreise gelebt, mit welchen Personen er besonders Umgang gepflogen, womit er sich außer seiner Regierungsthätigkeit beschäftigt und wie er endlich gestorben ist. Über die Lebensweise des großen Königs wollen wir jetzt Näheres hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Des Königs Tagesordnung. Seinem Grundsatze gemäß: „Der König ist der erste Diener des Staates" arbeitete der König in angestrengter Thätigkeit vom Morgen bis zum Abend; er ging darin allen seinen Beamten voran. „Du hast Recht," schrieb er an einen Freund, „wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite; ich thue es, um zu leben; denn nichts hat mehr Ähnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang." Eine solche Arbeitsfülle zu bewältigen, wie Friedrich es that, war nur bei der strengsten Zeiteinteilung möglich. Im Sommer erhob er sich um 3 oder 4 Uhr, im Winter eine Stunde später von seinem Lager und begann seine Tagesarbeit. Er schlief nie länger als 4 bis 5 Stunden. Seine Diener mußten ihn wecken und, wenn er sich weigerte, zum Aufstehen nötigen. Bis zum letzten Lebenshauche ununterbrochen mit dem Wohle des Staates beschäftigt, begegnete es ihm im hohen Alter einige Male,

daß er etwas länger ſchlief, als er beabſichtigt hatte. Er ärgerte ſich darüber und befahl ſeinem Kammerdiener, ihn nicht länger, als bis 4 Uhr ſchlafen zu laſſen und ihn, wenn er auch noch ſo viel kapitulieren würde, mit Gewalt zu wecken. Einſt kam ein Diener, den der König erſt angenommen hatte, um dieſen Befehl zu erfüllen. „Laß mich noch ein wenig ſchlafen, ich bin noch gar zu müde," ſagte der König. — „Majeſtät haben mir befohlen, ich ſollte ſo früh kommen." — „Nur noch eine einzige Viertelſtunde, ſag' ich." — „Keine Minute, Majeſtät; es iſt vier Uhr; ich laſſe mich nicht abweiſen." — „Nun, das iſt brav," rief der König, „du würdeſt auch übel angekommen ſein, wenn du mich hätteſt liegen laſſen."

Mit ſeiner ſehr einfachen Kleidung war der König bald fertig. Sofort las er bis zum Frühſtück die während der Nacht eingegangenen Briefe und Berichte, verſah ſie mit ſeinen ſcharfen, treffenden Randbemerkungen, die meiſt die Entſcheidung enthielten, und trank einige Gläſſer Waſſer oder einige Taſſen Kaffee. Dann arbeitete er mit ſeinen Miniſtern und Räten, ſchrieb Briefe, erteilte Audienzen, las mit lauter Stimme oder ſpielte Flöte, beſuchte die Parade, ritt oder ging ſpazieren. Bei der Mittagstafel, die ſtets um 12 Uhr gehalten wurde, liebte der König geiſtreiche, heitere Unterhaltung, an der er ſich lebhaft beteiligte. Nachmittags empfing er Künſtler und Gelehrte, ſpazierte allein oder in Geſellſchaft, im Freien oder in den Sälen. Gewöhnlich kam auch dann der Vorleſer, der ihm Auskunft über neue Bücher geben mußte, auch wohl einzelne merkwürdige Stellen vorlas; doch las der König meiſt ſelbſt, ſehr viel für ſich allein, faſt immer mit lauter Stimme, am liebſten poetiſche Sachen. Die Zeit zwiſchen vier und ſechs Uhr war der Schriftſtellerei gewidmet; er ſchrieb Gedichte und wiſſenſchaftliche Werke, welche noch jetzt ein Denkmal ſeines großen Geiſtes ſind. Am Abend war gewöhnlich eine Stunde lang Konzert, wobei der König ſelbſt ſpielte, denn er war ein eifriger Flötenbläſer. Nicht ſelten ſpazierte er, ſeine Flöte blaſend, in den Zimmern umher, ohne an ſein Spiel zu denken, wobei, nach ſeinen eigenen Worten, ſeine Seele am allerfreieſten und großen Gedanken und Entſchlüſſen offen war. Bei der Abendtafel, welche mehrere Stunden dauerte, verſammelte er wieder ſeine geiſtreichen Freunde um ſich. Die Unterhaltung mit ihnen war ihm Bedürfnis, da aber jede Minute ſeiner freien Zeit der Arbeit zum Wohle des Staates gewidmet war, ſo benutzte er die Tafelzeit zur Befriedigung ſeiner perſönlichen Wünſche. Erſt gegen Mitternacht endete ſein Arbeitstag. So war ihm die Zeit, mit der viele Menſchen ſo verſchwenderiſch umgehen, das koſtbarſte Gut, und in ſeiner Jugend wie in ſeinem Alter war Arbeitſamkeit und Treue in Erfüllung ſeiner Pflichten ſein erſtes Geſetz.

2. Des Königs Reiſen. Im Mai eines jeden Jahres wurde des Königs Tagesordnung durchbrochen; denn dann trat er ſeine Reiſen in die

Provinzen an, zuerſt nach Sachſen, Pommern und Preußen, dann nach Schleſien. Dieſe Reiſen waren ausſchließlich dem Dienſte des Landes gewidmet. Hohe und niedere Beamte, die Oberſten der Regimenter, die Präſidenten der Regierungen, die Landräte, die Förſter der königlichen Wälder, die Amtleute und Schulzen der Dörfer, alle mußten ſich dann bei dem Könige melden und auf jede Frage desſelben genaue Auskunft geben. Sein ſcharfes, durchdringendes Auge fand jede Unordnung, jede Nachläſſigkeit und ſtrafte ſie ſtreng. Jedermann, der ein Anliegen an den König hatte, mußte vorgelaſſen werden, denn Friedrich ſagte: „Die armen Leute wiſſen, daß ich Landesvater bin, und oft haben ſie gewiß Urſache genug, ſich zu beſchweren.“ Durch ſeine Reiſen wollte er alſo verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke. Dieſe Reiſen waren bei dem damaligen ſchlechten Stande der Landſtraßen ſehr beſchwerlich, allein Friedrich verlangte auch keine große Bequemlichkeit. Das einfachſte Nachtquartier war ihm das liebſte; beſonders gern kehrte er auf dem Lande bei armen, würdigen Geiſtlichen ein, um ihnen die 100 Thaler zuzuwenden, die immer als Entſchädigung für ein Nachtquartier gezahlt wurden. Sehr ärgerlich war er, wenn er mit großen Lob- und Schmeichelreden empfangen wurde.

Natürlich war auf den Reiſen der Andrang des Volkes ſehr groß; alle wollten den ruhmgekrönten Fürſten, den geliebten Landesvater von Angeſicht ſehen. Friedrich entzog ſich auch der Liebe ſeines Volkes nicht. Als er einſt von Schleſien nach Berlin reiſte und gerade die Pferde gewechſelt wurden, drängte ſich eine alte Frau dicht an den Wagen des Königs heran. „Mütterchen, was wollt Ihr?“ fragte der König ſehr gnädig. „Nur das Angeſicht meines Königs ſehen und weiter nichts,“ verſetzte ſie treuherzig. Da nahm der König einige Friedrichsdore aus der Taſche, gab ſie ihr und ſagte: „Seht, liebe Frau, auf dieſen Dingern ſtehe ich viel beſſer; da könnt Ihr mich anſehen, ſo lange Ihr wollt; jetzt aber habe ich nicht Zeit, mich länger anſehen zu laſſen.“

3. Des Königs Einfachheit und Sparſamkeit. In ſeinem Äußeren fern von jedem Prunk, trug ſich wohl ſelten ein König ſo einfach wie Friedrich II. Seine Kleidung war meiſt recht abgetragen und unſcheinbar; ungern legte er ein Kleidungsſtück ab, an das er ſich gewöhnt hatte. Gewöhnlich trug er die einfache Offizieruniform ſeiner Garde; nur bei großen Feierlichkeiten legte er reichere Kleidung an. Die Stiefel waren oft ſehr abgenutzt, nie gewichſt, nicht ſelten zerriſſen; er trug ſie den ganzen Tag, zog ſie beim Aufſtehen ſchon an und legte ſie erſt kurz vor dem Schlafengehen wieder ab. Darum mußten ſie auch recht bequem ſitzen, und er trug ſie ſo lange, als irgend möglich. Er hatte ſtets den Hut auf dem Kopfe, auch im Zimmer, doch waren die Hüte meiſt ganz kahl. Hemden und Taſchentücher nicht ſelten zerriſſen, ſelbſt die Beinkleider zeigten dem ſcharfen Beobachter nicht ſelten ein Loch. Wie in ſeiner Kleidung, ſo war er auch in ſeiner Hofhaltung äußerſt ſparſam, hielt keinen großen Hofſtaat, gab keine glänzenden Feſte und verwendete die erſparten Millionen zum Wohle des Landes. Er ſagt ſelbſt:

„Da Preußen arm ist, so muß der Regent dieses Landes sparsam sein und in seinen Angelegenheiten die strengste Ordnung halten. Giebt er das Beispiel der Verschwendung, so werden seine Unterthanen, die arm sind, ihm nachzuahmen suchen und sich ruinieren.“ Von den Summen, die er für sich allein gebrauchen durfte, sparte er allein jährlich eine Million Thaler. Nur in seinen Wohlthaten war er freigebig. An jedem Morgen mußte ihm sein Diener einige Rollen mit Dukaten in die Westentasche stecken, die er dann im Laufe des Tages an Arme und Bedürftige, die ihm begegneten, verschenkte, und selten fand sich am Abend noch etwas darin.

Sein Lieblingsaufenthalt war das einfache, einstöckige Schloß Sanssouci, daß er während und nach dem zweiten schlesischen Kriege bei Potsdam sich hatte erbauen lassen. Hier hat Friedrich seine schönste Zeit als Mensch, seine wichtigste als Regent verlebt; hier ist der heilige Boden, den Preußen und Nichtpreußen immer gern betreten und ehrfurchtsvoll betrachten werden. Hier versammelte er seine geistreichen Freunde um sich, besonders Franzosen, Dichter und Gelehrte, da er von den deutschen Dichtern und Gelehrten nicht viel hielt. Er sprach, schrieb und dichtete gewöhnlich auch nur französisch; die deutsche Sprache war ihm zuwider, er hat sie daher auch nie ordentlich sprechen und schreiben lernen. Da er nie ein deutsches Buch las, so konnte er von seinem Vorurteil gegen deutsche Sprache und Litteratur auch nicht geheilt werden. Eine merkwürdige Liebhaberei des großen Königs waren seine Windhunde, die ihn stets umgaben, ihn auf seinen Spaziergängen begleiteten, ja nicht selten durch einen Diener spazieren geführt oder ausgefahren wurden. Als er 1760 sein Winterquartier in Leipzig bezogen hatte, traf ihn einst einer seiner französischen Freunde, auf den Dielen sitzend, vor sich eine Schüssel, aus welcher seine Hunde ihr Abendessen hielten. Da trat dieser erstaunt zurück und sagte: „Wie mögen sich die fünf gegen den Markgrafen von Brandenburg verbundenen Mächte den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut. Sie mögen wohl glauben, daß er gefährliche Pläne für den nächsten Feldzug schmiedet, um seine Feinde zu trennen und sich neue Bundesgenossen zu verschaffen. Nichts von alledem, er sitzt in seinem Zimmer und füttert die Hunde.“ Eine ebenso große Vorliebe zeigte der König für seine Pferde.

4. Des Königs Güte gegen seine Diener. Von größter Leutseligkeit und Güte war Friedrich gegen seine Diener. An jedem Weihnachtsfeste beschenkte er sie mit Gaben, welche bei Verheirateten auf deren Kinder berechnet waren. Einem Diener, welcher nur Töchter hatte, schenkte er Puppen, Eimer und Töpfe, ein in Nürnberg geborener erhielt Nürnberger Spielwaren u. s. w. Von dieser Leutseligkeit gegen die Diener erzählt folgende Geschichte:

Eines Abends, als der König nicht einschlafen konnte, klingelte er dem Pagen im Nebenzimmer. Da niemand erschien, so klingelte er noch einmal. Umsonst. Endlich stand er selbst auf, öffnete die Thür und fand seinen Pagen auf einem Stuhle eingeschlafen. Er ging auf ihn zu und wollte ihn wecken, doch bemerkte er in diesem Augenblicke in der Rocktasche desselben ein beschriebenes Papier. Verwundert zog er es hervor und las. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen, der ungefähr folgendes enthielt: Sie danke ihrem Sohne für die Unterstützung, die er ihr übersandt und die er sich von seinem Gehalte erspart habe. Gott werde ihn dafür belohnen, und er solle diesem stets so getreu wie seinem Könige ergeben sein, dann werde er Segen haben, und sein irdisches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen. Der König ging leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle mit Dukaten und steckte sie mit dem Briefe wieder in die Tasche des ruhig fortschlummernden Edelknaben. Bald darauf klingelte er so stark, daß der Page erwachte. „Du hast wohl geschlafen?“ fragte der König. Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung her, fuhr in der Verwirrung mit der einen Hand in die Tasche und ergriff betroffen die Rolle Dukaten. Er zog sie hervor, ward blaß und sah den König mit Thränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. „Was ist dir?“ fragte der König. „Ach, Ew. Majestät,“ erwiderte der Page, indem er vor ihm auf die Kniee fiel, „man will mich unglücklich machen; ich weiß von diesem Gelde nichts!“ — „Ei!“ sagte der König, „wem es Gott giebt, dem giebt er's im Schlafe. Schick's nur deiner Mutter, grüße sie und versichere ihr, daß ich für dich und sie sorgen werde.“

Doch war der König trotz aller Güte auch streng gegen seine Diener, besonders verlangte er von ihnen die größte Pünktlichkeit im Dienst.

Auch seinen verdienstvollen Generalen hielt der König ganz besonders viel zu gute. Dem General Seydlitz, dessen Reiterei die Schlacht bei Roßbach vornehmlich entschieden hatte, sagte er einst bei einer Parade: „Mein lieber Seydlitz, ich dächte, Sein Regiment ritte viel länger als die übrige Kavallerie.“ „Ihre Majestät,“ erwiderte Seydlitz, „mein Regiment reitet heute noch so wie bei Roßbach.“ Der König vermied es seitdem, Bemerkungen zu machen, die den General hätten kränken können. — Besondere Ehre erwies der König auch dem alten Zieten; schon im Kriege hatte er überall die größte Rücksicht für ihn beobachtet. Als er einst mit den Grenadieren seiner Garde bis spät in die Nacht marschiert war, ließ er endlich Halt machen und Feuer anzünden. Er selbst wickelte sich in seinen blauen Feldmantel und setzte sich auf einige Kloben Holz zum Feuer, um ihn und neben ihm seine Grenadiere. Nachher kam auch Zieten und setzte sich zum Könige ebenfalls auf einen Kloben Holz. Beide sehr müde, entschlummerten bald; der König schlug jedoch öfters die Augen auf, und bemerkend, daß Zieten von seinem Sitze heruntergesunken war und ihm ein Grenadier ein anderes Holzscheit unter den Kopf legte, sagte er leise: „Bravo, Grenadier, der alte Zieten ist müde!“ Als bald darauf ein anderer Grenadier, halb im Schlafe, aufsprang, um sich beim Feuer seine Tabakspfeife anzuzünden, und dabei aus Unvorsichtigkeit an Zietens Fuß stieß, richtete sich Friedrich plötzlich empor und sprach: „St, Grenadier, weckt mir den alten Zieten nicht auf, er ist sehr müde.“ Auch nach dem Kriege blieb Zieten in der Umgebung des Königs, der den alten Reitergeneral gern bei Hofe sah und ihn mit der größten Schonung und Rücksichtnahme behandelte. Als er einst, gedrückt von der Bürde des Alters, an der königlichen Tafel eingeschlafen war, wollte ihn ein Höfling wecken. Aber der König verhinderte es und sprach: „Laßt ihn schlafen, er hat genug für uns gewacht.“ Auch ließ er dem greisen Krieger bis zum letzten Augenblicke immer wieder Zeichen seiner großen Teilnahme zukommen.

5. Friedrichs Alter und Lebensende. Friedrich der Große erfreute sich während seiner langen Regierungszeit der unveränderten Liebe seines Volkes und der Bewunderung Europas. Allein sein äußeres Leben

wurde immer freudloſer; denn ſeine guten Freunde, die mit ihm gelacht und geſchwärmt, auch ſeine beſten Heerführer und Generale, die ſeine Schlachten geſchlagen, gingen einer nach dem andern vor ihm ins Grab; wenige Monate vor ſeinem Tode, zu Anfang des Jahres 1786, ſtarb auch Zieten in dem hohen Alter von faſt 87 Jahren. Von ſeiner Gemahlin lebte Friedrich getrennt; ſie hatte als Königin ihre beſondere Hofhaltung. Kinder beſaß der König nicht, und ſo wurde es immer einſamer um ihn. Faſt ſchien es ihm, als lebe er ſeinem Geſchlechte zu lange. Er litt im Alter ſchwer an der Gicht, die ihn oft plagte; ſpäter kam auch noch die Waſſerſucht dazu. Ungebrochen von Seelenſchmerzen und Körperkrankheiten aber war er mit der alten, unveränderten Sorge und raſtloſen Thätigkeit nur für ſeines Landes und Volkes Wohl bedacht.

Wenn Friedrich noch im hohen Alter bisweilen unter ſeinen Unterthanen erſchien, ſo war es, als ob der Vater zu ſeinen Kindern komme. So oft er von Sansſouci nach Potsdam oder Berlin geritten kam, war es ſtets ein feſtliches Ereignis für das Volk. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig; er erwiderte jeden Gruß, indem er den Hut abzog. Viele folgten ihm zu den Seiten, um ihren alten König recht lange zu ſehen. Stets lief eine Menge von Kindern und Buben vor und neben ihm her; ſie riefen dem „alten Fritz“, wie er ſchon lange genannt wurde, ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wiſchten ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln und trieben ſonſt allerlei Poſſen. Friedrich ließ ſie nie in ihrer Freude ſtören; nur wenn ſie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es ſcheu ward, ſtieß er wohl einige raſche Dohungen aus und ritt dann ruhig weiter. Als es einſt die Buben zu arg machten, erhob er ſeinen Krückſtock und gebot ihnen drohend, in die Schule zu gehen; die Buben aber riefen ihm jubelnd nach: „Ach, der will König ſein und weiß nicht einmal, daß Mittwoch nachmittags keine Schule iſt.“

Sein Leiden verſchlimmerte ſich immer mehr. Er litt unendlich, liegen konnte er in den letzten Monaten überhaupt nicht mehr, er mußte Tag und Nacht ſitzend auf dem Stuhle zubringen. Trotzdem verſah er noch alle Regierungsgeſchäfte bis zum Tage vor ſeinem Tode. Am 17. Auguſt 1786 brach das gewaltige Auge, das ſo klar ſeine Zeit überſchaut, ſo ſtreng und groß ſein Reich beherrſcht hatte. In ſeinem geliebten Sansſouci iſt er verſchieden und in der Garniſonkirche zu Potsdam begraben. Eigentlich hatte er gewünſcht, auf der Höhe von Sansſouci zu ruhen; ſein Nachfolger aber glaubte, ihm eine würdigere Grabſtätte anweiſen zu müſſen. Wohin immer die ſchwere Kunde ſeines Todes kam, da erfüllte wahre Trauer die Herzen des Volkes; alle durchbebte der entſetzliche Schlag des erlittenen Verluſtes, und die Größe Friedrichs wie die Größe des Verluſtes läßt ſich nicht beſſer und kürzer als in die Worte jenes ſchwäbiſchen Bäuerleins zuſammenfaſſen, das bei der Todesbotſchaft in die Worte ausbrach: „Wer ſoll nun die Welt regieren?“ War doch bis zu ſeinem letzten Atemzuge alles Leben des preußiſchen Staates von dieſem einen Mann ausgeſtrömt; der Tag ſeines Todes war der erſte Raſttag ſeines Lebens. Sein Teſtament erzählte dem deutſchen Volke noch einmal von der glühenden Liebe des Königs zum Vaterlande, indem es am Schluß desſelben heißt:

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden! Möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, in seinen Finanzen der am besten verwaltete, durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüte dauern bis an das Ende der Zeiten!"

So strahlt sein Bild unter den größten Helden und Lieblingen der deutschen Nation: Das Bild des alten Fritz, wie er dasteht in seinem dreikantigen Hut, einfachen blauen Soldatenrock, hohen über die Kniee gehenden Stiefeln; oder wie er hinreitet auf seinem Schimmel, den Krückstock in der Hand, die Gestalt nicht groß, hager, von Alter und Leiden gebeugt, das Angesicht tief gefurcht und wettergebräunt, aber mit einem wunderbar gewaltigen, großen und hellen Auge, aus dem der Geist des großen Herrschers leuchtet.

B. Vertiefung.

Friedrich II. bethätigt in allem seinem Thun immer wieder: „Der König ist der erste Diener des Staates." Bis zum letzten Atemzuge widmet er alle körperliche und geistige Kraft dem Wohle des Vaterlandes. Diese glühende Liebe zum Vaterlande zeitigt in ihm all die herrlichen Tugenden, die wir bisher schon an ihm bewundert, sie leuchtet sogar aus seinem Testament hervor. In seiner Tagesordnung von der peinlichsten Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe, ist eine seiner schönsten Tugenden sein eiserner Fleiß, der allen Müßiggang verabscheut und so Großes vollbringt. „Nichts hat mehr Ähnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang." — „Fleiß ist des Glückes Vater." — „Lust und Liebe sind die Fittige zu großen Thaten." — „Arbeit, Mäßigkeit und Ruh schließen dem Arzt die Thüre zu." Auch durch seinen Fleiß ist er ein leuchtendes Muster und Vorbild für alle seine Unterthanen, besonders aber die Beamten. „Ein edles Beispiel weckt Nacheiferung." — „Wie der Herr, so der Knecht." — „Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut." — „Ein Herr muß selber sein der Knecht, soll es im Hause stehen recht." Aber er befiehlt und ordnet nicht nur an, er überzeugt sich auch auf seinen Reisen von der Treue seiner Beamten. Auch durch seine Einfachheit und Sparsamkeit leuchtet er rühmlich hervor. „Spare in der Zeit, so hast du in der Not." — „Du mußt, soll's wohl im Hause stehn, auf Sparsamkeit und Ordnung sehn." Doch spart er nur an seiner Person, nicht an seinem Volke; seine Sparsamkeit verhindert die Wohlthätigkeit nicht. „Wohlthaten, still und rein gegeben . . ." Ein edler Charakterzug des großen Königs ist auch seine Leutseligkeit und Güte gegen seine Diener. „Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen." So erfüllt Friedrich seine Pflicht bis zum Tode, damit beweisend, daß ein König seiner Unterthanen wegen und nicht

die Unterthanen des Königs wegen da sind, wie Ludwig XIV. das in seinem Worte behauptete: „Der Staat bin ich.“ Von Friedrich gilt also das Wort:

„Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand,
Was ich bin und was ich habe
Dank ich dir, mein Vaterland.“

Dadurch ist Friedrich nicht nur der größte, sondern auch der volkstümlichste, populärste Mann seiner Zeit geworden, ein Fürst nach dem Herzen seines Volkes, das seinen Tod tief betrauert. Wie er durch seinen eisernen Fleiß ein ganzes Leben lang dem Worte gehuldigt hat, das Kaiser Wilhelm I. kurz vor seinem Tode gesprochen: „Ich habe nicht Zeit, müde zu sein,“ so hat er durch seine Geduld und Ergebenheit in schwerem Leiden die Mahnung Kaiser Friedrichs III. befolgt: „Lerne leiden, ohne zu klagen.“

III. Verknüpfung.

1. Friedrich II. und Friedrich Wilhelm I.

Beide Könige, Vater und Sohn, sind von eisernem Fleiße, peinlichster Benutzung und Einteilung der Zeit, größter Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten, rastloser Thätigkeit zum Wohle des Vaterlandes, sorgsamster Einfachheit und Sparsamkeit, rücksichtsloser Strenge gegen sich selbst und ihre Beamten, glühender Liebe zum Vaterlande, hingebender Treue bis in den Tod, also Muster und Vorbild für Beamte und Unterthanen in jeder Beziehung.

2. Friedrich II. und Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.

3. Friedrich II. und Karl der Große.

Beide von rastlosem Fleiß, nur kurze Zeit der Ruhe sich hingebend, immer auf Reisen durch die Provinzen ihres Reiches, einfach und sparsam, gütig und leutselig, Kriegs- und Friedenshelden, beide 46 Jahre regierend, Lieblinge des Volkes, bei ihrem Tode tief betrauert.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1786, 17. August. Friedrich der Große stirbt nach 46jähriger Regierung in Sanssouci.

V. Anwendung.

1) Ergänze Friedrichs Charakterbild durch die gefundenen Tugenden!

2) Ein Dichter (Platen) hat gesagt: „Wenn du des Morgens erwachst, übersinne den Tag.“ Ob und inwiefern dieses Wort von Friedrich II. gilt?

3) Nenne Leute a) von eisernem Fleiße! b) Einfachheit und Sparsamkeit! c) Leutseligkeit und Güte! d) Geduld und Ergebenheit im Leiden!

4) Nenne Herrscher, deren Tod tief betrauert wird!

5) Erzähle volkstümliche Züge aus Friedrichs Leben!

6) Nenne andere volkstümliche Persönlichkeiten und weise ihre Volkstümlichkeit nach!

7) Wie kommt wohl der schwäbische Bauer bei der Botschaft von Friedrichs Tode zu seiner Frage: „Wer wird nun die Welt regieren?“

---

5. Friedrichs des Großen Jugend.

(Ziel: Wie Friedrich der Große zu einem so gewaltigen Kriegshelden und einem so weisen Regenten geworden ist.)

I. Vorbereitung.

Wir haben schon häufig gesehen, wie die Tugenden und Schwächen hervorragender Menschen ihren Ursprung in der guten oder fehlerhaften Erziehung in der Jugend haben. Nennt solche Persönlichkeiten! (Heinrich IV., Kolumbus, Luther.) In der Jugend also wird der Grund gelegt fürs spätere Leben. Bei Friedrich dem Großen wird es nicht anders sein. Ihr habt von seinen glänzenden Thaten als Kriegsheld und von seiner weisen, landesväterlichen Fürsorge als Regent gehört, wir wollen nun Näheres über seine Jugend erfahren, besonders über seine Erziehung zum künftigen König.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Friedrichs Jugend. Friedrich II. wurde am 24. Januar 1712 geboren. Über seine Geburt herrschte im königlichen Hause große Freude. Sein Großvater, Friedrich I., der erste König auf dem preußischen Throne, der damals noch lebte, hatte den Schmerz gehabt, zwei Enkel sterben zu sehen, und seine ganze Hoffnung ruhte nun auf dem jungen Prinzen, der anfangs sehr schwächlich war. Der junge Friedrich war 13 Monate alt, als der Großvater 1713 starb und sein Vater Friedrich Wilhelm I. den Thron bestieg. Diesem strengen und gewissenhaften König, der unablässig bemüht war, den Wohlstand seines Landes zu heben, das Heer zu verstärken und die Mittel des Staates durch Sparsamkeit zu vermehren, konnte es nicht gleichgültig sein, in wessen Hände er diese Macht einst legte; darum verwandte er auf die Erziehung seines Sohnes die größte Sorgfalt. Die drei Herrschertugenden, durch die er den preußischen Staat besonders emporgebracht hatte, seine Tüchtigkeit

als Soldat, seine Einfachheit und Sparsamkeit, und seine schlichte Frömmigkeit, in das ganze Seelenleben seines Sohnes zu pflanzen, erschien ihm als die heiligste Aufgabe seines Lebens. Großes hatte er schon für seinen Thronfolger gethan; noch Größeres, so hoffte er zuversichtlich, werde dieser einst für Preußen thun. In diesem Sinne schrieb er schon 1720 bei der Erwerbung Vorpommerns: „Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hat die Aufnahme und den rechten Flor in unser Haus gebracht, mein Vater hat die königliche Würde erworben, ich habe das Land und die Armee in Stand gesetzt; an Euch, mein lieber Nachfolger, ist, was Eure Vorfahren angefangen, zu behaupten und die Länder herbeizuschaffen, die unserem Hause von Gott und Rechtswegen zugehören." Dazu war freilich erforderlich, daß der Sohn wie der Vater mit Leib und Seele aufging in seinem königlichen Amt und selber das Beispiel hingebender Pflichttreue, unermüdeter Arbeit und vollendeter Selbstverleugnung gab. Daß das Schwierigkeiten haben könnte, daran dachte er nicht.

Der junge Friedrich sollte nach dem Willen des Vaters zunächst ein braver Deutscher werden, einfach und schlicht in seinem Wesen, wie er selbst es war. Doch gab er ihm nicht nur eine französische Erzieherin, sondern später auch einen französischen Lehrer, zwei ausgezeichnete Persönlichkeiten, die bald großen Einfluß auf das Wesen des jungen Prinzen gewannen und denen er in dankbarer Verehrung bis zu ihrem Tode anhing. Aber sie erzogen den hochbegabten Knaben nicht zu einem Deutschen, flößten ihm vielmehr schon frühe eine Vorliebe für französische Sprache und Litteratur ein. Daher seine begeisterte Verehrung des französischen Volkes, daher zog er besonders Franzosen gern an seinen Hof und in seine nächste Umgebung, daher auch die Abneigung, ja Verachtung gegen die deutsche Sprache und Litteratur. Während er französisch schrieb, sprach und dichtete, hat er das Deutsche nie richtig sprechen und schreiben gelernt, und wo er es doch sprechen und schreiben mußte, machte er nicht nur viele Fehler, sondern vermengte es auch mit zahlreichen französischen Ausdrücken. Lateinische Sprache sollte der Kronprinz gar nicht lernen, griechische und römische Geschichte nur oberflächlich, dagegen sehr eingehend die deutsche Geschichte der letzten 150 Jahre, besonders auch die Geschichte Brandenburgs. Auch sollte er schon als Knabe genau die Verhältnisse der Nachbarländer kennen lernen.

Er sollte aber auch ein guter, frommer, evangelischer Christ werden. Das schärfte der König den Erziehern seines Sohnes besonders ein. Wie eine der ehrenwertesten Eigenschaften des Vaters seine Wahrhaftigkeit, sein Abscheu vor Schmeichelei und Lüge war, so sollte auch der Sohn aufrecht und aufrichtig wie er selbst sein. Ehrfurcht vor Vater und Mutter sollte er lernen, aber sie sollte nicht knechtisch sein, und ebenso ehrfürchtig sollte er gegen Gott sein. „Insonderheit muß meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor

Gott beigebracht werden, auch ist er zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin besteht, daß Christus für alle Menschen gestorben, als den einzigen Trost in unserem Leben zu leiten und zu führen, und muß er von der Allmacht Gottes dergestalt unterrichtet werden, daß ihm allezeit eine heilige Furcht vor Gott beiwohne." Dieses Ziel zu erreichen, wandte der König jedoch verkehrte Mittel an. Der Religionsunterricht wurde dem äußerst lebhaften Knaben auf eine so trockene, langweilige Weise erteilt, daß er sich davon nur abgestoßen fühlte. Durch lange Hausandachten, bei denen der König öfter selbst die Gebete verrichtete und geistliche Ansprachen hielt, wurde Friedrich ermüdet, nicht selten sogar zum Lachen und zum Spott hingerissen. Zur Strafe für solchen Mutwillen mußte er dann lange Kapitel und Psalmen aus der Bibel auswendig lernen. Dadurch wurde er mit Ekel und Abscheu gegen die religiösen Stoffe erfüllt, und nie hat er Liebe und Verständnis für den tiefen Lebensgehalt der Bibel gewonnen; vielmehr war er in allen religiösen Fragen von äußerster Gleichgültigkeit.

Auch die Bemühungen des Königs, ihn zu einem einfachen, ordentlichen, sparsamen Hauswirt zu erziehen, wollten nicht recht glücken. Gegen Pracht und überflüssigen Aufwand, noch mehr gegen Geldspiele und jede Art von Verschwendung sollte man ihm Ekel einpflanzen. Dabei sollte er an rastlose Thätigkeit gewöhnt werden, weil aus Faulheit nur Verschwendung und Liederlichkeit entsprängen und weil Faulheit eines der größten Laster sei. Der Kronprinz hatte jedoch einen Hang zum Leichtsinn, mochte mit dem Gelde nicht knausern, und da er über jeden verbrauchten Pfennig seinem Vater Rechenschaft ablegen mußte, so machte er leichtsinnige Schulden; auch zog er lieber einen bequemen Schlafrock als den knappen Soldatenrock an, ging lieber in seidenen Pantoffeln als in unbequemen Stiefeln, trug lieber einen französischen Haarbeutel als einen steifen Soldatenzopf, that überhaupt gern das Gegenteil von dem, was der Vater wollte. Der König geriet oft in Zorn über den „weibischen Kerl" und warf eines Tages den gestickten Schlafrock ins Feuer.

Vor allem aber sollte der Kronprinz ein tüchtiger Soldat werden. Anfangs schien es auch, als ob er so recht nach des Vaters Sinn sich zu einem Soldatenfreund entwickeln würde. Schon im zarten Alter mußte er die Kinderkleider mit der Uniform vertauschen. Mit Eifer gab er sich dem Soldatenspiele hin, denn sein Vater hatte schon in seinem sechsten Lebensjahre eine kleine Kadettenkompagnie errichtet, die der junge Kronprinz kommandierte. Schon im zwölften Jahre war er im militärischen Dienst so bewandert, daß er dem als Gast anwesenden Könige von England, seinem Großvater mütterlicherseits, seine Kadetten zur größten Zufriedenheit vorführte. Damit er frühzeitig Sinn und Liebe für das Kriegshandwerk gewinne, richtete man in einem Saale des Schlosses ein kleines Zeughaus für ihn ein, indem man allerlei

Gewehre, Kanonen und sonstige Waffen da aufstellen ließ, so daß Friedrich später mit Recht sagen konnte: „Meine Wiege war mit Waffen umgeben; in der Armee bin ich aufgezogen worden.“ Seitdem er jedoch durch seinen Lehrer tiefer in die Wissenschaften eingeführt, besonders mit der französischen Litteratur bekannt geworden war, kam ihm das Soldatenleben geisttötend und langweilig vor; das mechanische Exerzieren befriedigte seinen Geist nicht; die harte Zucht, der peinliche Zwang, die rohe Behandlung der Soldaten, besonders das Prügeln und Spießrutenlaufen derselben verwundeten sein von Natur weiches, mitleidiges Herz; der derbe Ton und die nicht selten gemeinen Späße des Tabakskollegiums, an dem er schon frühzeitig teilnehmen mußte, sowie der meist ganz ungebildete Umgang des Vaters stießen ihn ab; auch an der Jagd, welche der Vater so sehr liebte, fand der Sohn nicht gleiches Behagen. Er war froh, wenn er diesem lästigen Zwange entfliehen, bei seinen geliebten Büchern träumen, Verse machen oder Flöte spielen konnte, so daß der König, der den Wert der Wissenschaften sehr gering schätzte und sich gar nicht denken konnte, daß ein tüchtiger Soldat sich etwas aus Büchern machen könne, einst voll tiefer Entrüstung ausrief: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet; er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben!“

2. Friedrichs Zwiespalt mit seinem Vater. Im Jahre 1728, im beginnenden 17. Lebensjahre, nahm ihn sein Vater mit an den kurfürstlichen Hof nach Dresden. Der Prinz staunte nicht wenig über die hier herrschende Pracht, die so sehr von dem einfachen Wesen im väterlichen Hause abstach. Das rege künstlerische Leben daselbst fesselte ihn mächtig; hier hörte er auch seinen Lehrer im Flötenspiel, einen berühmten Flötenbläser, zum erstenmale und zog ihn dann heimlich nach Berlin, um gegen den Willen seines Vaters Unterricht bei ihm zu nehmen. Auch sonst geriet Friedrich in Dresden auf Abwege, er wurde ausschweifend, liederlich, lebte höchst leichtsinnig und wurde von seinen Günstlingen, den Leutnants Keith und Katte, dabei unterstützt, so daß sein Vater, als er davon erfuhr, höchst zornig und aufgebracht war. Er verzieh es dem Sohne nicht, daß dieser alle seine Wünsche durchkreuzte, wurde heftig gegen ihn, schalt ihn aus, wo er ihn sah, sogar in Gegenwart der Hofbeamten, und ärgerte sich besonders darüber, daß er ihm die Wahrheit nicht sagte, sondern ihn hinterging, so oft es möglich war. Aus diesem Mangel an Wahrheitsliebe ging eine lange Kette von Ungemach für Vater und Sohn hervor. Der Vater mochte den Sohn nicht mehr sehen, erklärte ihn des preußischen Thrones für unwürdig, mißhandelte ihn nicht selten mit Faust- und Stockschlägen, so daß dieser sich vor dem Vater, der in seinem Jähzorn keine Grenzen kannte, verbergen mußte. Von Zeit zu Zeit schrieb er einen demütigen Brief, um des Vaters Gnade wieder zu erlangen; dann wurde der König etwas freundlicher, aber es dauerte meist nicht lange. Um den

Sohn noch mehr zu demütigen, meinte der König, wenn ihn sein Vater auf ähnliche Weise behandelt hätte, würde er lieber tausendmal davon gelaufen sein; aber dazu gehöre mehr Mut, als der Kronprinz besitze. Der Zorn des Königs stieg noch höher, als er hörte, daß der Kronprinz bei Berliner Kaufleuten 7000 Thaler Schulden gemacht hatte. Dieser war in seinen Ausgaben sehr beschränkt; über jeden Groschen, den er ausgab, mußte er genaue Rechenschaft ablegen. Dadurch sollte er von früh auf an Sparsamkeit gewöhnt werden. Er meinte aber, als Königssohn brauche er nicht so beschränkt zu leben; auch war es ihm lästig, in allem, was er für seine Bücher und kleinen Vergnügungen ausgab, so genau beaufsichtigt zu werden. Darum hatte er Geld geliehen. Leute, die ihm halfen, fand er als Königssohn genug. Der Vater glaubte nun, mit der Erziehung zur Sparsamkeit sei es ebenfalls nichts. Er war darüber so aufgebracht, daß er sogleich einen scharfen Befehl gegen das Geldleihen an Minderjährige schrieb. Die 7000 Thaler wurden bezahlt, der Kronprinz aber mußte nun den ganzen väterlichen Zorn erfahren. Er selbst schreibt darüber an seine Schwester:

„Man predigt mir alle Tage Geduld, allein niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; so wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und auf meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen; da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdrosseln fühlte, rief ich endlich um Hilfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. — Ich habe zu viel Ehrgefühl, um eine solche Behandlung auszuhalten, bin aufs äußerste gebracht und entschlossen, dem auf die eine oder andere Weise ein Ende zu machen."

Zu diesen Zerwürfnissen kam ein neues durch die geplante Verheiratung Friedrichs und seiner Schwester. Die Gemahlin Friedrich Wilhelms I., Sophie Dorothea, war die Schwester des Königs Georg III. von England, desselben, der sich im siebenjährigen Kriege mit Friedrich dem Großen verband. Nun hatte die Königin, schon von frühster Jugend der Kinder an, den Plan, ihre Tochter mit dem englischen Thronerben, Friedrich dagegen mit dessen Schwester zu verheiraten. Durch diese Doppelheirat sollten die beiden Häuser Hohenzollern und Braunschweig (die englische Königsfamilie stammte aus dem Hause der Welfen, also von Heinrich dem Löwen ab) noch fester mit einander verbunden werden. König Friedrich Wilhelm I., anfangs diesem Plane nicht abgeneigt, wollte jedoch später nichts mehr davon wissen, als er merkte, daß er auf diese Weise auf die Seite Frankreichs und Englands gezogen und dem

Kaiser entfremdet werden sollte. Er entzweite sich mit seinem Schwager, dem Könige von England, und verbot, nicht weiter davon zu reden. Als er aber erfuhr, daß seine Familie dennoch an diesen Heiratsplänen festhielt, daß sein Sohn sogar hinter seinem Rücken einige Briefe an den englischen Hof geschrieben und darin sein und seiner Mutter Festhalten an dem Heiratsplane versprochen hatte, da kannte sein Zorn keine Grenzen, und die ganze königliche Familie, besonders aber der Kronprinz, erfuhr wiederum die härteste Behandlung.

3. Friedrichs Fluchtversuch. Unter den unaufhörlichen Mißhandlungen, die ihn sein Vater auch jetzt noch erleiden ließ, ohne seinen Starrsinn brechen zu können, war der Entschluß in ihm gereift, nach England zu fliehen. Er zog seine beiden Vertrauten, die Leutnants Katte und Keith, ins Geheimnis. Katte, in Berlin, und Keith, in Wesel, sollten ihm bei der Flucht behilflich sein. Der König machte im Jahre 1730 eine Reise nach Süddeutschland, um einige Fürstenhöfe zu besuchen und dann rheinabwärts nach Kleve zu gehen. Diese Rheinreise, auf welcher der Kronprinz den Vater begleitete, sollte die erwünschte Gelegenheit zur Flucht geben, da er der französischen Grenze sehr nahe war. Bei seiner Abreise von Berlin hatte er alle seine Kostbarkeiten bereits dem Leutnant von Katte übergeben; dieser sollte sich Urlaub auswirken und der Flucht des Kronprinzen anschließen. Auch Keith sollte seinen Aufenthalt Wesel verlassen und sich nach der holländischen Stadt Haag begeben, um später mit dem Kronprinzen zusammenzutreffen. Nicht weit von Mannheim, bei dem Dorfe Steinfurt, nahm der König auf seiner Reise Nachtquartier; der Kronprinz übernachtete in einer Scheune. In aller Frühe, noch ehe der König erwachte, wollte er sich von der Reisegesellschaft trennen, um die französische Grenze zu erreichen. Ein Page, namens Keith, ein jüngerer Bruder des Leutnants Keith, besorgte ihm die Pferde; aber als er eben sein Pferd besteigen wollte, wurde er von einigen Offizieren aus der Umgebung des Königs angehalten und zum Bleiben gezwungen. Noch hatte man nicht die Gewißheit, daß der Kronprinz eine Flucht ins Ausland beabsichtigte. Derselbe beauftragte sogar den Pagen Keith noch einmal, in Mannheim Pferde zur Flucht für ihn zu besorgen; dieser aber fürchtete mit Recht den Zorn des Königs, warf sich ihm in seiner Angst zu Füßen und bekannte alles. Ein aufgefangener Brief des Kronprinzen an Katte in Berlin, worin er noch einmal seinen Fluchtplan mitteilte, bestätigte alles. Dieser Brief war wegen der ungenauen Adresse an einen anderen Katte abgegeben und von diesem an den König geschickt worden.

Der Zorn des Königs brach wie ein entfesselter Orkan los. Er ließ den „feigen Deserteur ohne Ehre“ auf ein Rheinschiff bringen, wie einen Gefangenen bewachen, verhörte ihn in Wesel selbst und nahm ihm den Degen ab.

Der Kronprinz gestand sein Vorhaben, nahm alle Schuld auf sich, verteidigte sich auch nicht und reizte durch seine trotzigen Antworten den König so sehr, daß dieser in seinem Zorn den Degen zog und ihn durchbohren wollte. Der General von Mosel aber warf sich zwischen beide und rief: „Majestät, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!" In Berlin angekommen, übermannte ihn noch einmal die Leidenschaft. Er wütete gegen seine ganze Familie, besonders die Schwester Friedrichs, die von dessen Plänen gewußt hatte. Friedrich selbst, den der König nicht mehr als seinen Sohn betrachtete, kam als Staatsgefangener nach der Festung Küstrin; ein Kriegsgericht sollte über ihn und seine Mitschuldigen das Todesurteil sprechen. Keith hatte sich der Strafe des Königs rechtzeitig durch die Flucht entzogen, Katte aber war dem König in die Hände gefallen. Dieser wollte das letzte Mittel versuchen, seinen Sohn auf bessere Wege zu leiten. Ein tiefer, unauslöschlicher Eindruck sollte ihm den Abgrund zeigen, an den ihn Leichtsinn, Ungehorsam, Verstocktheit geführt. Auf des Königs ausdrücklichen Befehl mußten ihn seine Richter fragen, was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und fahnenflüchtig werde? Ob er sich noch würdig halte, Landesherr zu werden? Ob er sein Leben geschenkt haben wolle oder nicht? Ob er, um das Leben, das er verwirkt, zu retten, Verzicht thun wolle auf die Krone seiner Väter? Wie Dolchstiche fuhren diese Fragen in das Herz des Prinzen; der Gnade des Königs gab er sein Schicksal anheim, und nur um eines bat er: lieber Tod oder Verzichtleistung auf die Krone als ewige Gefangenschaft. Vielleicht noch mehr als der Kronprinz litt der König selbst. Auch ihm schlug das Gewissen; was immer der Sohn gesündigt haben mochte, unnatürlich grausam hatte er ihn dafür gezüchtigt. Wenn er verstockt war, hatte er ihn nicht durch seine Härte von Kind auf verschüchtert? War denn alles, was er dem Kronprinzen vorwarf, gleich schwer, gleich sündhaft, gleich unverzeihlich? Hatte er ihn nicht so tief in der Seele verwundet, daß ihm gar keine Wahl übrig blieb als Selbstmord oder Flucht? Solche Fragen des bittersten Vorwurfs werden es gewesen sein, die den König nachts vom Lager scheuchten, daß er wie ein verfolgter Missethäter durch die Säle seines Schlosses irrte und schweißgebadet vor dem Lager seiner Gattin niedersank.

Das Kriegsgericht weigerte sich standhaft, das vom König geforderte Todesurteil über den Kronprinzen zu sprechen; dessen beabsichtigte, aber nicht ausgeführte Flucht sei eine Familiensache zwischen dem König und seinem Sohn, Unterthanen könnten darüber nicht zu Gericht sitzen. Es kam darüber zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen dem König und den Offizieren, welche das Kriegsgericht bildeten, so daß einer derselben in seinem Eifer seine Brust entblößte und ausrief: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; das Ihres Sohnes bekommen Sie nicht, so lange ich reden darf!"

Dagegen wurde Katte zu lebenslänglicher Festungshaft, der geflüchtete Keith zum Tode verurteilt. Das Schicksal des Kronprinzen erregte allgemeine Teilnahme. Nicht nur aus Preußen, auch von den auswärtigen Höfen kamen Bitten und Vorstellungen, sein Leben zu schonen. Der König, der nur vorgehabt, seines Sohnes „gottloses Herz zu zerknirschen, zu erweichen und zu ändern", aber nicht ihn zu töten, bedurfte der Abmahnungen fremder Höfe nicht; er wußte, daß er den Kronprinzen zu begnadigen habe, sobald er an dessen Besserung glauben durfte; er hatte daher im Grunde gegen den Spruch des Kriegsgerichts nichts einzuwenden. Das Urteil über Katte aber verwandelte er in Todesstrafe; er sagte, man möge dem Schuldigen eröffnen, „es thue dem König leid um ihn, es sei aber besser, er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme." Katte vernahm sein Urteil mit großer Seelenruhe; so leichtsinnig er vorher gewesen, so würdig benahm er sich im Angesichte des Todes. Der König hatte befohlen, daß er in Küstrin unter den Augen des Kronprinzen hingerichtet werden sollte. Dieser mußte am Fenster stehen, als der Unglückliche vorübergeführt wurde, um unter seinen Augen zu sterben. „Verzeihung! Verzeihung tausendmal!" rief er ihm zu. „Keine Ursache!" rief der Verurteilte zurück; „der Tod für einen so liebenswürdigen Prinzen ist süß!" Friedrich sah den Richtplatz, er hörte das „Halt" des begleitenden Offiziers, dann fiel er in eine schwere Ohnmacht, und als er langsam wieder zu sich kam, war alles vorüber. Dieses schwere Los des Freundes aber erschütterte ihn in tiefster Seele, und der Ernst des Lebens ergriff ihn. Es war eine furchtbare Zeit für ihn. Als aber der Feldprediger Müller, der Katte auf seinem Todesgang begleitet hatte, seines Freundes letzte Grüße und zugleich die Bitte des Sterbenden überbrachte, sich seinem Vater zu unterwerfen und nicht leeren Schmeichelreden, sondern der Wahrheit Herz und Ohr zu leihen, da öffnete er sein Herz den tröstenden Worten des Geistlichen, der ihn auch ferner im Auftrage des Königs besuchte. Und als dieser dem König melden konnte, daß Friedrich sein Unrecht einsehe und tief bereue, da schwand allmählich der Zorn des Vaters, und mildere Gefühle traten an seine Stelle.

4. Friedrichs Aussöhnung mit dem Vater. In Küstrin trat wirklich allmählich eine Sinnesänderung in Friedrich ein; in der Einsamkeit seines dortigen Aufenthaltes gelangte er zur Selbstprüfung; in seinem jetzt aufrichtigen Streben nach Besserung wurde er von dem wackeren Müller redlich unterstützt. Da dieser dem Könige die besten Berichte über das Verhalten des Kronprinzen erstattete, so milderte sich dessen Unwille, und Friedrich wurde aus seiner strengen Haft entlassen, nachdem er vorher in einem heiligen Eide gelobt, bei dem Vorsatze der Lebensbesserung und beim Gehorsam gegen seinen Vater verbleiben zu wollen. Doch durfte er noch nicht nach Berlin oder Potsdam zurückkehren, sondern mußte in Küstrin bleiben, als Arbeiter in die dortige

Kriegs- und Domänenkammer eintreten und durch außerordentlichen Fleiß von unten auf alle Zweige der Staatsverwaltung kennen lernen. Diese strenge Arbeitszeit in Küstrin war vom heilsamsten Einfluß auf seine spätere Regierung, denn er mußte sich dort um alles bekümmern, besonders auch um Ackerbau und Viehzucht, „denn er müsse erfahren, wie viel Mühe es einem Bauer koste, so viel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst ratsam umzugehen." Er gab dem strengen Vater nach, wo er nur konnte, und lebte ihm auch da zu Gefallen, wo seine Neigungen ganz andere waren. Nach einem schweren Jahre gestattete ihm der König am Hochzeitsfeste seiner Lieblingsschwester Wilhelmine die Rückkehr nach Berlin, wo er dem Vater noch einmal reumütig zu Füßen sank und von diesem gütig aufgehoben wurde.

Noch einmal kam eine Zeit schweren inneren Kampfes, als sein unbeugsamer Vater auf seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig drang. Er fügte sich aber auch in diesem Punkte schließlich dem väterlichen Willen, konnte die ihm aufgedrungene Gemahlin zwar nie lieben, weshalb er auch später von ihr getrennt lebte, hat sie aber doch stets geehrt. Er selbst that nach dreijähriger Ehe folgende Äußerung über seine Gemahlin: „Ich war nie in sie verliebt, aber ich müßte der letzte aller Menschen sein, wenn ich sie nicht aufrichtig schätzen wollte; denn sie ist von sehr sanftem Gemüt, fügsam im höchsten Maße und derart gefällig, daß sie thut, was sie mir nur an den Augen absehen kann, um mir Freude zu machen." Später schenkte ihm der Vater das Schloß Rheinsberg bei Neu-Ruppin, wo der Kronprinz seine eigene Hofhaltung führte und im Kreise geistvoller Freunde, die gleich ihm Musik, Litteratur, Witz und feine Unterhaltung liebten, seine glücklichsten Tage verlebte. Er musizierte, spielte meisterhaft Flöte, versenkte sich in die Werke der Dichter, besonders der französischen, versuchte sich selber als Schriftsteller, knüpfte mit berühmten Männern einen lebhaften Briefwechsel an, studierte besonders eifrig auch die Kriegswissenschaft und die Verwaltung des Landes, übte mit seinem Regiment Soldaten in Neu-Ruppin und erfreute den König durch Zusendung langer Kerls. So bereitete er sich würdig auf seinen künftigen schweren Beruf vor. Immer mehr lernte der König den Wert des Sohnes schätzen, und immer besser wurde das Verhältnis zwischen beiden. Als der König, dem Tode nahe, auf seinem Krankenbette lag, umarmte er den Kronprinzen und rief mit Thränen in den Augen: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse!"

B. Vertiefung.

1. **Friedrichs Erziehung** durch seinen Vater ist eine überaus harte, ja rauhe; schon von frühster Jugend auf muß sein weiches, der Liebe und

Freundschaft bedürftiges Herz unter den heftigen Ausbrüchen des väterlichen Jähzorns leiden. Der harte Vater übt keine Rücksicht, kennt in seinem Jähzorn keine Grenzen, ist ein rechter Haustyrann, so daß Frau und Kinder oft schwer zu leiden haben. Bei jeder Gelegenheit zankt er den Sohn aus, schlägt nach ihm in Gegenwart anderer, beleidigt ihn, verletzt Stolz und Ehrgefühl, spottet über seinen Mangel an Mut und Ehre, so daß er ihn schließlich zu einem verzweifelten Schritte, zur Flucht, treibt. Hier muß der Vater erfahren: „Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks, und allzustraff gespannt, zerspringt der Bogen," und auch die andere Wahrheit: „Allzu scharf macht schartig." Diese übertriebene Grausamkeit und Härte der Erziehung ist verwerflich.

Freilich vergreift sich der König nur in den Mitteln der Erziehung; er hat die besten Absichten, die edelsten Beweggründe. Er liebt seine Familie, freilich in seiner derben Weise. Aus Liebe erzieht er seinen Sohn so streng, um aus ihm einen tüchtigen Regenten zu machen. Er befolgt dabei nur die Wahrheit: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es" — „Je lieber das Kind, je schärfer die Rute", aber er vergißt dabei, daß das wirksamste und edelste Erziehungsmittel nicht blinde Strenge, sondern die Liebe ist, daß Liebe alle Hindernisse überwindet, alle Lasten trägt. „Die Liebe ist langmütig und freundlich." — „Die Liebe verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles." — „Die Liebe decket auch der Sünden Menge." — „Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe." Die beste Erziehung ist jedenfalls da, wo Liebe und Strenge sich vereinen, wo, wie Luther sagt, „der Apfel neben der Rute liegt". Von solcher Erziehung kann es heißen:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang."

Aber die Liebe des Vaters zum Sohn ist nicht allein der Beweggrund seiner Strenge, sondern vor allem das königliche Pflichtgefühl, nicht nur für die Größe und Wohlfahrt des Staates, sondern auch für die Tüchtigkeit des künftigen Herrschers zu sorgen. Das ist der entscheidende Grund seiner Unerbittlichkeit, und deshalb ist er im Rechte, denn er handelt in bester Absicht und im Dienste einer großen Sache. Ein solcher Beweggrund ehrt den König. Aus diesem starren Pflichtgefühl spricht eine so tiefe, heiße Liebe zum Vaterlande, eine so ernste Sorge für das Wohl seiner Unterthanen, daß davor selbst die Liebe zum eigenen Sohne zurücktreten muß, daß man um deswillen die Härte und Strenge des Vaters verzeihlich findet.

Wenn der Vater sich nur in den Mitteln vergreift, so liegt der größere Teil der Schuld an dem traurigen Zwiespalt an dem Sohn. Da der Vater

nichts Böses von ihm verlangt, sondern nur, was zum Guten dient, so ist ihm der Sohn in allen Stücken Gehorsam schuldig. „Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in allen Dingen, denn das ist dem Herrn gefällig." — 4. Gebot. — „Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat." Der Ungehorsam des Sohnes ist die erste Ursache des Zwiespalts. Nicht selten spottet er über des Vaters Art und Weise, ganz natürlich, daß er dessen Zorn erfahren muß. „Ein Auge, das den Vater verspottet . . ." — „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser . . ." Er hintergeht seinen Vater, sagt ihm die Wahrheit nicht, ist verstockt gegen alle Mahnungen und Warnungen desselben, ist leichtsinnig, liederlich, macht Schulden, alles Dinge, die den Vater bei dessen strenger Wahrheitsliebe, Ordnungsliebe und Sparsamkeit aufs höchste erzürnen müssen. „Ein fleißiger Sohn ist seines Vaters Freude, aber ein thörichter Sohn ist seiner Mutter Grämen." Aus den verschiedenartigen Charakteren beider geht also der unselige Zwiespalt zwischen ihnen hervor; keiner ist von Schuld freizusprechen. Dem Sohn, dem die Soldatenliebhaberei des Königs langweilig und geisttötend vorkommt, dem Vater, dem die auf geistigen Genuß gerichteten Beschäftigungen des Sohnes unbegreiflich sind; dem Vater, der nicht verzeihen, dem Sohn, der nicht gestehen will, ist damals noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß in einem, der sich trägt und kleidet wie ein Modegeck, dennoch das Herz eines Königs schlagen kann, und daß Kunst und Wissenschaft durchaus nicht für jede Natur ein Faulbett werden muß, auf dem die Kraft des Kriegers erstickt wird. Und Friedrich hat später ja auch gezeigt, daß er trotz der Verirrungen seiner Jugend eine Fürstennatur fast ohnegleichen gewesen. Wenn aber seine unvergleichlichen Kriegsthaten seinen Ruhm durch die Länder der Erde getragen, und seine nicht minder unvergleichliche Regententhätigkeit ihm überall Bewunderer erweckte, so hat er das nächst der eigenen Kraft vor allem der strengen Erziehung durch seinen Vater zu danken, und nicht laut genug hat er später seinem Vater danken können für die Wohlthat, die er ihm in der Jugend erwiesen. Er hat es erfahren: „Durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zur Krone, durch Kampf zum Sieg."

2. Welche segensreichen Folgen hat diese Erziehung?

Die Strenge und Härte des Vaters heilt ihn von seinem verweichlichten Wesen, so daß er später in den Strapazen des Krieges die größten Anstrengungen ertragen kann; sie macht ihn zu einem der größten Kriegshelden, der vor nichts zurückschreckt; sie erzieht ihn zu einem weisen, nur auf das Wohl seiner Unterthanen bedachten Regenten; sie erzieht jene Tugenden der Sparsamkeit, der Gerechtigkeit, der Wahrheitsliebe, der unermüdlichen Pflichterfüllung, der Berufstreue, der Duldsamkeit oder Toleranz, der Achtung vor dem Gesetz, der glühenden Vaterlandsliebe,

des deutschen Nationalstolzes, des stark ausgeprägten Ehrgefühls, des eisernen Fleißes, der peinlichen Ordnungsliebe, der Einfachheit, aber auch der eisernen Strenge und Härte gegen Säumige und Lässige, durch welche der Sohn zu „Friedrich dem Einzigen“ geworden ist. Und wenn noch heute jeder Deutsche stolz ist auf den größten Preußenkönig, so dürfen wir auch dessen nicht vergessen, der all die zahlreichen Keime seiner großartigen Regierungskunst in ihm gepflegt: seines Vaters Friedrich Wilhelm I.*)

III. Verknüpfung.

1. Friedrich II. und Luther.

Beide haben eine harte Jugend, haben strenge, gewissenhafte Eltern, erfahren schon in der Jugend bittere Sorge und werden dadurch für das spätere Leben erzogen. Beide werden dadurch die größten Männer ihrer Zeit, ja vieler Jahrhunderte; beide sind von strenger Gerechtigkeit, rücksichtsloser Offenheit und Wahrheitsliebe, unermüdlicher Pflichterfüllung, eisernem Fleiße zu aller Zeit. Friedrich ist der größte deutsche Kriegsheld, Luther der größte deutsche Friedensheld vieler Jahrhunderte.

2. Friedrich II. und Joseph.

Auch Joseph, der Sohn Jakobs, muß eine harte Leidensschule durchmachen. Der verwöhnte und verzogene Lieblingssohn des Vaters wird in die Grube geworfen, als Sklave nach Ägypten verkauft, unschuldig ins Gefängnis geworfen, dann erhöht, um als weiser, sorgsamer Landesvater für das Wohl seines Volkes thätig zu sein.

3. Friedrich II. und David.

Auch David wird früh zum König bestimmt, muß am Hofe Sauls eine harte Leidensschule durchmachen, flüchten, sich verbergen. Dadurch aber wird er zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Tapferkeit und Tüchtigkeit als Regent erzogen.

4. Friedrich Wilhelm I. und Jakob.

Beide meinen es herzlich gut mit ihren Kindern; beide wenden verkehrte Erziehungsmittel an (inwiefern?); beide erleben viel Herzeleid an ihren Söhnen (Nachweis!); bei beiden führt der traurige Anfang zu einem glücklichen Ende.

5. Vergleiche auch die Erziehung Kaiser Heinrichs IV. und ihre Folgen mit derjenigen Friedrichs II.

6. Jahreszahlen.

1730. 1630. 1530.

---

*) Es würde an dieser Stelle noch einmal das Charakterbild Friedrichs des Großen in übersichtlicher Zusammenfassung aufgestellt werden können.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1712, 24. Januar. Friedrich II. wird zu Berlin geboren.

1730 Friedrichs Fluchtversuch, Gefangennahme, Festungshaft zu Küstrin.

1730—1740 Friedrichs Vorbereitung auf seinen Beruf in Küstrin, Berlin, Rheinsberg, Neu-Ruppin.

V. Anwendung.

1) Inwiefern war das Verhalten des Königs gegen seinen Sohn gerechtfertigt?

2) Was ist an des Königs Erziehungsweise verwerflich?

3) Inwiefern hat Friedrich die Härte seines Vaters verschuldet?

4) War des Königs Strenge nur Laune oder bittere Notwendigkeit? Inwiefern?

5) Was hat der König durch seine Erziehungsweise erreicht?

6) Welche Jugendeindrücke haben bei Friedrich lebenslang nachgewirkt?

7) Welche Bedeutung hat das Jahr 1730 für Friedrichs Leben?

8) Welche Bedeutung hat die Zeit von 1730—1740?

9) Welche Bedeutung für die Landwirtschaft hat z. B. Friedrichs Aufenthalt in Küstrin?

10) Was gefällt uns nicht an Friedrich dem Großen? (Vorliebe für französisches Wesen. Wie zu erklären?)

11) Wende auf Friedrich den Großen an: „Jung gewohnt, alt gethan" — „Jugend hat keine Tugend!"

Zusammenstellung der aus Abschnitt X gewonnenen Ergebnisse.

I. Geschichtliche Ergebnisse.

A. Zeittafel.

1688—1701. Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg.
1701—1713. Friedrich I., König von Preußen.
1712, 24. Januar. Friedrich II. wird zu Berlin geboren.
1713—1740. Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.
1720. Friedrich Wilhelm erwirbt von Schweden Vorpommern bis zur Peene mit Usedom und Wollin.
1730. Friedrichs II. Fluchtversuch vor seinem Vater.
1732. Friedrich Wilhelm I. nimmt die vertriebenen Salzburger Protestanten auf.
1740—1786. Friedrich II., der Große oder Einzige.

1740. Kaiser Karl VI. stirbt; seine Tochter Maria Theresia kommt in Österreich zur Regierung.
1740—1748. Der österreichische Erbfolgekrieg.
1740—1742. Der 1. schlesische Krieg; Schlacht bei Mollwitz, Chotusitz und Czaslau; Friede zu Breslau.
1744—1745. Der 2. schlesische Krieg; Schlacht bei Hohenfriedberg, Sorr und Kesselsdorf; Friede zu Dresden.
1756—1763. Der 3. schlesische oder siebenjährige Krieg.
1756. Einfall in Sachsen, Schlacht bei Lowositz, Gefangennahme bei Pirna.
1757. Prag, Kollin, Roßbach, Leuthen.
1758. Zorndorf, Hochkirch (Krefeld).
1759. Kunersdorf (Minden).
1760. Liegnitz, Torgau.
1761. Lager zu Bunzelwitz, Schweidnitz, Kolberg.
1762. Burkersdorf, Freiberg.
1763. Friede zu Hubertusburg.
1772. Erwerbung Westpreußens in der ersten Teilung Polens.
1786, 17. August. Friedrich II. stirbt zu Sanssouci.

B. **Europäische Fürsten dieser Periode.**

1. Kaiser: Leopold I., 1658—1705; Karl VI., stirbt 1740; Karl VII., 1742 bis 1745; Franz I., der Gemahl Maria Theresias.
2. Könige von Preußen: Friedrich I., 1701—1713; Friedrich Wilhelm I., 1713—1740; Friedrich II., 1740—1786.
3. Könige von Frankreich: Ludwig XIV. starb 1715; Ludwig XV. folgt ihm in der Regierung.
4. Könige von England: Georg I., II., III. (Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zum preußischen Königshause.)
5. Kaiser von Rußland: Elisabeth —1762; Peter III., 1762; Katharina II.
6. Kurfürsten von Sachsen (und Könige von Polen): August II., August III.

C. **Feldherren.**

1. Leopold von Dessau, Schwerin, Zieten, Seydlitz, Keith, Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich, Moritz von Dessau, Fouquet, Fink.
2. Brown, Karl von Lothringen, Daun, Prinz Soubise, Soltikow, Laudon.

II. Geographische Ergebnisse.

A. **Friedrich Wilhelm I.** erwirbt 1720 von Schweden Vorpommern bis zur Peene mit Usedom und Wollin.

B. **Friedrich II.** erwirbt Schlesien 1742 und Westpreußen 1772. Nun umfaßt der preußische Staat: Ostpreußen, Westpreußen, Pommern (mit Ausnahme von Neuvorpommern, das noch immer den Schweden gehört), Brandenburg, Schlesien, den nördlichen Teil der Provinz Sachsen (aus der Altmark, dem ehemaligen Erzbistum Magdeburg und dem Bistum Halberstadt bestehend) und die westlichen Länder Kleve, Mark und Ravensberg, etwas mehr als die Hälfte des heutigen Preußen, denn es fehlen noch Posen, der südliche Teil der Provinz Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen, der größte Teil der Rheinprovinz und Westfalens.

III. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

A. **Religiöses.** An die Stelle Kursachsens und Kurpfalz tritt nach und nach Brandenburg-Preußen als Schirmherr des Protestantismus. Friedrich I. nahm besonders die heimlich aus Frankreich ausgewanderten und aus der Pfalz vertriebenen

Protestanten auf. Friedrich Wilhelm I. siedelte die vertriebenen Salzburger 1732 in Ostpreußen an. Friedrich II., voll Duldsamkeit gegen jede Glaubensrichtung, befolgte den Grundsatz: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden", stärkte jedoch durch den 7jährigen Krieg die Sache des Protestantismus in Deutschland.

B. **Schulwesen.** Gegen die Reformationszeit schon ein großer Fortschritt. Friedrich Wilhelm I., der Vater der allgemeinen preußischen Volksschule, führt die allgemeine Schulpflicht ein, baut viele neue Schulhäuser. Friedrich II. schreitet auf diesem Wege weiter fort, erläßt das General-Landschulreglement 1763, unterstützt die ersten Seminarien. Die Lehrer sind meist noch alte, gediente Soldaten, daher die Zucht noch immer sehr streng. — Friedrich I. gründet die Universität Halle.

C. **Rechtswesen.** Die Gerechtigkeitspflege unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. sehr streng, gewissenhaft, unparteiisch. Friedrich Wilhelm I. mildert das Verfahren in den Hexenprozessen, Friedrich II. hebt sie, ebenso wie die Folter, ganz auf, setzt das Kammergericht in Berlin ein, läßt das „preußische Landrecht" ausarbeiten, achtet selber das Gesetz (Müller von Sanssouci), daher überall im Volke die strengste Gesetzlichkeit.

D. **Ständewesen.** Der Adel nimmt besonders die Offizier- und hohen Staatsstellen ein, der Bürger muß Handel und Gewerbe pflegen, der Bauer Ackerbau treiben. Die Last des Bauernstandes wird bedeutend gemildert, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Erbunterthänigkeit zwar noch nicht beseitigt, aber die Zahl der Frontage herabgesetzt und die harte Behandlung gemildert.

E. **Kriegswesen.** Der große Kurfürst führt das erste stehende Heer ein; noch werden die Soldaten, meist Ausländer, geworben. Friedrich Wilhelm I. setzt sein Heer möglichst aus Landeskindern zusammen, führt in Gemeinschaft mit dem alten Dessauer den Gleichschritt beim Marschieren, die eisernen Ladestöcke, das Bajonett und das gleichzeitige und schnelle Feuern ein. Seine Vorliebe für lange Kerls. Soldatenleben. Harte Zucht; Spießrutenlaufen. Friedrich II., durch die Not gezwungen, zieht besonders wieder Ausländer in den Dienst, da während des Krieges sein Land von kriegstüchtiger Mannschaft entblößt ist, nach dem Kriege aber dieselbe bei Ackerbau, Handel und Gewerbe gebraucht wird, den Volkswohlstand zu heben.

F. **Verkehrswesen.** Chausseen giebt es noch nicht, Verkehrswege sehr schlecht, darum Kanalbauten: Friedrich Wilhelms-Kanal durch den großen Kurfürsten, Plauescher, Finow und Bromberger Kanal durch Friedrich II. Einführung einer selbständigen Post durch den großen Kurfürsten.

G. **Volkswirtschaftliches.** Der große Kurfürst macht die ersten Versuche mit dem Anbau von Kartoffeln und Tabak; erst Friedrich II. gelingt die allgemeine Einführung des Kartoffelbaues. — Der große Kurfürst führt die erste Verbrauchssteuer ein, Friedrich II. besteuert besonders Kaffee und Tabak als Luxusgegenstände. Damals kommt auch Thee, Kakao, Branntwein in Gebrauch. — Die Tuchfabrikation wird besonders gepflegt, jeder preußische Soldat trägt Zeug aus preußischem Tuch; Hebung der Leinenindustrie in Schlesien, des Bergbaues, Gründung der ersten Porzellanfabrik in Berlin durch Friedrich II. — Durch Entwässerung des Oder-, Warthe- und Netzebruches vergrößert Friedrich II. die anbaufähige Fläche, hebt dadurch ebenfalls Ackerbau und Volkswohlfahrt.

XI. Das Zeitalter der französischen Revolution und der Befreiungskriege.

A. Die französische Revolution.

(Ziel: Wir wollen heute hören, wie wenige Jahre nach Friedrichs des Großen Tode das französische Volk sich gegen seine Obrigkeit empört.)

I. Vorbereitung.

Wenn ein Volk sich gegen seine Obrigkeit, gegen seinen König empört, so ist das Aufruhr, Empörung, Revolution. Wir haben schon mehrere Völker im Kampfe mit ihrer Obrigkeit gesehen, z. B. die Israeliten unter Rehabeam, die Sachsen unter Heinrich IV., die Lombarden unter Friedrich Barbarossa. Bei den Israeliten war die Ursache der Empörung der harte Druck durch Steuern und Frondienste, sowie die harte Antwort Rehabeams, bei den Sachsen Heinrichs IV. Grausamkeit und Härte, die sich ebenfalls in hohen Steuern und schweren Fronarbeiten zeigte, bei den Lombarden Barbarossas grausames Strafgericht besonders über Mailand. Immer aber trieb der Fürsten Grausamkeit und Härte die Völker zu blutiger Empörung. Und wenn wir die Empörung gegen die Obrigkeit auch nicht gutheißen können, wenn wir besonders der unterdrückten Völker blutige Rache verurteilen müssen, so finden wir bei unerhört hartem Druck den Aufruhr doch begreiflich.

Ob die Franzosen aus gleicher Ursache wie die Israeliten, Sachsen und Lombarden sich empört haben? Ob sie zu denselben Mitteln blutiger Gewalt, wie besonders die Sachsen, gegriffen haben? Welche Folgen ihre Empörung gehabt haben mag? Das sind Fragen, die wir uns heute beantworten wollen.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Ursachen der französischen Revolution. Während das preußische Volk unter der weisen, wahrhaft landesväterlichen Regierung Friedrichs

des Großen sich steigender Wohlfahrt erfreute und unter seinem Scepter sich sicher und glücklich fühlte, hatten Frankreichs Könige sich immer weniger um die Wohlfahrt ihres Landes und Volkes gekümmert. Schon Ludwigs XIV. äußerlich so glänzende Regierung hatte dem eigenen Lande nicht zum Segen gereicht. Seine Raubkriege, sein verschwenderisches Leben, die glänzende Hofhaltung, die zahlreichen Prachtbauten in und um Paris, der Bau zahlreicher Festungen an der Nord- und Ostgrenze des Landes hatten den französischen Staat in eine ungeheure Schuldenlast gestürzt. Am Ende seiner Regierung war die Kraft des Staates durch die überaus hohen, noch dazu mit größter Härte eingetriebenen Steuern nahezu aufgezehrt. Derselbe Herrscher, der ein Menschenalter hindurch (1643—1715) nicht nur Frankreich beherrscht, sondern auch in Europa den Ton angegeben, starb einsam und verlassen. Mit Gleichgiltigkeit, ja mit Frohlocken vernahm sein Volk seinen Tod. Der Pöbel der Hauptstadt Paris begleitete seinen Leichenzug mit lauten Verwünschungen. — Ihm folgte sein fünfjähriger Urenkel Ludwig XV., der ebenfalls sehr lange Zeit (1715—1774, beide zusammen also 131 Jahre) über Frankreich regierte. Von seinem Volke anfangs in solchem Grade geliebt, daß man ihn den Vielgeliebten nannte, wandelte er bald in den Wegen seines Urgroßvaters, gab durch ein leichtfertiges, sittenloses Leben dem Volke ein schlechtes Beispiel und vermehrte die Staatsschulden durch eine grenzenlose Verschwendung. Um das Wohl seines Volkes kümmerte er sich gar nicht; dafür ließ er seine Günstlinge und Weiber nach Belieben schalten und walten. Durch solches Beispiel des Königshofes war nach und nach ein tiefes sittliches Verderben im ganzen Lande eingerissen; Religion und gute Sitte wurden verspottet und verachtet, der Glaube an Gott als eine Thorheit verlacht. Daran trug jedoch der Königshof nicht allein die Schuld. Geistreiche Männer, auch solche, mit denen der geistvolle Friedrich der Große besonders gern verkehrt, trugen durch ihre Schriften die sogenannte Aufklärung in das Volk, untergruben dadurch dessen Glauben an Gott und seinen willigen Gehorsam gegen die Obrigkeit und bereiteten auf diese Weise die Revolution vor. Die Lehren des Christentums wurden von ihnen verspottet und als Unsinn dargestellt; ja, es galt für vornehm und gelehrt, seinen Glauben zu verleugnen und ein Spötter und Gotteslästerer zu werden. Diese Männer, welche die Gabe der Beredsamkeit in hohem Maße besaßen, erzählten in ihren Schriften dem Volke viel von der Gleichheit aller Menschen und von den Menschenrechten, welche kein König ihm nehmen könne. Dadurch reizten sie das Volk noch mehr auf; es erwachte nach und nach eine unbesiegbare Sehnsucht nach Freiheit und Gleichheit, die um so gefährlicher war, weil man durch sie von dem harten Druck, der auf dem Volke lastete, befreit zu werden hoffte. Denn von Jahr zu Jahr stiegen die Staatsschulden, die endlich die für damalige Zeit ungeheure Höhe von 4000

Millionen Frank erreichten. So unermeßlich die Schuldenlast war, die das Land drückte, so unerschwinglich waren infolge derselben die Steuern, die noch dazu von einem, dem sogenannten dritten Stande, nämlich dem der Bürger und Bauern, aufgebracht werden mußten. Dagegen waren die beiden höheren Stände, Adel und Geistlichkeit, in deren Händen der größte Grundbesitz, ungefähr zwei Drittel des vorhandenen Grund und Bodens, sich befand, von den meisten Steuern und Abgaben befreit. Sie allein wurden zu den höheren Ämtern und Würden zugelassen, denn alle diese Stellen waren käuflich und wurden nur dem zuteil, der recht viel dafür bezahlen konnte. Bürger und Bauern seufzten unter dem gewaltigen Steuerdruck; die notwendigsten Lebensbedürfnisse wurden durch hohe Zölle verteuert, und Steuern und Zölle waren in den verschiedenen Provinzen nicht einmal von gleicher Höhe, denn sie wurden an einzelne Pächter verpachtet, die auch wieder große Summen dabei verdienen wollten. Die ungeheure Schuldenlast, der unerträgliche Steuerdruck, der erschütterte Glaube, die mit Füßen getretene Hingebung des einst so treuen Volkes, die nach dem Vorbilde des Hofes eingetretene Sittenverderbnis, die ganze, so sehr gepriesene Aufklärung — dies alles wirkte zusammen, eine blutige Revolution vorzubereiten. Ein tiefes Mißvergnügen grollte erst leise, dann lauter und lauter wie ferner Donner durch das Land.

Als endlich 1774 Ludwig XV. sein lasterhaftes Leben schloß, trat sein Enkel Ludwig XVI., ein zwanzigjähriger Jüngling, die Regierung Frankreichs an. Es war eine trostlose Erbschaft. Er fühlte dies, denn als man ihm die Nachricht vom Tode seines Großvaters brachte, rief er aus: „O Gott, nun beginnt mein Unglück!“ Wohlwollend gegen sein Volk und sittenrein, war er doch an Willen und Einsicht viel zu schwach, um in den Stürmen einer so schweren Zeit das Staatsschiff sicher zu leiten; denn jene Zeit brauchte nicht nur einen guten und wohlwollenden König, sondern vor allem einen starken und weisen Regenten. Adel und Geistlichkeit verhehlten dem Könige sorgfältig die traurige Lage des Volkes, weil sie von den schlechten Einrichtungen Gewinn zogen, und wollte der König ja sparen und hier und da etwas bessern, so wurde er durch jene, die von ihren Vorrechten nichts aufgeben wollten, daran gehindert. Bei solchem Hochmut, solcher Ungerechtigkeit und Verachtung des Volkes durch Adel und Geistlichkeit rückte das Verderben immer näher.

2. Ausbruch der Revolution. Als die Geldnot größer und größer geworden, die Zinsen der alten Staatsschuld nicht mehr bezahlt werden konnten und niemand dem Staate neue Summen borgen wollte, berief der König im Jahre 1789 auf den Rat seines Ministers, der nicht mehr ein und aus wußte, die Reichsstände, die Vertreter des Volkes, welche über die geeigneten Mittel zur Besserung der schlechten Zustände beraten sollten. Vom

Volke gewählt, kamen sie aus allen Teilen des Landes nach Versailles, der Residenz des Königs; es waren 300 aus dem Adel, 300 aus der Geistlichkeit und 600 aus dem Bürger- und Bauernstand. Viele Glieder des dritten Standes waren mit tiefem Groll gegen den König und alle Reichen und Mächtigen erfüllt. Diese Unzufriedenen, von geistvollen Männer geleitet, gewannen bald die Oberhand. Nach stürmischen Verhandlungen mit den beiden anderen Ständen, und nachdem viele Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit sich ihnen angeschlossen, die anderen aber grollend sich zurückgezogen hatten, erklärten sich die Vertreter des Bürger- und Bauernstandes als unabhängige Nationalversammlung. Zwar ließ der König das Sitzungslokal derselben schließen; als sie aber ein anderes bezogen und dort schwuren, sich nicht früher zu trennen, bis sie dem Staate eine neue Verfassung gegeben hätten, da zeigte sich der König diesem kühnen Auftreten gegenüber schwach und ohne Festigkeit und fügte sich in den Willen der Versammlung. Viele seiner Ratgeber aber, auch seine eigenen Brüder, waren unwillig über diese Nachgiebigkeit und bewogen ihn, den Minister, der ihm die Zusammenberufung der Reichsstände geraten, zu entlassen und einige Regimenter Soldaten, geworbene Deutsche und Schweizer, nach Versailles zu beordern, weil man den französischen Soldaten nicht traute. Vergebens suchte die Nationalversammlung diese Maßregel zu hintertreiben; der Hof beharrte bei der Ausführung derselben. Da bemächtigte sich eine ungeheure Aufregung der Pariser; man glaubte, der König wolle die Versammlung auflösen; auch war man mit der Entlassung des beim Volke beliebten Ministers nicht einverstanden. Die Aufregung stieg immer höher. Scharen rohen Gesindels durchzogen lärmend die Straßen; die Sturmglocken wurden geläutet, die Werkstätten der Waffenschmiede geplündert; Verwirrung und Tumult herrschte überall. Am 14. Juli drang der Pöbel in das alte Invalidenhaus, raubte dort 30 000 Gewehre und einige Kanonen, bewaffnete sich damit und rückte nun nach dem alten Staatsgefängnisse Frankreichs, der Bastille. Die alte, düstere Burg mit ihren acht finsteren Türmen war von jeher den Parisern verhaßt gewesen; denn mancher Unschuldige hatte hinter ihren dicken Mauern jahrelang schmachten müssen. Die „Zwingburg der Tyrannei“ wurde erstürmt und geschleift, der Kommandant und sieben Mann von der Wache, die nur ihre Schuldigkeit gethan, fielen als Opfer der Volkswut, und ihre Köpfe wurden auf langen Stangen unter lärmendem Jubelgeschrei durch die Stadt getragen. Das war die erste That der Revolution, der Anfang einer schauerlichen, blutigen Zeit für Frankreich. Bald folgten andere Grausamkeiten; der Bürgermeister und viele Adelige wurden ermordet; in den Provinzen erstürmten die Bauern die Schlösser des Adels, und viele vom Adel, die königlichen Prinzen an der Spitze, wanderten aus, um in anderen Ländern wenigstens ihres Lebens sicher zu sein. Ihre Güter wurden

als Nationalgüter verkauft. Es wurde eine neue, nur aus Bürgern bestehende Nationalgarde eingerichtet; der König selbst reiste nach Paris und zeigte sich mit der dreifarbigen Kokarde, dem neuen Nationalzeichen, am Hut, vom Söller des Rathauses dem versammelten Volke, dadurch seine Zustimmung zu dem Geschehenen ausdrückend. Von da an schwiegen Gesetz und Ordnung; die Empörung herrschte in der Hauptstadt wie in den Provinzen.

3. Neuerungen der Nationalversammlung. Bald ging die Nationalversammlung an die Lösung ihrer Aufgabe, alte Übelstände zu verbessern und der Not des Staates abzuhelfen. Da ihr jedoch von der Regierung keine Vorlagen gemacht wurden, so verfuhr sie plan- und ziellos, übereilte sich in gewaltsamen Neuerungen und suchte auf einmal umzustürzen, was nur nach und nach geändert und verbessert werden konnte. Zuerst mußte der Adel allen aus dem Mittelalter stammenden Rechten entsagen, auf die Frondienste und Abgaben der Bauern verzichten und das Jagdrecht und die damit verbundene barbarische Bestrafung der Jagdfrevler und die gutsherrliche Gerichtsbarkeit abtreten. Die Geistlichkeit mußte auf die Entrichtung des Zehnten verzichten; die Kirchengüter wurden als Staatseigentum erklärt und zum Verkauf ausgeboten, die Klöster und Mönchsorden aufgehoben und vollkommene Religionsfreiheit gewährt; die Geistlichen sollten vom Volke gewählt, nicht mehr vom Bischof eingesetzt werden, auch sollten sie den neuen Bürgereid leisten und sich dadurch vom Papste lossagen. Die Macht des Königs wurde sehr beschränkt, seine Rechte auf das geringste Maß herabgedrückt. Die Nationalversammlung sollte nicht unter, sondern neben dem Könige stehen, so daß er ihr eigentlich nichts zu befehlen hatte und ihm fortan nur noch ein Schein früherer Macht verblieb. So befand sich der König in der unglücklichsten Lage; seine Befehle wurden gar nicht mehr gehört, denn auch die Soldaten verbanden sich mit dem Volke. Alle Standesunterschiede wurden aufgehoben, Titel, Wappen und andere Bezeichnungen der Standesunterschiede abgeschafft, der Adel aufgelöst und die Gleichheit aller Bürger ausgesprochen, so daß jeder, auch der bisher Vornehmste, nur mit „Bürger“ angeredet werden sollte. Die großen Güter der Kirche und des Adels wurden verkauft, so daß dadurch auch der Bürger- und Bauernstand Grundeigentum erhielt. Ebenso wurde Gleichheit des Maßes, Gewichtes, Münzfußes und Gleichförmigkeit des Gerichtswesens eingeführt. Das Land, das bisher in Provinzen zerfiel, erhielt eine neue Einteilung in 83 nach Flüssen, Gebirgen u. s. w. benannten Kreisen oder Departements. Um die Schulden zu tilgen, wurde eine Menge Papiergeld in Umlauf gesetzt, das später völlig wertlos war. So vernichtete die Nationalversammlung in kurzer Zeit den künstlichen Bau einer mehr als tausendjährigen Einrichtung, gestaltete den bisherigen Zustand Frankreichs völlig um und brachte den Staat in endlose Verwirrung.

Denn durchaus nicht alle einflußreichen Männer waren von dem Wunsche beseelt, das Wohl des Volkes zu fördern; vielmehr gab es viele unruhige Gesellen, die in dem Umsturz aller Ordnung nur für sich zu gewinnen suchten. Während die Nationalversammlung eifrig beriet und stürmisch ihre Beschlüsse faßte, kam allmählich alle Macht in die Hände roher Volksmassen. Heftige Volksredner, meist verworfene Menschen, hetzten sowohl in Paris als auch in den Provinzen das Volk auf, erzählten ihm begeistert von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ und forderten dabei zu Raub und Mord auf. Das Volk riß die Leitung der Polizei und Rechtspflege an sich und wurde zugleich Richter und Henker. Scharen von Bummlern füllten die Schenken und Straßen, und die Unordnung und Gesetzlosigkeit wuchs täglich. Dazu bildeten sich überall Vereine, welche die Aufregung noch zu steigern und die alten Einrichtungen noch gänzlich zu zertrümmern suchten. Unter ihnen ragen besonders die Jakobiner hervor, so genannt, weil sie in einem alten Jakobinerkloster (dem Apostel Jakobus geweiht) ihre Zusammenkünfte hielten. Wer nicht die rote Jakobinermütze oder wenigstens die dreifarbige Kokarde trug und nicht immer die Worte „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ im Munde führte, galt als verdächtig, so daß schließlich auch mancher redliche Mann aus Furcht vor dem Pöbel an diesem wüsten Freiheitstaumel sich beteiligte.

4. Das Schicksal des Königs. a) **Seine Flucht.** Nachdem die Nationalversammlung alle diese Neuerungen beschlossen hatte, zögerte der König mit der Bekanntmachung derselben. Deshalb verbreitete sich das Gerücht von einem beabsichtigten Gewaltstreiche. Dieses Gerücht steigerte die Aufregung der Pariser Bevölkerung, die ohnedies schon durch den in der Stadt herrschenden Brotmangel schwer gereizt war. Man schrieb diesen Brotmangel der Abwesenheit des Hofes von Paris zu. Da zog am 5. Oktober ein rasender Pöbelhaufe von 8000 Köpfen, meistens verworfene Weiber, rohe Händlerinnen des Fischmarktes und der Markthallen, nach Versailles, um von dem König Abstellung des Brotmangels und Verlegung der Residenz nach Paris zu verlangen. Der König suchte sie durch eine begütigende Antwort zu beruhigen. In der Nacht aber wurde ein Flügel des Schlosses gestürmt, die den Eingang bewachenden Leibgarden wurden niedergemacht. Am anderen Tage mußte der König einwilligen, mit seiner Familie unter dem johlenden Geleit dieser schrecklichen Scharen nach Paris zu reisen und daselbst seinen Wohnsitz zu nehmen. Ebenso mußte die Nationalversammlung ihre Sitzungen nach Paris verlegen. So hatte der Pöbel bereits die Herrschaft an sich gerissen.

Die noch immer wachsende furchtbare Aufregung in Paris ließ den König nichts Gutes ahnen. Um nun weiteren Demütigungen zu entgehen und sich dem rasenden Pariser Pöbel zu entziehen, faßte er den verzweifelten Entschluß, heimlich an die Nordgrenze seines Reiches zu fliehen. In einem großen Wagen

entkam er mit seiner Familie glücklich aus Paris, wurde jedoch von einem Postmeister bald erkannt, nach Paris zurückgeführt und dort wie ein Gefangener bewacht (Sommer 1791). Er mußte die neue Verfassung beschwören, die ihm zwar seine Würde ließ, alle Machtbefugnisse aber der Nationalversammlung übertrug. Inzwischen sank die Achtung vor der Majestät des Königs immer mehr. Schon im Juni 1792 drang abermals ein wütender Pöbelhaufe in das königliche Schloß, um den König zur Unterzeichnung einiger Gesetze zu zwingen, aber er blieb standhaft. Mehrere Stunden lang trotzte er allen Gefahren und Drohungen und ertrug den Hohn des Pöbels, der ihm sogar die rote Jakobinermütze aufsetzte und aus einer Flasche zu trinken gab, bis er durch die Bürgergarde endlich aus seiner entsetzlichen Lage befreit wurde.

b) **Seine Absetzung.** Eine derartige Behandlung des Königs erregte die gerechte Entrüstung aller übrigen europäischen Fürsten. Sie beschlossen, den König aus seiner unwürdigen Lage zu befreien. Besonders traten der deutsche Kaiser, der ein Bruder der Königin von Frankreich war, und der damalige König von Preußen Friedrich Wilhelm II. für ihn ein. Auch die zahlreichen aus ihrem Vaterlande ausgewanderten französischen Adeligen, die sich besonders in den Städten am Rhein aufhielten, hetzten unaufhörlich zum Kriege, weil sie dadurch wieder in den Besitz ihrer Güter zu gelangen hofften. Die Schuld an diesen Bestrebungen, durch welche das Vaterland in Gefahr geriet, legten die empörten Pariser dem Könige zur Last. Diese Erregung benutzten die Jakobiner zum Sturz des Königs. Aus anderen großen Städten riefen sie Scharen des verworfensten Pöbels, selbst Galeerensträflinge nach Paris, gründeten in allen Städten und Dörfern eine neue Militärmacht und bereiteten die rohen Bewohner der Vorstädte für den Sturm gegen das Königtum vor. Am 10. August 1792 um Mitternacht erschallte die Sturmglocke. Der erhitzte, mordlustige Pöbel stürmte das Schloß des Königs, das von dessen treuer Schweizergarde verteidigt wurde. Schon waren Kanonen auf das Schloß gerichtet, da ließ sich Ludwig bewegen, mit seiner Familie in dem Sitzungssaale der Nationalversammlung Schutz zu suchen. Sechzehn Stunden lang brachte hier die königliche Familie in einer engen Seitenloge zu, während die wüsten Pöbelhaufen das Schloß erstürmten, die Schweizergarden nach tapferer Verteidigung niedermetzelten und die Nationalversammlung den König für abgesetzt erklärte. Wie ein Verbrecher wurde er dann mit seiner Familie in den Temple, ein altes, von den Tempelherren erbautes festes Schloß gebracht. Hier von den Wächtern mit Schmähungen und Kränkungen überhäuft, jeder Bequemlichkeit des äußeren Lebens beraubt, auf das Strengste von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, verlebte sie in strenger Haft bittere, kummervolle Tage. Die Anhänger des Königs aber wurden eingekerkert und zu Tausenden niedergemacht. Am 21. September 1792 wurde dann Frank-

reich zur Republik erklärt und das Königtum für immer abgeschafft. Die Herbst-Tag- und Nachtgleiche sollte der Anfang der Herrschaft von Freiheit und Gleichheit sein.

c) **Der Königsmord.** Die Republikaner wollten nicht nur den König seiner Würde beraubt sehen, sie wollten sich seiner ganz entledigen. Sie beschuldigten ihn des Verrates am Vaterlande und der Unterdrückung der Bürgerfreiheit. In einem geheimen Schranke des königlichen Schlosses zu Paris hatte man nämlich Briefe entdeckt, aus denen hervorging, daß der französische Hof mit Österreich und den französischen Ausgewanderten in Verbindung gestanden. Darauf gründeten die Jakobiner ihr Verlangen, den König als Verräter mit dem Tode zu bestrafen. Weil man sich aber vor dem gewöhnlichen Morde scheute, so ließ man ihn durch die Nationalversammlung, die damals die Regierung führte, zum Tode verurteilen. Trotzdem Ludwig zweimal vor dem Gerichtshofe erschien, wurde er trotz würdevoller Haltung und Verteidigung in einer stürmischen, bis tief in die Nacht hinein dauernden Sitzung mit einer geringen Stimmenmehrheit (361 : 360) zum Tode verurteilt. So herrschte der Schrecken in Frankreich, so zwang er die Abgeordneten zum Königsmord. Ruhig und gefaßt vernahm Ludwig sein Todesurteil; er hatte seit Wochen keinen Zweifel über einen derartigen Ausgang gehegt. Als ihm einer seiner Verteidiger mit hellen Thränen in den Augen die schreckliche Nachricht überbrachte, umarmte er ihn mit den Worten: „Der Tod erschreckt mich nicht, ich baue auf die Barmherzigkeit des Himmels.“ In dieser Stimmung blieb er die folgenden Tage hindurch, unwandelbar, ohne Schmerz und ohne Zorn. Der 21. Januar 1793 war zu seiner Hinrichtung bestimmt. Nach einem schmerzlichen Abschied von den Seinen bestieg er den Wagen, um nach dem Richtplatze geführt zu werden. Als die Henker ihn gebunden, riß er sich los und rief mit lauter Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig! Ich wünsche, daß mein Blut das Glück der Franzosen befestigen werde.“ Dann legte er mit Würde und ruhiger Fassung sein Haupt auf den Richtblock und starb mit tiefem Bedauern über sein unglückliches, verblendetes Volk. Der Trommelwirbel der Nationalgarde übertönte seine letzten Worte, und der entmenschte Pöbel begrüßte unter einem Freudengeheul sein blutendes Haupt mit dem Ausruf: „Es lebe die Republik!“ So war der Grundstein der Republik an diesem Tage durch Mörderhand in Blut gesenkt. — Noch in demselben Jahre, am 16. Oktober, wurde auch seine Gemahlin Marie Antoinette, die schöne und unglückliche Tochter Maria Theresias, nach unsäglichen Peinigungen und Kränkungen hingerichtet. Ihr Sohn, der achtjährige Kronprinz Ludwig, war schon vorher einem rohen Jakobiner, dem Schuster Simon, zur Erziehung übergeben worden. Durch haarsträubende Quälereien sowie durch den Mangel an Nahrung marterte ihn dieser langsam zu Tode, der denn auch schon 1795 den

unglücklichen Prinzen von seinen Leiden erlöste. Wie der unglückliche Sohn vom Herzen der unglücklichen Mutter gerissen wurde, darüber wird uns erzählt:

„Bis Ende Juli 1793 befand sich Marie Antoinette mit ihren beiden Kindern im Temple. Da wurde vom Wohlfahrtsausschuß, an dessen Spitze Robespierre stand, die Trennung der Mutter von ihrem Sohne verfügt. Der Gemeinderat von Paris vollzog diesen Beschluß mit jubelnder Grausamkeit. Seine Beamten erschienen inmitten der Nacht, um der aus dem Schlafe aufgerissenen Mutter den Befehl zu verkünden. Eine entsetzliche Scene folgte. Länger als eine Stunde leistete sie den Schergen verzweifelten Widerstand, warf sich über das Bett des Knaben und deckte ihn so mit ihrem Leibe gegen die Angreifer. Kein Zureden, keine Drohung half, sie wich und wankte nicht — bis plötzlich einer der Unmenschen ihre Tochter ergriff: er werde das Mädchen niederstoßen, wenn sie nicht den Sohn überliefere. Da brach die Arme zusammen und ließ sich ein Kind entreißen, um das andere zu retten. Nach dieser grauenvollen Nacht gab es für sie nichts Schlimmeres mehr: bei allen weiteren Qualen hatte sie nur noch stille Ergebung und sichere Todeshoffnung. Selbst vor dem Revolutionsgericht, das sie zum Tode verurteilte, erschien sie, nachdem sie im Gefängnis Mißhandlungen aller Art erduldet, zwar in zerlumptem Kleide und mit grau gewordenem Haar, aber in so ruhiger Würde und leuchtender Ergebung, daß selbst das entmenschte Publikum dieses Gerichtshofes sich der Erfurcht und des Mitleidens nicht erwehren konnte."

5. Die Schreckensherrschaft. Das Blut des unschuldig ermordeten Königs aber sollte an dessen Mördern furchtbar gerächt werden. Ein wahrer Taumel hatte das ganze Volk befallen. Einzelne von den Führern der Aufrührer, besonders Marat, Danton und Robespierre, rissen nun alle Gewalt an sich. Sie wollten einen Staat der Tugend, der Freiheit und Gleichheit aufrichten, aber sie wüteten gegen alle Freunde der Ordnung. Der Schrecken sollte Frankreich regieren. Alle Anhänger des Königtums wurden in die Gefängnisse geworfen und dann mittels der Guillotine hingerichtet. Bald waren alle Gefängnisse voll; die Guillotine war in ununterbrochener Arbeit; täglich wurden die zum Tode Verurteilten aus den Staatsgefängnissen auf langen Karren zum Richtplatze geführt; täglich rauchte das Blut der unglücklichen Opfer; nicht Stand, nicht Alter, nicht Geschlecht schützte vor dem Blutdurst der grausamen Würger. Später wurden die Unglücklichen ohne Prozeß niedergemetzelt. Wer den Machthabern mißliebig oder verdächtig war, endete auf dem Blutgerüst. In den Verdacht, ein Feind der Republik zu sein, kam sofort jeder, der an den wüsten Greueln nicht teilnahm und in das wüste Geschrei von Freiheit und Gleichheit nicht einstimmte. Alle, die Anhänglichkeit an den früheren Zustand oder an die Priesterschaft oder an den Adel an den Tag legten, galten als Feinde des Vaterlandes. Mit Tausenden solcher Verdächtiger wurden die Gefängnisse gefüllt. Alle anständigen Leute, die sich durch Rang, Vermögen, Bildung und Adel der Gesinnung von dem herrschenden Pöbel unterschieden, schwebten in steter Lebensgefahr. Die boshafte Verleumdung eines Feindes, die Anzeige eines Spähers, der Haß eines Nachbars war hinreichend, einen Unschuldigen in den Kerker und vom Kerker aufs Schaffot zu bringen. Unter den Schlachtopfern waren die edelsten und

ausgezeichnetsten Männer Frankreichs; alle, die dem alten Königtum angehörten und nicht durch die Flucht sich gerettet hatten, starben unter dem Fallbeil. Die Mörder gingen in ihrer kalten Grausamkeit so weit, daß sie sogar den Verwandten der Hingerichteten bei Todesstrafe das Weinen verboten. Nicht nur in Paris herrschten solche Zustände, auch in den Provinzen hatte die Revolution sich ausgebreitet. Die Blutherrschaft der Jakobiner erzeugte überall Aufstände; überall wurden Guillotinen errichtet und die Andersgesinnten hundertweise hingerichtet oder erschossen. Abgeordnete der Jakobiner durchzogen alle Provinzen, verhafteten oder töteten die Verdächtigen und schickten die geraubten Güter und Schätze, bestehend in Gold, Silbergerät, Kirchenschmuck, Kleidungsstoffen und dergl. an die Regierung nach Paris; der Raub wurde nach Millionen berechnet. Das unglückliche Volk, dem man so viel von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gesprochen, das man von der Tyrannei des Königtums hatte befreien wollen, mußte jetzt die fürchterlichste Tyrannei blutgieriger Menschen erdulden. Denn diese grausamen Maßregeln der Gewalthaber erreichten ihren Zweck. Einer Regierung, die mit solcher entsetzlichen Blutherrschaft ihren Willen durchsetzte, gehorchten alle ohne Widerrede. Man nennt diese Zeit die Zeit der Schreckensherrschaft. Alles, was an die früheren Zustände erinnerte, sollte beseitigt werden. Eine neue Zeitrechnung wurde eingeführt. Das Jahr 1792, in dem die Republik errichtet worden war, galt als das Jahr 1; der 22. September 1792 war der erste Tag der neuen Zeit. Die Monate erhielten neue Namen; auch die Einteilung des Jahres in Wochen fiel weg. Man machte vielmehr Abschnitte zu 10 Tagen und hatte somit nur alle zehn Tage einen Feiertag. Dieser war aber nicht der Verehrung Gottes gewidmet. Von Gott wollte man nichts mehr wissen. Das Christentum wurde abgeschafft, das Dasein Gottes geleugnet, der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit geradezu verboten. Der Pöbel entweihte und plünderte die Kirchen, trieb mit den Meßgewändern und kirchlichen Gerätschaften seinen Spott, schändete die Königsgräber und setzte endlich den Beschluß durch, daß an die Stelle des katholischen Gottesdienstes die Verehrung der Vernunft als Göttin treten sollte. Eine festliche Feier in der größten Kirche von Paris, wobei eine schöne Frau die Göttin der Vernunft darstellte, bezeichnete den Anfang dieses religiösen Wahnsinns. Nun wurden die Kirchen geschlossen; der Bischof von Paris und viele andere entsagten dem Christentum; selbst die christlichen Namen sollten vertilgt werden.

Am blutgierigsten von allen Revolutionsmännern war Robespierre, das „tugendhafte Ungeheuer", das durch Mord und Raub einen „Tugendstaat" gründen wollte. Sein von Neid, Herrschsucht, Ehrgeiz und Blutdurst erfüllter Geist ruhte nicht eher, bis alle seine Gegner unter dem Fallbeil ihr Leben verhaucht. Doch auch an die Schlächter kam die Reihe. Der blut-

dürstige Marat wurde von einer schwärmerischen Jungfrau im Bade erstochen. Danton und seine Freunde wurden von Robespierre auf das Schaffot gebracht. Nachdem der Wüterich noch einige Monate sein Schreckensregiment fortgeführt und durch vermehrte Hinrichtungen und Verhaftungen auf den höchsten Gipfel gebracht hatte, schlug auch seine Stunde. Seine gemäßigteren Gegner in der Nationalversammlung klagten ihn an. Als er mit seinen Anhängern gefangen genommen werden sollte, suchte er sich durch einen Pistolenschuß zu töten, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade und wurde, schrecklich entstellt, unter den Flüchen und Verwünschungen des Volkes mit einer großen Anzahl seiner Anhänger enthauptet. Sein Tod war der Anfang der Rückkehr zur Ordnung und Mäßigung. Die Macht der Jakobiner schwand mehr und mehr; einige starben durch Selbstmord, andere endeten auf der Guillotine, die meisten büßten in den Kerkern ihre Blutschuld. Endlich, nachdem über drei Jahre hindurch das Wüten und Morden gewährt und Ströme unschuldigen Blutes vergossen waren, erhielten die Gemäßigten wieder die Oberhand. Im Jahre 1795 traten fünf Direktoren an die Spitze des Staates, und nun legten sich allmählich die wilden Wogen der Empörung.

6. Europa im Kampfe gegen Frankreich. Von der gewaltigen Umwälzung, die sich in Frankreich vollzog, fürchteten die europäischen Fürsten nicht mit Unrecht einen gefährlichen Einfluß auf ihre eigenen Unterthanen. Zunächst fühlten sich Preußen und Österreich bedroht. Dazu erregte die gefahrvolle Lage Ludwigs XVI. das Mitleid der Fürsten. Es verbanden sich daher Kaiser Franz II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, um mit vereinten Kräften den König von Frankreich in seine ursprünglichen Rechte wieder einzusetzen. Als diese Bestrebungen bekannt wurden, zwangen die Gewalthaber in Paris den unglücklichen König, jenen beiden Mächten im Jahre 1792 den Krieg zu erklären. Die Verbündeten glaubten, es werde sehr leicht sein, die Franzosen mit Waffengewalt wieder zur Ruhe zu bringen; denn die französischen Ausgewanderten, die besonders in den Rheingegenden sich niedergelassen, konnten die Schwäche und Ohnmacht der Franzosen nicht groß genug schildern. Bei der allgemeinen Verwirrung, so hieß es, welche in Frankreich herrschte, sei an die Aufstellung einer bedeutenden Armee gar nicht zu denken; außerdem würden die Deutschen als Erretter von der revolutionären Schmach überall freudig aufgenommen werden. In der That herrschte, als der Krieg erklärt wurde, in Frankreich die größte Verwirrung; die Nation war zerrissen, blutige Aufstände in den Provinzen mußten unterdrückt werden; die Kassen waren leer, die Führer unzuverlässig und unfähig, Mißtrauen allenthalben. Aus dem „militärischen Spaziergange nach Paris“ aber, von dem die preußischen Offiziere geträumt und von dem sie sich leichte Mühe und schönen Gewinn versprochen, wurde doch nichts.

Zwar drangen die Verbündeten anfangs siegreich vor, weil Frankreich noch nicht gerüstet war; sie eroberten mehrere Festungen und besetzten die Champagne, eine Landschaft nicht weit von Paris. An ihrer Spitze stand der Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer jener Feldherrn, die noch in der Schule Friedrichs des Großen gebildet waren; er galt für den besten seiner Zeit. Bei seinem Heere hielt sich eine große Schar der französischen Flüchtlinge auf, die vor Begierde brannten, Rache an ihren Widersachern in Paris zu nehmen. Bei seinem Aufbruch erließ der Herzog von Koblenz aus eine drohende Bekanntmachung an die Franzosen, in der er alle Behörden, die Nationalgarde, die Offiziere und Soldaten aufforderte, zur Treue gegen ihren König zurückzukehren. Den Widerstrebenden aber wurden die ärgsten Strafen angedroht. Die Einwohner aller Ortschaften, welche den verbündeten Truppen irgend welchen Widerstand entgegensetzen würden, sollten nach Kriegsrecht bestraft, ihre Häuser zerstört oder verbrannt werden. Wenn das königliche Schloß erstürmt oder dem Könige die mindeste Beleidigung zugefügt werde, so solle die Stadt Paris einer gänzlichen Zerstörung preisgegeben und die Verbrecher der verdienten Todesstrafe überliefert werden. Sollten sich aber die Bewohner von Paris unterwürfig zeigen und ihr Unrecht bereuen, so würden Ihre kaiserliche und königliche Majestäten nach dem Einzuge des Heeres in die Hauptstadt sich bei König Ludwig verwenden, daß er ihnen ihre Verirrungen verzeihe. — Diese hochmütige Sprache war nur geeignet, Öl ins Feuer zu gießen; denn das Freiheitsgefühl der Franzosen und ihr Nationalstolz wurden durch sie aufs tiefste verletzt. Dem König Ludwig brachte die zu seinen Gunsten erlassene Bekanntmachung nur größeres Elend, Absetzung und endlich den Tod auf der Guillotine, der Sache der Revolution aber verlieh sie einen neuen, begeisterten Aufschwung. Mit Erbitterung griffen Jung und Alt zu den Waffen, verstärkten das Heer und stellten sich den Preußen in fester Stellung entgegen, so daß diese in ihrem Vorrücken einhalten mußten. Inzwischen war der Herbst herangekommen; es regnete unaufhörlich; durch den Regen waren die Wege ungangbar geworden; der Genuß ungesunder Nahrung und unreifer Früchte, sowie die feuchte Witterung erzeugten Krankheiten, welche das Heer schwächten und aufrieben. Daher sahen sich die Preußen genötigt, eiligst den Rückzug über den Rhein anzutreten. Die Franzosen dagegen fielen in Belgien und Holland ein, schlugen die daselbst stehenden Österreicher, eroberten die Niederlande und hatten, noch ehe das Jahr endete, auch die Städte Lüttich und Aachen besetzt. Während die deutschen Heere im Rückzuge nach dem Mittelrhein begriffen waren, zog ein anderes französisches Heer nach dem Oberrhein, eroberte die Städte Speyer und Worms und überfiel von dort aus die deutsche Bischofsstadt Mainz. Schlecht befestigt, schlecht regiert und in der Stunde der Not von ihrem Kurfürsten

und dessen Beamten feig und kopflos verlassen, fiel die Stadt, der Hauptschlüssel der Rheinlande, damals die erste Festung Deutschlands, leicht in die Hände der Franzosen, die mit den lockendsten Freiheitsverheißungen einzogen. Selbst Frankfurt wurde noch besetzt und gebrandschatzt, doch wurden die Franzosen noch vor Ablauf des Jahres wieder aus der Stadt geschlagen.

Durch das Waffenglück ihrer jungen, ungeübten Heere waren die blutdürstigen Jakobiner nur noch übermütiger geworden, und so ließen sie zu Beginn des Jahres 1793 ihren unschuldigen König enthaupten. Die Verbündeten hatten also den Untergang des Königs, den sie durch ihren Krieg retten wollten, nur beschleunigt. Dieser grauenvolle Königsmord erweckte den höchsten Unwillen von ganz Europa. Voll tiefer Entrüstung schlossen fast alle europäischen Mächte — Preußen, Österreich, das deutsche Reich, England, Holland, Italien, Spanien — einen Bund gegen Frankreich. Diesen ungeheuren Rüstungen hatte Frankreich, von dem Kampf der verschiedensten Parteien zerfleicht, vom Aufstande fast aller seiner größeren Städte geschwächt, noch immer nichts entgegenzustellen, als ungeordnete Heere und unversuchte junge Generale. Dazu wütete der Bürgerkrieg im Innern des Landes, denn in einzelnen Provinzen hatten sich die Anhänger der alten Königsfamilie zu blutigem Kampf gegen die Regierung erhoben. In dieser äußersten Bedrängnis griffen die französischen Machthaber, besonders Robespierre, auch zu den äußersten Mitteln. Sie kamen auf den Gedanken, die Republik durch Furcht und Schrecken zu retten. Die blutige Schreckensherrschaft unterdrückte jeden Widerstand im Innern des Landes; die überwundenen Gegner wurden aufs härteste bestraft; da die Guillotine zu langsam mordete, so schleppte man Hunderte der Unglücklichen vor die Mündung der Kanonen und schoß sie mit Kartätschenkugeln nieder oder stürzte sie haufenweise in die Flüsse und ins Meer. Gegen die auswärtigen Feinde der Republik aber wurde die gesamte Volkskraft aufgeboten. „Ganz Frankreich," so hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke erschallt, greift alles zu den Waffen gegen die fremden Tyrannenknechte. Unverheiratete ziehen an die Grenzen, Verheiratete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei, die Weiber verfertigen Kleider und Zelte, Kinder zupfen Charpie, Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Mut der wegziehenden Krieger." Und so geschah es auch. Aus allen Teilen des Landes eilte die waffenfähige Mannschaft von 18 — 25 Jahren zu den Waffen; ganz Frankreich glich einem Kriegslager; in Paris allein waren 100 000 Menschen Tag und Nacht beschäftigt, Piken, Flinten, Kanonen und Säbel zu verfertigen; überall sammelten sich die Heere; das Wort Freiheit belebte und ermutigte die ungeübten Scharen; junge, thatkräftige Generale führten die todesmutigen Horden, die, von wildem Revolutionstaumel begeistert, sich tollkühn auf die Feinde warfen, und, wenn ihre ersten Reihen sanken, in

immer neuen Scharen unter begeisternden Schlachtgesängen über die Leichenhügel vorrückten, bis die Kraft der Gegner erschöpft war. Anfangs siegreich, wurden die Heere der Verbündeten doch nach und nach zurückgedrängt, wozu allerdings nicht die ungestüme Tapferkeit der Franzosen allein, sondern vor allem Mißtrauen, Zwiespalt, Neid und Unthätigkeit der Verbündeten beitrugen. Siegreich drangen die Franzosen bis an den Rhein vor, eroberten alle Länder westlich desselben, besetzten auch die Niederlande und verwandelten sie in eine Republik. Dieses unerhörte Waffenglück der Franzosen nahm einzelnen Verbündeten die Lust zur Fortsetzung des Krieges, obgleich zu keiner Zeit treues, festes Zusammenhalten nötiger gewesen wäre, als gerade damals. Als nun nach dem Sturze Robespierres 1794 die gemäßigte Partei in Frankreich die Oberhand gewann, schloß Friedrich Wilhelm II. von Preußen 1795 mit der französischen Republik den Frieden zu Basel, durch welchen er das linke Rheinufer, also auch seine eigenen Länder, die dort lagen, den Feinden preisgab. Durch den Frieden zu Basel fiel Preußen von der gemeinsamen Sache ab, stärkte Frankreich, schwächte seine Verbündeten, und verlor vor allem einen großen Teil jenes Einflusses, den es seit den glorreichen Tagen des großen Friedrich in Deutschland und Europa besessen.

Nach und nach traten auch die übrigen Verbündeten zurück, und so zerfiel das große Bündnis Europas, ohne etwas Besonderes geleistet zu haben, während die junge Republik Frankreich durch die Gewalt der Waffen den Frieden im Inneren und sein Ansehn nach Außen wieder hergestellt hatte.

B. Vertiefung.

1. Welches Ziel will das französische Volk erreichen?

Das Volk will sich befreien von den drückenden Lasten, verlangt eine Besserung seiner Lage, besonders Gleichstellung aller Unterthanen hinsichtlich aller Rechte und Pflichten; der Rechte: Besetzung der höheren Beamtenstellen, der Pflichten: gleichmäßige Verteilung der Steuern. Dieses Bestreben des Volkes ist gerechtfertigt, denn ein jeder, auch der geringste Unterthan, muß neben den Pflichten auch Rechte haben. Über die gleichmäßige Verteilung von Pflichten und Rechten soll der Landesfürst wachen; er soll als oberster Richter für Recht und Gerechtigkeit in seinem Lande sorgen. „Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter, wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.“ Die Könige Frankreichs, besonders Ludwig XIV. und XV., sind solche gerechte Richter nicht. Anstatt für des Volkes Wohlfahrt zu sorgen, seine Lasten zu erleichtern, in allem Muster und Vorbild zu sein, stellen sie den Grundsatz auf: „Der Staat bin ich,“ drücken sie das Volk mit immer härteren Steuern und Frondiensten, vergiften sie das Volks-

leben durch schlechtes Beispiel, Unsittlichkeit, Verschwendungssucht, Gottlosigkeit und öffnen jedem Laster Thür und Thor. Dadurch berauben sie sich der Achtung ihres Volkes, untergraben sie die Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten, erzeugen sie Verachtung, Haß, Unzufriedenheit und endlich blutige Empörung. Die Ungerechtigkeit in der Behandlung der Unterthanen ist die Hauptursache der Empörung; dazu kommt besonders das sittenlose, gottlose Beispiel der Mächtigen. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben," — „Böse Beispiele verderben gute Sitten." Wo ein Fürst nur vom Schweiß und Blut seiner Unterthanen leben will, da kann nimmer Wohlfahrt und Zufriedenheit gedeihen; da muß das Volk sich selber Recht suchen. Das Streben des französischen Volkes ist also gerechtfertigt; wir müssen es gutheißen.

2. Was ist über die angewandten Mittel zu urteilen?

Es wendet verwerfliche Mittel, nämlich Gewalt an. „Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt." Erfüllt von Neid und Haß gegen die bevorrechteten Stände, greift es zur blutigen Empörung gegen König und Obrigkeit und übertritt dadurch das 4. Gebot. Dieser Haß wird geschürt durch die Hetzreden einiger Volksaufwiegler, die bei der allgemeinen Verwirrung nichts zu verlieren, wohl aber viel zu gewinnen haben. Durch diese losen Leute läßt sich das Volk zu Aufruhr, Empörung, Raub, Plünderung und endlich zu Mord und Totschlag verführen. „Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht." — „Böse Gesellschaft bringt bösen Lohn." Die entmenschten Horden scheuen sich nicht, Hand an den unschuldigen König zu legen. „Wer sollte seine Hand an den Gesalbten des Herrn legen und ungestraft bleiben?" Seinen Höhepunkt erreicht der Aufruhr im Königsmord. Eine böse That erzeugt die andere. „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären." — „Böse Früchte trägt die böse Saat." Der unschuldige Ludwig XVI. und seine Familie muß büßen für die Sünden seiner Vorfahren. „Gott sucht die Sünden der Väter heim an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied." Und als erst das Blut der königlichen Familie geflossen, da giebt es kein „Zurück" mehr, da müssen Furcht und Schrecken das Land regieren, da wird das Blut unschuldiger Bürger in Strömen vergossen, nur um die Herrschsucht einzelner blutiger Tyrannen zu befriedigen. So folgt eine Sünde der anderen, eine ist der andern Mutter, bis die trostlose Verirrung des Volkes sogar zum offenen Abfall von Gott, zur Verleugnung Gottes, zur Entheiligung des Feiertages, zur Entweihung der Gotteshäuser, zur Schändung der Königsgräber und endlich zur offenbaren Abgötterei führt. Das Heiligste wird verlästert, vom Throne gestoßen. Wir haben also eine politische, soziale und religiöse Revolution. (Nachweis!) Die Anbetung

der Vernunft als Göttin ist jedenfalls der Höhepunkt menschlichen Irrtums und frevelhafter Vermessenheit. Wir sehen also unter der Schreckensherrschaft den Bürgerkrieg in seiner nacktesten, häßlichsten, abschreckendsten Gestalt, denn „Alles wanket, wo der Glaube fehlt". — Die Zeit der Schreckensherrschaft kann nicht besser geschildert werden, als es Schiller unter dem frischen Eindrucke derselben gethan:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Weh', wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruhige Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

3. Welchen Erfolg erntet das französische Volk?

Es will Freiheit und Gleichheit erlangen, sich von den drückenden Lasten und Steuern befreien, wird aber durch die blutgierigen Gewalthaber in viel größeres Elend und Verderben, in viel tiefere Knechtschaft und Abhängigkeit geführt. Unter dem Königtum sind die Unzufriedenen nur einige Jahre ins Gefängnis gewandert, jetzt ernten sie sofortigen Tod; jeder, auch der leiseste Widerspruch gegen das Schreckensregiment, hat Enthauptung zur Folge. Das ist die blutige Vergeltung für die blutige Empörung gegen König und Obrigkeit; das ist die vergeltende Gerechtigkeit der göttlichen Vorsehung. Jetzt muß das betrogene, bethörte, verführte Volk es erfahren: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten." Verderbliche, unsittliche, rohe, falsche Mittel führen niemals zu einem an sich ganz berechtigten Ziel. Zustände, welche auf Gottlosigkeit, Gesetzlosigkeit, Schrankenlosigkeit, Willkür aufgerichtet werden, führen nicht Freiheit und Gleichheit, sondern Knechtschaft und Ungleichheit herbei. Nicht gewaltsamer Umsturz, nicht blutige Revolution vermag die Wohlfahrt des Volkes zu erhöhen, sondern allein die allmähliche friedliche Entwickelung in den Schranken der bestehenden Zustände und Gesetze. Die Gewalt ist immer ein zweischneidiges Schwert, das meist diejenigen selber trifft, die es handhaben. Darum sind alle gewaltsamen Umsturzbestrebungen, auch in unserer Zeit, vom Übel. „Wenn sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

4. Welches Gute hat die Revolution gezeitigt?

Sie hat die ehemals so schroffen Standesunterschiede gemildert, die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz herbeigeführt, eine gleichmäßige, gerechte Verteilung der Pflichten und Rechte aller Unterthanen ins Leben gerufen, die harten Fronarbeiten und sonstigen Lasten, die dem Bauernstande durch Adel und Geistlichkeit aufgebürdet waren, bedeutend gemildert und endlich ganz beseitigt, den auf dem Bürgerstande lastenden gewaltigen Steuerdruck gemildert, überhaupt die Härte, mit der die bevorzugten und bevorrechteten Stände noch vom Mittelalter her Bürger und Bauern unterdrückten, beseitigt. Auch die Einführung eines gleichartigen Gewichts-, Münz- und Maßwesens ist hierher zu rechnen.

Diese Errungenschaften der Revolution gelten zunächst nur für Frankreich. In Preußen war eine gerechte Besteuerung schon durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. durchgeführt, das harte Los der Bauern schon durch Friedrich II. gemildert.

5. Was ist über Ludwig XVI. zu urteilen?

Der König trägt keine Schuld an der blutigen Revolution, auch nicht an der harten Bedrückung des Volkes; er muß für die Sünden seiner Vorfahren büßen. Er hat die besten Absichten, will das harte Joch des Volkes leichter machen, das sehen wir aus der Berufung der Reichsstände. Doch wird er an der Ausführung dieser Absichten durch Adel und Geistlichkeit gehindert, die aus Selbstsucht nichts von ihren Rechten aufgeben wollen. Seine einzige Schuld ist seine Nachgiebigkeit und Schwäche; es fehlt ihm an Thatkraft, Energie, Entschlossenheit; statt die Regierung zu leiten, wird er selbst geleitet. Bei aufsteigenden Hindernissen erlahmt seine Kraft; er besitzt keine Beharrlichkeit und Ausdauer. Dazu ist er wankelmütig; er will es mit keiner der Parteien verderben und macht es daher keiner recht. In seiner Schwäche und Wankelmütigkeit muß man ihn bedauern und bemitleiden, aber nicht verurteilen. Er stirbt unschuldig, bewährt bis in den Tod noch Geduld im Leiden, Gottergebenheit und Demut. Im Angesichte des Todes vergiebt er seinen Feinden und bittet für Frankreichs Größe und Wohlfahrt. Er ist kein großer König und weiser Regent, der Hochachtung und Bewunderung erwirbt, wohl aber ein edelmütiger Mann, dessen grausames Schicksal unser Mitleid erregt.

6. Europas Kampf gegen Frankreich.

Die thatkräftige Hilfe der verbündeten Mächte ist lobenswert; sie nehmen sich des Nächsten in seiner Not an; das ist christlich und menschenfreundlich. „Greif an mit Gott, dem Nächsten muß man helfen." Der Beweggrund zum Kriege ist also ein edler. — Das Verhalten der Verbündeten während des Krieges dagegen ist tadelnswert. Besonders zu tadeln ist die stolze, hochmütige Sprache des Herzogs von Braunschweig, der Mangel

an Thatkraft und Entschlossenheit, das mutlose Zurückweichen an den Rhein, die feige Preisgabe wichtiger deutscher Festungen, der Verbündeten Neid, Zwietracht und Uneinigkeit, vor allem aber Preußens vorzeitiger Friedensschluß zu Basel, durch welchen es nicht nur seine Verbündeten schwächt, seinen Feind Frankreich stärkt, sondern sich selbst um Ehre und Ansehn bringt. Die Schuld der Verbündeten ist es also ganz allein, daß Frankreich Sieger bleibt.

Bei den Franzosen ist tadelnswert das Schreckensregiment, das infolge des Angriffs von Außen aufgerichtet wird; lobenswert dagegen die einmütige Erhebung des Volkes, um den Angriff fremder Gewalt abzuwehren. Trotz größter Unordnung erringen die ungeübten Scharen den Sieg; Liebe zum Vaterlande, Begeisterung für Freiheit und Unabhängigkeit, todesmutige Tapferkeit führen zum Siege. „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig."

III. Verknüpfung.

1. Blutige Empörungen gegen die Obrigkeit.

Der Aufstand der Rotte Korah gegen Moses, Absaloms gegen seinen Vater David, der Israeliten gegen Rehabeam, da sie von ihm abfielen und einen neuen König wählten, der Sachsen gegen Heinrich IV., der Lombarden gegen Friedrich Barbarossa, Ottokars von Böhmen gegen Rudolf von Habsburg, der Bauern im Bauernkriege gegen ihre Unterdrücker, des schmalkaldischen Bundes gegen Kaiser Karl V., der Böhmen gegen Kaiser Ferdinand II. Gieb überall die Ursache der Empörung an und schließe aus dem Erfolge derselben auf die allgemeine Wahrheit: Eine blutige Revolution führt nie zu Freiheit und Gleichheit, sondern stets zu Knechtschaft und Unterdrückung.

2. Völker, welche grausam unterdrückt wurden.

Die Kinder Israel durch den Pharao von Ägypten, auch durch König Ahab, die Sachsen durch Heinrich IV., die Lombarden durch Friedrich I., die Böhmen durch Ferdinand II., die Protestanten Frankreichs durch Ludwig XIV., die Salzburger durch ihren Erzbischof. — Allgemeine Wahrheit: Grausamkeit und Härte der Fürsten führt stets zur Empörung oder Auswanderung der Unterthanen und damit zur Schwächung der Volkskraft.

3. Leute, die für der Väter Sünden büßen müssen.

Die Nachkommen Sauls, die um Sauls Sünde willen vom Throne ausgeschlossen werden, obwohl Jonathan gut, fromm, tapfer, treu und edelmütig ist; die Nachkommen Jerobeams verloren den Thron Israels wegen Jerobeams

Abgötterei; die Nachkommen Heinrichs des Löwen verlieren das Herzogtum Bayern und den größten Teil des Herzogtums Sachsen wegen seiner Empörung gegen Friedrich Barbarossa; die Nachkommen Ottokars von Böhmen verlieren wegen dessen Empörung gegen Rudolf von Habsburg Kärnthen, Steiermark und Krain und behalten nur Böhmen; Ludwig XVI. büßt um der Väter Sünden willen Krone und Leben ein.

4. Friedrich II. und Ludwig XVI.

Beide dasselbe Ziel: für die Wohlfahrt ihres Volkes zu sorgen. Wie verschieden dagegen die Ausführung ihrer Pläne und der Erfolg ihrer Arbeit! (Nachweis!)

5. Die preußischen und die französischen Regenten im 16. und 17. Jahrhundert.

a) Der große Kurfürst und Ludwig XIV.
b) Friedrich Wilhelm I. und Ludwig XV.
c) Friedrich II. und Ludwig XVI.

} Vergleichung besonders hinsichtlich ihrer Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen.

6. Kriege, in denen durch die Uneinigkeit der Verbündeten der Sieg verloren geht.

Barbarossas Niederlage bei Legnano, durch die Untreue Heinrichs des Löwen herbeigeführt; die Niederlage des schmalkaldischen Bundes durch Karl V.; die schmachvollen Niederlagen der deutschen Heere in den Raubkriegen Ludwigs; die Niederlage der Feinde Friedrichs des Großen im 7jährigen Kriege.

7. Für Deutschland oder Preußen nachteilige Friedensschlüsse.

Der westfälische Friede: durch ihn ging Holland, die Schweiz, Vorpommern, Teile des Elsaß dem deutschen Reiche verloren; der Friede zu Nymwegen 1679: Ludwig XIV. erhält vom deutschen Reiche eine Reihe von Städten an der Südgrenze der Niederlande, die Stadt Freiburg im Breisgau und zehn Reichsstädte im Elsaß; der Friede zu St. Germain 1679: durch welchen der große Kurfürst alle Eroberungen in Pommern den Schweden wieder abtreten mußte; der Friede zu Ryswick 1697: durch welchen das ganze Elsaß mit Straßburg an Frankreich kam; der Friede zu Basel 1795: durch welchen Preußen nicht nur seine linksrheinischen Besitzungen, sondern auch einen großen Teil seines Ansehens verlor.

8. Jahreszahlen.

a) 1789. 1689. 1189.
b) 1792. 1492.
c) 1795. 1095.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1789, 14. Juli. Erstürmung der Bastille; Ausbruch der großen französischen Revolution.

1792, 21. September. Frankreich wird zur Republik erklärt.

1793, 21. Januar. Ludwig XVI. wird hingerichtet.

1792—1795. Europas Kampf gegen Frankreich; die Schreckensherrschaft.

1795. Preußen tritt im Frieden zu Basel das linke Rheinufer an Frankreich ab.

2. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Die harten Fronden und Lasten der Bauern werden durch die Revolution aufgehoben.

Bürger und Bauern erhalten gleiche Rechte mit Adel und Geistlichkeit.

Die Gleichheit des Gewichts-, Maß- und Münzwesens wird eingeführt.

Durch die Republik wird der allgemeine Volkskrieg organisiert.

Es tritt eine neue Zeitrechnung in Kraft, in welcher Monate und Wochen abgeschafft und durch Zeitabschnitte von je 10 Tagen ersetzt sind.

An die Stelle des katholischen Gottesdienstes tritt die Verehrung der Vernunft.

V. Anwendung.

1) Inwiefern haben Ludwig XIV. und XV. die Revolution vorbereitet?

2) Welche Schuld trägt die sogenannte Aufklärung an der Revolution?

3) Welche Bedeutung hat der 14. Juli 1789?

4) Warum wird noch heute in Frankreich der 14. Juli als großer nationaler Festtag gefeiert?

5) Welche Schuld trifft Ludwig XVI.?

6) Ob sich Ludwig XVI. durch seine Flucht geschadet oder genützt hat?

7) Welchen Einfluß auf Ludwigs Schicksal hat die bewaffnete Hilfe Europas gehabt?

8) Wende folgende Sätze an: „Das eben ist der Fluch der bösen That . . .“ — „Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.“ — „Alles wanket, wo der Glaube fehlt.“ — „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ — „Böse Früchte trägt die böse Saat.“

9) Ob diese Revolution mit denselben Ursachen damals auch in Preußen hätte ausbrechen können? Warum nicht?

10) Worin besteht also der Segen eines geordneten Staatswesens?

11) Ob auch für unser heutiges Staatsleben das Wort seine Berechtigung hat: „Wenn dich die bösen Buben locken . . .?“

12) Welche Umsturzbestrebungen machen sich heute auch bei uns geltend?

13) Ob nach dem, was uns die Geschichte aller uns bekannten Empörungen lehrt, ein gewaltsamer Umsturz eine bessere Zeit herbeiführen würde?

14) Ob die Umstürzler unserer Tage für ihre Umsturzbestrebungen dieselben Gründe anführen können wie die Franzosen? Warum nicht?

15) Welches sind die Gründe, die sie anführen?

16) Sind diese Gründe berechtigt? („Reiche und Arme müssen untereinander sein.")

17) Das Wort Freiheit hat zu allen Zeiten eine bezaubernde Wirkung geübt. Gieb Beispiele aus der Geschichte dafür an!

18) Der Bauernkrieg und die französische Revolution. Suche die Ähnlichkeiten auf!

19) Ob die Revolutionen auch etwas Gutes zur Folge gehabt haben?

20) Ein jedes Volk muß also doppelt gerüstet sein, gegen seine inneren und äußeren Feinde. Ob die Franzosen beide besiegt haben?

21) Was kann jeder Unterthan dazu beitragen, daß der Friede im Inneren gewahrt bleibt?

B. Deutschlands Erniedrigung.

1. Der Untergang des deutschen Kaisertums.

(Anknüpfung: Von den Zuständen Frankreichs, wie sie durch die blutige Revolution geschaffen worden, richten wir unsere Blicke wieder auf unser deutsches Vaterland.)

(Ziel: Wie ein Kaiser der Franzosen ungefähr ein Jahrzehnt nach dem Königsmord in Frankreich auch dem deutschen Kaisertume den Untergang bereitet.)

I. Vorbereitung.

Ein Kaiser der Franzosen? Diese hatten ja ihren König gemordet, um frei zu sein von der Herrschaft eines „Tyrannen". Und kaum ein Jahrzehnt nach diesen Greuelthaten wieder ein Kaiser, so mächtig, daß er dem tausendjährigen deutschen Kaisertume — seit der Kaiserkrönung Karls d. Gr. 800 — den Untergang bereiten kann? Da müssen wir uns fragen: Wer war dieser Franzosenkaiser und wie kam er zur Herrschaft? Vielleicht war er ein Nachkomme Ludwigs XVI.? Ob ihn die Franzosen zum Kaiser gewählt, oder ob er, wie die Schreckensmänner der Revolution, mit blutiger Gewalt die Herrschaft an sich gerissen? Das wollen wir nachher erfahren.

Dieser Franzosenkaiser soll dem deutschen Kaisertume den Untergang bereitet haben. Wie er das angefangen haben mag? Ob es auf dieselbe Weise geschehen, wie das französische Königtum seinen Untergang gefunden? Wir müssen also fragen: Auf welche Weise wurde der Untergang des deutschen Kaisertums herbeigeführt?

Diese beiden Fragen wollen wir uns jetzt beantworten. Welche beiden?

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Napoleon wird Kaiser von Frankreich. Dieser Kaiser war Napoleon Bonaparte, der durch die wilden Kämpfe der Revolution zur höchsten Würde emporgestiegen war. Napoleon Bonaparte, der Sohn eines schlichten Edelmannes, der als Advokat auf der Insel Korsika lebte, wurde daselbst 1769 geboren, zwei Monate nach der Eroberung der Insel durch Frankreich. Schon als Knabe spielte er am liebsten mit kleinen Kanonen und Gewehren. Soldat zu werden war daher der heißeste Wunsch seines Herzens, und der Aufenthalt in einer Kriegsschule die beste Erziehung für ihn. Unbemittelt, wie sein Vater war, mußte er froh sein, daß er als zehnjähriger Knabe durch Ludwig XVI. eine königliche Freistelle in der Kriegsschule zu Brienne erhielt. Hier trieb er während seines fünfjährigen Aufenthaltes besonders gern und mit gutem Erfolg Geschichte und Mathematik. Wenn er von den großen Helden des Altertums hörte, dann pochte sein Herz, dann glänzte sein Auge; ihnen wollte er nachstreben. Nachdem er sich auch noch auf der Militärschule zu Paris auf seinen künftigen Soldatenberuf vorbereitet, trat er in die Armee ein und zeichnete sich als Artillerieleutnant bei den Revolutionskämpfen im südlichen Frankreich und auf Korsika so aus, daß er schon 1792, noch vor der Erklärung Frankreichs zur Republik, zum Artilleriehauptmann befördert wurde. Von maßlosem Ehrgeiz erfüllt, von ganzer Seele den Revolutionsbestrebungen nach Freiheit und Gleichheit zugethan, schloß er sich den schroffsten Revolutionsmännern aus der Umgebung Robespierres an, um durch deren Gunst eine möglichst hohe Stellung zu erringen. Diesen Machthabern Frankreichs war er bald ein willkommener Gehilfe und ein williges Werkzeug ihrer blutigen Bestrebungen. Seine ersten Lorbeeren erntete der junge Napoleon vor Toulon 1793. Hier hatten sich die Anhänger der alten Königsherrschaft gegen das Schreckensregiment der Jakobiner empört, die Engländer zu Hilfe gerufen und ihnen Stadt und Hafen übergeben. Zugleich hatten sie spanische und italienische Truppen bei sich aufgenommen. Im Vertrauen auf diesen Beistand und auf die Stärke der Festungswerke trotzten sie ihren republikanischen Widersachern. Die Tapferkeit der republikanischen Armee aber überwand alle Hindernisse. Toulon wurde erstürmt und furchtbar gezüchtigt; viele tausend Bürger wurden niedergeschossen. Napoleon, der sich bei der Eroberung besonders ausgezeichnet und die ersten Proben seines Feldherrntalents abgelegt hatte, wurde bald darauf, erst 24 Jahre alt, zum General ernannt. Nach Robespierres Sturze der Gunst der französischen Machthaber beraubt, verlor er nicht nur seine Stellung, sondern mußte auch eine kurze Zeit ins Gefängnis wandern. Bald aber brauchte man den kühnen Mann wieder. Im Jahre

1795 brach ein Aufstand in Paris aus, und die Regierung übertrug Napoleon Bonaparte die Bekämpfung desselben. Kaltblütig ließ er eine Anzahl Kanonen auffahren und die Aufständischen niederkartätschen. Dieser blutige Sieg in den Straßen von Paris verschaffte ihm aufs neue die Gunst der Machthaber, die ihm, dem 26jährigen General, aus Dankbarkeit den Oberbefehl über die italienische Armee übertrugen.

Nachdem nämlich Preußen 1795 den Frieden zu Basel geschlossen, stellte die französische Republik gegen ihre übrigen Feinde noch fünf Armeen ins Feld. Die italienische Armee, die den Krieg gegen Österreich in Italien führen sollte (dort hatte Österreich noch große Besitzungen), stand an der genuesischen Küste zwischen den Apenninen und dem Meere eng eingeschlossen. Anfangs siegreich, litten die französischen Soldaten mitten im Feindeslande bald an allem Mangel; sie hungerten, und ihre Kleidung war im jämmerlichsten Zustande; seitdem der Schrecken sie nicht mehr vorwärts trieb, schien ihre Kraft gewichen. Da erschien Napoleon als Obergeneral und begann hier seine gewaltige Laufbahn. Von der Natur mit glänzenden militärischen Gaben ausgerüstet, wußte er die mutlosen Truppen bald so zu begeistern und an sich zu fesseln, daß sie unter seiner Leitung jeder Gefahr trotzten. Schon der Aufruf, mit dem er sein Heer begrüßte, zeigte den Geist, der in ihm wohnte. Er lautet:

„Soldaten! Ihr seid nackt, schlecht gekleidet; die Regierung schuldet euch viel, geben kann sie euch nichts. Eure Geduld, der Mut, den ihr zeigt mitten in diesen Felsen, sind bewunderungswürdig; aber sie bringen euch keinen Ruhm, kein Glanz strahlt auf euch zurück. Ich führe euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt. Reiche Provinzen, große Städte werden in eurer Gewalt sein; dort werdet ihr Ehre, Ruhm, Reichtümer finden. Soldaten Italiens! Solltet ihr's an Mut und Ausdauer fehlen lassen?"

Er versprach seinen Soldaten in vier Wochen den Besitz Mailands, und er hielt Wort. Von Sieg zu Sieg führte er seine mutigen Scharen, eroberte die ganze Lombardei, vergrößerte Frankreich durch neue Gebiete und schleppte unermeßliche Kunstschätze aus Italien, dem gelobten Lande der Kunst, nach Paris. Er war der einzige französische Feldherr, der in diesem Feldzuge (1796—97) die republikanischen Waffen mit Sieg gekrönt hatte.

Im Jahre 1798 zog er plötzlich mit einem großen Heere über das Mittelmeer nach Ägypten. Dieses Land, welches für Frankreichs Handel sehr wichtig werden konnte, wollte er erobern. Von dort aus wollte er, um die ihm verhaßten Engländer in ihrem schwunghaften Handel zu vernichten, nach Ostindien vordringen. Durch die glänzendsten Siege über die Ägypter und die ihnen zu Hilfe kommenden Türken häufte er neue Ehren auf sich und sein Heer, eroberte Ägypten und richtete dort eine französische Verwaltung ein.

Inzwischen war 1799 ein neuer Krieg verbündeter europäischer Mächte — England, Österreich, Rußland, Türkei, Neapel — mit der Republik Frank-

reich ausgebrochen, da die französischen Direktoren sich viele Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen ließen. Die Waffen der Verbündeten waren glücklich, besonders durchzog ein russischer Feldherr in glänzender Siegeslaufbahn ganz Italien und entriß den Franzosen die Eroberungen Napoleons vom Jahre 1796. Als Napoleon in Ägypten von den Siegen seiner Gegner hörte, brach er sofort mit wenigen Begleitern auf, fuhr zu Schiff über das Mittelmeer, entkam glücklich den ihm überall auflauernden Engländern und landete unter dem Jubel des Volkes an der französischen Küste. Er ging zuerst nach Paris, wo über die Thätigkeit der fünf Direktoren die größte Unzufriedenheit herrschte. Nirgends hatte die Regierung Freunde; jedermann war von der Notwendigkeit einer Änderung überzeugt, als die Kunde von Napoleons Ankunft aller Augen auf diesen lenkte. Seine Thaten in Ägypten hatten die größte Bewunderung erregt; an seinen Namen knüpften sich die kühnsten Hoffnungen. Nicht lange währte es, so stürzte er mit Hilfe einiger Anhänger gewaltsam die bestehende Regierung, an deren Stelle drei Konsuln traten. Er selbst machte sich 1799 zum ersten Konsul. Als solcher war er der eigentliche Herrscher Frankreichs, der durch seine militärische Gewalt unumschränkter herrschte als irgend ein anderer Fürst Europas in seinem Lande. Die neue Verfassung ließ nur den Schein und Namen einer Republik bestehen; in Wirklichkeit schuf sie eine Militärmonarchie, da der erste Konsul, auf zehn Jahre gewählt, alle Stellen in Staat und Heer besetzen und über Krieg und Frieden allein entscheiden sollte. So stand der ehrgeizige Mann im Alter von 30 Jahren an der Spitze Frankreichs.

In einem Briefe voll schön klingender Worte bot er sogleich dem Könige von England und dem deutschen Kaiser die Friedenshand; und als diese verschmäht wurde, hatte er den Schein der Gerechtigkeit in einem neuen Feldzuge für sich. Die Hauptschauplätze dieses von den Verbündeten bereits 1799 begonnenen Krieges waren Süddeutschland und Italien. In Süddeutschland waren besonders die Österreicher, in Italien besonders die Russen glücklich; letztere hatten, wie schon erzählt, den Franzosen die Eroberungen Napoleons vom Jahre 1796 völlig wieder entrissen. Als aber Napoleon im Jahre 1800 mit einem neuen Heere über die Alpen eilte, auf gefährlichem Wege den großen St. Bernhard überschritt und plötzlich in der Lombardei im Rücken der Österreicher stand, da änderte sich das Kriegsglück. In der blutigen Schlacht bei Marengo (nicht weit von der Festung Alessandria gelegen, zu erinnern an Alessandrias Belagerung durch Barbarossa) wurden die Österreicher geschlagen; ganz Oberitalien fiel in die Hand der Sieger; alle Siegesfrüchte des vergangenen Jahres gingen den Österreichern verloren; denn Italien wurde in eine Republik verwandelt. Nachdem auch in Süddeutschland eine zweite Schlacht gegen Österreich entschieden, bot dieses die Hand zu dem nachteiligen Frieden

von Lunéville 1801, durch welchen der Rhein als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland festgesetzt wurde. So hatte Frankreich die Sehnsucht vieler Jahrhunderte gestillt.

Indessen rührte Napoleon an das Ziel seiner Wünsche. Nachdem er schon im Jahre 1802 sich zum Präsidenten der italienischen Republik und zum ersten Konsul der Republik Frankreich auf Lebenszeit hatte wählen lassen (als solcher hatte er das Recht, seine Nachfolger selbst zu ernennen; auch verbot er als solcher die Verehrung der Vernunft und führte den katholischen Gottesdienst und den christlichen Feiertag wieder ein), erreichte er 1804 das höchste Ziel seines Ehrgeizes: er wurde als Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen ausgerufen, während noch die Gemüter von den blutigen Hinrichtungen der Revolution in angstvoller Aufregung befangen waren. So große Gewalt besaß er also, daß er es wagen konnte, einen neuen Thron in Frankreich aufzurichten, nur 11 Jahre, nachdem die Franzosen, im Hasse gegen jede Alleinherrschaft, ihren König Ludwig XVI. auf das Blutgerüst geschleppt hatten. Am Ende des Jahres kam dann der Papst nach Paris und salbte den neuen Kaiser feierlich, während dieser sich und seiner vor ihm knieenden Gemahlin die Krone selbst aufs Haupt setzte. Das glänzende Krönungsfest schien der Schluß der Revolution zu sein; denn allmählich kehrten die alten Einrichtungen des Königtums, deren Umsturz tausende von Menschenleben gekostet, wieder: es gab wieder einen Adel wie früher, Titel und Orden wurden wieder verliehen, die Glieder seiner Familie wurden zu Prinzen und Prinzessinnen erhoben, ein glänzendes Hofleben entfaltete wieder seinen Prunk, der alte Kalender wurde wieder eingeführt u. s. w. Das Volk aber, das so viel gesündigt, vergaß über dem Gepränge des Kaiserhofes abermals den Verlust seiner Freiheit; denn Frankreich stand wieder unter einer Zwingherrschaft, die, härter als die des alten Königtums, nur deshalb willig ertragen wurde, weil dieser Zwingherr ein großer Mann war.

2. Der Untergang des deutschen Kaisertums. a) **Der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803.** Bald sollten auch andere Völker die schwere Hand des neuen Zwingherrn kennen lernen. Schon die Bestimmungen des Friedens zu Lunéville griffen tief in die inneren Verhältnisse des deutschen Reiches ein. Diejenigen deutschen Fürsten nämlich, welche durch Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Teile ihres Gebietes verloren hatten, sollten für diesen Verlust durch andere Landesteile im Inneren Deutschlands entschädigt werden. Dazu sollte den geistlichen Fürsten, z. B. den Erzbischöfen und Bischöfen, das so lange von ihnen regierte Land genommen und den weltlichen Fürsten zuerteilt werden, so daß es überhaupt keine geistlichen Fürsten in Deutschland mehr geben sollte. Es wurde eine besondere Kommission eingesetzt, welche diese geistlichen Länder verteilen sollte. Am

25. Februar 1803 beendete diese sogenannte „Reichsdeputation" ihre Beratungen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß erhielt die deutsche Landkarte eine ganz neue Gestalt. Mit Ausnahme des bedeutend verkleinerten Erzbistums Mainz wurden sämtliche Erzbistümer, Bistümer und Abteien verweltlicht und unter die weltlichen Fürsten verteilt. Auch die noch vorhandenen 48 Reichsstädte wurden auf 6 — Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt am Main, Augsburg, Nürnberg — vermindert. Sämtliche Fürsten erhielten bedeutend mehr, als sie eingebüßt hatten. Um für das Verlorene recht viel Besitz einzutauschen, erschienen die fürstlichen Gesandten mit goldbeladenen Händen in Paris und versuchten Bestechungen aller Art. Wer die größten Gaben brachte oder am geschicktesten zu schmeicheln verstand, trug auch die besten Güter davon. So tief demütigten sich die deutschen Fürsten vor dem fremden Machthaber, der damals noch den Titel eines Konsuls trug. Aus diesen beschämenden Vorgängen lernte Napoleon zuerst Deutschland genauer kennen; kein Wunder, daß seine Achtung vor der deutschen Nation nicht sehr groß war.

Welch ein gutes Geschäft damals die deutschen Fürsten machten, geht aus folgendem hervor. **Preußen** erhielt für 48 auf dem linken Rheinufer abgetretene Quadratmeilen (die Herzogtümer Kleve und Geldern) nahezu 200, nämlich die Bistümer Hildesheim, Paderborn und den größten Teil von Münster, vom Erzbistum Mainz die Stadt Erfurt und das Eichsfeld, sowie die freien Städte Nordhausen, Goslar und Mühlhausen. — **Bayern** erhielt 290 Quadratmeilen für abgetretene 200, nämlich die Bistümer Würzburg, Bamberg, Freisingen, Augsburg und Passau und eine Reihe von Abteien und Reichsstädten. — **Württemberg** erhielt für das abgetretene Mömpelgard eine große Anzahl von Klöstern und mehrere wichtige Reichsstädte, z. B. Reutlingen, Hall, Gmünd, Heilbronn, Eßlingen u. a. — **Baden** wurde am reichsten bedacht; es erhielt für 8 abgetretene Quadratmeilen deren 60, teils kurpfälzische, teils geistliche Gebiete mit vielen Klöstern und kleinen Reichsstädten; auch Heidelberg und Mannheim kamen zu Baden. — Ebenso wurden die übrigen Länder vergrößert und abgerundet. In Bayern, Württemberg und Baden (letztere beiden wurden auch zu Kurfürstentümern erhoben) schuf sich Napoleon schon damals gute, willige Nachbarn, die mehr zu Frankreich als zu Deutschland neigten.

Mit diesen Veränderungen war auch eine andere Zusammensetzung des deutschen Reichstages verbunden, so daß also durch den Frieden zu Luneville 1801 und durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 dem deutschen Reiche die Axt an die Wurzel gelegt wurde. So willkürlich schalteten damals die Franzosen in unserem Vaterlande, und die Stimme des deutschen Kaisers galt weniger als die des Konsuls von Frankreich.

b) **Österreichs Niederlage im Kampfe mit Frankreich.** Auch nach seiner Kaiserkrönung erlaubte sich Napoleon die schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen die übrigen Mächte. Nicht zufrieden mit der Kaiserkrone, verwandelte er das nördliche Italien, bisher Republik, in ein Königreich, machte sich zum König desselben und ließ sich in Mailand mit der eisernen Krone der Lombarden schmücken. (Vergl. Karl d. Gr., Otto I., Barbarossa.) Andere Teile Italiens schlug er entweder zu Frankreich oder schenkte sie seinen Verwandten.

Das alles war gegen die Bestimmungen des Friedens zu Luneville. Durch solche Übergriffe gereizt, schlossen Rußland, England, Österreich, denen sich später auch Schweden und Neapel anschlossen, 1805 abermals ein Bündnis, um Europa vor Napoleons Herrschsucht und Ländergier zu sichern. Man hoffte auch Preußen zu diesem Bündnis zu gewinnen, doch vergeblich. Napoleon stand damals an der Nordküste Frankreichs; von dort aus hatte er einen Angriff auf England geplant. Man glaubte ihn deshalb zu einem anderen Kriege nicht vorbereitet und hoffte, ihn überraschen zu können. Doch kannte er genau alle Pläne seiner Gegner. Wie ein reißender Strom brach er plötzlich im September 1805 mit seinen Scharen nach dem Osten auf, setzte mit seinen aus den geübtesten Truppen zusammengesetzten und unter dem Befehle von sieben seiner berühmten, siegesgewohnten Marschälle stehenden Heeresabteilungen über den Rhein und zog die Donau hinab nach Bayern zu. Die Kurfürsten von Baden, Württemberg und Bayern verstärkten mit ihren Truppen die Heere des übermächtigen Feindes. Schon im Oktober waren die Franzosen Herren der beiden Donauufer und besetzten München und Augsburg. Der österreichische Befehlshaber, General Mack, stand indes unthätig in der Festung Ulm und ließ die Feinde sich ringsum ausbreiten. Jetzt marschierten die französischen Truppen wie auf den Radien eines Kreises nach dem vom Herrscher bezeichneten Mittelpunkte, auf Ulm zu. Mack war bereits völlig umschlossen, als er den Feind noch sehr fern glaubte. Als er endlich keinen Ausweg mehr sah, knüpfte der unfähige Feldherr, ratlos und an aller Rettung verzweifelnd, mit dem Sieger Unterhandlungen an, welche die ebenso feige wie schmachvolle **Übergabe von Ulm** zur Folge hatten. In düsterem Schweigen streckten die braven Truppen, 23 000 Mann, darunter 18 Generale, durch die Ehrlosigkeit ihres Anführers verraten und verkauft, das Gewehr. Beschämt zogen die tapferen Krieger an Napoleon vorüber, legten 40 Fahnen vor ihm nieder und überlieferten ihm 60 bespannte Kanonen.

Der Schmach von Ulm folgte ein unglücklicher Feldzug. Napoleon brach nun ohne Säumen nach Wien auf. Die Österreicher wurden in kleineren Gefechten zurückgeschlagen, Wien mit leichter Mühe genommen und das nun vereinigte Heer der Russen und Österreicher nach Mähren zurückgedrängt. Bei **Austerlitz** unweit Brünn kam es genau ein Jahr nach Napoleons Kaiserkrönung am 2. Dezember 1805 zu der mörderischen **Dreikaiserschlacht**, so genannt, weil Kaiser Franz II. von Österreich und Alexander I. von Rußland sich ebenfalls bei ihren Heeren befanden. Am Abend des blutigen Tages beschien die Wintersonne den glänzendsten Sieg Napoleons. Das vollständig aufgelöste Heer der Gegner hatte gewaltige Verluste erlitten, trat seinen eiligen Rückzug über einen schmalen Damm zwischen zwei Seen und über das dünne Eis derselben an und fand dabei noch größtenteils seinen Untergang.

Diesem Siege bei Austerlitz folgte rasch der Friede, da Kaiser Franz sein unglückliches Land nicht noch mehr von den Feinden zertreten lassen wollte. Doch war der **Friede zu Preßburg** wiederum ein sehr harter; denn Österreich verlor durch ihn an drei Millionen seiner Einwohner, mußte Venetien an das Königreich Italien, Tirol und Vorarlberg nebst einigen andern kleinen Gebieten an Bayern, das außerdem das Recht erhielt, die freie Stadt Augsburg zu besetzen, einzelne Teile des Breisgaues mit der Stadt Konstanz an Baden, seine Besitzungen in Schwaben nebst fünf Donaustädten an Württemberg abtreten. Bayern und Württemberg wurden außerdem zu Königreichen erhoben; ihre Herrscher, ebenso der Kurfürst von Baden, wurden völlig unabhängig vom deutschen Kaiser, sie schieden damit mit ihren Ländern aus dem deutschen Reiche aus.

So wie hier neue Königreiche entstanden, so entsetzte Napoleon auf der anderen Seite ein Königshaus seines Thrones, indem er den König von Neapel, der es mit Österreich gehalten, absetzte und seinen eigenen Bruder zum Könige jenes Landes machte. — Die Republik Holland verwandelte er in ein Königreich und gab es einem anderen seiner Brüder. — So bedachte also der stolze Mann seine Verwandten mit Königskronen. Er kehrte die alten Ordnungen um, als wenn ihm vom Himmel die Gewalt über Kronen und Völker gegeben wäre.

c) **Der Rheinbund.** Durch die ohne Zustimmung des deutschen Kaisers und der übrigen Reichsfürsten erfolgte Erhebung Bayerns und Württembergs zu Königreichen war bereits die Verfassung des deutschen Reiches aufgelöst; ein Fremder maßte sich Rechte an, die nur dem deutschen Kaiser gebührten. Jetzt kam Napoleon auf den Gedanken, den Süden und Westen Deutschlands ganz dem Einflusse des deutschen Kaisers zu entziehen und fest an sich zu ketten. Bei der Selbstsucht der meisten deutschen Fürsten und bei der herrschenden Furcht vor dem gewaltigen Herrscher Frankreichs, auf dessen Seite immer das Schlachtenglück war, fiel es diesem nicht schwer, eine Anzahl deutscher Fürsten zur Trennung vom deutschen Reiche und zum Anschluß an Frankreich zu bewegen. So stiftete Napoleon am 17. Juli 1806 den **Rheinbund**, dem Bayern, Württemberg, Baden, das Kurfürstentum Mainz, Hessen-Darmstadt, Hessen-Nassau, Hohenzollern, Kleve-Berg und andere, zusammen 16 deutsche Fürsten, beitraten. Baden und Hessen-Darmstadt wurden dabei zu Großherzogtümern erhoben. In einer öffentlichen Erklärung sagten sie sich von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reichskörper los, gaben als Ursache dieser Trennung die unaufhörlichen, Deutschland beunruhigenden Kriege, die dadurch herbeigeführten politischen Veränderungen und die Mängel der deutschen Reichsverfassung an und bezeichneten als Zweck ihrer Vereinigung eine Sicherung des äußeren und inneren Friedens und eine

Aufrechterhaltung der neuen Ordnung durch Napoleon. Napoleon wurde also der Beschützer, der Protektor des Rheinbundes, da seine Absichten, wie die Erklärung der Fürsten lautete, sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten. Die Mitglieder des Rheinbundes, dem nach und nach außer Österreich, Preußen, Braunschweig und Kurhessen auch alle übrigen Reichsfürsten beitraten, verpflichteten sich, Napoleon eine bestimmte Anzahl von Truppen zur Verfügung bereit zu halten. Überhaupt sollten alle Mitglieder des Bundes, Frankreich mit eingeschlossen, einer für alle und alle für einen stehen. Der Bund war also ein Schutz- und Trutzbündnis unter Frankreichs Führung. Dafür wurden die Gebiete der Rheinbundfürsten dadurch bedeutend vergrößert, daß die Besitzungen zahlreicher kleinerer Fürsten, Reichsgrafen und Reichsritter, die bisher selbständig und jenen größeren Fürsten gleichstehend, mit einem Worte „reichsfrei" gewesen waren, zu den größeren Reichsländern geschlagen und diese dadurch abgerundet wurden. Auch die freie Stadt Nürnberg fiel damals an Bayern. Es war dies also wiederum, wie der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803, eine Bereicherung der Mächtigeren auf Kosten der Schwächeren. Durch Stiftung des Rheinbundes war Napoleon noch mehr als bisher der eigentliche Herr Deutschlands, denn die deutschen Fürsten waren von nun an die gefügigen Werkzeuge des fremden Eroberers, und dessen Absicht, alle Länder Europas von sich abhängig zu machen, trat immer deutlicher hervor.

d) **Die Auflösung des deutschen Kaiserreiches.** Nach so viel gewaltthätigen Eingriffen Napoleons in seine Rechte, nach solchem Abfall der deutschen Reichsfürsten von der Sache des gemeinsamen Vaterlandes, entsagte Kaiser Franz II. am 6. August 1806 der deutschen Kaiserwürde, nannte sich nun Kaiser Franz I. von Österreich, entzog seine sämtlichen Staaten dem deutschen Reichsverband und führte dadurch die Auflösung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation herbei, indem er dabei nur Napoleons Befehlen nachkam. Ohne Kampf und Ehre, ohne Teilnahme und Bedauern ging damals das tausendjährige Reich Karls des Großen zu Grabe. Nun gab es kein deutsches Reich mehr; es fehlte das gemeinsame Band, das sich so lange um Deutschlands Fürsten und Völker geschlungen. Seine mächtigsten Glieder gehorchten einem fremden Zwingherrn; die Reichsgesetze samt Reichstag und Reichsgericht wurden abgeschafft. Einen so herrlichen Anfang das deutsche Kaiserreich im Jahre 800 gehabt, ein um so schimpflicheres Ende nahm es.

Die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone suchte Franz II. durch folgende öffentliche Erklärung zu rechtfertigen:

„Nach dem Abschlusse des Preßburger Friedens haben wir unsere ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf gerichtet, alle Verpflichtungen, die wir durch diesen

Vertrag eingegangen waren, mit unserer gewöhnlichen Treue und strengen Pünktlichkeit zu erfüllen, unseren Völkern die Segnungen des Friedens zu erhalten und die so glücklicherweise wieder hergestellte Ruhe auf allen Seiten zu befestigen, und zwar in der Erwartung, daß die durch diesen Frieden im deutschen Reiche bewirkten wesentlichen Veränderungen (welche?) es uns noch erlauben würden, die uns, als oberstem Reichsoberhaupte, auferlegten mühseligen Pflichten zu erfüllen.

Die Folgen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Friedens unmittelbar nach seiner Bekanntmachung und bisher gegeben wurden (welche?), und die allgemein bekannten Ereignisse, welche nachher im Reiche statthatten (welche?), geben uns die Überzeugung, daß es unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich sein würde, ferner die Obliegenheiten, die wir übernommen haben, zu erfüllen. Und wenn man auch noch hätte erwarten können, daß sich nach Beseitigung der eingetretenen Schwierigkeiten in der Lage der Dinge eine Veränderung ergeben würde, dann hätte doch die unter dem 12. Juli zu Paris unterzeichnete und nachher von den betreffenden Teilen genehmigte Übereinkunft, vermöge der sich mehrere der vorzüglichsten Stände vom Reiche trennten (welche?), um einen besonderen Stand zu bilden (welchen?), alle Hoffnung gänzlich zerstört.

In der vollkommensten Überzeugung, daß es uns gänzlich unmöglich ist, die mit unserem kaiserlichen Amte verbundenen Pflichten länger zu erfüllen, sind wir es unseren Grundsätzen und unserer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, die nur soweit in unsern Augen einen Wert haben konnte, als wir imstande waren, dem Vertrauen, das uns die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches zeigten, zu entsprechen und die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß wir das Band, das uns bis jetzt mit dem deutschen Staatskörper vereinigt, als aufgelöst und das Amt und die Würde eines Kaisers als erloschen betrachten; daß wir uns dadurch als aller Verbindlichkeiten gegen das Reich entledigt ansehen; daß wir, wie wir es durch Gegenwärtiges wirklich thun, die Kaiserkrone, welche wir bis hierher getragen haben, niederlegen und auf die Regierung, mit der wir im Namen des Reiches beauftragt waren, verzichten.

Wir entbinden zu gleicher Zeit die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches und alle diejenigen, welche dazu gehören, besonders die Glieder der höchsten Reichsgerichte und die übrigen Diener des Reiches der Pflichten, welche die Verfassung ihnen gegen uns, als oberstes Reichsoberhaupt, auferlegt. Wir entbinden ebenfalls alle unsere deutschen Provinzen und Länder unseres Reiches der Verpflichtungen, die sie bisher gegen das deutsche Reich zu erfüllen hatten, unter welchem Titel es auch immer sein mag; und bei der Vereinigung derselben mit der österreichischen Monarchie werden wir uns als Kaiser von Österreich bei dem Frieden, der zwischen uns und den übrigen Mächten der benachbarten Staaten besteht, bemühen, sie auf jene Stufe von Glück und und Wohlfahrt zu heben, der beständig der Gegenstand unserer Wünsche und der Zweck unserer Sorgfalt und Anstrengung sein wird.

Gegeben in unserer Hauptstadt und Residenz Wien, den 6. August 1806, im 15. Jahre unserer Regierung."

B. Vertiefung.

1. Was ist über Napoleons Laufbahn zu sagen?

a) Über seine Herkunft. Der Sohn eines schlichten Edelmannes, der sich als Advokat sein Brot erwerben muß, steigt er zur höchsten Würde der Menschheit empor. „Es sind ja Gott sehr leichte Sachen . . ." (Wer nur den lieben Gott . . . Str. 6.)

b) Über seine Lehrzeit. Schon als Knabe zeigt er lebhafte Neigung zum Soldatenspiel: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.“ — „Früh übt sich, wer ein Meister werden will.“ Auf den Kriegsschulen zu Brienne und Paris zeigt er eisernen Fleiß, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben: „Jung gewohnt, alt gethan.“ — „Wer durchs Leben sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz gerüstet sein.“ Die großen Helden der Weltgeschichte betrachtet er als Vorbilder, denen er nacheifern will. „Ein edles Beispiel weckt Nacheiferung.“

c) Wodurch erreicht er seine Machtstellung? Durch seine Tüchtigkeit schon in jungen Jahren, durch seine blinde Unterwürfigkeit unter die Befehle der Machthaber der Revolution, durch die Grausamkeit und Hartherzigkeit, mit der er die Aufständischen in den Straßen von Paris niederschießen läßt, durch seine Kühnheit, ungestüme Tapferkeit und Klugheit in Italien, wodurch er besonders sein Heer unauflösbar an sich fesselt, durch seinen abenteuerlichen, an Tapferkeit, Ehren und Siegen so reichen Zug nach Ägypten, durch seine gefahrvolle Rückkehr zur rechten Zeit, wodurch er sich als einen Meister in der Benutzung des rechten Augenblicks erweist, durch den gewaltsamen Sturz der fünf Direktoren, durch seine ferneren glücklichen Kriege gegen Österreich in Italien, durch die erfolgreichen Friedensschlüsse, welche Frankreich neue Länder zuführen, durch maßlosen Ehrgeiz, unbegrenzte Herrschsucht und Eitelkeit, durch die blutige Gewalt, mit der er die Widerspenstigen zu züchtigen und zu unterdrücken weiß.

d) Was gefällt uns an ihm? Sein Fleiß in jungen Jahren, seine Tapferkeit, Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit als Soldat, seine Standhaftigkeit und Ausdauer auch in größter Gefahr, seine Klugheit in der Benutzung des rechten Augenblicks.

e) Was gefällt uns nicht an ihm? Seine Grausamkeit und Härte, die ihn mit den blutigen Schreckensmännern der Revolution auf eine Stufe stellt, sein Ehrgeiz, seine Herrschsucht, Habgier, Eitelkeit, sein Hochmut und Stolz gegen die besiegten Nachbarn, die Leichtfertigkeit und Herzlosigkeit, mit der er das Leben so vieler Krieger seinen ehrgeizigen Plänen opfert.

f) Was hat ihm Frankreich zu danken? Im Inneren die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung und dadurch besserer Zustände, eine weisere Gesetzgebung, die Rechte und Pflichten der Unterthanen gleichmäßiger verteilte, die Wiederherstellung des alten Gottesdienstes und der alten Zeitrechnung, die Beförderung von Handel und Gewerbe, die Neubelebung der Wissenschaften, den Bau schöner Landstraßen und Kanäle. Durch

solche Thaten verschwinden allmählich die letzten Spuren der blutigen Revolution; ein jeder Bürger kann wieder ruhig und sicher in seinem Hause wohnen. Jetzt erfahren die Franzosen wieder den Segen einer geordneten Regierung: „Ein Oberhaupt muß sein . . .“

Nach Außen krönt er die französischen Waffen mit Ehre und Sieg, verschafft seinem verachteten Volke das alte Ansehen, vergrößert Frankreich ganz bedeutend, erhebt es zu neuer Macht und Größe und erringt ihm die gebietende Stellung in Europa.

g) Warum erträgt das französische Volk willig seine Herrschaft? Ein Jahrzehnt früher hat es seinen angestammten König auf das Blutgerüst geschleppt, weil es der Herrschaft eines Tyrannen müde ist; jetzt erträgt es willig das härtere Joch eines solchen. Es hat inzwischen erfahren, daß gewaltsamer Umsturz nur Knechtschaft im Gefolge hat, daß Freiheit und Gleichheit nur unter einer starken Regierung möglich sind, daß es unter dem Schreckensregiment „aus dem Regen in die Traufe“ gekommen ist. Darum sehnt es sich nach einem starken Herrscher, läßt ruhig wieder die republikanische Verfassung durch den beseitigen, der sich um die Größe und Ordnung Frankreichs so große Verdienste erworben.

2. Der Untergang des deutschen Kaiserreichs.

a) Der Reichsdeputationshauptschluß. Obgleich durch denselben die bunte Vielgestaltigkeit des deutschen Reiches wenigstens etwas gemildert wird, so ist er doch vom sittlichen Standpunkte aus verwerflich, denn die weltlichen Fürsten bereichern sich durch ihn auf Kosten der geistlichen, trachten mit List nach dem Erbe und Hause ihres Nächsten (9. Gebot), sind eigennützig, habsüchtig, raubgierig, vergessen dabei deutsche Ehre, indem sie sich deutsches Land von einem Fremden schenken lassen, verraten ihr Vaterland dem fremden Gewalthaber und suchen durch List, Bestechung, Kriecherei und Schmeichelei der französischen Machthaber ihre deutschen Brüder zu bestehlen. So tief war Deutschland gesunken, so hoch Napoleon gestiegen.

b) Österreichs Krieg. Von allen deutschen Staaten wirft sich nur Österreich zum Schützer und Rächer deutscher Ehre auf; die übrigen deutschen Stämme, auch Preußen, sehen ruhig zu, wie die deutsche Ehre mit Füßen getreten wird. Die Uneinigkeit der deutschen Fürsten trägt also die Schuld an Deutschlands Erniedrigung, trägt auch die Schuld an Österreichs Niederlage. Die süddeutschen Staaten sind sogar mit Napoleon verbündet, kämpfen also an des fremden Eroberers Seite gegen ihr eigenes Vaterland. Das ist offenbarer Verrat am Vaterlande. Dazu kommt noch die Kurzsichtigkeit, das blinde Selbstvertrauen, die Unthätigkeit, Ungeschicklichkeit, endlich die Feigheit, Charakterlosigkeit und Ehrlosigkeit des

österreichischen Heerführers Mack, die mangelhafte Ausbildung der Truppen, das getrennte Vorgehen und Handeln der verbündeten Österreicher und Russen, die Mutlosigkeit und Verzagtheit nach der Niederlage von Austerlitz, der Mangel an Ausdauer und Standhaftigkeit in der höchsten Gefahr. Dagegen zeigt Napoleon unvergleichliches Feldherrntalent, Schnelligkeit und Entschlossenheit in der Ausführung seiner Pläne.

In dem Frieden von Preßburg wird Österreich aufs tiefste gedemütigt. Durch Abtretung großer Provinzen verliert es an äußerer Macht, durch Erhebung Bayerns, Württembergs und Badens zu unabhängigen Ländern, deren Fürsten jetzt dem Kaiser nicht mehr unter-, sondern nebengeordnet sind, verliert es auch bedeutend an seiner Machtstellung innerhalb des Reiches. Dadurch wird Stellung und Ansehn des Kaisers untergraben, die Auflösung des deutschen Kaiserreiches angebahnt.

c) Der Rheinbund. In der Stiftung des Rheinbundes zeigt sich wiederum Napoleons berechnende Klugheit, Schlauheit und List. Indem er sich zum Protektor des Rheinbundes aufwirft, macht er sich zum eigentlichen Herren Deutschlands und führt dadurch den Untergang des deutschen Reiches herbei. Die Rheinbundsfürsten haben mit ihren Gründen, die sie zur Rechtfertigung ihres Beitritts angeben, recht, aber die unaufhörlichen Kriege gehen von Frankreich aus, gegen die bösen Folgen derselben können sie sich durch Einigkeit, festes Zusammenhalten schützen. „Immer strebe zum Ganzen ...“ Wenn sie als Zweck ihrer Vereinigung „Sicherung des äußeren und inneren Friedens und Aufrechterhaltung der neuen Ordnung durch Napoleon, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten“, bezeichnen, so befinden sie sich damit im Unrecht, Irrtum, denn Napoleon sucht stets neue Händel. Die eigentliche Ursache zum Anschluß an Frankreich ist die Furcht vor Napoleon — „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott ...“ —, der Eigennutz, die Selbstsucht und Habgier, denn nur im Bunde mit Napoleon können sie ihre Gebiete vergrößern. Über ihrer Habsucht vergessen sie deutsche Ehre und deutsche Freiheit — „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren ...“ —, ja ihr deutsches Vaterland. „Ans Vaterland ...“ Der Reichsdeputationshauptschluß und die Stiftung des Rheinbundes — beide bedeuten eine allerdings friedliche Revolution in Deutschland, denn es werden alte Einrichtungen gestürzt, fremdes Eigentum geraubt, die Verfassung des Reiches geändert.

So führen also der Reichsdeputationshauptschluß, der Preßburger Friede und die Stiftung des Rheinbundes den Untergang des deutschen Reiches herbei.

III. Verknüpfung.

1. Übersichtliche Zusammenstellung von Napoleons Lebenslaufe bis zur Kaiserkrönung.

2. Vergleich der blutigen Revolutionszeit mit der Kaiserzeit:

a) Zustände im Innern Frankreichs.

b) Frankreichs Stellung nach außen hin.

3. Das französische Volk zur Zeit der Revolution und des Kaiserreichs.

Damals befindet sich das französische Volk in tiefer Not, es wird hart bedrückt mit Steuern, hat wenig Rechte, aber viele Pflichten. Neid und Haß der einzelnen Stände führen zu Aufruhr, Empörung, Königsmord; doch führt es durch diese gewaltsame Befreiung nur eine Verschlimmerung seiner Lage herbei. — Jetzt ist es von seinem Freiheits- und Gleichheitstaumel geheilt; es hat eingesehen, daß gewaltsamer Umsturz nur ins Verderben führt. Darum sehnt es sich nach Ruhe und Ordnung und duldet willig die Regierung eines thatkräftigen und entschlossenen Kaisers.

4. Napoleon und David.

Beide von geringer Herkunft, beide fern vom Herrscherthrone aufgewachsen, beide tapfer und unerschrocken schon in jungen Jahren, beide in einer Zeit höchster Not zu ihrer Machtstellung gelangt, haben beide ihr Land zum höchsten Gipfel der Macht emporgehoben. — David in langer Leidensschule, voll Demut, Gottvertrauen, geduldiger Ergebung in Gottes Willen, Napoleon voll Ehrgeiz und Ruhmsucht; jener wird durch das Volk erwählt, dieser schwingt sich durch eigene Macht empor u. s. w.

5. Napoleon und Wallenstein.

a) Ihre Stellung in der Armee. b) Ihr ungemessener Ehrgeiz. c) Ihre Gegner.

6. Napoleon und Gustav Adolf.

Besonders die Unterschiede zwischen beiden.

7. Napoleon und Ludwig XIV.

Besonders ihre Ähnlichkeiten: Eroberungs- oder Raubkriege.

8. Napoleon und Friedrich der Große.

a) Ihre Heldenlaufbahn, ihre hervorragenden kriegerischen Eigenschaften. b) Unterschied: Eroberungskriege, Verteidigungskrieg.

9. Der westfälische und der Preßburger Friede.

Durch beide werden dem Reiche deutsche Grenzländer entrissen (welche?); in beiden bereichern sich die Fremden auf Kosten Deutschlands; durch beide erhält die deutsche Landkarte eine andere Gestalt (inwiefern?); durch beide wird die innere Einheit des Reiches vernichtet (inwiefern?); beide haben eine

Änderung der Reichsverfassung zur Folge: dort nur Beschränkung der kaiserlichen Rechte, hier völliger Untergang der Kaiserwürde.

10. Deutsche Fürsten im Bunde mit fremden Völkern,

deren Waffen sich gegen Deutschland kehren. Die Rheinbundsfürsten; Österreich und das deutsche Reich im Bunde mit Frankreich, Rußland, Schweden gegen Friedrich II.; die evangelischen Reichsfürsten im Bunde mit Schweden und Frankreich gegen die katholischen Reichsstände zur Zeit des dreißigjährigen Krieges u. s. w.

11. Die Erniedrigung des deutschen Kaisertums

durch Papst Gregor zur Zeit Heinrichs IV. und durch Napoleon. a) Zeit. b) Welche Männer kommen dabei in Betrachtung? c) Ursache der Erniedrigung. d) Art und Weise derselben.

12. Veränderungen des deutschen Kaisertums im Laufe der Zeiten.

Glanzzeiten desselben unter Karl dem Großen, Otto I., Friedrich Barbarossa, Rudolf von Habsburg. Sinken des kaiserlichen Ansehens unter den Karolingern, den Nachfolgern Ottos I., Heinrichs IV., den letzten Hohenstaufen; allmählicher Verfall der Kaiserwürde unter den Habsburgern; neuer Glanz unter Wilhelm I.

13. Wodurch wird der allmähliche Verfall des Kaisertums herbeigeführt?

a) Durch seine Verfassung. Ein Wahlreich (Schwächen desselben!), sind die einzelnen Staaten und ihre Fürsten nur lose mit dem Reiche verbunden; jeder trachtet nach eigner Selbständigkeit und Unabhängigkeit, richtet seine Aufmerksamkeit mehr auf sich selbst als auf das Wohl des Ganzen. Nachweis!

b) Durch fortwährende innere Wirren und Unruhen, durch welche eine dauernde Festigung nach außen unmöglich war. Aufzählen solcher Wirren!

c) Durch die Schwäche der Kaiser, welche sich oft große Gebiete entreißen ließen. Nachweis!

d) Durch fremde Eroberer, welche dem Reiche schöne Grenzländer entrissen. Nachweis!

e) Durch Napoleon, dem eine große Anzahl der deutschen Fürsten sich in die Arme werfen.

14. Jahreszahlen.

a) 1799. 1099.
b) 1801. 1701.
c) 1805. 1505.
d) 1806. 1106.
e) 1796. 1096.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1769 Napoleon Bonaparte wird auf der Insel Korsika geboren.

1796 Als Oberbefehlshaber der italienischen Armee schlägt er die Österreicher.

1798 Er unternimmt seinen abenteuerlichen Zug nach Ägypten.

1799 Er stürzt das Direktorium in Paris und macht sich zum ersten Konsul.

1800 Er zieht abermals nach Italien und schlägt die Österreicher bei Marengo.

1801 Im Frieden zu Luneville muß Deutschland das linke Rheinufer abtreten.

1803 Durch den Reichsdeputationshauptschluß werden die geistlichen Gebiete Deutschlands aufgehoben (säkularisiert) und den weltlichen Fürsten zuerteilt.

1804 Napoleon I. wird erblicher Kaiser der Franzosen.

1805 Österreichs unglücklicher Krieg gegen Frankreich; Übergabe von Ulm; Dreikaiserschlacht bei Austerlitz: Friede zu Preßburg.

1806, 17. Juli. Napoleon stiftet mit 16 Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands den Rheinbund; die Gebiete der kleineren Reichsstände, Fürsten, Grafen, Reichsritter, Reichsstädte, werden aufgehoben (mediatisiert) und den größeren zuerteilt.

1806, 6. August. Kaiser Franz II. legt die deutsche Kaiserkrone nieder und nennt sich Franz I., Kaiser von Österreich.

2. Geographische Ergebnisse.

Durch den Frieden zu Luneville fällt das ganze linke Rheinufer an Frankreich; der Rhein bildet nunmehr die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß werden sämtliche geistliche Gebiete verweltlicht; die Anzahl der deutschen Staaten wird also bedeutend verringert. Von 48 Reichsstädten bleiben nur noch sechs — Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg — übrig. Das Herzogtum Württemberg und die Markgrafschaft Baden werden zu Kurfürstentümern erhoben.

Durch den Frieden zu Preßburg verliert Österreich Venetien an Italien, Tirol und Vorarlberg nebst Augsburg an Bayern, seine Besitzungen in Schwaben und fünf Donaustädte an Württemberg, Teile des Breisgaues und Konstanz an Baden. Bayern und Württemberg werden zu Königreichen erhoben.

Durch Stiftung des Rheinbundes werden viele kleine weltliche, bisher reichsfreie Besitzungen aufgehoben und den größeren Ländern zuerteilt; die Anzahl der deutschen Staaten wird also noch mehr verringert. Nürnberg kommt an Bayern, Baden und Hessen-Darmstadt werden Großherzogtümer. Außer Preußen, Österreich, Braunschweig und Kurhessen treten nach und nach

alle deutschen Staaten dem Rheinbunde bei. Deutschland hört auf, ein Kaiserreich zu sein.

3. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

In Frankreich wird durch Napoleon der katholische Gottesdienst, die alte Zeitrechnung und Zeiteinteilung, das alte Stände-, Ordens- und Titelwesen wieder eingeführt.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß und den Rheinbund wird die traurige und oft so verhängnisvolle Zerrissenheit und Vielgestaltigkeit Deutschlands bedeutend vermindert; die geistlichen Fürsten, bisher Reichsfürsten und den weltlichen ebenbürtig, sind von jetzt an nur kirchliche Beamte; die kleineren weltlichen Fürsten, Grafen und Reichsritter, den großen bisher ebenfalls ebenbürtig und nebengeordnet, sind jetzt deren allerdings mit noch verschiedenen Vorrechten ausgestattete Unterthanen.

Wie die Revolution in Frankreich, so bringen also Reichsdeputationshauptschluß und Rheinbund eine tiefgreifende Umgestaltung deutscher Verhältnisse mit sich.

V. Anwendung.

1) Die Insel Korsika war zwei Monate vor Napoleons Geburt erst durch Frankreich erobert worden. Welche Bedeutung hat sie für Frankreich gewonnen?

2) Welchen Anteil haben die Kriegsschulen zu Brienne und Paris an Napoleons Entwickelung?

3) Inwiefern stand Napoleon im Dienste der Revolution?

4) Inwiefern ist er auch nach seiner Kaiserkrönung ein Revolutionär geblieben?

5) Napoleon war vor allem Soldat. Wodurch tritt das immer wieder hervor?

6) Suche Beweise für Napoleons Ehrgeiz! Hartherzigkeit!

7) Welche Bedeutung für das deutsche Reich hat der Friede zu Luneville?

8) Stelle Frankreichs Bestrebungen nach Erwerbung des linken Rheinufers zusammen!

9) Welche Bedeutung hat der Reichsdeputationshauptschluß und der Rheinbund für die Neugestaltung der deutschen Landkarte?

10) Auch die Reichsstädte wurden durch den Reichsdeputationshauptschluß größtenteils aufgehoben. Erzähle, was dir über die äußere Entwickelung der Reichsstädte bekannt ist!

11) Nenne dir bekannte Reichsstädte des Mittelalters!

12) Durch Aufhebung der geistlichen Gebiete fielen auch die Kurfürstentümer Köln und Trier weg. Welche beiden traten an deren Stelle? (Württemberg und Baden.)

13) Die Kurfürsten (Wahlfürsten) hatten den Kaiser zu wählen. Ob die Kurfürsten von Württemberg und Baden dieses Amt jemals ausgeübt haben? Warum nicht?

14) Welches sind die Ursachen zur Auflösung des deutschen Kaiserreiches?

15) Gieb Glanzzeiten des deutschen Kaisertums an!

16) Wodurch wurde der allmähliche Verfall des deutschen Kaisertums herbeigeführt?

17) Nenne alle dir bekannten Kaiser der Reihe nach!

18) Gieb die verschiedenen Kaisergeschlechter Deutschlands an!

19) Welches Kaiserhaus hat am längsten regiert? Inwiefern?

20) Ob die Bestrebungen der Habsburger das Wohl des Reiches gefördert haben? Suche das Gegenteil nachzuweisen!

21) Gieb die genaue Lage von Marengo, Luneville, Brienne, Toulon, Ulm, Austerlitz, Preßburg an!

---

2. Preußens Demütigung.

(Ziel: Wie auch das Königreich Preußen durch Napoleon gedemütigt wird.)

I. Vorbereitung.

War Preußen in die Demütigung Deutschlands nicht mit eingeschlossen? Nein, vorläufig war nur Österreich aufs tiefste gedemütigt worden und hatte wichtige Provinzen eingebüßt. Die übrigen deutschen Staaten, auch Preußen, hatten durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 sogar einen Zuwachs ihres Gebietes erhalten. So erhielt Preußen die Bistümer Hildesheim und Paderborn, den größten Teil vom Bistum Münster, die freien Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen, Goslar. Diese Gebiete erhielt es, weil es im Frieden zu Luneville 1801 die Herzogtümer Kleve und Geldern auf dem linken Rheinufer abgetreten und seit dem Frieden zu Basel 1795 mit Frankreich in tiefstem Frieden gelebt hatte. Diesen Frieden auch fernerhin mit Frankreich aufrecht zu erhalten, war das eifrigste Bemühen der preußischen Regierung. Dadurch machte es sich aber eines großen Frevels am deutschen Vaterlande schuldig, indem es nicht gemeinsam mit Österreich im Jahre 1805 das Joch des fremden Eroberers abzuschütteln suchte. Die Vergeltung für diese Unterlassungssünde gegen das Vaterland kam bald durch Napoleon selbst, der auch Preußen in einem unglücklichen Kriege aufs tiefste erniedrigte.

Von diesem unglücklichen Kriege Preußens gegen Frankreich wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Ursachen des Krieges. Preußen, wo seit 1797 Friedrich Wilhelm III. regierte, hatte sich seit dem Baseler Frieden 1795 stets neutral gehalten. Eine solche Haltung mitten in den Stürmen der Zeit stimmte aber weder mit der Stellung Preußens als Großmacht, noch mit den Erinnerungen aus der Zeit des großen Kurfürsten und des großen Friedrich. Ersterer hatte, so klein auch seine Macht noch war, es immer für seine heilige Pflicht gehalten, für Deutschlands Heil und Grenzen im Vordertreffen zu stehen; letzterer hatte seinem Lande die Weisung hinterlassen, daß es in allen europäischen Zerwürfnissen den Ausschlag geben müsse. Friedrich Wilhelm III. aber, ein friedliebender Mann, scheute den Krieg und meinte am besten zu handeln, wenn er seinem Lande und Volke die Segnungen des Friedens erhielte. So versäumte er den rechten Augenblick, sich im Bunde mit Österreich und den übrigen europäischen Staaten des erdrückenden Übergewichtes Frankreichs zu erwehren. Zwar versuchte auch Napoleon umsonst, ihn auf seine Seite zu ziehen, aber die neutrale Haltung machte den einst so gefürchteten preußischen Staat verächtlich bei allen Nachbarn. Am meisten aber verachtete Napoleon Preußen. Als im Jahre 1805 seine Heeresabteilungen wie auf den Radien eines Kreises nach Ulm zogen, um das österreichische Heer einzuschließen, kam auch vom Norden her, aus dem Kurfürstentum Hannover, das damals zu England gehörte, aber von den Franzosen besetzt war, ein französisches Heer, überschritt den Main und zog durch die seit 1791 preußischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth, ohne sich um Preußens Neutralität zu kümmern. Das war eine Verletzung des Völkerrechts, die sich Preußen nicht gefallen lassen konnte. Jetzt war der König zum Kriege entschlossen. Das preußische Heer hätte, bei raschem Vordringen, Napoleon Verderben bringen müssen, da ihm auch Österreich und Rußland entgegenstanden. Der König schickte einen Gesandten in Napoleons Lager, der ihn zum Friedensschlusse mit Österreich und Rußland auffordern oder im Falle der Ablehnung seitens Preußen den Krieg erklären solle. Da kam die furchtbare Dreikaiserschlacht bei Austerlitz und der Friede zu Preßburg. Jetzt war an Krieg nicht mehr zu denken. Der preußische Gesandte schloß sogar ein Bündnis mit Frankreich. Preußen trat Ansbach an Bayern, die Reste von Kleve und die Festung Wesel an Frankreich ab; dafür erhielt es das Kurfürstentum Hannover. Napoleon hatte schlau sein Werk berechnet. Indem Preußen Hannover annahm, ward es mit England verfeindet und stand nun ganz allein.

Nun verhöhnte und reizte der Eroberer Preußen auf alle Weise, besonders aber durch den Rheinbund, den man ohne Preußens Zustimmung, ja

ohne es davon zu benachrichtigen, abgeschlossen hatte. Preußen beklagte sich über diesen drohenden Machtzuwachs Frankreichs, dessen feindselige Spitze nur ihm zugekehrt sein konnte, da ja Österreich völlig gedemütigt war. Zwar schlug Napoleon arglistig vor, Preußen möge in Norddeutschland einen ähnlichen Bund deutscher Staaten bilden, ja die deutsche Kaiserkrone annehmen, heimlich aber wirkte er an den kleinen Fürstenhöfen gegen einen Anschluß an Preußen. Und als nun Napoleon Hannover vorenthielt, ja es England wieder anbot, als er sich nicht scheute, einzelne preußische Bezirke, z. B. Wesel, Essen, Elten, Werden (am Rhein) mitten im Frieden an sich zu reißen, da war Preußens Geduld erschöpft. Nachdem Napoleon das Verlangen Preußens, Entfernung aller französischen Truppen vom deutschen Boden und Zulassung eines norddeutschen Bundes, mit unzweideutiger Verachtung abgewiesen hatte, erklärte Friedrich Wilhelm III. im Herbst 1806 an Frankreich den Krieg.

2. Jena und Auerstädt. Zwar hätte der König den Krieg noch immer gern vermieden, da er allein die Schwäche Preußens und die Macht des Gegners mit klarem Blicke überschaute, aber zuletzt mußte er doch der allgemeinen kriegerischen Begeisterung nachgeben; denn das preußische Volk wünschte schon seit langem den Krieg. Die Lage Preußens war keine unbedenkliche; es stand allein in dem gewaltigen Kampfe; Österreich, das noch aus den frischen Wunden blutete, die ihm der Krieg vom Jahre 1805 geschlagen, lehnte die Teilnahme ab; die Russen, deren hochsinniger Kaiser Alexander schon 1805 in der Garnisonkirche zu Potsdam über dem Sarge Friedrichs des Großen in mitternächtlicher Stunde mit Friedrich Wilhelm III. den Bund ewiger Freundschaft geschlossen und einen Eid zur Befreiung Deutschlands geschworen, standen fern und konnten so schnell nicht heranziehen; England wartete vorläufig ab, nur Sachsen, das damals noch nicht dem Rheinbunde beigetreten war, und Weimar schickten 20 000 Mann Hilfstruppen. Nur mit bangen Vorahnungen schritt der König zum Kriege, da er die Schwäche des damaligen Heerwesens sehr wohl erkannte. Preußen hatte ein Heer von mehr als 200 000 Mann; aber dieses Herr, herrlich im Äußeren, war auf keinem Kriegsschauplatze erprobt; sein Stolz gründete sich auf die Erinnerungen des siebenjährigen Krieges. Noch immer zum größten Teil aus geworbenen Ausländern bestehend, die das Land, dem sie dienten, nicht liebten, bildeten die gemeinen Soldaten einen tief verachteten, oft mit empörender Herabwürdigung behandelten Stand. Die noch immer oft grausame und harte Zucht machte viele mißmutig und widerwillig. Die Offiziere gehörten mit nur wenigen Ausnahmen dem Adelstande an; trotz der Liebe zum Vaterlande, die sie beseelte, litten sie doch an den Fehlern einer Friedensarmee. Die meisten Anführer waren alt und gebrechlich, der neuen Kriegsweise nicht kundig und den jungen, sieggewohnten Generalen Napoleons nicht gewachsen. Die Befehlshaber der Festungen, zum

Teil hinfällige Greise, betrachteten ihr Amt mehr als einen Versorgungsposten für das Alter, als daß sie auf hartnäckige und mutige Verteidigung der festen Plätze gefaßt gewesen wären. Dagegen erschienen die jüngeren Offiziere, die mit lautem Jubel den Beginn des Krieges begrüßten, leichtfertig und übermütig. Fast alle aber waren in dem Dünkel der Unüberwindlichkeit des preußischen Heeres befangen; fast alle sonnten sich in den Ruhmesstrahlen des großen Friedrich. Und das alles einem überlegenen, sieggewohnten Feinde gegenüber.

Wieder hatte man, trotz der schlimmen Erfahrungen in der Champagne im Jahre 1792, den 71jährigen Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Oberbefehlshaber gewählt. Während sich das preußische Heer, ungefähr 150 000 Mann stark, langsam in Thüringen sammelte und die Führer noch über den Feldzugsplan stritten, erschien Napoleon mit gewohnter Schnelligkeit auf dem Kriegsschauplatze. Sein Heer, 200 000 Mann stark, durch die Truppen des Rheinbundes verstärkt, stand noch vom Jahre 1805 schlagfertig in Süddeutschland. Mit demselben brach er rasch aus Franken auf, um den Thüringer Wald zu überschreiten und das Saalthal zu gewinnen. Bei Saalfeld a. d. Saale stößt er am 10. Oktober 1806 auf die schwache preußische Vorhut unter Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der ihm von Rudolstadt aus entgegen gezogen. Der ritterliche Prinz führt fünf Stunden lang den Kampf gegen den in fünffacher Übermacht von den Bergen herniedersteigenden Feind. Noch zuletzt wagt er an der Spitze seiner Reiter einen kühnen Angriff; eine rasche Wendung des Feindes treibt die Seinen in wirre Flucht. Vergebens stemmt er sich dem Strome der Fliehenden entgegen; sein Pferd erhält einen Schuß und bricht zusammen; er selbst wirft sich aus dem Sattel und nimmt seine Pistolen zur Hand. Ein Wachtmeister und ein Husar sprengen auf ihn ein; er schießt nach ihnen; der eine Schuß streift den Husaren, der andere fehlt den Wachtmeister. Dieser ruft ihm zu: „General, ergebt euch!“ Der Prinz antwortet durch einen Säbelhieb, kämpft zu Fuß gegen die beiden Reiter und empfängt mehrere leichte Wunden, bis ihn ein Hieb in den Hinterkopf zu Boden streckt. Der Husar wirft sich vom Pferde, durchbohrt die Brust des Gefallenen und wütet noch gegen den toten Feind. Bauern brachten endlich den Leichnam, mit 13 Wunden bedeckt, nach Saalfeld.

Diese Niederlage bei Saalfeld und der Heldentod des ritterlichen Prinzen waren ein schlimmes Vorzeichen der Dinge, die kommen sollten. Drei Tage später stand Napoleon bereits in Jena. Hier hatte ein Teil des preußischen Hauptheeres unter dem Prinzen Hohenlohe Stellung genommen; der andere stand unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig drei Stunden weiter nördlich bei Auerstädt. Schon am 14. Oktober kam es zu der verhängnisvollen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt; dort kämpfte Napoleon

selbst, hier einer seiner Marschälle gegen die Preußen. Auf beiden Punkten geschah der Angriff der Franzosen zu gleicher Zeit, und hier wie dort begannen die Preußen planlos und vereinzelt die Schlacht. Die Verwirrung wurde vermehrt, als gleich zu Beginn des Kampfes der Herzog von Braunschweig durch eine Flintenkugel, die über dem rechten Auge eindrang und das linke aus seiner Höhlung trieb, geblendet wurde. Ihres Befehlshabers beraubt, erlitten die Preußen eine vollständige Niederlage, die zuletzt in wilde Flucht nach Weimar zu ausartete. Als nun gar die beiden geschlagenen Heere zusammentrafen, da erreichte die Kopflosigkeit der Offiziere und die Mutlosigkeit der Soldaten den höchsten Grad. Das Heer löste sich in einzelne Haufen auf, suchte nur noch in der Geschwindigkeit der Beine seine Rettung, wälzte sich in wildem Knäuel der Festung Erfurt oder dem Harze und Magdeburg zu und wurde von dem nachrückenden Feinde fast völlig vernichtet. So hatte ein einziger Tag den stolzen Siegesübermut der Preußen zertrümmert.

3. Tage der Schmach. Schmachvoller aber, als die Niederlage der preußischen Waffen, war der unwürdige Kleinmut und die mutlose Verzagtheit, die sich jetzt aller Gemüter bemächtigte. Es fehlte die kräftige Hand, die weise Umsicht, welche die Trümmer des geschlagenen Heeres sammelte und mit neuer Ordnung und neuem Mute erfüllte. Statt dessen war Kopflosigkeit und Ratlosigkeit auf allen Seiten. Da man in stolzer Siegeszuversicht an eine Niederlage und einen Rückzug nicht gedacht hatte, so entstand die heillooseste Unordnung. Schon am 17. Oktober wurde die preußische Reservearmee bei Halle gänzlich geschlagen und zersprengt; der alte Fürst von Hohenlohe, der mit seiner geschlagenen Abteilung auf Umwegen nach Magdeburg zog, sich aber in der dort herrschenden Verwirrung nicht halten konnte und seinen Weg weiter nach Stettin verfolgte, mußte bei Prenzlau (südwestlich von Stettin, Hauptstadt der Uckermark, 28. Oktober) mit 12 000 Mann die Waffen strecken und die ermatteten und hungernden Truppen in Kriegsgefangenschaft liefern. Noch schmachvoller aber war der Geist der Mutlosigkeit und Feigheit, der über die Befehlshaber der meisten Festungen kam, so daß sie die mit Geschützen und Vorräten wohl versehenen Bollwerke des Staates, oft ohne einen Schuß zu thun, an feindliche Heeresabteilungen überlieferten. Schon einen Tag nach der Schlacht bei Jena, am 15. Oktober, fiel Erfurt, damals eine starke, wohlversehene Festung, die den ersten Halt hätte bilden müssen, durch feige Übergabe und gab den andern ein schlimmes Beispiel. Auf dieselbe Weise kamen Spandau, Stettin, Küstrin, Glogau und Breslau in französische Gewalt. Selbst Magdeburg, das Hauptbollwerk des Landes, wurde von dem 73jährigen Kommandanten an der Spitze von 19 Generalen und 24 000 Mann Besatzung ohne längeren Widerstand schmachvoll übergeben, obgleich Kriegsvorräte und Lebensmittel im Überfluß vorhanden waren. Nicht

besser erging es mit den hannöverschen Festungen an der Weser, Hameln und Nienburg. So brach das furchtbare Unglück durch die Feigheit der Befehlshaber über den an Siegen so reichen Staat Friedrichs des Großen herein, und in kurzer Zeit waren fast alle festen Plätze zwischen Rhein, Elbe und Oder in den Händen der Feinde.

Napoleon stand nun das ganze Land offen. In raschem Zuge ging er auf Berlin. Hier war der alte Heldengeist tapferer Verteidigung und mutvollen Ausharrens, der einst im 7jährigen Kriege die Bevölkerung beseelt, erloschen. Angesichts des unermeßlichen Unglücks wußte der Kommandant der Stadt keine andere Mahnung als: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Schon am 27. Oktober, 14 Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug daselbst. Durch das Brandenburger Thor nahm er seinen Weg die Linden hinab ins Schloß der preußischen Könige. Vor demselben, im Lustgarten, flammten nachts die Biwachtfeuer seiner Garden. Die Viktoria mit dem Viergespanne auf dem Brandenburger Thor ward herabgenommen und nach Paris geschickt. In Potsdam und Sanssouci besuchte der Kaiser mit aufrichtiger Verehrung die Gemächer des großen Friedrich und nahm dessen Degen und Standuhr mit. Auch an seinem Grabe stand er. Der tiefgebeugte Monarch Friedrich Wilhelm III. hatte sich auf Küstrin geflüchtet, wo er seine Gemahlin, die schöne, edle, hochherzige Königin Luise wieder traf, die ihn erst am Morgen des Unglückstages von Auerstädt verlassen hatte. Weiter ging dann die Flucht nach Königsberg, von wo aus er umsonst durch große Anerbietungen, ja selbst durch die Bereitwilligkeit, dem Rheinbunde beizutreten, von dem Sieger Waffenruhe und Frieden zu erlangen suchte.

4. Preußische Ehrenmänner im Unglück. Nicht alle Heerführer aber ergaben sich kopflos und feige dem Feinde. Unter den Männern, welche auch im Unglück die Ehre des preußischen Namens retteten, ragt besonders der General Blücher hervor. Er hatte bei Auerstädt gekämpft und in der Stunde der höchsten Gefahr durch einen kühnen Reiterangriff der unglücklichen Schlacht eine andere Wendung zu geben versucht. Nach der Niederlage in die allgemeine Verwirrung mit hineingerissen, raffte er noch einige Truppenreste zusammen und führte sein kleines Korps über den Harz, der Altmark und der Elbe zu. Von den Franzosen scharf verfolgt, war es schwer, das Korps sicher über die Elbe zu führen. Dabei zeigte Oberst York, der die Nachhut führte, zum erstenmale wieder, daß der alte preußische Mut noch nicht erloschen sei; denn in einem scharfen Treffen wurden die Franzosen zurückgeschlagen. Blücher wollte sich mit der Hauptarmee unter dem Prinzen Hohenlohe vereinigen. Als er aber erfuhr, daß dieser bei Prenzlau die Waffen gestreckt, zog er mit seiner Schar nach Mecklenburg, vereinigte sich hier mit dem bisher vom Herzog von Weimar geführten Korps und wandte sich nun, etwa

20 000 Mann stark, immer von den Franzosen scharf verfolgt, nach Lübeck. York hatte meist die schwere, aber ehrenvolle Aufgabe, das hart bedrängte Korps zu decken. Verzweifelt warf er sich endlich in die alte, noch ziemlich befestigte Reichsstadt Lübeck hinein. Aber fast gleichzeitig drangen die Franzosen nach. Ein wütendes Gefecht entspann sich in den Straßen der Stadt, in welchem Blücher persönlich wie ein Rasender kämpfte, York aber schwer verwundet in Gefangenschaft geriet. Der französische Befehlshaber schickte nachts zu ihm und ließ ihm sagen, er habe ja für seinen Ruhm und seine Regierung genug geleistet, er möge sich nun auf ehrenvolle Bedingungen ergeben. Er antwortete, seine Lage sei nicht so schlimm; andere als ehrenvolle Bedingungen werde er überhaupt nie annehmen. Endlich, als alle Aussicht, sich noch durchzuschlagen, geschwunden war, mußte er, vom heftigsten Fieber befallen, in die Übergabe willigen. Als er unter die Urkunde, welche ihm und seinen Kriegern ehrenvolle Gefangenschaft zusicherte, seinen Namen setzte, schrieb er noch dazu: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe."

Unter den Festungen machten besonders Kolberg und Graudenz eine rühmliche Ausnahme. Kolberg, das sich schon im 7jährigen Kriege tapfer gegen die Russen verteidigt, war durch den unternehmenden, ritterlichen Leutnant Schill reich mit Vorräten versehen worden. Der edle Joachim Nettelbeck, ein siebzigjähriger Bürger, der in jüngeren Jahren als Seemann das Weltmeer befahren, leitete die Verteidigung und ermunterte durch sein Beispiel die Bürgerschaft zum tapfersten Widerstand, bis der vom König gesandte Oberst Gneisenau den Befehl übernahm. Dieser, ein tapferer und entschlossener Mann von glühender Vaterlandsliebe, wußte Bürgerschaft und Militär so zu begeistern, daß jeder Kleinmut fern blieb und die Stadt gegen das überlegene Belagerungsheer der Franzosen so lange verteidigt wurde, bis der Waffenstillstand den feindlichen Angriffen ein Ende machte. Nirgends bewährte sich der Mut und die Aufopferungsfähigkeit der Bürgerschaft glänzender als in Kolberg.*) — Ebenso glorreich hielt sich das kleine Graudenz a. d. Weichsel. Hier kommandierte der alte 73jährige General Courbière, der, trotz seines hohen Alters ein Held, schon unter den Fahnen Friedrichs II. gefochten hatte. Als alle feindlichen Angriffe von der kleinen Besatzung zurückgeschlagen wurden, ließ ihn der französische Anführer zur Übergabe auffordern, indem er ihm vorstellte, es sei ja ganz nutzlos, sich noch länger zu verteidigen, da es keinen König von Preußen mehr gäbe. Unerschrocken erwiderte der Greis: „Nun gut, so bin ich König von Graudenz!" und leistete der Aufforderung keine Folge. — Auch Danzig, großartiger versorgt und befestigt, begann eine hart-

*) Hier sei zur unterrichtlichen Verwertung noch empfohlen: „Die Belagerung von Kolberg." Richter, Quellenbuch.

näckige Verteidigung, bis es im Mai 1807, aller Hilfe von Außen beraubt, übergeben werden mußte. — Auch aus Schlesien, einer der jüngsten der preußischen Provinzen, kam die Kunde von fröhlicher Bethätigung der Vaterlandsliebe. Zwar waren auch hier eine Reihe von Festungen in schimpflicher Kopflosigkeit übergeben worden, so Glogau, Brieg, selbst Breslau und das feste Schweidnitz, doch fehlte es auch nicht an erhebenden Beispielen; erst nach tapferer Verteidigung fiel Neiße, und die kleinen Festungen Kosel und Glatz hielten sich sogar unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Friedensschlusse.

Solche Beispiele von Heldentugend und Vaterlandsliebe waren einzelne Lichtblicke in einer sonst trüben Zeit.

5. Eylau und Friedland. Friedrich Wilhelm III. hoffte vergeblich, Napoleon zu einem erträglichen Frieden zu bewegen. Mit jedem Tage steigerten sich die Bedingungen des übermütigen Siegers, so daß selbst die Unterwerfung keine Rettung mehr schien. Zum Glück waren die Hauptkassen des Staates aus Berlin gerettet worden und damit die Mittel zur Fortsetzung des Krieges gesichert. Die einzige Hoffnung Preußens stand jetzt auf Rußland und dessen Kaiser Alexander. Wirklich rückten auch zwei russische Heere in die Provinz Preußen ein, um die Franzosen vom Übergang über die Weichsel abzuhalten. Mit ihnen vereinigten sich die kaum noch 6000 Mann starken preußischen Truppen. Napoleon brach von Berlin nach der Weichsel auf. Um die Polen für sich zu gewinnen, erließ er einen Aufruf, worin dies mißhandelte Volk aufgefordert ward, zum Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit auszuziehen. Begeistert von dem Gedanken, das alte Polenreich wieder aufzurichten, schlossen sich die meisten dem französischen Kaiser an, der ihnen Befreiung und Rache an ihren Widersachern verhieß. Sie brachten bereitwillig die größten Opfer und verstärkten die Reihen der französischen Krieger mit ihren tapferen Scharen. Mehrere blutige Gefechte wurden an der Weichsel geschlagen und Ströme von Blut vergossen. Der Hauptschlag aber geschah in der Schlacht bei Preußisch Eylau am 7. und 8. Februar 1807, wo der Kriegsmut der Franzosen und Russen und die tapfere Haltung des kleinen Preußenheeres unter heftigem Schneesturm und bitterer Winterkälte einen Kampf erzeugte, der an Menschenverlust den blutigsten Ereignissen der Weltgeschichte gleichkommt. 200 000 Mann wüteten gegen einander; der Kern der französischen Garden wurde aufgeopfert, der Sieg aber dennoch nicht errungen. Erst um Mitternacht des zweiten Schlachttages endete das furchtbare Gemetzel. Gegen 60 000 Tote und Verwundete bedeckten die weite Schneefläche der Walstatt. Die Schlacht blieb unentschieden; beide Heere übernachteten auf der Walstatt, und jede Partei schrieb sich den Sieg zu. Zum erstenmale erblickte hier Napoleon ein Schlachtfeld, winterlich öde und kalt, mit Verwundeten und Sterbenden bedeckt, das er nicht sein nennen konnte. Vielleicht würde ein

neuer Angriff der Russen am dritten Tage den völligen Sieg entschieden haben, aber beide Heere waren gänzlich erschöpft und traten den Rückzug an.

Es wurde nun ein Waffenstillstand von vier Monaten geschlossen. Während desselben knüpfte Napoleon neue Unterhandlungen mit Preußen an, um es zum Abfall von Rußland und zum Frieden zu bewegen. Allein so sehr auch der jetzt in Memel, der äußersten Grenzstadt seines Landes, weilende König von Preußen die Beendigung des Krieges wünschte, um sein Volk von der furchtbaren Bedrückung der Franzosen und den Gewaltthaten der Russen zu befreien, so war er doch zu treu und redlich, das mit Rußland geschlossene Bündnis zu brechen. Im Frühjahr 1807 kam Alexander selbst nach Preußen. Bei einer Heerschau umarmte er Friedrich Wilhelm und rief unter Thränen: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner von beiden!“ Es wurde dann ein neuer Vertrag geschlossen; auf Englands und Schwedens Beitritt konnte man sicher rechnen, auf Österreichs Anschluß hoffte man. Jetzt galt es keine Eroberung mehr, sondern nur Herstellung der durch Napoleon zertrümmerten Ordnung Europas, ferner Befreiung Deutschlands und Preußens. Mit diesen großen Entschlüssen ging man in den sich erneuernden Kampf, der auch von Seiten Napoleons mit überlegenen, trefflich geleiteten Kräften begonnen wurde. Schon die Schlacht bei Friedland a. d. Alle am 14. Juni 1807, in der Napoleon einen glänzenden Sieg errang, entschied gegen die Verbündeten. Nun erfolgte der Rückzug der Preußen und Russen bis über die Memel. Kaiser Alexander, der den Krieg von seinem Lande fernhalten wollte, verließ treulos die Sache Preußens und knüpfte Friedensunterhandlungen an, denen sich Preußen, von der Not gezwungen, anschloß.

6. Der Friede zu Tilsit. Kaiser Alexander, seiner Beteuerungen gegen den Freund vergessend, ließ sich in einer persönlichen Zusammenkunft auf der Memel zum Abfall von Preußen bewegen. Von Napoleon durch die Aussicht auf Teilung der Weltherrschaft zwischen Frankreich und Rußland — Frankreich den westlichen, Rußland den östlichen Teil Europas — gewonnen, brach er den mit heiligem Eide geschlossenen Freundschaftsbund. Zu Tilsit sahen sich dann auch Napoleon und Friedrich Wilhelm. Jener hatte einen demütig Unterwürfigen zu finden geglaubt, und er traf einen stolzen, soldatischen Mann, ruhig, einsilbig und zurückhaltend, den das Unglück nicht gebrochen hatte; er wußte in dieser trüben Zeit seine persönliche Würde mit Ruhe und Festigkeit so zu wahren, daß Napoleons Begleiter meinten, er benehme sich, als sei er der Sieger und sie die Besiegten. Und neben ihm erschien auf Napoleons ausdrücklichen Wunsch die schöne und edle Königin Luise, um den Sieger zu billigeren Rücksichten zu bestimmen, doch ohne Erfolg. Als Napoleon geringschätzig die unzarte Bemerkung machte: „Wie konnten Sie es auch wagen, einen Krieg mit mir anzufangen?“ da antwortete sie in den denkwürdigen

Worten: „Sire, dem Ruhme Friedrichs des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben!“ Die edle Haltung des Königspaares im Unglück erbitterte den hochmütigen Sieger, statt ihm Achtung einzuflößen.

Der von dem übermütigen, unerbittlichen Sieger diktierte harte Friede zu Tilsit kam am 9. Juli 1807 zustande. Preußen erhielt seine jetzt von den Franzosen besetzten Provinzen östlich von der Elbe zurück, mußte aber dagegen alle seine blühenden und fruchtbaren Länder zwischen Elbe und Rhein (welche also?) an Frankreich abtreten. Die ehemals polnischen Gebiete, welche es in der zweiten und dritten Teilung Polens erhalten*), mußte es teils an Rußland, teils an Sachsen herausgeben, ebenso erhielt Sachsen den Kreis Kottbus in der Lausitz. Die Festung Danzig sollte als Freistaat unter preußischem und sächsischem Schutze stehen. Preußen verlor also über die Hälfte seines Königreichs. Infolge der beispiellosen Leichtfertigkeit des preußischen Bevollmächtigten war es bei den Friedensunterhandlungen unterlassen worden, die Höhe der Kriegskosten genau festzusetzen. Diesen Leichtsinn benutzte Napoleon zu neuem Drucke, und erst nach längeren Verhandlungen erklärte er sich bereit, gegen eine für den kleinen, damals völlig erschöpften und vom Feinde ausgesogenen (inwiefern?) Staat unerhört hohe Abfindungssumme von 140 Millionen Frank das Land zu räumen. Doch sollten die preußischen Provinzen und Festungen so lange von den Franzosen besetzt bleiben, bis die Kriegsschuld getilgt war. Die drückendste Bestimmung aber war die Verpflichtung Preußens, fortan nur ein Heer von 42 000 Mann zu unterhalten. Von ehemals 10 Millionen Einwohnern behielt Preußen nicht ganz 5 Millionen. — Von den Bewohnern der abgetretenen Provinzen nahm der König in wahrhaft väterlicher Weise Abschied: „Das Schicksal gebietet,“ so schließt er seine Ansprache, „der Vater scheidet von seinen Kindern; ich entlasse euch aller Unterthanenpflicht gegen mich und mein Haus. Unsere heißesten Wünsche begleiten euch zu eurem neuen Landes-

*) Hier würde kurz auf die zweite und dritte Teilung Polens hinzuweisen sein. Nach der ersten Teilung Polens 1772 wurden noch zwei Teilungen vorgenommen, so daß von dem großen Königreiche nichts mehr übrig blieb. In der zweiten Teilung 1793 erhielt Preußen die Gebiete von Danzig und Thorn sowie das frühere Großpolen, das den Namen Südpreußen erhielt (jetzt der größte Teil der Provinz Posen und der westliche Teil des zu Rußland gehörigen Polens). In der dritten Teilung 1795 erhielt Preußen die Provinz Neu-Ostpreußen, so genannt, weil sie östlich von der Provinz Preußen lag. Auch die Stadt Warschau wurde damals preußisch. So hatte Friedrich Wilhelm II., der damals in Preußen regierte, sein Land bedeutend vergrößert. Von diesen Erwerbungen blieben durch den Tilsiter Frieden nur Thorn und die Provinz Posen bei Preußen; die übrigen fielen an das Herzogtum Warschau und gehören jetzt zu Rußland.

herrn; seid ihm, was ihr mir waret! Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen vertilgen!"

Napoleon war nun Herr in Deutschland und schaltete nach Belieben darin. Sachsen beschloß er zu einer Vormauer gegen Preußen zu machen, und so ward es, obgleich es gegen ihn gestritten, auf Kosten Preußens (durch den Kreis Kottbus) vergrößert, zum Königreich erhoben und trat dem Rheinbund bei. Die ehemals polnischen Länder Preußens verwandelte er in ein Herzogtum Warschau, zu dessen Herrscher er den König von Sachsen einsetzte. Gleich Sachsen erfuhr auch Sachsen-Weimar, dessen edler Herzog Karl August als preußischer General bis zuletzt ritterlich bei Preußen ausgehalten, am Ende doch Napoleons Gnade; er ließ es bestehen. Den Kurfürsten von Hessen dagegen, der auch das geringste Opfer gescheut und zwischen Napoleon und Preußen hin- und hergehandelt hatte, vertrieb er von Land und Leuten. Auch den Herzog Ferdinand von Braunschweig erklärte er für abgesetzt. Dieser, durch die Wunde von Auerstädt des Augenlichts beraubt, hatte den Sieger gebeten, in seiner Hauptstadt Braunschweig sterben zu dürfen; doch hatte er es verweigert. Unter den furchtbarsten Qualen war der Herzog dann auf dänisches Gebiet bis Altona geflüchtet, wo er in trostloser Verbannung zu Ottensen starb. Aus diesen nun herrscherlosen Gebieten Hessen und Braunschweig und aus den durch Preußen im Frieden zu Tilsit abgetretenen Ländern zwischen Elbe und Rhein, sowie aus dem südlichen Teile von Hannover bildete Napoleon das Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel, das er seinem jüngsten Bruder Hieronymus (Jerome) verlieh. Dieser mußte sich verpflichten, dem Rheinbunde beizutreten, eine bestimmte Anzahl Soldaten zu stellen, dem Kaiser die Hälfte seiner Einkünfte abzugeben und in der starken Festung Magdeburg, die ebenfalls zu seinem Reiche gehörte, eine starke Besatzung von 12 000 Mann zu unterhalten. (Warum?) Nun beeilten sich auch die übrigen deutschen Staaten, dem Rheinbunde beizutreten, so daß dieser außer Preußen und Österreich alle deutschen Staaten umfaßte.

7. Die Festlandssperre. Der Friede zu Tilsit zeigte Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. Fast alle Länder Europas, mit Ausnahme von Rußland und England, hatte er gedemütigt. Mit Rußland stand er jetzt im Bunde, desto verhaßter war ihm England, weil er es nicht demütigen konnte. Englands Lage schützte es vor einem Angriff zu Lande; zu einem Seeangriff gehörte eine große Flotte, die Napoleon nicht besaß, da die seinige im Jahre 1805 von der englischen bei Trafalgar an der Südküste Spaniens vollständig vernichtet worden war. Da beschloß er, Englands Handel, durch den es reich und mächtig geworden war, lahm zu legen oder ganz zu vernichten. Deshalb befahl er, daß alle Häfen des Festlandes den englischen Schiffen gesperrt werden sollten. Diese Sperre, am 21. November 1806 von Berlin aus ange-

ordnet, nennt man die Festlandssperre oder Kontinentalsperre. Ihr mußten im Frieden von Tilsit auch Preußen und Rußland beitreten und ihre Häfen den englischen Schiffen verschließen. Die wichtigsten Bestimmungen dieser Festlandssperre, durch welche nicht nur England, sondern auch den gesperrten Ländern großer Schaden erwuchs (inwiefern?), waren folgende:

1. Die britischen Inseln sind in Sperrzustand erklärt.
2. Jeder Handelsverkehr und jeder Briefwechsel mit den britischen Inseln ist untersagt. Infolgedessen sind die Briefe oder Packete, welche nach England oder an einen Engländer gerichtet oder in englischer Sprache geschrieben sind, vom Postenlaufe ausgeschlossen und werden weggenommen.
3. Jeder Staatsangehörige Englands, von welchem Rang oder Stand er sei, der sich in den von unseren oder unserer Verbündeten Truppen besetzten Ländern betreffen läßt, wird als Kriegsgefangener erklärt.
4. Jedes Magazin, jede Ware, jedes Eigentum irgend welcher Art, das einem englischen Unterthan gehört, wird weggenommen.
5. Der Handel mit englischen Waren ist verboten, und jede Ware, die England gehört oder aus seinen Fabriken oder Kolonieen stammt, wird weggenommen.
6. Kein Fahrzeug, das unmittelbar aus England oder aus den englischen Kolonieen kommt oder dort seit Veröffentlichung dieser Verordnung gewesen ist, wird in irgend einem Hafen aufgenommen.
7. Jedes Fahrzeug, das durch falsche Angaben diese Bestimmung umgeht, wird weggenommen. Schiff und Fracht werden mit Beschlag belegt, wie wenn es englisches Eigentum wäre.

B. Vertiefung.

1. Ursachen des Krieges.

Napoleon beschwört den Krieg mutwillig herauf, um seine Herrsch- und Habsucht zu befriedigen. Sein Ehrgeiz hat nicht eher Ruhe, bis Deutschland völlig gedemütigt ist, bis er Herr ist über alle Länder und Völker Europas. Seine zahlreichen Kriege zeigen seine Hartherzigkeit und Schonungslosigkeit; Mitleid, Erbarmen, Menschenliebe kennt er nicht. Sein Krieg ist ein ungerechter, ein Eroberungskrieg.

Preußen führt seinen Krieg aus Notwehr; indem es Genugthuung für sein verletztes Recht fordert, kämpft es um seine Existenz, um die heiligsten Güter eines Volkes, um Vaterland, Freiheit, Selbständigkeit. Preußens Krieg ist also ein gerechter und trotz der von Preußen zuerst erfolgten Kriegserklärung ein Verteidigungskrieg. „Es kann der Frömmste . . .“ — „Zum letzten Mittel . . .“ — „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren . . .“ Daß in Gemeinschaft mit Preußen sich nicht alle deutschen Stämme zum Kampfe erheben, ist Verrat am Vaterlande. Deutsche Uneinigkeit wird also wieder einmal hart bestraft.

2. Wie ist die Niederlage bei Jena zu erklären?

Friedrich der Große hat mit seinem tapferen Preußenheere sieben Jahre gegen eine ungeheure Übermacht gerungen und ist doch nicht unterlegen; jetzt

entscheidet eine einzige Schlacht das Schicksal des so bedeutend vergrößerten Preußens. Es ist eben jetzt alles anders wie früher. Damals stand an der Spitze Preußens der größte Feldherr seiner Zeit: Friedrich; ihm standen als Helfer zur Seite viele tüchtige, tapfere Generale (welche?) und ein in Schlachten erprobtes, vortrefflich geschultes Heer, teils aus Ausländern, teils aus Landeskindern bestehend. — Jetzt ist der Feldherr ein Greis, langsam, unentschlossen, nur mit der veralteten Kriegsweise bekannt; ihm zur Seite meist ebenso alte, unfähige Generale, langsam in ihren Entschlüssen und Bewegungen, kopflos, mutlos und feige beim geringsten Unglück. Das Heer, meist aus Ausländern bestehend, kennt den Krieg nur vom Hörensagen, besitzt keine Liebe zu Fürst und Vaterland, vor allem aber keine kriegerische Begeisterung und Hingabe an seine Führer. — Trotz dieser Schwächen aber träumen Offiziere und Gemeine von einem leichten Siege, einem zweiten Roßbach; ihr Stolz auf die Erfolge des großen Friedrich führt sie zu Hochmut, Übermut, Selbstüberhebung und dadurch zu Sorglosigkeit, Leichtsinn, Leichtfertigkeit, ohne daß sie bedenken, daß die Franzosen von heute andere sind als die zur Zeit Friedrichs. Deshalb müssen auch die Preußen es erfahren: „Hochmut kommt vor dem Falle." — „Übermut thut niemals gut." — „Wer hoch steigt, fällt tief." — „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . ." — „Glück und Glas, wie bald bricht das." — „Es kann vor Tag leicht anders werden . . ." — Das Wort Friedrichs des Großen nach der Niederlage bei Kollin: „Die Erfolge geben oft eine gefährliche Sicherheit."

Anders ist es bei den Franzosen: ein Feldherr, der größte seiner Zeit, Sieger in zahlreichen Schlachten, rasch, entschlossen, klug berechnend, tapfer, ungestüm im Angriff, ausdauernd und beharrlich; ihm zur Seite junge, tüchtige Generale von gleichen Eigenschaften, ein kriegsgeübtes Heer, trefflich geschult, des Sieges gewohnt, voll Begeisterung für seinen Kaiser kämpfend. Napoleon mußte Sieger bleiben.

3. Was ist über die Folgen der Niederlage zu urteilen?

Diese sind schmachvoller als die Niederlage selbst. An die Stelle des Übermutes tritt Kopflosigkeit, Verzagtheit, Ratlosigkeit, bei fast allen Festungskommandanten Feigheit und endlich Verrat an der heiligen Sache des Vaterlandes. Statt die stark befestigten, mit Vorräten aller Art reich versehenen Bollwerke des Staates bis auf den letzten Mann zu verteidigen, dadurch die preußische Ehre zu wahren, den Siegeslauf des Eroberers zu hemmen und vielleicht mit Hilfe der Russen noch eine glückliche Wendung des Krieges herbeizuführen, schänden sie die preußische Ehre und stürzen ihr Vaterland in namenloses Unglück. So tief ist ein Volk gesunken, das sich 50 Jahre früher mit unsterblichem Ruhme bedeckt. —

Nur wenige Männer beugen sich der allgemeinen Schande nicht: Blücher, York, Schill, Gneisenau, Nettelbeck, Courbière. Sie zeigen sich des Ruhmes Friedrichs des Großen würdig, zeigen Mut, Tapferkeit, Unerschrockenheit, Beharrlichkeit und Ausdauer, Liebe zum Vaterlande, Opferfreudigkeit, Treue bis in den Tod. Ein erhebendes Beispiel von Vaterlandsliebe geben besonders die Bürger von Kolberg.*)

4. Was ist über Kaiser Alexander zu urteilen?

Er nimmt sich des bedrängten Freundes an, steht ihm bei in seiner Not und sucht ihm zu helfen. Das ist edelmütig, hilfreich; er zeigt sich als guter Nachbar, helfender Freund, das Wohl seines Nächsten thatkräftig fördernder Fürst. „Greif an mit Gott, dem Nächsten muß man helfen." — „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig." — Soweit gefällt uns Alexander.

Als aber der Krieg sich seines Landes Grenzen nähert, als Napoleon ihm lockende Versprechungen macht, da verläßt er den Bundesgenossen, bricht das Bündnis und schließt mit dem Feinde einen Bund. Das ist wortbrüchig, eidbrüchig, falsch, treulos, Verrat an der Freundschaft, Verrat an der Treue, Ehrlichkeit und Redlichkeit des Verbündeten. „Ein Kaiserwort soll nicht gebrochen werden." — „Und wenn die Treue aus der ganzen Welt geschwunden wäre . . ." (Karl V.) Es fehlt also dem Kaiser Alexander das treue Ausharren, das beharrliche Festhalten am gegebenen Wort, Treue, Festigkeit, Ausdauer, Beharrlichkeit, dagegen zeigt er Wankelmut, Untreue, Unwahrhaftigkeit, weil Selbstsucht, Habsucht und Ehrgeiz. Nachweis! Darin gefällt er uns nicht.

Dagegen zeigt Friedrich Wilhelm III. Treue, Wahrhaftigkeit, Festigkeit, Beharrlichkeit. Inwiefern?

5. Der Friede zu Tilsit.

Er zeigt Napoleon auf dem Gipfel der Macht; das ganze Festland Europas gehorcht jetzt dessen Befehlen (Kontinentalsperre!); er zeigt aber auch dessen Rücksichtslosigkeit, Härte, Mißachtung fremder Rechte, Hochmut („Wie konnten Sie es auch wagen . . ."), Rachsucht (gegen England), Herrschsucht und unermeßliche Habgier.

Dagegen zeigt er in seinen sieben Bedingungen Preußens tiefe Erniedrigung und Schmach: 1. Abtreten aller preußischen Länder zwischen Elbe und Rhein. 2. Abtreten der polnischen Besitzungen. 3. Abtreten des Kreises Kottbus. 4. Zahlung von 140 Millionen Frank Kriegskosten. 5. Be-

*) Hier würde das herrliche Zeugnis anzuführen sein, das Gneisenau in einem Briefe über Nettelbeck ausspricht. Vergl. Richter, Quellenbuch. 2. Aufl. S. 258.

setzung der preußischen Festungen durch die Franzosen bis zur Tilgung der Kriegsschuld. 6. Festsetzung der preußischen Heeresstärke auf 42000 Mann. 7. Beitritt Preußens zur Kontinentalsperre.

III. Verknüpfung.

1. Roßbach und Jena.

a) Zeit. b) Kämpfende Parteien. c) Feldherren. d) Ursache der Schlacht, Absicht des Feindes. e) Ausgang der Schlacht. f) Folgen derselben für beide Parteien. g) In beiden ein tüchtiger preußischer General: Seydlitz, Blücher. Vergleich beider.

2. Der siebenjährige Krieg und Preußens unglücklicher Krieg,

verglichen nach ihren Ursachen. Dort wie hier Verteidigungskrieg, Krieg aus Notwehr; dort wie hier zuerst Kriegserklärung seitens Preußen; dort wie hier war die Demütigung und Verkleinerung Preußens, sowie die Befriedigung ihrer Ländergier die Absicht der Feinde. Inwiefern? Dort wie hier hat Preußen übermächtige Gegner u. s. w.

3. Das preußische Heerwesen zur Zeit Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III.

a) Zusammensetzung des Heeres. b) Kriegszucht. c) Oberster Heerführer. d) Generale. e) Eigenschaften der Soldaten. f) Verhalten nach einer Niederlage.

4. Preußens Schmach 1806 und Preußens Opferfreudigkeit 1756—1763.

a) Hier feige Übergabe der stärksten Festungen — dort mutige Verteidigung derselben. Nachweis! b) Hier Mutlosigkeit und Verzagtheit des Volkes — dort Opferfreudigkeit desselben, besonders nach der Schlacht bei Kollin. Vergl. auch: Anhänglichkeit der Grafschaft Mark! c) Hier das Heer beständig auf der Flucht — dort, auch nach Niederlagen, stets fertig zum Angriff.

5. Der Friede zu Tilsit und Hubertusburg.

a) Zeit. b) Die Frieden schließenden Parteien. c) Notwendigkeit des Friedensschlusses. d) In Hubertusburg diktiert Preußen, in Tilsit Napoleon den Frieden. e) In Hubertusburg wird Preußen Großmacht, in Tilsit wird es aufs tiefste gedemütigt. f) Dort erlangt es einen bedeutenden Länderzuwachs, hier verliert es noch größere Besitzungen. g) Dort steht es geachtet, bewundert, gefürchtet da, ganz Europa achtet auf das Wort des Preußenkönigs, hier erntet es nur Schmach und Schande.

6. Deutsche Bürgertugend in der Verteidigung der Vaterstadt.

Die Bürger von Kolberg 1806 und im siebenjährigen Kriege, die Bürger Wiens 1683, Magdeburgs 1631, Stralsunds 1628, Magdeburgs 1551 u. s. w. Nicht Ruhe, sondern tapfere Verteidigung ist die erste Bürgerpflicht.

7. Männer, die den Heldentod fürs Vaterland starben.

Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld 10. Oktober 1806, Herzog Ferdinand von Braunschweig durch seine Verwundung bei Auerstädt, Feldmarschall Schwerin bei Prag 1757 u. s. w.

8. Gedenktage.

14. Oktober 1806: Preußens Niederlage bei Jena.
„ „ 1758: Überfall bei Hochkirch.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1806—1807 Preußens unglücklicher Krieg mit Frankreich.
1806, 10. Oktober. Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld.
14. Oktober. Preußens Niederlage bei Jena und Auerstädt.
27. Oktober. Napoleons Einzug in Berlin.
1807, 7. und 8. Februar. Schlacht bei Pr. Eylau. Preußen und Russen.
14. Juni. Niederlage der Verbündeten bei Friedland.
9. Juli. Friede zu Tilsit.

2. Geographische Ergebnisse.

Preußen tritt alle Länder zwischen Elbe und Rhein — den größten Teil der heutigen Provinzen Sachsen und Westfalen — den Kreis Kottbus, seine polnischen Länder mit Ausnahme der Provinz Posen und Danzig ab.

Das Königreich Westfalen wird gebildet aus den Provinzen Sachsen und Westfalen, dem Herzogtum Braunschweig, dem Kurfürstentum Hessen und dem südlichen Teile des Kurfürstentums Hannover. Hauptstadt Kassel, König Hieronymus (Jerome).

Das Kurfürstentum Sachsen wird zum Königreich erhoben, erhält den Kreis Kottbus, tritt dem Rheinbunde bei. Der König von Sachsen wird Herzog von Warschau.

Die Festung Danzig wird Freistadt und Freihafen.

3. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Heerwesen: Das Heer besteht noch immer größtenteils aus geworbenen Truppen: die Kriegszucht ist sehr streng; der Soldatenstand ist noch immer ein verachteter.

Handel: Dem Handel Europas werden durch Napoleons Festlandssperre tiefe Wunden geschlagen. Nicht England allein, besonders auch das Festland hat großen Schaden; denn die Waren, die es von England und seinen Kolonieen bezogen, erhält es jetzt gar nicht oder nur auf Umwegen und dadurch sehr teuer. Nichts zeigt Napoleons rücksichtslose Willkür so sehr wie die Festlandssperre.

V. Anwendung.

1) Inwiefern war Preußens unglücklicher Krieg ein Krieg der Notwehr?

2) Welche Gefühle und Erinnerungen weckt der Tag von Jena a) bei den Preußen? b) bei den Franzosen?

3) Welche Bedeutung für Preußen hat der Tag von Jena?

4) Wodurch wird die Schmach der Niederlage vergrößert?

5) Welches sind einzelne Lichtblicke in trüber Zeit?

6) Was mag Napoleon an Friedrichs des Großen Grabe gedacht haben?

7) Warum mag er gerade den Degen desselben mitgenommen haben?

8) Welches Volk hoffte durch Preußens Niederlage seine Auferstehung zu feiern?

9) Welche Folgen hätte der Tag von Eylau haben können, wenn Friedrich Wilhelm III. Napoleons lockenden Versprechungen gefolgt wäre?

10) Hat Preußen irgend welchen Vorteil von dem Bündnis mit Rußland gehabt? Inwiefern nicht?

11) Worin bestand das Schmachvolle des Tilsiter Friedens?

12) Ob Preußen diese Demütigung verdient hat?

13) Inwiefern ist der 14. Oktober für Preußen ein Unglückstag? (Hochkirch, Jena.)

14) Wende folgende Sätze an: „Es kann der Frömmste . . .“ — „Die Erfolge geben oft eine gefährliche Sicherheit.“ — „Ein Mann, ein Wort.“ — „Sei getreu bis in den Tod . . .“ — „Süß ist's, für die Freiheit zu sterben“!

15) Nennt preußische Helden, die den Tod fürs Vaterland gestorben sind!

16) Nennt Beispiele opferfreudiger Bürgertreue!

17) Nennt Beispiele von Untreue gegen den Verbündeten!

18) Versuche Preußens allmähliches Wachstum und seine Verkleinerung durch Napoleon anzugeben!

---

3. Preußens Wiedergeburt.

(Ziel: Wie Preußen sich aus seiner tiefen Erniedrigung erhebt und langsam zu neuem Kampfe vorbereitet.)

I. Vorbereitung.

Mit dem Frieden von Tilsit war der tiefste Grad der Erniedrigung Deutschlands und Preußens erreicht. Die Tage der preußischen Schmach und Schande lasteten schwer auf Regierung und Volk. Und doch war Preußen schuld an seinem Unglück, das erkannte nicht nur das Volk, sondern auch das

Königshaus. In jener Zeit der Not und Bedrängnis schrieb die Königin Luise von Memel aus ihrem Vater, dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz, in einem Briefe folgende Worte: „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte, in sich gekehrt, wiederholt: „Das muß auch bei uns anders werden". —*)

In welcher Weise es in Preußen nach dem Tilsiter Frieden anders, d. h. besser geworden ist, und wie der König und seine Helfershelfer, die besten Männer des Landes, an diesem Werke der Besserung alter, verjährter, und darum untauglicher Einrichtungen gearbeitet haben, darüber wollen wir jetzt Näheres hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Preußens Lage nach dem Tilsiter Frieden. Der Tag von Jena und Auerstädt hatte nicht nur unendliche Schmach über Preußen gebracht; dies Land hatte auch mehr als irgend ein anderes durch hohe Kriegssteuern, Plünderungen und den Übermut der Sieger gelitten. Das Elend verriet sich überall. In dem unglücklichen Ostpreußen, von Franzosen und Russen gleich grausam verheert, lagen weite Landstriche wie ausgestorben; ganze Dorfschaften waren verschwunden, viele Städte und Dörfer abgebrannt, der Viehstand zerstört, viele tausend Familien ins Elend getrieben, so daß in einem einzigen Orte 500 Kinder armer verschollener Eltern auf öffentliche Kosten ernährt werden mußten; die Prediger mahnten von der Kanzel einen jeden, zu ernten, wo er wolle, damit nur das Korn nicht auf dem Halme verderbe. Die Schrecken des 30jährigen und des 7jährigen Krieges waren wieder erneuert. Dazu fehlte die Möglichkeit, das Land, wie nach dem 7jährigen Kriege, durch die Segnungen des Friedens rasch zu neuem Wohlstand zu bringen. Denn der Sieger sorgte auch nach dem Frieden mit peinlicher Gewissenhaftigkeit für die Ausplünderung des verhaßten Landes. Wo eines seiner Regimenter abzog, da wurden zuvor alle königlichen Magazine und Vorräte verkauft.

*) Hier sei zur unterrichtlichen Verwertung noch empfohlen: „Zwei Briefe der Königin Luise an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg." Richter, Quellenbuch. S. 251.

Keine Flinte, so befahl er, und kein Pulverkorn darf im Lande verbleiben. Das Entsetzlichste aber blieb doch, daß mit allen diesen Opfern die Ruhe des Friedens noch immer nicht erkauft war. Der ergrimmte Sieger hatte in seiner zornigen Hand eine furchtbare Geißel, welche er über das unglückliche Land schwang, das waren die Bedingungen über Zahlung der Kriegskosten. Bis zur Zahlung der 140 Millionen Frank sollten ja französische Truppen nicht nur sämtliche preußische Festungen besetzt halten, sondern auch aus preußischen Magazinen ernährt werden. Die Erfüllung dieser Bedingung grenzte für das erschöpfte Preußen fast an die Unmöglichkeit. 150 000 Franzosen unter drei Marschällen lasteten noch auf dem Lande; jede Provinz wurde durch den darin befehlenden Marschall, jede Stadt durch die Anmaßung und Geldgier eines französischen Kommandanten gepeinigt. Unerschwinglich waren die von den Franzosen erpreßten Summen, und Napoleon hat einschließlich der Kriegskosten, Kriegssteuern während des Krieges und sonstigen Brandschatzungen während der zwei Jahre der Besetzung eine Milliarde und 129 Millionen Franken aus Preußen gezogen. Vergebens sandte König Friedrich Wilhelm III. seinen Bruder nach Paris, um den Sieger zu Milderungen zu bestimmen; vergebens bot der edelmütige Prinz sich selbst als Geisel an, bis Preußen den Anforderungen Napoleons genüge; dieser blieb unerbittlich. Derartige Frevel, die man erdulden mußte, brannten tiefer in der Seele der Preußen als anderswo, da man sich bei jedem neuen Druck mit Wehmut, aber auch mit Ingrimm an die glorreichen Zeiten Friedrichs des Großen erinnerte. Die größten Anstrengungen wurden gemacht, die Kriegsschuld so bald als möglich abzutragen. Durch Ersparnisse, Anleihen, Ausgabe von Papiergeld, selbst durch Verkauf königlicher Domänen suchte man die nötigen Summen aufzubringen. Der König selbst brachte die größten Opfer. Er schränkte den eigenen Haushalt auf das allernotwendigste ein, lebte mit seiner Familie in Memel wie ein schlichter Bürger, in einfachen, beschränkten Zimmern, auf frühere Bequemlichkeit und Genüsse opfermutig verzichtend. Die Mittagstafel war in hohem Grade einfach. Das kostbare, goldene Tafelgerät, ein Nachlaß Friedrichs des Großen, auch das entbehrliche Silbergeschirr hatte man in Holland für $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler verkauft; auch die königlichen Prinzen verzichteten auf den dritten Teil ihrer Gehälter, um einen Teil der Kriegskosten an Frankreich zu bezahlen. Am 1. November 1808 gelang es endlich, die Räumung des Landes vom Feinde herbeizuführen, und im Dezember konnten unter unendlichem Jubel der Bevölkerung wieder preußische Truppen in die Hauptstadt des Landes einziehen.

2. Die Umgestaltung des Heerwesens. Die Unglücksjahre 1806 und 1807 hatten die Schwächen des damaligen Heerwesens klar gezeigt, und der König hatte mit der Erkenntnis derselben auch den ernsten Willen, das Werk der Umgestaltung zu beginnen. Da die Armee bis auf wenige

tausend Mann aufgelöst, fast das ganze reiche Kriegsmaterial dem Feinde in die Hände gefallen war, so galt es, alles neu zu ordnen und einzurichten. Schon im Jahre 1807 begann der König die Erneuerung seines Heeres. Der Mann, der das Werk eigentlich vollbrachte und sich dadurch unsterbliche Verdienste um Preußen und Deutschland errang, war der General **Scharnhorst**, der Reformator des Heeres, der Schöpfer der neuen Kriegsmacht.

Das Unglück von Jena und die schmachvolle Übergabe der meisten Festungen war zumeist durch die Unfähigkeit, Kopflosigkeit und Feigheit der Anführer herbeigeführt worden. Es galt daher zunächst, diese zu beseitigen. Es wurde ein Ehrengericht aufgestellt, vor welchem jeder Offizier, der bei einer der vielen schmachvollen Kapitulationen beteiligt gewesen, sein persönliches Verhalten rechtfertigen mußte; wer es nicht völlig konnte, wurde entlassen, bestraft und fiel der Schande und Verachtung anheim. An die Spitze der Truppen traten tapfere, unerschrockene Männer, die auch im Unglück den Kopf nicht verloren, z. B. Blücher, York, Gneisenau und andere. Die Offiziere waren bisher allein aus dem Adel gewählt worden; jetzt sollte jeder Soldat, der im Frieden etwas Tüchtiges gelernt hatte und sich im Kriege durch Tapferkeit, Anstelligkeit und raschen Überblick auszeichnete, zu den höchsten Ehrenstellen befördert werden dürfen. Damit hörte die bevorzugte Stellung des Adels im Kriegsheere auf; ein jeder hatte gleiche Rechte und gleiche Pflichten.

Aber nicht die Führer allein, auch die gemeinen Soldaten waren mit schuldig an dem Unglück von Jena. Die geworbenen Ausländer, aus denen das Heer meist bestand, konnten nur durch harte Zucht zur Erfüllung ihrer Pflichten gezwungen werden, da Liebe und Begeisterung für das Land, für das sie fochten, bei ihnen nicht vorhanden war. Deshalb wurden alle Ausländer entlassen und die Soldaten nur aus **preußischen Landeskindern** genommen, die im Falle der Not mit heiliger Begeisterung in den Kampf für König und Vaterland ziehen würden. Auch wurden die Soldaten nicht mehr geworben, sondern jeder erwachsene Preuße, der körperlich tüchtig war, war zum Heeresdienst verpflichtet, ohne daß er einen andern als Stellvertreter schicken konnte. Scharnhorst führte also die **allgemeine Wehrpflicht** ein. Und weil nun jeder Preuße ohne Unterschied des Standes der Fahne seines Königs dienen mußte, so hörte der Soldatenstand auf, ein verachteter zu sein; den bunten Rock seines Königs zu tragen, galt fortan als Ehre; denn nur der Schwache und Gebrechliche blieb ja zurück, wenn einst das Vaterland rief. So vertraute der Staat den Schutz des Vaterlandes seinen eigenen Söhnen an.

Bei Soldaten, die aus Liebe zum Vaterlande den Rock ihres Königs trugen, war eine so harte und strenge **Kriegszucht**, wie sie bisher geübt worden, nicht mehr nötig. Eine menschliche Behandlung, welche besonders Vaterlandsliebe und Ehrgefühl entwickeln und pflegen sollte, trat an ihre Stelle.

Die entehrende Prügelstrafe und das ebenso schimpfliche Spießrutenlaufen wurden abgeschafft; kein Soldat sollte mehr geschlagen werden. Dadurch kam ein ganz neuer Geist in die Armee. Liebe zu König und Vaterland, Ehrgefühl, Freudigkeit und Begeisterung traten jetzt an Stelle des ehernen Zwanges. Auch die Bewaffnung wurde vereinfacht, das Exerzieren erleichtert und als wirkliche Vorübung zum Kriege betrieben.

So tiefgreifend diese Umgestaltung des Heerwesens auch war, so würde man doch im Augenblicke der Not kein schlagfertiges Heer gehabt haben, da eine der schmachvollsten Bedingungen des Tilsiter Friedens bestimmte, daß Preußen nicht mehr als 42 000 Mann Soldaten unterhalten dürfe. Scharnhorst aber wußte Rat. Sobald die 42 000 Mann eingeübt waren, entließ man sie, um eine gleiche Zahl neuer Mannschaften unter die Fahnen zu rufen. Die Entlassenen bildeten dann die Reservetruppen, die jeden Augenblick wieder einberufen werden konnten, und später die Landwehr. So wurde in wenigen Jahren ein großer Teil des Volkes waffentüchtig gemacht, und ohne daß man die durch Napoleon vorgeschriebene Zahl jemals überschritt, hatte man doch in kaum drei Jahren 150 000 Mann kriegstüchtige Leute, welche auf den ersten Ruf unter die Waffen treten konnten. Auch die übrigen Vorbereitungen zum Kriege, Ankauf von Gewehren, neue Ausrüstung der Festungen, Vermehrung der Artillerie u. s. w. wurden mit größter Schnelligkeit, aber in aller Stille, betrieben.

Die Grundgedanken der Umgestaltung des preußischen Heerwesens durch Scharnhorst waren also folgende:

a) Wehrhaftmachung des ganzen Volkes und Veredelung des Kriegsdienstes durch allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung.

b) Rasche und tüchtige Ausbildung der Massen durch Vereinfachung der Bewaffnung und der Übungen.

c) Hebung des Offiziersstandes durch gleiche Verteilung der Rechte und Pflichten für alle ohne Rücksicht auf Geburt. Nur Tüchtigkeit und Bildung befähigen zum Offizier.

d) Begründung der Kriegszucht auf Vaterlandsliebe und Ehrgefühl mit Abschaffung der entehrenden Prügelstrafe und des Spießrutenlaufens.

3. Die Umgestaltung der Staatsverwaltung. Sollte das preußische und durch dasselbe das deutsche Volk jemals wieder von der drückenden Fremdherrschaft befreit werden, so mußte die Liebe zu König und Vaterland, die opferfreudige Begeisterung des Volkes neu angefacht werden. Die ganze Staatsverwaltung Friedrichs des Großen, die damals noch bestand, musterhaft für dessen Zeitalter, bedurfte doch einer Umgestaltung nach den freiheitlichen Ideen, wie sie durch die französische Revolution gezeitigt worden waren. Der ausgezeichnete Staatsmann, der dieses schwere Werk unternahm, war der edle, hochbegabte Freiherr vom Stein, den der König 1807 zum Minister berief. Dieser, ein Mann von feuriger Begeisterung für das Vaterland und von glühendem Haß gegen die Fremdherrschaft, stellte sich,

nachdem er das Land durch die Aufbringung der Kriegskosten von den fremden Blutsaugern befreit, die Aufgabe, das preußische Volk durch Weckung eines sittlichen, religiösen Geistes neu zu beleben und in allen Schichten der Bevölkerung eine kräftige, vaterländische Gesinnung und eine rege Teilnahme am öffentlichen Wohle zu befördern. Es sollte dem preußischen Volke wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit und Nationalehre eingeflößt werden, um nach solcher Neubelebung des Volksgeistes die erste günstige Gelegenheit zum Kampfe für diese Güter zu ergreifen. Es bedurfte also einer äußeren und inneren Umgestaltung des ganzen Staatswesens, einer sittlichen Wiedergeburt des ganzen Volkes. Zu diesem Zwecke suchte er besonders den Bauern- und Bürgerstand zu heben.

a) **Die Befreiung des Bauernstandes.** Um dem Ackerbau wieder aufzuhelfen und das verödete, ausgesogene Land zu Wohlstand und Blüte zu bringen, mußte der ganze Bauernstand zu größter Selbstthätigkeit angespornt, mit neuer Arbeitslust und neuem Arbeitsmut erfüllt werden. Das konnte nur durch eine Änderung seiner ganzen Lage, durch eine Erleichterung seines meist noch schweren Loses geschehen. Der Bauernstand war damals in fast allen Ländern östlich von der Elbe noch persönlich unfrei; zwar nicht mehr leibeigen (die Leibeigenschaft war durch Friedrich den Großen aufgehoben), aber doch dem Gutsherrn erbunterthänig, d. h. der Bauer war mit seiner Person an das Gut, an die Scholle, auf der er geboren war, gebunden; seine Kinder und er selbst durften ohne Erlaubnis des Gutsherrn nicht in fremde Dienste gehen, seine Töchter nicht ohne des Gutsherrn Wissen und Willen sich verheiraten. Der Acker, den er bearbeitete, gehörte ihm nicht als freies Eigentum, sondern nur zum Nießbrauch; der eigentliche Besitzer war der Gutsherr, dem er für die Benutzung schwere Frondienste, Naturallieferungen (was heißt das?) und Geldabgaben leisten mußte. So fehlte ihm der kräftige Anreiz, den Acker zu verbessern. Denn wozu sollte er Grund und Boden bessern, der nicht sein Eigentum war? Wozu sollte er Haus und Hof bauen oder auch nur in gutem Stande halten, da ihn der Gutsherr so leicht davon vertreiben konnte? Deshalb beschloß der König, einen freien Bauernstand in Preußen zu schaffen. Schon im Oktober 1807 erschien eine Verordnung über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit zunächst auf sämtlichen königlichen Domänen; mit dem Martinitage 1810 hörte auch auf allen anderen Gütern die Erbunterthänigkeit der Bauern auf. Nun war der Bauer nicht mehr an die Scholle gebunden, sondern konnte sich frei zu jedem Berufe entschließen; eine Verpflichtung zu irgend welcher Dienstleistung für eine Gutsherrschaft bestand nicht mehr. Die alten Fronen und Lasten des Bauernstandes, die noch aus dem Mittelalter stammten, waren damit aufgehoben. Ebenso hörte die Verpflichtung der Landleute, den königlichen Beamten, welche die Provinzen bereisten, gegen geringe

Vergütung Vorspann zu leisten, auf. Bisher war dem Bauer vielfach vorgeschrieben, in welcher Mühle er sein Getreide mahlen mußte, in welcher Brennerei und Brauerei er Schnaps brennen und Bier brauen lassen durfte; auch diese Zwangsrechte der Mühlen, Brennereien und Brauereien wurden abgeschafft oder sehr beschränkt.

Land als selbständiges Eigentum konnte der Bauer überhaupt nicht erwerben; das Recht zum Kauf der Rittergüter besaß nur der Adel. Kurz nach Aufhebung der Erbunterthänigkeit wurde ebenfalls im Oktober 1807 auch dieses Vorrecht des Adels aufgehoben; jeder Bürger, jeder Bauer sollte ein Rittergut erwerben dürfen. So sah der so lange gedrückte Bauer mit freudigem Blicke die Möglichkeit vor sich, ein unbelastetes Eigentum zu besitzen. Umgekehrt sollte jedem Adeligen gestattet sein, ein bürgerliches Gewerbe treiben zu dürfen, was ihm bisher seine Standesehre verbot. So fielen also in jenem denkwürdigen Jahre 1807 die Schranken, welche bisher fast unübersteiglich die einzelnen Stände geschieden. Ebenso wurde der Adel zu Steuern und Abgaben herangezogen, die bisher nur von Bürgern und Bauern getragen worden waren. Der Adel verlor also an Rechten, aber Stein, der selbst ein Edelmann durch und durch war, suchte die Würde dieses Standes nicht in Vorrechten, sondern in einer hervorragenden sittlichen und patriotischen Haltung.

Nun erst, nach Aufhebung der Erbunterthänigkeit und nach Verleihung des Rechtes zum Erwerb des Grundeigentums konnte ein neuer Aufschwung des Landbaues beginnen und dadurch Volkswohlstand und Volkskraft langsam wieder auf die frühere Höhe gebracht werden.

b) **Umgestaltung des Städtewesens.** Auch die Städte bedurften einer gründlichen Änderung ihrer Verhältnisse; auch der Bürger mußte mit neuem Geiste beseelt, mit Vaterlandsliebe, mit Sinn für das Gemeinwohl erfüllt werden. In den Zeiten des Mittelalters war das so gewesen. Da hatte die Bürgerschaft selbst ihre städtischen Angelegenheiten verwaltet, war freudig zur Verteidigung auf die Wälle geeilt, sobald ein Angriff von außen drohte. Solch heldenhaften Bürgersinn hatten im Jahre 1806 nur die Bürger von Kolberg bethätigt. Seit dem 30jährigen Kriege nämlich war die Selbständigkeit in der Verwaltung der Städte mehr und mehr gesunken. Seit dieser Zeit hatte der Staat durch angestellte Beamte auch alle städtischen Angelegenheiten regiert. Diese Staatsbeamten, nicht selten ausgediente Militärs, den Geschäften und Bedürfnissen der Stadt meist völlig fremd, suchten in ihren Stellen vielfach nur Ruheplätze. Die Bürgerschaft hatte den Anordnungen der hohen Obrigkeit einfach zu gehorchen, und da diese Anordnungen dem Wohle der Bürgerschaft nicht selten zuwiderliefen, so verlor dieselbe allmählich Achtung und Vertrauen zur Obrigkeit, Eifer und Aufopferungsfähigkeit für die Gemeinde. Auf diese Weise verlernten es die Bürger nach und nach, sich selbst zu helfen; ein jeder er-

wartete die Hilfe von dem Könige und seinen Beamten; ein jeder ging seinem täglichen Berufe nach und kümmerte sich wenig um seiner Stadt und seines Vaterlandes Wohl und Wehe. Daher war es gekommen, daß die Städte während des letzten Krieges sich so ohne alle Kraft und Widerstandsfähigkeit gezeigt hatten.

Das mußte anders werden. Am 19. November 1808 erschien eine von Stein ausgearbeitete Städteordnung. Durch dieselbe erhielten die Städte das Recht, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten. Sie durften sich ihren Bürgermeister wählen, der dann von der Regierung nur bestätigt wurde; dem Bürgermeister zur Seite sollte ein aus der Mitte der Bürgerschaft gewählter Magistrat und eine Stadtverordnetenversammlung stehen. Die Verwaltung des städtischen Vermögens, der städtischen Steuern, das städtische Bauwesen, die Pflege der Armen, die Sorge für das Schulwesen, alles wurde von städtischen Beamten aus der Bürgerschaft — es waren sogar meist unbesoldete Ehrenämter, zu denen jeder Bürger berechtigt und verpflichtet war — selbst besorgt. Durch dieses Gesetz wurde in der That bald wieder Liebe zur Gemeinde, Teilnahme an ihren Angelegenheiten und ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre erweckt.

Wie der Bauer, so war auch der Bürger in seinen Rechten und Freiheiten vielfach beschränkt. Es war ganz genau vorgeschrieben, welche Handwerker in den Städten, und welche auf dem Lande wohnen durften. Auch war genau bestimmt, wieviel Meister dieses oder jenes Handwerks in einer Stadt oder einem Dorfe wohnen durften. Alle Handwerker waren gezwungen, einer Zunft anzugehören. Dadurch war den Handwerkern das Betreiben ihres Gewerbes überaus schwer gemacht, und das Gewerbe konnte sich infolge dieser Beschränkungen auch nicht weiter entwickeln. Deshalb wurde 1810 die Gewerbefreiheit eingeführt und dadurch dem Bürgertum ein neuer Aufschwung gegeben, der Wetteifer und die Vervollkommnung im Gewerbebetrieb befördert, wiewohl durch Aufhebung aller Schranken später auch die Überfüllung, Verarmung und Zuchtlosigkeit im Handwerkerstande herbeigeführt wurde.

c) **Pflege der Volksbildung.** Am meisten aber erwartete man in jener schweren Zeit von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend. Die Liebe zu Gott, König und Vaterland sollte schon in der Jugend sorgfältig gepflegt werden, um ein opferfreudiges Geschlecht heranzuziehen. Um die nötigen Summen zur Unterhaltung der Schulen zu gewinnen, wurden, wie schon 1803 draußen im Reiche, alle geistlichen Güter der Monarchie, alle Klöster u. s. w. für Staatsgüter erklärt. Sie sollten nach und nach eingezogen, den Pfarreien, Schulen und milden Stiftungen hinreichende Geldmittel gewährt werden. — Im Jahre 1810 wurde in Berlin eine Universität begründet und hervorragende Männer als Lehrer an dieselbe be-

rufen. Die Hochschule zu Frankfurt an der Oder wurde nach Breslau verlegt. — Der Turnvater Jahn suchte die kräftige Jugend durch planmäßig geleitetes Turnen wehrfähig zu machen. So drängte und trieb alles einem großen Ostermorgen entgegen.

Die Grundgedanken der Umgestaltung der preußischen Staatsverwaltung durch Stein waren also folgende:

a) Befreiung des Bauernstandes durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit, Beseitigung aller Frondienste und sonstigen Lasten, das unbeschränkte Recht aller Unterthanen zum Erwerb des Grundeigentums, also Käuflichkeit der Rittergüter auch durch Nichtadelige.

b) Aufhebung der Vorrechte des Adels, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, gleichmäßige Verteilung der Steuern und Abgaben auf alle Unterthanen.

c) Befreiung des Bürgerstandes durch Einführung der Selbstverwaltung, Befreiung der Handwerker von allem Zunftzwang durch Einführung der Gewerbefreiheit.

d) Weckung und Belebung des religiösen Sinnes im Volke, Erziehung der Jugend zu Gottes- und Vaterlandsliebe.

4. Steins Vertreibung. Stein richtete jedoch sein Augenmerk nicht nur auf Preußen, er hatte eine Befreiung ganz Deutschlands zum Ziele; denn schwer lastete die Hand Napoleons auch auf den Rheinbundstaaten. Er unterhielt deshalb lebhafte Beziehungen zu Österreich und zu vielen vaterlandsliebenden, einflußreichen Männern im übrigen Deutschland. Es entstand allmählich ein weitverzweigtes Einverständnis zur Befreiung des Vaterlandes zwischen zahlreichen Männern besonders Norddeutschlands. Einer von den Briefen Steins an einen seiner Freunde, in dem er geäußert, man müsse den Geist der Unzufriedenheit auch in Westfalen unterhalten und Preußen zu einer neuen Erhebung im Bunde mit Österreich bewegen, fiel der französischen Polizei in die Hände. Er wurde in der amtlichen Zeitung des Kaiserreiches als ein Zeichen der feindseligen Gesinnung Preußens abgedruckt. Nun hielt es Stein, um seinen König nicht in eine noch bedrängtere Lage zu bringen, für gebotene Pflicht, seinen Abschied zu fordern. Zögernd und ungern fügte sich Friedrich Wilhelm im Jahre 1809 und entließ ihn mit den ehrendsten Beweisen seiner Anerkennung. Nur zu bald also wurde der verdienstvolle Mann seinem heilsamen Wirken entrissen, aber er ahnte nicht, wie weit Napoleons Rache gehen würde. Kurz nach seiner Entlassung erfolgte von Spanien aus, wo Napoleon damals weilte, die förmliche Achterklärung gegen den „namens Stein", der Unruhe in Deutschland zu erregen suche. Alle Behörden Frankreichs und des Rheinbundes wurden angewiesen, ihn zur Haft zu bringen; seine im Rheinbunde, in Nassau, belegenen Güter wurden mit Beschlag belegt. Nun wandte sich Stein flüchtig nach Österreich, wo er sich einige Jahre aufhielt, und dann nach Rußland, von wo er fortfuhr, nach Kräften für Deutschlands Wiedererhebung zu wirken. Nicht viel länger als ein Jahr hatte er die Regierung in Preußen geleitet, aber diese Zeit hatte auch hingereicht, den Staat neu zu beseelen. Sein Fall war ein Unglück für Preußen und Deutschland, dessen dankbares

Volk ihn schon damals „des Rechtes Grundstein, der Deutschen Edelstein" genannt hat.

Sein Nachfolger wurde der Minister von Hardenberg, der in seiner Verwaltung zuerst an den Grundsätzen des Freiherrn von Stein festhielt, für weitere Verbesserung der Lage des Bauernstandes sorgte, die Gewerbefreiheit einführte und die Staatsgelder, Finanzen, zu ordnen und zu mehren suchte.

B. Vertiefung.

Der König hat gesagt: „Das muß anders werden", nämlich die Mängel in der Staatsverwaltung und die Mängel im Heerwesen. Die Umgestaltung der Staatsverwaltung bezweckt:

a) eine Reform des Adels. Dieser hatte bisher viele Vorrechte, nämlich: alleinige Berechtigung zu den höchsten Ämtern im Staatsdienst, alleinige Berechtigung zum Offiziersdienst, alleinige Berechtigung zum Besitz der Rittergüter, Befreiung von Steuern und Abgaben. Dadurch, daß diese Vorrechte des Adels beseitigt werden, daß auch jeder Bürgerliche das Recht erhält, ein hohes Staatsamt zu bekleiden, Offizier zu werden und ein Rittergut zu erwerben, wird die Gleichheit aller Stände vor dem Gesetz herbeigeführt. Jetzt entscheidet nicht mehr Geburt, sondern Tüchtigkeit, nicht mehr Gunst, sondern Kunst. „Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand, so steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland." Also Gleichheit aller Unterthanen ist das erste Mittel zur Wiedergeburt Preußens.

b) Befreiung des Bauernstandes von Erbunterthänigkeit, Fronen und anderen Lasten. Der Gutsbesitzer soll nicht mehr der Herr der Bauern sein, es soll im Staate nur einen Herrn, ein Oberhaupt, den König, geben. „Es ist nicht gut, wenn viel regieren, das Steuer soll nur einer führen." Durch Beseitigung dieser alten Lasten des Bauernstandes wird die Freiheit aller Unterthanen herbeigeführt. „Der Schweiß des Fröners ist Fluch, der Schweiß des Freien ist Segen." (Jahn.)

c) Hebung des Bürgerstandes durch Gewährung der Selbstverwaltung, Einführung der Gewerbefreiheit, Berechtigung zum Offizierdienst, Berechtigung zur Bekleidung der höchsten Staatsämter, Berechtigung zum Erwerb von Rittergütern. Dadurch wird ebenfalls Freiheit und Gleichheit des Bürgerstandes herbeigeführt. „Bürgerfreiheit macht gesund, froh und glücklich." (Jahn.) „Arbeit ist des Bürgers Zierde . . ." — Freiheit aller Unterthanen ist also das zweite Mittel zu Preußens Wiedergeburt.

Die Umgestaltung des Heerwesens durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, Berechtigung jedes Tüchtigen zur Bekleidung der höchsten Ehren-

stellen, Begründung der Kriegszucht auf Vaterlandsliebe und Ehrgefühl bezweckt ebenfalls Gleichheit aller Unterthanen im Dienste und zum Schutze des Vaterlandes, also Gleichheit aller Pflichten, Gleichheit aller Unterthanen zur Erlangung der höchsten Stellen, also Gleichheit aller Rechte, und endlich persönliche Freiheit des Soldaten von entehrender Strafe. Durch die Verpflichtung aller Söhne des Vaterlandes zum Dienst mit den Waffen wird endlich auch eine gewisse Brüderlichkeit des ganzen Volkes herbeigeführt.

Wir sehen also: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aller Unterthanen ist der Zweck der Verbesserung in Staatsverwaltung und Heerwesen; sie sind gleichzeitig auch die Mittel zur Wiedergeburt, Wiedererhebung und endlichen Befreiung Preußens und Deutschlands, denn durch Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aller Unterthanen kann erst ein ganzes Volk zu opferfreudiger Bethätigung der Vaterlandsliebe geführt werden; erst Bürgerfreiheit im Inneren ist der beste Schutz gegen äußere Feinde, führt also Freiheit nach außen herbei. Erst von einem Lande, in dem Freiheit nach innen und nach außen herrscht, gilt das Wort Arndts: „Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt. — Auf denn, redlicher Deutscher! Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes, und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit."

Die durch Steins und Scharnhorsts großartige Reformen geschaffene Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Unterthanen waren etwa 15 Jahre früher auch die Schlagworte der großen französischen Revolution. Wie ganz anders aber gestalten sich diese Bestrebungen in Frankreich und in Preußen!

III. Verknüpfung.

1. Die französische Revolution und Preußens Wiedergeburt.

a) Ähnlichkeiten. In beiden Ländern gleiche Zustände vor der Revolution und der Wiedergeburt: Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit (inwiefern?), drückende Last der Bürger und Bauern, also Ungleichheit der Stände, Unfreiheit der Bürger und Bauern. — In beiden Ländern gleiche Folgen dieser Zustände: Hochmut und Stolz des bevorrechteten Adels, infolge seiner Alleinberechtigung Erschlaffung und Verweichlichung desselben; Mißmut und Unzufriedenheit im Volk, Mißtrauen gegen Regierung und Obrigkeit, Mangel an Vaterlandsliebe, Königstreue, opferfreudiger Begeisterung; dadurch Schwächung des staatlichen Ansehns nach außen, Schwächung der Volkskraft, Schweben des Staates in äußerster Gefahr. — In beiden Ländern auch gleiche

Bestrebungen zur Verbesserung dieser Zustände: dort Aufhebung der Vorrechte von Adel und Geistlichkeit, gleiche Verteilung von Steuern und Abgaben, Befreiung des Bürger- und Bauernstandes von drückenden Lasten; hier Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz, Aufhebung der Vorrechte des Adels, Befreiung des Bauernstandes von Erbunterthänigkeit und Fronen, Berechtigung der Bürgerschaft zur Selbstverwaltung, Einführung der Gewerbefreiheit und der allgemeinen Dienstpflicht.

b) Verschiedenheiten. Dort gewaltsame Herbeiführung besserer Zustände durch das Volk, hier friedliche Umgestaltung durch die Regierung, dort blutige Revolution, hier friedliche Entwickelung durch gesetzliche Bestimmungen. — Ursachen der Besserung der Zustände: dort eine ungeheure Schuldenlast, verursacht durch Verschwendung, Kriegführung, kostspielige Bauten, hier die schmachvolle Niederlage 1806; dort Neid und Haß der Unterdrückten gegen die Bevorzugten, hier die bessere Einsicht und das Wohlwollen des Königs und seiner Regierung. — Die Mittel zur Erreichung des Ziels: dort blutige Gewalt, Empörung, Absetzung und Hinrichtung des Königs, Schreckensregiment, also Selbsthilfe; hier Erkenntnis der eigenen Schuld, weise Ratschläge kluger, edler Männer, weise Gesetze. — Die Erfolge der Bestrebungen: dort Entfesselung schrankenloser Leidenschaft, blutige Herrschaft aller Laster, Grausamkeit und Härte gegen alle Besitzenden, Ungerechtigkeit, Ehrgeiz einzelner Blutmänner nach der Herrschaft, Abfallen von Gott und Christentum, ein immer tieferes Versinken in Unfreiheit und Knechtschaft, also das Gegenteil des Erstrebten; hier dagegen wirkliche Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aller Unterthanen, Selbstverwaltung der Städte, Gewerbefreiheit der Bürger, Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern, dadurch Weckung des Gemeinsinnes, Belebung des religiösen Sinnes, Pflege der Vaterlandsliebe, opferfreudige Hingabe fürs Vaterland.

Wir lernen also daraus wiederum: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten . . .“ — „Ein Oberhaupt . . .“ — Nur durch friedliche Entwickelung auf dem Wege von Recht und Gesetz kann eine Besserung der Zustände des Volkslebens herbeigeführt werden, niemals durch rohe Gewalt; nur das Gesetz bringt wahre Freiheit, gewaltsamer Umsturz führt zur Knechtschaft.

2. Das Kriegswesen früher und jetzt.

Früher: Söldnerheere, geworbene Truppen, meist Ausländer, lange Dienstzeit, harte Kriegszucht, Mangel an Liebe zu Fürst und Land. — Jetzt: Volksheere, allgemeine Wehrpflicht, nur Landeskinder, dreijährige Dienstzeit, Kriegszucht auf Ehrgefühl und Vaterlandsliebe beruhend, Liebe zu Fürst und Vaterland.

3. Der Bauernstand früher und jetzt.

Früher: leibeigen, dann erbunterthänig, an die Scholle gebunden, darf nicht wegziehen, nicht heiraten ohne Einwilligung des Gutsherrn, harte Fron-

arbeiten, Geld- und Naturalabgaben, Spanndienste. — Jetzt: frei von Fronen und anderen Lasten, eigener Herr auf seiner Scholle, Freiheit des Wegzugs, der Verheiratung u. s. w.

4. Der Bürgerstand früher und jetzt.

Früher: Verwaltung der Stadt durch königliche Beamte; Zunftwesen, Beschränkung der Gewerbthätigkeit. — Jetzt: Selbstverwaltung, Gewerbefreiheit, Berechtigung zu jedem Amte, auch zum Erwerb von Grundeigentum.

5. Der Adel früher und jetzt.

Früher: alle nur möglichen Vorrechte; Alleinberechtigung zu den höchsten Staatsämtern, zu Offiziersstellen und zum Erwerb von Gütern, Freiheit von allen Steuern und Abgaben. — Jetzt: gleiche Stellung mit Bürger und Bauer.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1808, 1. November. Die letzten Franzosen räumen Preußen.

1807 und folgende Jahre. Reorganisation des preußischen Heerwesens.

1808 Durch die Städteordnung giebt Freiherr vom Stein den Städten das Recht der Selbstverwaltung.

1810 Die Erbunterthänigkeit der Bauern wird aufgehoben und die Gewerbefreiheit eingeführt.

2. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

Scharnhorst führt die allgemeine Dienstpflicht ein; Volksheere; Einrichtung der Landwehr.

Stein hebt die Erbunterthänigkeit, die Fronen und Lasten der Bauern auf, giebt allen Unterthanen das unbeschränkte Recht zur Erwerbung des Grundeigentums, giebt den Städten Selbstverwaltung, hebt durch Einführung der Gewerbefreiheit das Zunftwesen der Handwerker auf und beseitigt die Vorrechte des Adels.

Gründung der Universität Berlin. Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau.

V. Anwendung.

1) Wodurch wurde Preußens Unglück nach dem Frieden von Tilsit noch verschlimmert?

2) Welche Verdienste hat sich Scharnhorst um den preußischen Staat erworben?

3) Welches ist der Unterschied zwischen Volksheer und Söldnerheer?

4) Ob auch im heutigen Heerwesen noch etwas an Scharnhorsts Bestrebungen erinnert?

5) Was hat das preußische Volk dem Freiherrn vom Stein zu verdanken?

6) Ob der Adel gern und willig seine vielen Vorrechte aufgegeben hat? Denkt an Frankreich!

7) Mit welcher Gesinnung mag er darum gegen Stein erfüllt gewesen sein?

8) Welche Bestrebungen der französischen Revolution werden durch Steins Verbesserungen im Staatswesen wirklich erreicht?

9) Nennt noch einmal preußische Ehrenmänner im Unglück!

---

4. Deutschlands fruchtlose Befreiungsversuche.

(Ziel: Wie die Deutschen Österreichs und Preußens das schwere Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln suchen.)

I. Vorbereitung.

Worin bestand das schwere Joch der Fremdherrschaft in Preußen? Abtretung der Hälfte des Landes, Besetzung der Festungen durch den Feind, ungeheure Kriegsschuld, Verwüstung des Landes, Lähmung von Ackerbau, Gewerbe, Handel durch die Kontinentalsperre, Beschränkung der Truppenzahl auf 42 000 Mann u. s. w.

Welches sind die Folgen dieses Druckes? Verarmung des Volkes, Schwächung der Volkskraft, Unsicherheit des bürgerlichen Lebens durch französische Spione u. s. w. Sehnsucht des Volkes nach besseren Zuständen.

Was ist bereits geschehen, um das Joch abzuschütteln? Umgestaltung des Heerwesens, neue Ausrüstung der Festungen, Ankauf von Gewehren, rasche Einübung und Entlassung der Soldaten, Erziehung des Volkes zu Vaterlandsliebe u. s. w.

Wodurch lastete auch auf Österreich das Joch? Durch den Krieg von 1805, Frieden zu Preßburg, Abtretung großer Ländergebiete u. s. w.

Wie nun in Österreich sowohl als auch in Preußen der Versuch gemacht wird, das französische Joch abzuschütteln, das wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Österreichs verunglückte Erhebung. Seit dem Frieden von Preßburg war auch in Österreich eine ähnliche Umgestaltung wie in Preußen eingetreten. Man hatte auch dort das alte Untaugliche in Staatsverwaltung und Heerwesen beseitigt und lebte nur in dem Gedanken, Österreichs Demütigung durch eine kräftige und befreiende Erhebung zu sühnen. Die Zeit zu einer

solchen Erhebung schien günstig zu sein. Seit dem Frieden zu Tilsit nämlich war Napoleon unablässig auf das Ziel seines Ehrgeizes, die Begründung einer Weltherrschaft, losgegangen. Hatte er bisher besonders im Norden seine Herrschaft ausgedehnt, so versuchte er es jetzt im Süden. Einen ausgebrochenen Zwist im spanischen Königshause benutzte er 1808 zur Besetzung Spaniens, setzte den alten König ab, nahm den Königssohn gefangen und setzte einen seiner Brüder, der bisher in Neapel regiert, auf den spanischen Königsthron. Allein die Spanier waren nicht gesonnen, diese Gewaltthat geduldig zu ertragen. Sie griffen zornig zu den Waffen und haben sich trotz mancher Niederlagen fünf Jahre lang gewehrt, bis sie endlich, im Jahre 1813, gemeinsam mit den anderen Völkern Europas ihre Freiheit wieder errangen. Es waren meist deutsche Truppen, die Napoleon in diesen verderblichen Krieg führte und die in Spanien ihr Grab fanden.

Die Kunde von diesen tapferen Kämpfen der Spanier hatte in vielen deutschen Gemütern begeisternden Widerhall gefunden. Die Mehrheit zwar ertrug mit Haß und Zorn im Herzen noch den Fuß des Eroberers auf dem Nacken und ballte die Faust in der Tasche; der Rheinbund vollends, Napoleons Schöpfung, wollte nichts von solchen patriotischen Gefühlen wissen. Da erklärte Österreich allein den Krieg im Jahre 1809. Zwar hoffte es auf den Beistand Preußens, aber dieses war durch seinen unglücklichen Krieg zu sehr geschwächt, auch stand dort nicht mehr der entschlossene, mit glühendem Haß gegen die Fremdherrschaft erfüllte Freiherr vom Stein an der Spitze der Regierung; er war ja, wie wir bereits wissen, von Spanien aus durch Napoleon geächtet worden. Rußland dagegen war mit Frankreich verbündet; es mahnte auch Preußen dringend zur Ruhe. So stand Österreich, wie Preußen 1806, in dem Riesenkampfe allein. Mit gewohnter Schnelligkeit erschien Napoleon von Paris aus mit seinen Streitkräften auf dem Kriegsschauplatze in Süddeutschland, verstärkte sich durch die Truppen des Rheinbundes und trieb in fünftägigen siegreichen Gefechten um Regensburg die Österreicher unter dem tapferen Erzherzog Karl über die bayerische Grenze nach Böhmen und Mähren zurück. Bald darauf zog er, wie 1805, wieder in Wien, der Hauptstadt des Landes, ein. Nicht weit von der Stelle, an der einst Rudolf von Habsburg Ottokar von Böhmen besiegt, in der unmittelbaren Nähe Wiens, wurde im Mai 1809 Napoleon in einer zweitägigen blutigen Schlacht geschlagen und sein Heer völlig zurückgedrängt. Der Held des Tages war Erzherzog Karl. Durch ganz Deutschland ging damals der Jubel über diesen Erfolg deutscher Waffen. Länger als vier Wochen brauchte Napoleon, sich von dieser furchtbaren Niederlage zu erholen. Dann aber wetzte er die Scharte wieder aus. Nachdem er zahllose Verstärkungen an sich gezogen, ging er in einer schwarzen Gewitternacht, unter Sturm und Regen, zum zweitenmale über die Donau und schlug

einer zweitägigen Schlacht den Erzherzog Karl völlig aufs Haupt. Die olge dieses Sieges war der Friede zu Wien 1809, in dem Österreich ieder 2000 Quadratmeilen seines Landes und mehr als drei Millionen einer Unterthanen verlor. So stürzte der erste Erhebungsversuch das Land nur in tieferes Unglück.

2. Der Volkskrieg in Tirol. In diesem Kampfe Österreichs gegen Frankreich geben die Tiroler ein hochherziges Beispiel von Freiheits- und Vaterlandsliebe. Das schöne Bergland mit seinem braven Hirten- und Jägervolk war im Frieden von Preßburg 1805 von Österreich an Bayern abgetreten worden, nachdem es Jahrhunderte lang mit dem Hause Österreich vereint gewesen war. Unwillig nur ertrugen die Tiroler das fremde Joch, und nie war die Hoffnung auf Rückkehr zum angestammten Herrscherhause aufgegeben worden. Als der große Krieg von 1809 begann, rief Kaiser Franz II. alle seine Völker zu den Waffen. Auch die Tiroler vernahmen diesen Ruf. Da Österreich auf Tirols Treue rechnen konnte, eilte es beim Beginn des Krieges, das Land zu besetzen. Kaum ließen sich seine ersten Truppen an den Eingangspässen blicken, so erhob sich das Landvolk und verjagte die bayerischen Besatzungen. Bald erklang die Sturmglocke bis in die fernste Gebirgsschlucht. Jede Gemeinde, jedes Thal trat unter die Waffen und wählte sich einen Führer. Es waren Jäger, Wirte und Priester, welche die Haufen führten. An die Spitze des Ganzen aber trat ein Mann, der um eines Hauptes Länge die Menge überragte, dessen prächtiger, schwarzer Bart bis auf den Gürtel reichte: Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, ein Mann von hohem Ansehen bei seinen Landsleuten, fromm, schlicht, demütig, von großer Körperstärke und Tapferkeit. Er führte sein Volk zum Kampfe, zu einem heiligen Kampfe für Religion und Vaterland, für seinen Kaiser, für seine Berge und seine Freiheit. Feuerzeichen auf den Bergen kündigten die Stunde der Erhebung an. Die bayerischen und französischen Truppen wurden zurückgedrängt, die bayerische Besatzung der Hauptstadt Innsbruck nach tapferster Gegenwehr am Berge Isel zur Ergebung gezwungen und Innsbruck selbst eingenommen. Indessen kam aus Italien ein kleines französisches Korps zur Hilfe heran. Von den Bauern aus allen Schluchten und von allen Höhen herab beschossen, sah es sich am Iselberge nahe bei Innsbruck von allen Seiten umringt und mußte sich gleichfalls gefangen geben. Unter Glockengeläute und unendlichem Jubel zogen dann die ersten österreichischen Soldaten wieder in die Hauptstadt ein. Ganz Europa blickte mit Bewunderung auf die Heldenthaten eines Bauernvolkes, das in fünf Tagen das Land von seinen Drängern befreit, gegen 6000 Gefangene in seine Gewalt gebracht und, ohne den Sieg durch irgend eine Grausamkeit zu beflecken, die alte Ordnung wieder hergestellt hatte.

Da kam wie ein Donnerschlag die Nachricht von den Niederlagen der österreichischen Armee bei Regensburg. Die österreichischen Truppen, welche Tirol besetzt hatten, traten eilig den Rückzug an. Die Tiroler waren sich jetzt selbst überlassen, doch beschlossen sie die Verteidigung ihrer Berge. Bayerische und französische Truppen hielten nun wieder ihren Einzug in das Land, drängten die Österreicher noch weiter zurück und besetzten Innsbruck wieder. Überall bezeichneten Spuren grausamer Rache ihren Weg. Von Mord, Kirchenschändung, Raub und Brand, Mißhandlung von Greisen, Weibern und Kindern war ihr Vorrücken begleitet. Das Land schien wieder unterworfen. Aber diese Schandthaten hatten das Volk erbittert; die Tiroler traten von neuem unter die Waffen; noch einmal riefen die Sturmglocken, und wieder ward jeder Paß, jede Felswand, jede enge Straße lebendig. Wieder drängte sich der Kampf um den Iselberg zusammen. Der Feind mußte nach großen Verlusten den Rückzug antreten und Innsbruck zum zweitenmale räumen. Dann blieb Tirol mehrere Monate unbelästigt, so lange die Kriegsunternehmungen bei Wien dauerten. In einem Schreiben gab der Kaiser dem treuen Volke die Zusicherung, „daß er in keinen Frieden willigen werde, der das treue Land Tirol von dem Körper des österreichischen Kaiserstaates losreißen würde". Auf dieses Kaiserwort hin lebten die Tiroler den ganzen Sommer hindurch in Frieden und gläubigem Vertrauen. Da traf die Nachricht von einem Waffenstillstande zwischen Österreich und Frankreich ein. In demselben war Tirols nicht gedacht, und nun rüstete sich der Feind, das preisgegebene treue Land zu züchtigen. Franzosen, Sachsen und Bayern rückten abermals in das Land und besetzten unter Thaten des Schreckens und wilder Grausamkeit die Hauptstadt Innsbruck. Aber zum drittenmale, gewaltiger als zuvor, erhob sich das Tiroler Volk. Durch herabgestürzte Baumstämme oder Felsblöcke und durch die sicher treffenden Kugeln der Schützen wurden die Feinde in den engen Thalschluchten überall vernichtet. Selbst die Frauen beteiligten sich durch Herabwälzen von Steinmassen und Holzstämmen an den Kämpfen. Nur mit Mühe rettete sich der französische Marschall, nachdem noch einmal am Berge Isel gekämpft worden war, mit dem Rest seiner zersprengten Truppen aus dem „verwünschten Lande". Andreas Hofer zog zum drittenmale in Innsbruck ein und kommandierte als „Oberkommandant von Tirol" das Land nach altem Herkommen. Selbst Kaiser Franz beschenkte ihn mit einer goldenen Kette und schien ihn dadurch in seiner Würde zu bestätigen.

Aber der Traum der Freiheit war von kurzer Dauer. Im Frieden zu Wien wurde Tirol hoffnungslos aufgeopfert; denn mit keinem Worte war darin des treuen Landes gedacht. An 50000 Mann setzte nun Napoleon gegen die Tiroler Berge in Bewegung. Durch Sengen und Brennen, Mord

und wilde Kriegsgreuel rächten sie den Tod der Waffenbrüder und Bundesgenossen. Da wurde endlich der Widerstand des tapferen Volkes gebrochen. Das dreimal eroberte und befreite Innsbruck fiel wieder in die Hände der Bayern. Die meisten Führer suchten ihr Heil in der Flucht, das Land unterwarf sich, auch die Treuesten zerstreuten sich und gingen nach Hause. Nur Andreas Hofer hatte die Zeit versäumt, sich entweder durch die Flucht oder durch willige Unterwerfung zu retten. Ein Preis wurde auf seinen Kopf gesetzt. Wie ein gehetztes Wild floh der Geächtete in die Berge, wo er sich mit seiner Familie in einer den Winter über verlassenen Sennhütte zwei Monate lang verborgen hielt. Leider fand sich ein Verräter. Ein Trupp Soldaten stieg im Januar 1810 auf die beschneite Alm und führte den Helden gebunden herab. Man behandelte ihn mit größter Roheit, ließ ihn barfuß über Schnee und Eis gehen und zerzauste ihm den Bart, daß das Blut herabfloß. Er wurde nach Mantua geführt, dort durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am 20. Februar 1810 erschossen. Wenige Stunden vor seinem Tode schrieb er noch: „Ade, schnöde Welt; so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden.“ Unerschrocken, wie er gelebt, starb er auch mit dem Mute eines Helden und Märtyrers. Er lehnte es ab, sich bei seiner Hinrichtung die Augen verbinden zu lassen. Den Soldaten, die ihre Gewehre auf ihn richteten, rief er selbst das Kommando „Feuer!“ zu und starb mit einem Segenswunsche für seinen Kaiser und sein Vaterland Tirol. Dieses kam in drei Teilen an Italien, Bayern und Frankreich. So wurde das tapfere Bergvolk geopfert und dem dreimal überwundenen Gegner preisgegeben.*)

3. Schills Streifzug durch Preußen. Die Tiroler Erhebung war nicht die einzige Heldenthat, welche Österreichs Kampf im Jahre 1809 begleitete. Auch in Norddeutschland regte es sich. Der Major von Schill hatte sich, wie bereits erzählt, in der Verteidigung Kolbergs besonders ausgezeichnet. Nach dem Tilsiter Frieden zum Anführer eines neuen Husarenregiments ernannt, war er der Erste, der, als die Franzosen endlich 1808 Berlin räumten, mit preußischen Truppen wieder in die Hauptstadt einzog. Hier war Schill der Gegenstand einer begeisterten Verehrung und Bewunderung sowohl seitens der Bürger wie seitens der Soldaten. Im Vertrauen auf diese Volksgunst glaubte er sich berufen, eine deutsche Erhebung zum Sturz der fremden Zwingherrschaft zu leiten. Als Österreich 1809 seinen Krieg gegen Frankreich begann, faßte er den freilich gewaltsamen, aber doch hochherzigen Gedanken, einen Volkskrieg gegen Frankreich anzufachen. Er führte sein Reiterregiment wie gewöhnlich zum Exerzieren vor Berlin hinaus. Draußen

*) Behandlung des Gedichtes „Andreas Hofer“ v. J. Mosen in der deutschen Stunde.

erklärte er, er sei entschlossen, den Kampf gegen Deutschlands Unterdrücker zu beginnen. Voll Begeisterung folgten ihm die Reiter. Einige hundert Mann Infanterie eilten ihm später freiwillig nach. Er wandte sich über Potsdam und Wittenberg nach Dessau und Halle, wo man ihn — es gehörte damals zum Königreich Westfalen — wie einen Befreier empfing. Dann ging er nördlich gegen die Elbe. Nach einigen glücklichen Gefechten gegen rheinbündlerische Truppenabteilungen zog er rückwärts durch Mecklenburg und warf sich endlich, scharf verfolgt, in die Festung Stralsund. Die Nachricht von den Niederlagen der Österreicher, die Furcht vor dem gewaltigen Franzosenkaiser und die scharfe Mißbilligung der gewaltsamen Erhebung durch den Preußenkönig Friedrich Wilhelm hielten die Norddeutschen ab, sich dem kühnen Unternehmen Schills anzuschließen. Stralsund war nur schlecht befestigt. Von 6000 Mann feindlicher Truppen belagert, suchte Schill die alte Stadt vergebens zu halten. Der Feind drang durch die schlecht verwahrten Thore, und im letzten erbitterten Kampfe fiel Schill in den Straßen Stralsunds mit vielen seiner Waffenbrüder. Das Haupt wurde ihm vom Rumpfe getrennt und sein Leichnam ohne militärische Ehren bestattet. Schlimmer erging es seinen gefangenen Kameraden. Napoleon ließ sie als Hochverräter behandeln. Vierzehn im Königreich Westfalen geborene Soldaten ließ er in Braunschweig erschießen. Elf junge Offiziere, vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, starben in Wesel den Heldentod. Zwei und zwei aneinander gefesselt, erwarteten sie stehend und mit unverbundenen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und kommandierten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen zehn tot am Boden; der elfte war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf und rief, auf sein Herz deutend: „Hierher, Grenadiere!“ Einen Augenblick später hatte auch er ausgelebt. Die Gemeinen dagegen wanderten nach Frankreich, wo sie neben Räubern und Mördern auf die Galeeren in Toulon geschmiedet wurden, bis später ihre Landsleute sie befreiten. — Dieser Heldenmut Schills und seiner tapferen Schar blieb im Gedächtnis der Zeitgenossen ebenso frisch, wie die grollende Erinnerung an die blutige Rache des Siegers.*)

4. Herzog Wilhelm von Braunschweig und seine schwarze Schar. Etwas glücklicher in seinem Unternehmen war Herzog Wilhelm von Braunschweig, der heldenmütige Sohn des bei Auerstädt verwundeten Feldmarschalls, dem Napoleon nicht einmal vergönnt hatte, in seiner Hauptstadt Braunschweig zu sterben. Das Herzogtum Braunschweig war zum Königreich Westfalen geschlagen worden. Herzog Wilhelm, seines Erbes beraubt, haßte in Napoleon den Urheber des öffentlichen wie seines häuslichen Leidens; all

*) Behandlung des Gedichtes „Das Lied vom Schill“ von Arndt in der deutschen Stunde.

sein Sinnen ging darum auf Kampf gegen den großen Räuber Deutschlands und seines Erbes. Das Schicksal seines Hauses, der erschütternde Ausgang seines Vaters und der frühzeitige Tod seiner Gemahlin gab ihm etwas Düsteres und Verbittertes. Als Österreichs Kampf 1809 begann, sammelte er auf eigene Kosten eine Freischar, um als Verbündeter Österreichs an der Erhebung teilzunehmen. Er fiel in Sachsen ein, um dieses Land zum Anschluß an Österreich zu bringen. Nach einigen glücklichen Gefechten mußte er jedoch vor der feindlichen Übermacht den Rückzug antreten. Der Friede zu Wien entzog ihm die österreichische Unterstützung und lähmte seine Thätigkeit. Da er als deutscher Fürst und nicht als österreichischer General am Kampfe teilgenommen, so verschmähte er den Frieden und nahm das Recht eines selbständigen Krieges für sich in Anspruch. Mit etwa 2000 Mann beschloß er, sich einen Weg an die Nordsee zu bahnen und bei England Hilfe zu suchen. Die kleine Heldenschar trug schwarze Uniform und einen weißen Totenkopf am Tschako. Mit unglaublicher Kühnheit zog die „schwarze Schar" über Leipzig und Halle in das Königreich Westfalen, erstürmte die von westfälischen Truppen tapfer verteidigte Festung Halberstadt nach einem heißen nächtlichen Straßenkampfe und nahm die Besatzung gefangen. Die meisten derselben, auch sie waren ja Deutsche, schlossen sich dem kühnen Zuge an. Nach einer kurzen Rast in Braunschweig, wo er mit seiner müden Schar auf den zu Promenaden umgewandelten Wällen seiner Stadt lagerte, mit Jubel und Begeisterung von dem treuen Volke aufgenommen wurde und sich einige Augenblicke gönnte, um einsam durch das Schloß seiner Väter zu eilen und seiner Jugendtage zu gedenken, zog er unter steten Kämpfen über Hannover der Weser zu. Immer umdrängt von den Feinden, schiffte er sich mit seiner kleinen Schar ein und erreichte glücklich das Meer. Nach 14 Tagen der Mühsal wie der Ehren, in denen sie von der böhmischen Grenze bis zur Nordsee geflogen waren, atmeten sie zum erstenmale auf dem Meere wieder frei auf. Englische Schiffe brachten sie nach Helgoland und von da nach England, wo die schwarze Schar günstigere Zeiten zur Rache abwartete.

5. Napoleon auf der Höhe seiner Macht. So war also Napoleon auch aus den Kämpfen des Jahres 1809 siegreich hervorgegangen; die erste Erhebung der deutschen Nation war gescheitert; trüber und hoffnungsloser denn je war die Stimmung. Nach dem Wiener Frieden stand Napoleon auf dem Gipfel der Macht und Größe. Nur der Gedanke, keinen Erben dieser Macht zu haben, quälte ihn. Er ließ sich daher von seiner ersten Gemahlin Josephine scheiden und verheiratete sich 1810 mit Marie Luise, einer Tochter des Kaisers von Österreich. Durch diese Verbindung mit dem ältesten Kaiserhause Europas (inwiefern?) schien er in die Reihe der rechtmäßigen Fürsten einzutreten. Als ihm im Jahre 1811 ein Sohn geboren wurde, er-

hielt dieser schon in der Wiege den stolzen Titel eines Königs von Rom, weil Rom die älteste Kaiserstadt Europas war. Hatten aber Europas Völker gehofft, der Unersättliche werde nun Ruhe haben und in Frieden über sein weites Reich herrschen, so sahen sie sich in dieser Hoffnung getäuscht. Unerträglich war der Druck, den er auf die unterworfenen Völker ausübte; Kriegsnot, Erpressungen, Einquartierungen sogen den letzten Rest von Wohlstand auf. Aber auch die befreundeten Länder des Rheinbundes fühlten den Druck der Fremdherrschaft; der durch die zahlreichen Kriege immer mehr sich steigernde Steuerdruck, die zahllosen Militäraushebungen für die geschwächten Heere, die mit grausamer Härte durchgeführte Kontinentalsperre, all das erbitterte die Gemüter mehr und mehr. Dabei war von Freiheit im Innern keine Rede. Der Buchhandel und das Zeitungswesen wurde unter die drückendste polizeiliche Aufsicht gestellt und fast völlig vernichtet; kein Briefgeheimnis war mehr heilig, kein Gericht mehr unabhängig, kein Rechtsspruch vor willkürlicher Verschärfung sicher. Alles lag in Schrecken gefesselt vor dem mächtigen Weltbeherrscher.

Nach außen hin nahmen die gewaltsamen Verbindungen, Trennungen und Vertauschungen von Ländern und Gebietsteilen kein Ende; was der Gewaltige heute schuf, stürzte er morgen um; wen er in einem Jahre groß gemacht, demütigte er im nächsten; niemand sah einer dauernden Zukunft entgegen. Durch die fortwährenden Erweiterungen des französischen Gebietes zeigte er, daß es für seine Launen kein Gesetz, keinen Vertrag und keine Rücksicht auf Ehre und Treue mehr gebe. Schon im Jahre 1809 hatte er, weil der Papst sich standhaft weigerte, mit dem Kirchenstaat der Festlandssperre beizutreten und die Häfen des Kirchenstaates den englischen Schiffen zu schließen, die weltliche Herrschaft des Papstes aufgehoben, den Papst abgesetzt und in die Gefangenschaft geführt, den Kirchenstaat aber als einen Teil des französischen Reiches erklärt, indem er behauptete, als Nachfolger Karls des Großen auch das Recht zu haben, dessen Schenkung an die katholische Kirche zurückzunehmen. — Der König von Holland, Napoleons Bruder, der es gut mit seinem Volke meinte, wünschte eine Erleichterung der Kontinentalsperre, da durch dieselbe der Wohlstand Hollands und dessen Handel völlig vernichtet wurden. Der Kaiser aber antwortete ihm, daß er zuerst die Interessen des Kaisers, dann den Vorteil Frankreichs und erst zuletzt das Wohl seines Volkes im Auge haben müsse. Da legte der König seine Krone nieder, und nun erklärte Napoleon Holland für eine französische Provinz, indem er geltend machte, daß es nur aus Anschwemmungen französischer Flüsse, des Rheins, der Maas und der Schelde, entstanden sei und somit rechtlich zu Frankreich gehöre. Das geschah im Juli 1810. — Nach der Einverleibung Hollands verband Napoleon im Dezember 1810 die Hansastädte Hamburg, Lübeck und Bremen, das dem Rheinbunde

zugehörige Herzogtum Oldenburg und das an das Königreich Westfalen abgetretene Hannover mit Frankreich. So kamen also alle Länder des nordwestlichen Deutschlands, die ganze Nordseeküste, zu Frankreich. Als Erklärung des neuen Raubes lautete es einfach: „Die Vereinigung sei durch die Umstände geboten;“ von Hamburg hieß es: „Diese Stadt, die Napoleons Vorfahr, Karl der Große, gegründet, solle ihrer natürlichen Verbindung mit Frankreich nicht länger entzogen werden.“ Es war, als sollte zur Gewaltthat auch überall noch der Hohn gefügt werden. — Ebenso mußten sich die mit ihm verbündeten Rheinbundstaaten Verkleinerungen und willkürliche Veränderungen ihres Besitzes gefallen lassen.

So erstreckte sich das große Reich Napoleons von den Pyrenäen bis zur Nord- und Ostsee, während in Spanien, Italien, der Schweiz, dem Rheinbunde und Dänemark seine Verwandten und Verbündeten herrschten; Preußen war erschöpft, Österreich durch Familienbande an ihn gefesselt, nur England und Rußland standen noch unbezwungen dem Eroberer gegenüber. Napoleon schien wirklich den Gipfel des Glückes erstiegen zu haben, als ihm 1811 der langersehnte Erbe geboren wurde. Aber Glück, Macht und Glanz waren hohl; die Völker murrten; sogar die Franzosen waren des Ruhmes satt, der ihren Handel lähmte, ihre Felder verödete und die Blüte ihrer jungen Mannschaft dahinraffte. Schon damals fühlten alle, daß ein Tag der Befreiung kommen müsse. Die edle Königin Luise von Preußen aber, ihres Volkes Stern und Hoffnung in trüber Zeit, erlebte den großen Frühlingstag der Freiheit nicht mehr. Die endlosen Leiden ihres Volkes und der Gram über die Schmach ihres Vaterlandes hatten frühzeitig ihr Leben geknickt; am 19. Juli 1810 starb sie in Hohen-Zieritz, einem Schlosse ihres Vaters, des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, durch ihren Tod den König und das ganze Land in tiefste Trauer versetzend.*)

B. Vertiefung.

1. Österreichs Erhebung.

Ein Krieg zur Befreiung des Vaterlandes, in dem Österreichs Volk Liebe zum Vaterlande, Mut, Tapferkeit, Entschlossenheit, aber doch wenig Beharrlichkeit und Ausdauer zeigt; denn schon nach der ersten großen Niederlage schließt es Frieden.

2. Der Volkskrieg in Tirol.

Die Tiroler zeigen uns Liebe zum angestammten Herrscherhaus, Treue gegen den Kaiser, Liebe zum Vaterlande, Haß gegen die

*) Ein ausführliches Lebensbild der edlen Dulderin, besonders die Schilderung ihres innigen Familienlebens, ihrer Einfachheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe, dürfte — ganz besonders in einer Mädchenklasse — von großem erziehlichen Einfluß sein.

Fremdherrschaft, Begeisterung und Liebe zur Freiheit, Mut, Tapferkeit, Entschlossenheit in der Gefahr, Beharrlichkeit und Ausdauer im Unglück, Mäßigung im Glück. Nachweis! „Das Vaterland ist teurer als das Leben.“ — „Süß ist es und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben.“

An Andreas Hofer, dem hochherzigen Volksführer, bewundern wir seine Heldengröße, seinen Mut und seine Tapferkeit, die Mäßigung im Glück, seine Beharrlichkeit und Ausdauer, seine Standhaftigkeit, seine Liebe zu Kaiser und Vaterland noch im Angesichte des Todes. „Der wackere Mann stirbt gern fürs Vaterland.“ — „Ein ew'ger Nachruhm folgt dem Heldentod.“ — „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.“

3. Schill.

Die Ursache seines abenteuerlichen Zuges, nämlich Liebe zu Volk und Vaterland, Mitleid mit dem Elend seines Volkes, Haß gegen das Joch der Fremdherrschaft, das Streben nach Wiedererlangung der verlorenen Freiheit, sind die edelsten Beweggründe, das heiligste, höchste Ziel. — Das Mittel, das er zur Erreichung dieses Zieles wählt, ist der Krieg; es gab damals kein anderes. In diesem Kampfe bewährt er, trotz seiner geringen Streitkräfte, Mut, Tapferkeit, Unerschrockenheit, Begeisterung für die heilige Sache, Treue gegen das Vaterland bis in den Tod. „Sei getreu bis in den Tod . . .“ — Und doch muß sein Plan mißlingen, denn das Unternehmen ist tollkühn, vermessen, eigenmächtig, gewaltsam, ein Treubruch gegen den König, dem er als Soldat Gehorsam geschworen. Nachweis! Es war freilich ein Treubruch, der nur den edlen Zweck verfolgte, „dem geliebten Könige sein letztes Dorf zurückzugeben.“ Er sühnt diesen Treubruch durch seinen Heldentod.

4. Warum müssen diese Versuche fruchtlos ausfallen?

a) Napoleons Macht ist viel zu groß, sein Heer und seine Generale viel zu tüchtig, seine eigene Feldherrngröße übergewaltig.

b) Die Uneinigkeit der unterworfenen Völker. Österreich steht allein und unterliegt; es läßt das siegreiche Tirol im Stich und giebt es der Rache des Siegers preis, da dieses allein ebenfalls zu schwach ist. Auch Schill und der Herzog von Braunschweig sind mit ihrer kleinen Schar viel zu schwach, um etwas Großes ausrichten zu können. Ihre Kriegszüge sind leuchtende Beispiele hochherziger Begeisterung, doch unbesonnene Thaten eines waghalsigen Heldenmutes. „Wagen gewinnt . . .“ — „Erst besinn's, dann beginn's.“ — „Erst wäg's, dann wag's.“ — „Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht.“

c) Die Furcht der unterdrückten Völker vor Napoleon ist noch zu groß, darum ein allerdings murrendes Beugen unter seine Gewalt.

III. Verknüpfung.

1. Österreichs Kriege gegen Frankreich 1800, 1805, 1809.

a) Ursachen. b) Kriegsschauplätze. c) Verbündete. d) Schlachten. e) Friedensschlüsse. f) Friedensbedingungen. g) Folgen für Deutschland und Österreich.

2. Schill und Andreas Hofer.

Beide haben dasselbe Ziel: Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Fremdherrschaft. Beide suchen dieses Ziel durch dasselbe Mittel zu erreichen: den Volkskrieg. Beide haben denselben Erfolg: sie unterliegen der Macht des fremden Eroberers, weil sie zu schwach sind. Beide werden von ihrem Volke bewundert und geliebt; beide sterben den Tod fürs Vaterland; beide kämpfen so lange, bis Rettung nicht mehr möglich ist. — Schills Unternehmen ist tollkühn, vermessen, eigenmächtig, denn er hat nur wenige hundert Soldaten; auf Hofers Seite dagegen steht das ganze Tiroler Volk. Der Aufstand Schills wird vom König in den schärfsten Ausdrücken gemißbilligt; der Aufstand der Tiroler vom Kaiserhause begünstigt.

3. Schill und Herzog Wilhelm von Braunschweig.

a) Ursache ihres Zuges. b) Verlauf desselben. c) Ausgang desselben. d) Berechtigung desselben.

4. Die Ereignisse des Jahres 1809.

a) Erhebung Österreichs. b) Volkskrieg in Trol. c) Schills Zug. d) Herzog Wilhelms Zug. e) Die Wegnahme des Kirchenstaates — nach Ursache, Verlauf, Ausgang.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1809 Österreichs Erhebung gegen Napoleon; unglücklicher Friede zu Wien.
Der Aufstand der Tiroler, die Befreiungsversuche Schills und Herzog Wilhelms von Braunschweig.
Napoleon nimmt dem Papste den Kirchenstaat.

1810 Andreas Hofer wird zu Mantua erschossen.
Napoleons Heirat mit Marie Luise, Tochter Franz I. von Österreich.
Tod der Königin Luise von Preußen. 19. Juli.
Vereinigung Hollands mit Frankreich.
Vereinigung des nordwestlichen Deutschlands, Hamburgs, Lübecks, Bremens, Oldenburgs, Hannovers mit Frankreich.

1811 Napoleon wird der langersehnte Thronerbe geboren.

V. Anwendung.

1) Nennt andere Beispiele von Vaterlandsliebe!

2) Warum mußte Friedrich Wilhelm III. Schills eigenmächtige That mißbilligen?

3) Erzähle etwas aus der Geschichte der Stadt Stralsund!

4) Nennt Herzöge von Braunschweig und erzählt etwas von ihren Thaten!

5) Nennt Männer, die den Tod fürs Vaterland gestorben sind!

6) Nennt Völker, die sich gegen drückende Fremdherrschaft erhoben!

7) Napoleon beruft sich bei seinem Länderraub auf Karl den Großen. Sind beide auf eine Stufe zu stellen? Warum nicht?

8) Der Papst muß sich den Raub seiner weltlichen Herrschaft durch Napoleon ruhig gefallen lassen. Nennt Päpste im Kampfe mit weltlicher Fürstenmacht?

9) Warum bezeichnet gerade das Jahr 1811 den Gipfel von Napoleons Macht?

10) Inwiefern erleidet Preußen 1810 einen großen Verlust?

C. Napoleons Sturz und die Befreiungskriege.

(Allgemeines Ziel: Nachdem Napoleon im Jahre 1811 den Gipfel seiner Macht erstiegen, mußte es, da seine Herrschaft auf Raub und Ungerechtigkeit aufgerichtet war, auch wieder bergab mit ihm gehen. Wir wollen nun sehen, wie die unterjochten Völker das erste Unglück Napoleons zu einer neuen Erhebung gegen ihn, zu ihrer Befreiung und zu seinem Sturze benutzten.)

1. Napoleons Zug nach Rußland.

(Ziel: Wie Napoleons bisheriges Kriegsglück 1812 im Kampfe mit Rußland untergeht.)

I. Vorbereitung.

Im Kampfe mit Rußland? Beide Länder waren ja verbündet; die Kaiser beider Länder wollten sich ja in die Weltherrschaft teilen; zu Tilsit hatten sie ein Bündnis geschlossen, sich Freundschaft gelobt und sich gegenseitige Unterstützung ihrer Eroberungspläne zugesichert. Das war 1807 geschehen; die Freundschaft hat also nicht lange gedauert, sie muß sich sehr bald in bittere Feindschaft verkehrt haben. Das kann uns bei dem Charakter beider Männer nicht wundern: Napoleon selbstsüchtig, ehrgeizig, hab- und herrschsüchtig, hart und grausam; Alexander ebenfalls selbstsüchtig, ehrgeizig, wortbrüchig, treulos, wankelmütig, dabei aber doch von viel edlerer Gesinnung als Napoleon. Bei

zwei herrschsüchtigen Naturen sind Ursachen zu einem feindlichen Zusammenstoß leicht gefunden. Von diesem Zusammenstoße der beiden mächtigen Weltbeherrscher wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Ursachen des Kampfes. Bei dem maßlosen Ehrgeize Napoleons konnte die Freundschaft zwischen ihm und Kaiser Alexander nicht von langer Dauer sein, zumal sie nur auf der Befriedigung ihrer Herrschsucht beruhte. Je höher daher die Macht Napoleons stieg, desto weniger wollte er die Herrschaft Europas mit Alexander teilen. Immer mehr lockerte sich deshalb die unsichere Freundschaft. Rußland wollte schon damals, wie noch heute, die ganze Türkei für sich haben. Bald aber merkte es, daß Napoleon, der anfangs damit einverstanden gewesen, ihm wohl das Land bis zur Donau, aber nicht den Besitz Konstantinopels gönnte. Auch fühlte sich Rußland sehr verstimmt, als im Frieden zu Wien 1809 das Herzogtum Warschau, also das ehemalige Königreich Polen, abermals bedeutend vergrößert wurde, da ihm auf diese Weise ein gefährlicher Feind an seiner Westgrenze erwuchs. Persönlich fühlte sich Kaiser Alexander dadurch sehr beleidigt, daß sein Verwandter, der Herzog von Oldenburg, gegen alles Völkerrecht mitten im Frieden, im Dezember 1810, seines Landes beraubt und dieses zu Frankreich geschlagen wurde. Den Ausschlag aber gab die unheilvolle Kontinentalsperre. Auch Rußland war ihr im Bündnis zu Tilsit beigetreten. Bald aber machte sich die verderbliche Wirkung derselben geltend, indem sie Rußlands Handel lähmte. Da hob Kaiser Alexander sie teilweise auf und erleichterte die Einfuhr englischer Waren, während alle französischen Weine mit hohen Eingangszöllen belegt wurden. Dieser Bruch der Kontinentalsperre war Napoleon eine willkommene Ursache zum Kriege; denn inzwischen war in dem Kopfe des unersättlichen Eroberers ein abenteuerlicher Plan entstanden; er wollte nämlich die englische Macht, welcher er zur See nicht beikommen konnte, in den ostindischen Besitzungen vernichten. Zu diesem Zwecke wollte er zu Lande nach Ostindien ziehen, da ihm eine Flotte nicht zu Gebote stand, die Engländer aber auf allen Meeren herrschten. Das Ungeheure eines solchen Feldzuges schien dem durch das Glück verblendeten Machthaber kein tollkühnes Wagnis mehr; nur eines mußte er noch vollbringen, wenn er ohne Besorgnis nach Asien ziehen wollte: er mußte erst Rußland noch demütigen. Darum war ihm jeder Vorwand zum Kriege willkommen.

2. Vorbereitungen zum Kriege. Schon seit dem Jahre 1811 ward es immer deutlicher, daß ein feindlicher Zusammenstoß der beiden unge-

heuren Reiche bevorstehe. Deutschlands Stellung dabei schien nicht zweifelhaft. Inmitten der beiden furchtbaren Feinde gelegen, war es in Gefahr, von einem derselben erdrückt zu werden; einem von beiden mußte es sich also unbedingt anschließen. Der Rheinbund hatte einfach Napoleons Befehlen zu gehorchen. In Österreich hielt man eine russische Übermacht in Europa für ebenso bedenklich wie die französische. Durch ein Bündnis mit dem großen Sieger und durch die Niederwerfung Rußlands konnte man im Osten, in Galizien und den Donauprovinzen, reiche Entschädigung für das in den Kriegen mit Frankreich im Westen Verlorene erlangen. Nicht ungern schloß daher Kaiser Franz mit Napoleon ein Bündnis, um das dieser sich lebhaft bemühte. Österreich verpflichtete sich darin, 30 000 Mann Hilfstruppen für den russischen Feldzug zu stellen. In eine geradezu furchtbare Lage aber kam Preußen. Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander waren trotz der Treulosigkeit des letzteren noch immer gute Freunde. Wollte Preußen sich einst von Napoleons Joch befreien, so konnte dies bei dessen erdrückender Übermacht nur mit Hilfe Rußlands geschehen. Auf ein Bündnis mit Rußland war also Preußen angewiesen, und wirklich hofften auch alle patriotischen Männer Preußens auf ein solches. Scharnhorst hatte 124 000 Mann bereit; die Festungen waren neu bewaffnet, die Stimmung des Volkes vortrefflich. Mußte man untergehen, so konnte man wenigstens mit Ehren fallen. Andererseits wartete Napoleon in seinem Haß gegen Preußen nur auf eine passende Gelegenheit, dies verhaßte Land ganz von der Karte verschwinden zu lassen. Unterlag Rußland, so war Preußen, vielleicht für immer, verloren. Diesem Zweifel, wem man sich anschließen solle, machte Napoleon plötzlich ein Ende. Er trat gebieterisch mit der Forderung hervor, Preußen solle ein Bündnis mit ihm schließen, ihm 20 000 Mann Hilfstruppen stellen, seinem Heere den Durchmarsch durch die preußischen Provinzen gestatten, während des Durchmarsches die Verpflegung desselben übernehmen und die Festungen wenigstens zum Teil ihm wieder einräumen. Der Not gehorchend, schloß Friedrich Wilhelm dieses Bündnis gegen Rußland, so hart und schwer auch die Bedingungen desselben waren. Damit brach die letzte Hoffnung der preußischen Patrioten (Blücher, Scharnhorst, Gneisenau u. a.), die im Bunde mit Rußland einen Kampf auf Tod und Leben um Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit erwartet hatten. Alle die Vorteile jahrelanger Kriegsrüstungen waren nun in die Hände des Feindes gegeben. Berlin erhielt sogar eine französische Besatzung und einen französischen Befehlshaber, da Napoleon einen Aufstand der Berliner fürchtete. Nur Potsdam, wo jetzt der König wohnte, blieb frei. Und für alle diese neuen Opfer erhielt Preußen nur das Versprechen, daß die Verpflegungskosten später vergütet werden sollten, was jedoch niemals geschah, obgleich Preußen durch den Durchmarsch der großen Armee einen Schaden von mehr als 300 Millionen Frank erlitt.

Mit dem Frühling 1812 begannen ungeheure Truppenmassen sich durch Deutschland gegen Rußland zu wälzen. Alle unterworfenen Völker Europas — Italien, Spanien, Holland, der Rheinbund, Österreich, Preußen — hatten Hilfstruppen stellen müssen; die beste Kraft der europäischen Jugend vom Ebro bis zur Weichsel, von Tarent bis zur Nordsee stand unter den Waffen. Die Kriegerscharen erschienen im schönsten militärischen Glanze und im stolzen Bewußtsein ihrer Unbesiegbarkeit. Von den 600000 Mann, die Napoleon nach Rußland führte — eine Armee, wie sie Deutschland noch niemals gesehen — waren 200000 Deutsche, die fast alle für eine fremde Sache auf fremdem Boden den Tod gefunden haben. Zwischen Weichsel und Memel, die preußischen Provinzen noch völlig aussaugend, sammelte sich das Heer; 1000 Kanonen und 20000 Gepäckwagen begleiteten es. Es war in drei Heersäulen aufgestellt. Der linke Flügel, zur Eroberung der russischen Ostseeprovinzen (welche?) bestimmt, berührte die Gestade der Ostsee; er stand unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald; bei ihm befanden sich die preußischen Hilfstruppen unter General York. Der rechte Flügel sollte von Galizien aus in Südrußland einbrechen; bei ihm standen die österreichischen Hilfstruppen unter dem Fürsten Schwarzenberg. Das eigentliche Hauptheer aber, die sogenannte „große Armee", wurde von Napoleon selbst geführt; unter ihm befahlen die berühmtesten und geübtesten seiner Marschälle; sein Weg sollte auf die Mitte des russischen Reiches, gerade ins Herz des Feindeslandes gehen.

Im Mai 1812 kam Napoleon nach Dresden. Hier drängten sich die unterworfenen Könige und Fürsten des Rheinbundes (z. B.!) um ihn, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Selbst Kaiser Franz I. und Friedrich Wilhelm III. konnten es nicht umgehen, ihn hier zu begrüßen, so schwer es auch dem Könige von Preußen werden mußte. Es war der höchste Sonnenblick von Napoleons Glück. Von Dresden aus kam auch der stolze Tagesbefehl: Die Könige, Prinzen, Fürsten und Marschälle sollten sich zu ihren Heeresabteilungen begeben. Dann folgte Napoleon selbst seinen Truppen, die schon in Polen und Ostpreußen vorgerückt waren. Nach einer glänzenden Musterung der gewaltigen Streitkräfte ging es über den Niemen nach Rußland hinein.

3. Napoleons Zug nach Moskau. Moskau, das Herz Rußlands, war Napoleons Ziel; dort, in der Hauptstadt des Landes, wollte er, wie bisher in fast allen seinen Kriegen, den Frieden diktieren. Bald aber merkte er, welchen gewaltigen Bundesgenossen die Russen an der Natur ihres Landes hatten. Die Wege waren ungangbar; die Zufuhr zur Verpflegung der Truppen blieb aus oder reichte nicht hin; das arme, schlecht angebaute Land bot wenig Lebensmittel; das Fleisch von gefallenem Vieh und das Wasser aus den Pfützen war oft die einzige Nahrung und Labung; Krankheiten, durch das rauhe Klima und den Genuß unreifen Roggens herbeigeführt, lichteten die Reihen der

Krieger. Unterdessen waren die Russen, an Zahl der großen Armee bei weitem nicht gewachsen, tiefer und tiefer in ihr ödes, unermeßliches Reich zurückgegangen; sie wichen beständig einer Schlacht aus, um den sicheren Feind immer tiefer in das Innere zu locken und ihn dann zu verderben. Die feste Ordnung des französischen Heeres begann sich zu lösen; die strenge Mannszucht lockerte sich; schon die Ausplünderung der preußischen Lande hatte die Truppen an das Rauben gewöhnt; der größte Teil der mitgeführten ungeheuren Vorräte ging schon auf dem Hinwege zu Grunde. Während das russische Heer immer tiefer in das öde Innere des weiten Reiches zurückwich, begannen die russischen Bauern auf eigene Faust den Krieg; sie flüchteten ihre Herden und Vorräte in die Wälder, gaben dem Feinde die wertlosen, leeren Holzhütten preis, und wo ein Versprengter in ihre Hände fiel, schlugen sie ihn nieder wie einen tollen Hund. Das strenggläubige Volk betrachtete die Eindringlinge als Heiden, deren Vernichtung als ein Gott wohlgefälliges Werk. Bei Smolensk, schon tief im inneren Rußland, kam es zuerst zum blutigen Kampfe; aber nachdem man einen ganzen Tag ohne Entscheidung gefochten, verließen die Russen in der Nacht die in Brand geratene Stadt und setzten ihren Marsch nach Moskau fort. Der Sieger fand am andern Morgen eine mit Blut getränkte und mit Leichen bedeckte Brandstätte.

In Smolensk wurde Kriegsrat gehalten; aber so viele Stimmen sich auch gegen die Fortsetzung des Zuges erklärten, Napoleon bestand auf der Eroberung von Moskau, wo er zu überwintern und Alexander zum Frieden zu zwingen gedachte. Weiter und weiter ging daher der Zug des Eroberers in das menschenleere Land hinein; mit jedem neuen Tage lichteten sich die Reihen seines Heeres. Überall flohen die Einwohner vor dem anrückenden Feinde, nachdem sie zuvor ihre Wohnungen und Dörfer in Brand gesteckt und ringsum alles verwüstet hatten. Der russische Anführer Kutusoff beschloß, die in den Augen der Russen heilige Stadt Moskau nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen. Darum machte er Halt und führte dadurch die furchtbare Schlacht bei Borodino an der Moskwa herbei. In derselben behaupteten zwar die Franzosen den Sieg, mußten aber doch die Russen in Ordnung abziehen lassen. Es war der blutigste Sieg, den Napoleon jemals erfochten. Über 70000 Tote und Verwundete deckten das Schlachtfeld; zehn französische und ebenso viel russische Generale waren gefallen; die Verwundeten wurden fast sämtlich das Opfer der Kälte, des Hungers oder der Verblutung. Der Held des Tages war Ney, den Napoleon zum „Fürsten von der Moskwa“ erhob. Die Folge dieses Sieges war Napoleons Einzug in Moskau am 14. September 1812. Jetzt glaubte er sich des Sieges und eines vorteilhaften Friedens gewiß.

4. Der Brand von Moskau. Mit stolzem Triumph zog Napoleon in die mit zahllosen Türmen und vergoldeten Kuppeln geschmückte alte

Hauptstadt Moskau ein und bewohnte den Palast der russischen Kaiser, den Kreml. Aber Leichenstille empfing die Sieger; denn der größte Teil der Bürgerschaft war geflohen, die Vorräte waren fortgeschafft, die meisten Häuser standen leer, und der Pöbel befand sich im Besitze der Stadt. Schon beim Einzug überfiel daher ein unheimliches Grauen die Soldaten, als sie in den Straßen nur einiges Gesindel herumschleichen sahen. Doch quartierten sie sich ein, froh, wenigstens ein Obdach zu haben, und auf lange, behagliche Winterruhe hoffend; denn die reichen Vorräte Moskaus, die Napoleon zu finden glaubte, sollten seinem halbverhungerten Heere auf lange Zeit zur Verpflegung dienen. Aber schon am folgenden Tage, am 15. September, brach, von den Russen selbst angelegt, an hundert Stellen zugleich ein Feuer aus, das vier Tage wütete und das bei dem Mangel aller Löschanstalten sich zu einem ungeheuren Flammenmeer gestaltete. Neun Zehntel der aus Holz gebauten Stadt sanken in Asche; von einer Terrasse des Kreml aus sah Napoleon mit Grausen das majestätische Schauspiel; auch der Kreml ging in Flammen auf; nur mit großer Gefahr rettete sich Napoleon aus dem Flammenmeere. Vergeblich war jeder Versuch, den Brand zu löschen, vergeblich auch, die gräßliche Plünderung der unglücklichen Stadt durch die völlig verwilderten Truppen zu verhindern. Aller Zucht und Ordnung vergessend, stürzten sich die Soldaten in die brennenden Häuser, um ihre Raubluft zu befriedigen. Es war ein ungeheures Opfer, das die Russen durch den Brand Moskaus brachten, es war aber auch der Wendepunkt von Napoleons Glück.

Unter dem rauchenden Aschenhaufen Moskaus versank Napoleons Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges. Seine Lage war eine sehr gefährliche; mit furchtbar geschwächtem Heere, ohne Vorräte, 120 Meilen von seinen nächsten Hilfsquellen entfernt, ohne Obdach, sollte er auf diesem öden, feindlichen Boden überwintern! Das war unmöglich. Er bot den Frieden an, aber man wollte nichts davon wissen, oder zog doch die Unterhandlungen in die Länge. In unbegreiflicher Verblendung hoffte er noch immer, daß Kaiser Alexander Frieden schließen werde, ohne zu begreifen, daß ihn die Russen nur bis zum Eintritt des Winters hinzuhalten suchten, damit die schlecht gekleideten, frierenden und hungernden Soldaten auf dem Heimwege durch die Kält vernichtet würden. Und so blieb er fünf Wochen unthätig auf den Trümmern Moskaus; es schien, als ob die Flammen des heiligen Moskau auch seine Thatkraft und Entschlossenheit gelähmt hätten. Endlich, am 18. und 19. Oktober, als der Winter schon bald hereinbrechen wollte, trat er den verhängnisvollen Rückzug an.

5. Der Rückzug und der Untergang der großen Armee.

Durch die überlegenen Streitkräfte der Russen, die jetzt von allen Seiten herbeikamen, wurde Napoleon mit seinem Heere auf dieselbe Straße gedrängt,

die er bei seinem Einmarsche benutzt hatte. Das war sein Verderben. In der völlig verwüsteten, ausgesogenen Gegend war an eine genügende Versorgung der Armee mit Lebensmitteln nicht zu denken. Die Dörfer und Städte, die am Wege lagen, waren von den Franzosen schon auf dem Hinwege zerstört worden, weil sie in ihrem Übermute nur an Sieg dachten. Dadurch erhielten die Russen zwei furchtbare Bundesgenossen, den Hunger und den russischen Winter, der in den öden Steppen Rußlands sehr hart ist. Die Witterung blieb zwar noch eine Zeit lang ganz leidlich, aber schon im November stieg die Kälte auf 18 und später auf 27 Grad. Bald war alles mit tiefem Schnee bedeckt; der schneidende Sturm wehte über die unabsehbaren Flächen; nirgends bot sich den Soldaten ein Obdach gegen die grimmige Kälte, nirgends ein Bissen Brot gegen den nagenden Hunger. Vor dem unglücklichen Heere lag die unermeßliche Schneewüste; kein Dorf, keine Feuerstatt, so weit das Auge reichte; alle Vorräte verloren, alles Ansehen der Offiziere vernichtet, alle Zucht und Ordnung aufgelöst. Dazu auf allen Seiten die schwärmenden Kosaken und in den Wäldern und Steppen die erbitterten Bauern. Alles Elend, das nur irgend einen Menschen heimsuchen kann, brach über die Unseligen herein. Die erschöpften Pferde fielen massenweise, so daß man die Wagen mit Schießbedarf und Lebensmitteln stehen lassen mußte. Auch die Soldaten konnten sich bald kaum noch weiter schleppen. Mit Mühe arbeiteten sich die Ermatteten durch den tiefen Schnee. Keine Kriegsmusik ertönte, keine Trommel ward gerührt, kein Kommandoruf erschallte. Auf jedem Schritte wurden die Soldaten durch die am Wege liegenden Leichname an das Schicksal ihrer voraufgezogenen Kameraden erinnert; denn Hunger, Frost und Ermattung richteten größere Verheerungen an als die Kugeln der Russen und die Lanzen der Kosaken. Es war ein entsetzlicher Anblick, tausende von verhungerten und erfrorenen Kriegern an der Heerstraße und auf den öden, grausigen, mit Schnee und Glatteis überdeckten Steppen zu sehen. In den Gebüschen wimmerten Sterbende; wie Gespenster zogen die Lebenden dahin und schrieen und jammerten und weinten nach Brot; keiner fast hatte noch ein menschliches Aussehen. Dazu bildeten gefallene Pferde, weggeworfene Waffen, Trümmer aller Art und die reichsten, nun zur Last gewordenen Beutestücke einen wüsten Wirrwarr. Die Russen aber, solches Wetter und solche Wege gewohnt, außerdem durch Pelzmäntel gegen Sturm und Kälte geschützt, wichen nicht von ihrer Seite und zwangen sie, jeden Schritt zu erkämpfen. Gierige, hungrige Wölfe umkreisten die selbst hungernden Scharen, und unermüdliche Kosakenschwärme verfolgten unablässig die Unglücklichen. Das furchtbare Elend hatte alle menschlichen Gefühle abgestumpft; nur der Hunger behauptete sein Recht; um ein gefallenes Roß entspannen sich oft erbitterte Kämpfe, und selbst vor dem Genuß von Menschenfleisch schauderte man nicht zurück. In allerlei

Vermummungen schleppten sich die Flüchtlinge einzeln und in Trupps durch die pfadlose Schneewüste; jeder war nur darauf bedacht, Haupt und Glieder vor dem Frost zu schützen, und was zu solchem Schutze diente, ward aufgerafft.

Trotz des großen Elends wurden von den berühmten Marschällen des Kaisers noch die größten Heldenthaten vollführt; doch hatten diese keinen weiteren Erfolg, als daß der Untergang des ganzen Heeres um wenige Tage hinausgeschoben wurde. Der eigentliche Held des Rückzugs war Ney, der Führer der Nachhut, von Napoleon „der Tapferste der Tapfern" genannt. Unter fortwährenden Kämpfen mit den Russen gelangte das Heer an die Beresina. Es war Tauwetter eingetreten; die wilden Wogen füllten die Ufer bis zum Rande, und mächtige Eisschollen rollten einher. Im Angesicht der feindlichen Armee wurden zwei Brücken geschlagen, und der kleine Rest, der sich noch in Reih und Glied bewegte, unter unzähligen Gefahren hinübergeführt. In die dichtgedrängten Reihen der Flüchtigen hinein donnerten die russischen Kanonen; alles drängte in toller Hast und grausem Gewirr nach dem anderen Ufer, aber Tausende wurden in die kalten Fluten des Flusses hinabgestürzt, wo sie zwischen den Eisschollen ertranken, oder bei dem entsetzlichen Gedränge zertreten und zerdrückt. Gegen 18 000 Nachzügler, die nicht zeitig genug kamen, fielen in die Hände der Feinde. Nach diesem ewig denkwürdigen Übergang über die Beresina, der vier Tage (vom 26. bis 29. November) gedauert, hatte Napoleon noch 8000 kampffähige Soldaten bei sich, und selbst diese trugen den Keim des Todes in sich; aus ihren bleichen Gesichtern sprach Stumpfsinn und Verzweiflung. Ney war der letzte Mann der Nachhut. Erst gegen Ende des Jahres 1812 schwankten die elenden Trümmer der stolzen Armee, insgesamt kaum 20 000 Mann, Leichen gleich, den Tod im Herzen, in Lumpen, Weiberröcke, Stroh gehüllt, über die preußische Grenze. Mit heiligem Entsetzen betrachtete das Volk die lebenden Zeugen des geschlagenen Hochmuts, und von Millionen Lippen klang wie aus einem Munde der Ausruf: Das sind Gottes Gerichte! Die weiten Schneegefilde Rußlands waren das Grab der großen Armee geworden. Nach amtlichen Berichten wurden in Rußland mehr als 240 000 feindliche Leichen eingescharrt oder verbrannt; über 200 000 Gefangene mit 48 Generalen, 4000 Offiziere und 1000 Kanonen waren in Rußland zurückgeblieben. So hatte durch die Verblendung eines einzigen Mannes halb Europa zu trauern; viele tausend Kinder wurden zu Waisen, viele tausend Frauen zu Witwen, viele tausend Eltern und Bräute in die Farbe der Trauer gekleidet.

Und er selbst, der herzlose Urheber so namenlosen Unglücks? Wenige Tage nach dem Übergange über die Beresina verließ Napoleon sein Heer und eilte demselben voraus, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Tief in Pelze gehüllt, fuhr er auf einem Schlitten unerkannt durch Deutschland nach

Frankreich, um neue Rüstungen anzuordnen und seine erschütterte Macht neu zu befestigen. Nun erst erfuhr die erstaunte Welt das namenlose Unglück; so lange hatte man sie mit falschen Siegesnachrichten getäuscht. Nun erst erkannten die unterdrückten Völker, daß auch ein Napoleon nicht unüberwindlich war. Schon am 17. Dezember veröffentlichte der Staatsanzeiger in Paris die berüchtigte Bekanntmachung des herzlos selbstsüchtigen Eroberers: „Die große Armee ist vernichtet; die Gesundheit Sr. Majestät ist niemals besser gewesen.“*)

Das deutsche Volk aber sang damals ein Lied, das ein Gymnasiast (Ferdinand August) unter dem frischen Eindrucke des Gottesgerichtes über den frevelnden Eroberer gedichtet hat:

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Franzosenheer,
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Trommeln ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.

Mit Mann und Roß und Wagen.
So hat sie Gott geschlagen!
Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß.

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Feldherrn ohne Witz,
Stücklent' ohn' Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
Nirgends Rast und Ruh.

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Speicher ohne Brot,
Aller Orten Not,
Wagen ohne Rad,
Alles müd' und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!

B. Vertiefung.

1. Was ist über Napoleon zu urteilen?

Schon in seinem Ziel, das er sich gesteckt, zeigt sich seine Herrsch- und Eroberungssucht. Er will Rußland unterwerfen, nach Ostindien ziehen, dadurch England demütigen und somit über ganz Europa herrschen. Zu solch abenteuerlichen Plänen verführt ihn maßloser, schrankenloser Ehrgeiz, Hochmut und Stolz. Doch muß er in Rußland erfahren: „Hochmut kommt vor dem Falle.“ — „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . .“ — „Gott stürzet

*) Hier sei zur unterrichtlichen Verwertung noch empfohlen: „Unter den Trümmern der großen Armee.“ Richter, Quellenbuch. 2. Aufl. S. 261.

die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen." — „Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn."

Um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, ist ihm jedes Mittel recht. Er sucht nur nach einem Vorwande zum Kriege, tritt die Rechte der Fürsten und Völker mit Füßen, zwingt sie, seinem Willen gefügig zu sein. Er denkt und handelt nach dem Grundsatze: „Gewalt geht vor Recht" oder „Das Recht ruht auf der Spitze unserer Schwerter". Einem andern zugefügte Gewalt ruft aber stets Erbitterung, Haß, Rache hervor; eine auf Ungerechtigkeit errichtete Gewaltherrschaft erwirbt sich niemals die Liebe der Unterworfenen.

In seinem Zuge nach Moskau zeigt sich seine ganze Vermessenheit im Wagen, sein blinder Wagemut, seine Verblendung. Dieses ungeheure Reich, das er nicht kannte, zu unterwerfen, war wahrlich schwerer, als das kleine Preußen und Österreich zu demütigen. Daher muß er es erfahren: „Wagen gewinnt, Wagen verliert." — „Wer sich mutwillig in Gefahr begiebt, kommt darin um." — „Vorgethan und nachbedacht . . ." Auf Rußlands Schneefeldern lernt der unersättliche Eroberer Gottes Finger kennen; dort offenbarten sich Gottes Strafgerichte an dem Übermütigen. Es will uns scheinen — und damals erschien es den hart bedrückten Völkern erst recht so — als ob Gott dem bisher Unüberwundenen zurufen wollte: „Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen." Von dem Strafgerichte Gottes in Rußland kann es heißen: „Gott machte zu nichte die Anschläge des Listigen, daß es seine Hand nicht ausführen konnte." Und wenn man fragen wollte, warum der gerechte Gott eine solch maßlose Ungerechtigkeit des Tyrannen zugelassen, so antwortet die Bibel darauf: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und wie unerforschlich seine Wege!" und „Des Herrn Rat ist wunderbar, aber er führet es herrlich hinaus." Hatte Napoleon in Dresden bei der glänzenden Fürstenversammlung und in Ostpreußen bei der nicht minder glänzenden Heerschau sich auf dem Gipfel des Glückes gefühlt, so lernt er in Rußlands Schneewüste: „Glück und Glas, wie bald bricht das" — „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen" — „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben" — „Es kann vor Tag leicht anders werden . . ."

2. Wie war der Sieg der Russen möglich?

Napoleon war nie überwunden worden; alle Welt hielt ihn für unüberwindlich; auch vor seinem Zuge nach Rußland glaubte kein Mensch an seine Niederlage. Zudem hatte Kaiser Alexander seine Kräfte leichtsinnig überschätzt; er hatte den gewaltigen Heersäulen Napoleons nur etwa 175 000 Mann entgegenzustellen. Auch glaubte bei seinem bisherigen wankelmütigen Charakter niemand an einen langen, verzweifelten Kampf; denn 1805 und 1807 hatte er nach der ersten verlorenen Schlacht Frieden geschlossen. Jetzt zwingt ihn

die Not zur Beharrlichkeit und Ausdauer. Ausdauer zuerst bei beständigem Rückzuge, dann aber auch bei beständigem Angriff. Auch die Russen verteidigen jetzt Heimat und Vaterland, darum die Hartnäckigkeit ihrer Kriegführung. Dazu haben sie mächtige Verbündete: die Natur ihres Landes, den Hunger und den russischen Winter. Weise nach, inwiefern diese drei Verbündeten den Russen zu Hilfe kommen!

Ungeheuer waren aber auch die von den Russen gebrachten Opfer; zuerst an Menschenleben: auch von dem mächtigen Russenheere kamen nur etwa 40 000 Mann aufgelöst, erschöpft und ermattet an der preußischen Grenze an; die übrigen waren im Kampfe getötet, den Krankheiten und Anstrengungen erlegen; dann aber auch an Hab und Gut: zahllose Dörfer, viele Städte sanken in Asche; die Ernte wurde verwüstet, alle Vorräte vernichtet; welches ungeheure Opfer allein der Brand Moskaus war, das der für sein Vaterland begeisterte russische Befehlshaber desselben ohne Befehl und ohne Wissen seines Kaisers in Brand stecken ließ, um dem verhaßten Feinde Obdach und Vorräte für den Winter zu nehmen, geht daraus hervor, daß dem Kaiser Alexander die Nachricht von dem Brande Moskaus in einer Nacht das Haar gebleicht hatte.

Aber auch deutsche Männer hatten ihren Anteil an der Beharrlichkeit und Ausdauer der Russen und somit an dem glücklichen Ausgang des Krieges; besonders war es der Freiherr vom Stein. Er hatte sich beim Ausbruch des Krieges von Prag, wo er sich bis dahin aufgehalten, nach Rußland begeben. Immer und immer wieder spornte er den Kaiser Alexander zum Ausharren und zum Widerstande auf, und weil er den Sieg der Russen voraus verkündigt hatte, so glaubte und vertraute man ihm.

III. Verknüpfung.

1. **Napoleon in Dresden und in Moskau.**
2. **Napoleons Lage vor und nach dem Brand von Moskau.**
3. **Die „große Armee" bei ihrem Auszug aus Preußen und beim Rückzug.**
4. **Der Brand von Moskau 1812 und der Brand Roms 64.**
5. **Der Brand Moskaus und die Zerstörung Jerusalems 70.**
6. **Der Brand Moskaus und die Zerstörung Magdeburgs 1631.**
7. **Napoleons Stellung zu den unterworfenen Völkern und Friedrichs II. Verhalten in Schlesien und Westpreußen.**

Dort harte Unterdrückung, Aussaugen durch hohe Steuern, Militäraushebungen, Knechtung — hier Sorge für gedeihliche Entwickelung, Volkswohlfahrt, Wohlstand, Zufriedenheit. Darum Napoleon zwar ein großer Eroberer, aber nicht Napoleon der Große.

8. **Napoleon auf der Höhe seines Glückes**

1799, 1801, 1804, 1805, 1806, 1809, 1812. Zusammenstellung seiner zunehmenden Macht und Größe.

9. Napoleons Zug nach Rußland und die Kreuzzüge.

Beides abenteuerliche Züge, Richtung nach Osten, Aufbietung großer Truppenmassen, blutige Kämpfe unterwegs, Not und Mangel, große Verluste, am Ziel Eroberung einer großen Stadt, Zerstörung derselben, Erfolglosigkeit der Züge. — Beweggrund verschieden.

10. Andere Eroberungszüge.

a) Züge der Römer. b) Züge der Hunnen zur Zeit Heinrichs I. und Ottos I. c) Züge der Schweden und Franzosen im 30jährigen Kriege. d) Raubzüge Ludwigs XIV. e) Züge der Türken im Jahrhundert des 30jährigen Krieges.

11. Wie Napoleon, so stürzten auch andere Eroberer plötzlich von der Höhe ihres Glücks.

Varus durch die Schlacht im Teutoburger Walde, Barbarossa durch die Schlacht bei Legnano, Ottokar von Böhmen auf dem Marchfelde, Tilly bei Breitenfeld, Wallenstein bei Lützen, die Schweden bei Fehrbellin, die Türken bei Wien.

IV. Zusammenfassung.

Geschichtliche Ergebnisse.

1812 Napoleons Zug nach Rußland.
Siege bei Smolensk und bei Borodino an der Moskva.
14. September. Napoleons Einzug in Moskau.
19. Oktober. Napoleon tritt seinen Rückzug an; Übergang über die Beresina.
Dezember. Ankunft der Trümmer der großen Armee in Preußen.

V. Anwendung.

1) War Rußlands Krieg gegen Napoleon gerecht?

2) Welchen Anteil hat die Kontinentalsperre an diesem Kriege?

3) Warum war Napoleons Aufenthalt in Dresden für ihn der höchste Sonnenblick des Glücks?

4) Wie ist Preußens Bündnis mit Frankreich zu rechtfertigen?

5) Mit welchen Gesinnungen und Gefühlen mögen York und das preußische Hilfskorps mit nach Rußland gezogen sein?

6) Welche Bedeutung hat der Brand von Moskau für die Entscheidung des Krieges?

7) Wodurch wurde der Untergang der „großen Armee“ herbeigeführt?

8) Welchen Anteil am Kriege hatte der Freiherr vom Stein?

9) Welche Bedeutung in Napoleons Geschichte hat das Jahr 1812?

10) Was ist über Napoleons Bekanntmachung bei seinem Erscheinen in Paris zu urteilen?

11) Preußens Leiden durch den russischen Feldzug!

---

2. Preußens Erhebung.

(Ziel: Wie das niedergedrückte Preußen, durch Napoleons Niederlage in Rußland ermutigt, sich gegen den fremden Eroberer erhebt.)

I. Vorbereitung.

In dem Brande von Moskau erblickte jeder patriotische Preuße und Deutsche das Morgenrot der Freiheit von dem Joche des Fremdherrschers. Gottes furchtbares Strafgericht auf Rußlands öden Schneefeldern predigte laut und vernehmlich die Mahnung, ebenfalls aufzustehen und den Unersättlichen von der Höhe seiner Macht zu stürzen. Dem so lange geknechteten, niedergedrückten preußischen Volke gebührt die Ehre, allen anderen mit opferfreudiger Gesinnung, mit mutigem Selbstvertrauen in dem heiligen Befreiungskampfe vorangegangen zu sein. Wie das von Napoleon so gehaßte und verachtete preußische Volk sich erhob, wie es die Schmach und Schande von Jena wieder in den alten preußischen Ruhm verwandelte, daran wollen wir jetzt unser Herz erheben und begeistern.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Yorks Konvention mit Rußland. Als die Kunde von dem Strafgerichte Gottes über die „große Armee" nach Preußen kam, ging durch alle Herzen die freudige Überzeugung, daß jetzt die Stunde der Befreiung für das teure Vaterland gekommen sei. Einen ersten wichtigen Schritt auf der Bahn der Befreiung that General York, der Anführer des mit den Franzosen in Rußland verbündeten preußischen Hilfskorps. Nur widerwillig waren die Preußen ihrem eigenen Unterdrücker gefolgt, trotzdem brannten sie vor Begier, jetzt unter den Augen der Sieger von Jena zu zeigen, was preußische Tapferkeit vermöge. Seine siegreichen Gefechte dankte Macdonald, der französische Oberbefehlshaber in den russischen Ostseeprovinzen, zumeist der Tapferkeit der Preußen. Bis unter die Wälle von Riga drang York vor, doch hielt er, im Grunde seines Herzens ein grimmer Franzosenfeind, sein Korps von den Franzosen streng gesondert. Schon vor Riga war er von russischen Generalen, die seine wahre Gesinnung gegen Napoleon kannten, zur Trennung

von den Franzosen aufgefordert worden. Gegen die Russen ebenso kühl wie gegen die Franzosen, war er doch in beständiger Verbindung mit ihnen geblieben und war dadurch frühzeitig von dem Untergang der großen Armee benachrichtigt. Mit dem Einbruch des harten Winters begann auch Macdonald seinen Rückzug, die Franzosen voran, die Preußen nachfolgend. Schon umschwärmten sie die siegreichen Russen; russische Generale erneuerten die Anträge, sich von den Franzosen, den eigentlichen Feinden, zu trennen; preußische Generale, die in russischen Diensten standen, waren selbst die Unterhändler. Yorks scharfem Soldatenblicke entging es nicht, welch ungeahnten Wert sein kleines Korps jetzt erhielt. Folgte er den Franzosen, so konnte er in Gemeinschaft mit ihnen den erschöpften Russen die preußische Grenze sperren. Schieden die Preußen aus dem Kampfe aus, so konnten die Russen die preußische Grenze überfluten und den König von Preußen mit fortreißen zu dem Befreiungskampfe, den York seit Jahren so heiß ersehnte. Eine Welt von widersprechenden Gedanken stürmte auf den eisernen, in der heißen Schlacht so kalten und sicheren Mann ein. Sollte er seine treuen Truppen, den Kern des preußischen Heeres, für die Rettung des Todfeindes der Deutschen opfern? Sollte er durch einen eigenmächtigen Schritt Thron und Leben seines Königs, der noch immer in der Gewalt der Feinde war, gefährden? Sollte er dem Könige seinen Soldatengehorsam brechen oder diese große Stunde des Gottesgerichts unbenützt vorüberstreichen lassen? Als aber Kaiser Alexander sich bereit erklärte, mit dem Könige ein Bündnis zu schließen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Preußen seine Machtstellung vom Jahre 1805 wieder erlangt habe, da wußte York, was zu thun sei. Voll tiefer Bewegung kündigte er seinen Offizieren die gefaßte Entscheidung an: „So möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden.“ Mit hellem Jubel stimmten ihm die Getreuen zu. Am 30. Dezember 1812 traf er in einer Mühle bei Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch zusammen und unterzeichnete den Vertrag.

Durch die Konvention (Übereinkunft) von Tauroggen trennte York seine Truppen von den Franzosen und stellte die Feindseligkeiten gegen die Russen ein. Er wollte vorläufig mit seinen Truppen neutral bleiben, bis eingehende Befehle des Königs eingetroffen seien, ebenso sollte der von ihm besetzte Landstrich zwischen Memel, Tilsit und dem kurischen Haff neutrales Gebiet bleiben, den Russen jedoch der Durchzug gestattet sein. Ein offenes Bündnis mit den Russen wollte der pflichtgetreue Soldat noch nicht wagen; an seinem König allein war es, dieses Bündnis herzustellen. Jubelnd aber begrüßten die preußischen Soldaten die nun befreundeten Russen; man fühlte, daß mit dem Neujahrstage 1813 eine große Entscheidung nahte, und weithin über das preußische Land erklang der Weckruf des eisernen York: Jetzt oder niemals!

York hatte auf eigene, schwere Verantwortung gehandelt. Noch am 30. Dezember schrieb er an seinen König, meldete ihm die geschlossene Konvention und schloß seinen Brief mit den Worten: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Verbündeten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt." Und in einem zweiten Briefe, wenige Tage später, schrieb er: „Es liegt zu klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruche Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. — Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und begeistern, wir werden uns wie alte, echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschüttert stehen." *)

Der König, in Berlin rings von Feinden umgeben, die jeden seiner Schritte beobachteten, mußte Yorks kühne That, die ihm den Kern seines Heeres rettete, öffentlich mißbilligen, so sehr sie ihm auch im Grunde seines Herzens willkommen war. Noch waren alle preußischen Festungen von Franzosen besetzt, und es war leicht zu glauben, daß Napoleon, obgleich er zunächst noch an sich hielt, doch den König und ganz Preußen für Yorks That büßen lassen werde. Vorsicht war mithin nach allen Seiten geboten. Der König sprach daher Yorks Absetzung aus; doch ließen die Russen den Offizier, der York den königlichen Befehl überbringen sollte, nicht durch. York blieb daher auf seinem Posten.

2. Die Erhebung der Provinz Preußen. York hatte mit seiner Konvention nur gethan, was Millionen wünschten. Die Russen rückten nun über die preußische Grenze, dem Namen nach als Feinde des mit Frankreich verbündeten Preußens, der That nach als Befreier begrüßt. Schon am 5. Januar 1813 rückten sie unter dem unendlichen Jubel des Volkes in Königsberg ein, woselbst wenige Tage später auch Stein eintraf, der im Namen des Kaisers Alexander die innigste Freundschaft beider Völker verkündete und die Preußen zur Teilnahme an dem Befreiungswerke aufrief. Sofort war in der Provinz Preußen eine herrliche Begeisterung erwacht, die sich dann mit Feuers Schnelle und Gewalt über ganz Preußen ausbreitete. Die Provinz war durch den Durchmarsch 1812 völlig ausgesogen, durch eine

*) Vergl. auch: „Die Konvention von Tauroggen". Richter, Quellenbuch. S. 265.

vorhergegangene Mißernte schwer gedrückt, durch das lange Kriegselend verarmt. Doch drängte sich alles zu freiwilligen Gaben, und die streitbare Jugend eilte zu den Waffen. Stein, York und andere patriotische Männer riefen die Stände der Provinz zusammen. In einer Adresse an den König beteuerten dieselben, daß ihnen kein Opfer zu groß sein solle, um die Unabhängigkeit Preußens wiedergewinnen zu helfen. Sie beschlossen, alle Kräfte der Provinz zum Kampf bereit zu machen, das ganze Volk unter die Waffen zu rufen, 13000 Mann Reserve für das Yorksche Korps und 20000 Mann Landwehr zu bilden, ein ganzes Reiterregiment zu stellen und alle diese Streitmittel in die Hände des Generals York zu legen. Nun drängte sich alles zu den Waffen. Sechzehn-, siebzehnjährige Jünglinge, kaum reif für die Waffenlast, begeisterten sich beim Üben mit Roß und Büchse durch das Hersagen patriotischer Gedichte, und Männer und Greise, Väter und Mütter standen mit gefalteten Händen dabei und beteten still um Sieg und Segen. So ging die Provinz Preußen mit opferfreudiger Begeisterung dem ganzen Vaterlande voran.

3. Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung. Bald sollte das ganze Land durch des Königs Beispeil zu gleicher Begeisterung und gleicher Opferfreudigkeit entflammt werden. So lange der König in Berlin war, drohten ihm die größten Gefahren. Man fürchtete eine plötzliche Gefangennahme des Königs seitens der Franzosen, um in dessen geliebtem Haupte ein Pfand für die Ruhe des Volkes zu besitzen. Daher atmeten alle Preußenherzen freier und höher, als er am 22. Januar Berlin verließ und nach dem vom Feinde unbesetzten Breslau ging. Nun war er in seinen Entschlüssen frei, zugleich den erwarteten Bundesgenossen, Rußland und Österreich, näher. Die edelsten Männer des Landes, auch Stein, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, sammelten sich um ihn. Schon am 3. Februar erschien der „Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung.“ Er war nicht vom König, sondern von Hardenberg unterzeichnet und forderte in kurzen, schlichten Worten auf, in der gegenwärtigen gefahrvollen Lage des Staates ein freiwilliges Jägerkorps und somit eine Pflanzschule künftiger Offiziere zu bilden. Der Feind, gegen den es gehen sollte, war nicht genannt; aber das preußische Volk verstand seinen König. Dieser hatte nach den vielen bitteren Erfahrungen seines Lebens kaum auf eine tiefe Wirkung des Aufrufes gehofft; doch wurden seine kühnsten Hoffnungen weit übertroffen. Nach Veröffentlichung des Aufrufs brach die heilige Vaterlandsliebe in himmelhohe Flammen aus. Die Begeisterung ergriff alle Stände. Jünglinge, kaum wehrhaft, Männer mit grauem Haar, Invaliden, wegen Wunden längst ehrenvoll entlassen, eilten herbei; die Universitäten schlossen ihre Hörsäle, die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer, die Turnplätze wurden Waffenplätze; die Beamten, selbst die höchsten im Staate, verließen ihre Stellen, die Edelleute ihre Güter und stellten sich mit Flinte und Tor-

nister in die Reihen der Freiwilligen neben den Handwerker, der aus der Werkstätte, den Bauer, der vom Pfluge herbeikam. Selbst Jungfrauen unter mancherlei Verkleidungen drängten sich zu den Waffen;*) die Unterschiede von Alter und Stand hatten aufgehört; jeder demütigte sich und gab sich willig zu dem Dienste her, zu welchem er am brauchbarsten schien. Wie durch ein Wunder Gottes war in dem zertretenen und geknechteten Lande plötzlich ein großes, gläubiges und darum unüberwindliches Volk entstanden. In Berlin allein meldeten sich in drei Tagen 9000 Freiwillige. Bürger und Bauern in Preußen hatten so Unsägliches an Bedrückung und Mißhandlung erduldet, daß der Ingrimm darüber nun mit aller Furchtbarkeit losbrach. Die Rekruten zogen in ihren blauen Kitteln mit trotzigem preußischen Soldatengesang an französischen Regimentern vorüber, denen es in dem überall glühenden Lande anfing unheimlich zu werden. Begeisterte Dichter standen auf und feuerten durch ihre Lieder zur Vaterlandsliebe an.**)

Thränen der tiefsten Rührung im Auge, sah König Friedrich Wilhelm von seinem Fenster in Breslau herab die unübersehbare Reihe von Wagen aus Berlin anlangen, von denen ihm die Jünglinge entgegenjubelten. Dieser Augenblick gab ihm den Glauben an sein Volk wieder, den er im Jahre 1806 fast eingebüßt hatte.

4. Preußens Bündnis mit Rußland. Unterdessen waren Unterhandlungen mit Rußland angeknüpft, um gemeinsam das Werk der Befreiung auszuführen. Nach Erneuerung des Freundschaftsbündnisses zwischen beiden Monarchen wurde durch Steins Vermittelung am 28. Februar 1813 ein Bündnis zu Kalisch (in Polen, nahe der Grenze Posens) geschlossen, welches die Befreiung Europas und zunächst Deutschlands zum Ziel hatte. Der Kaiser verpflichtete sich darin, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Preußen auf seinen Machtstand vor 1806 zurückgeführt sein werde. Die Macht, welche Rußland zu Preußens Hilfe heranführte, war in der That nicht bedeutend, denn im Feldzuge von 1812 hatte es ebenfalls furchtbar gelitten. Preußen bot Rußland mehr, als Rußland Preußen; aber die deutsche Begeisterung rechnete damals nicht. So war denn der Krieg auch seitens Preußens beschlossene Sache. Bald brachte Gneisenau auch aus England die Verheißung englischer Hilfe. Als Ehrenzeichen für die Helden des heiligen Kampfes stiftete der König am 10. März, dem Geburtstage der verewigten Königin Luise, den Orden des eisernen Kreuzes mit der Inschrift: „Mit Gott,

*) Vergl. „Zwei Briefe von Eleonore Prohaska." Richter, Quellenbuch. S. 271.

**) Begleitende Behandlung der denkwürdigsten dieser Lieder in der deutschen Stunde. Besonders würde dort auch auf Körners Beteiligung am Freiheitskampfe durch Lied und That ausführlicher einzugehen sein. Vergl. dazu auch „Zwei Briefe von Theodor Körner." Richter, Quellenbuch. S. 267.

für König und Vaterland". Am 15. März holte Friedrich Wilhelm seinen hohen Gast, den Kaiser Alexander, in Breslau ein, unter dem Schall der Glocken, dem Jauchzen und Weinen eines von den heiligsten Gefühlen der Vaterlandsliebe bewegten Volkes. Indem dann am 17. März die Errichtung der Landwehr im ganzen Umfange des preußischen Staates angeordnet wurde, erfolgte schon am vorhergehenden Tage, am 16. März, die Kriegserklärung gegen Frankreich. Damit waren die Würfel gefallen.

5. Des Königs „Aufruf an mein Volk". Am 17. März erließ der König den ewig denkwürdigen „Aufruf an mein Volk". Er lautet:

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt; der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu verschaffen und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege langsam verderben mußten. (Überschrift: Wie der König sein Volk an die Tage der Schmach erinnert.)

Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand schwindet. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Littauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll beenden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft! Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten; gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen: erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer! (Überschrift: Wie der König sein Volk an die heldenmütigen Thaten seiner Vorfahren und anderer Völker erinnert.)

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten

Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit." (Überschrift: Wie der König sein Volk zur Opferfreudigkeit mahnt und welche Hoffnungen für die Zukunft er hegt.)

6. Des Volkes Antwort an seinen König. Zum erstenmale in der deutschen Geschichte hatte sich ein König mit herzlichen Worten an sein Volk gewandt und es zur Mitwirkung am Werke der Befreiung aufgefordert. In unvergleichlich herzlicher Weise antwortete das preußische Volk diesem Vertrauen. Durch ganz Preußen war in dem unvergeßlichen Frühling und Sommer des Jahres 1813 nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien, das schimpfliche Joch abzuwerfen und blutige Rache zu nehmen. Daher der Aufstand des ganzen Volkes auf den Ruf seines Königs, so daß der Dichter sprechen konnte: „Der König rief, und alle, alle kamen." Wie nach dem Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung, so eilten auch jetzt des Vaterlandes Söhne zu den Waffen. Ganz Deutschland verwandelte sich in eine Waffenstätte; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegsluft und Kriegsmusik und war in einen Übungs- und Waffenplatz verwandelt. Der Unterschied der Stände schien vergessen; in den Reihen der Freiwilligen stand der Prinz neben dem Bürgerssohn; niemand wollte von der allgemeinen Bewegung zurückbleiben. Die Universitäten lösten sich auf; die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer; der Landmann verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft, um zur Wehr zu greifen. Jünglinge unter 16, Männer von 50 Jahren stellten sich zur Verfügung. Der Familienvater verließ Weib und Kind; Väter und Mütter, Bräute und Verwandte waren stolz darauf, ihre Angehörigen im heiligen Kampfe zu wissen; hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund fürs Leben, einen Augenblick, bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. Alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Die Flammen der Begeisterung wuchsen höher und höher zu einer Riesenlohe, an der ganz Europa sich erwärmte. Als ob, wie in alten Zeiten, auf allen Bergen die Feuerzeichen gebrannt und zum Kampfe aufgerufen hätten, so raffte sich jedermann auf und griff zu den Waffen. Immer von neuem klang der laute Ruf durchs Land: Das Vaterland ist in Gefahr! Und so kam es, daß das verarmte, kleine Preußenvolk die 46 000 Mann starke Armee durch 95 000 Rekruten verstärkte, 10 000 freiwillige Jäger und 120 000 Mann Landwehr stellte, zusammen 271 000 Mann, einen Soldaten auf 17 Einwohner, unvergleichlich mehr, als Frankreich einst unter dem Drucke der Schreckensherrschaft aufgeboten hatte.

Daß in Preußen jeder nur irgend waffenfähige Mann mit Begeisterung zu den Waffen griff, ist nur eine schöne Seite der ganzen Erhebung. Nicht jeder konnte die Waffen tragen, aber jeder opferte willig Gut und Blut, um

so große Heeresmassen auszurüsten und zu ernähren. Und diese Seite der Erhebung ist nicht minder groß. „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden," hatte der König gesagt, und in der That hat niemals ein Volk größere Opfer gebracht als das preußische im Jahre 1813. Der Zudrang zum freiwilligen Eintritt in das Heer war so groß, daß sehr viele die Ausrüstung nicht aus eigenen Mitteln bestreiten konnten. Ihnen mußte durch freiwillige Gaben geholfen werden. Unter den ersten Freiwilligen waren 13 Bergleute aus Waldenburg, Kohlengräber, die ärmsten Leute; ihre Mitarbeiter arbeiteten so lange umsonst unter der Erde, bis sie zur Ausrüstung der Kameraden 221 Thaler zusammenbrachten. Gleich darauf folgten die oberschlesischen Bergleute mit gleichem Eifer. Ein pommerscher Schäfer verkaufte seine kleine Herde, seine einzige Habe, und ging dann wohlbewaffnet zu seinem Regimente. Die Verzeichnisse der Gaben, welche eingingen, werden immer ein schönes Denkmal des Ruhmes sein. Beamte und Offiziere gaben einen Teil ihres Gehalts, verabschiedete Beamte und Offiziere einen Teil ihrer Pension, einige die Hälfte, einige diese sogar ganz; Leute von mäßigem Wohlstande opferten einen Teil ihres Vermögens, andere liehen dem Staate ein kleines erspartes Kapital ohne Zinsen; viele besoldeten eine Anzahl Freiwilliger im Felde; mancher Reiche schenkte tausende von Thalern. — Wer kein Geld zu opfern hatte, bot von seinen Habseligkeiten, seiner Arbeit. Mancher arme Landmann gab sein letztes Pferd, Reiche sandten ihr Silbergeschirr, Ärmere brachten ihre silbernen Löffel, Gutsbesitzer spendeten Getreide, Kinder schütteten ihre Sparbüchsen aus. In manchen Strichen der preußischen Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Es ist rührend, was alles hergegeben wurde. Das Heiligste, was man besonders hoch hält, was uns sonst unschätzbar ist, wurde freudig zum Opfer gebracht. Gewöhnlich wurde es, daß Gatten ihre goldenen Trauringe — sicher oft das einzige Gold, das im Hause war — einsandten; sie wurden gegen eiserne eingetauscht, welche das Bildnis der Königin Luise und die Inschrift trugen: „Gold gab ich für Eisen 1813." Noch heute wird ein solcher in mancher Familie als heiliges Erinnerungszeichen an jene große Zeit aufbewahrt. So wurden 150 000 goldene Trauringe nach Berlin gesandt. Von anderer Seite kamen 100 Paar Strümpfe, 400 Ellen Hemdenleinwand, Stücke Tuch, viele Paare neue Stiefeln, Vieh, Getreide, ungemünztes Silber, Büchsen, Hirschfänger, Säbel, Pistolen. Ein Förster konnte sich nicht entschließen, seine gute Büchse wegzugeben, wie er in lustiger Gesellschaft versprochen hatte, und ging daher lieber selbst ins Feld.

Aber auch die Frauen und Mädchen blieben bei dieser allgemeinen Opferfreudigkeit nicht zurück. Neun Prinzessinnen gründeten einen Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes und erließen einen Aufruf an die

Frauen im preußischen Staate.*) Sogleich gab auch das weibliche Geschlecht alles her, worauf es doch sonst hohen Wert legt, jede Art von Schmuck, jedes Kleinod, jedes Ersparte. Witwen gaben einen Teil ihrer dürftigen Pension, junge Frauen sandten ihren Brautschmuck, Bräute die Halsbänder, die sie von den Geliebten erhalten. — Damals lebte auf einem Gütchen in Schlesien ein Oberst von Schmettau. Seine sechzehnjährige Tochter Ferdinande war untröstlich, daß sie gar nichts hatte, was sie für den Befreiungskampf geben könne. Doch war sie im Besitz eines schönen, reichen Haares, welches man ihr oft vergebens hatte abkaufen wollen. Sie opferte dasselbe, um das gelöste Geld den Freiwilligen zukommen zu lassen. Der Perückenmacher zahlte ihr 5 Gulden dafür, und mit stiller Seelenfreude schenkte sie den kleinen Betrag. Die schöne That blieb aber nicht verschwiegen; viele wünschten die Erinnerung daran bleibend zu machen. Man kaufte dem Perückenmacher das Haar wieder ab und ließ es in goldene Ringe fassen. Nun wollte ein jeder einen solchen Ring tragen. Binnen wenigen Wochen waren durch den Verkauf derselben weit über 100 Thaler eingekommen. Wie schlug der edlen Ferdinande das Herz vor Freude, als sie hörte, ihr Haar hätte der Kasse eine so bedeutende Summe eingebracht. — Wer nicht geben konnte, arbeitete wenigstens für das Vaterland. Frauen und Mädchen aus allen Ständen, selbst aus den höchsten, nähten Mäntel, Hosen, Hemden, zupften Wundfäden und strickten mit Emsigkeit für die Freiwilligen. Später aber pflegten sie Kranke und Verwundete in den Lazaretten und Krankenhäusern, und durch ihre aufopfernde Pflege sind tausende von verwundeten und kranken Kriegern dem Vaterlande erhalten worden.

Es war das erste Mal, daß ein deutsches Volk in solcher Opferfreudigkeit aufloderte, das erste Mal, daß dem Deutschen die Freude ward, für seinen Staat freiwillig zu geben.

Dieser Geist der Vaterlandsliebe, der in den Herzen des Volkes wohnte und wirkte, er beseelte aber nicht minder die Führer in dem großen Kampfe, der nun ausbrach. Dieser Heldengeist spricht am deutlichsten aus einigen Briefen Blüchers, die er in jener großen Zeit, noch vor den beiden Aufrufen des Königs, an seinen Freund Scharnhorst schrieb. Der erste lautet:

„Mir juckt's in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nicht Sr. Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Vornehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsamt dem Bonaparte und all seinem ganzen Anhange vom deutschen Boden wegzuvertilgen, so scheint mir, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert sei. Jetzt ist wiederum die Zeit, zu thun, was ich schon Anno neun angeraten, nämlich die ganze Nation zu den Waffen aufzurufen, und wenn die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation wieder hergestellt werden."

*) Siehe diesen Aufruf in „Richter, Quellenbuch" S. 272.

Und der zweite lautet: „Ich kann alleweile nicht stillsitzen und nicht die Zähne zusammenbeißen, wenn es sich um das Vaterland und um die Freiheit handelt. Laßt das Zeug von Diplomaten zu allen Teufeln fahren! Warum soll nicht alles aufsitzen und los auf die Franzosen wie das heilige Donnerwetter? Die dem Könige vorschlagen, noch länger zu zaudern und mit dem Bonaparte Frieden zu halten, sind Verräter an ihm und an dem ganzen deutschen Vaterlande und des Totschießens wert. Denn derweil wir hier schwatzen, anstatt die Nation auf und in den Krieg zu rufen, haben die Franzosen Zeit und Gelegenheit, ihre Armee wieder einzurichten, und darum so sage ich: „Marsch und auf und mit dem Degen dem Feind in die Rippen!"

So durchglühte also eine heilige Begeisterung für Freiheit und Vaterland alle Stände des preußischen Volkes, und mit Recht hat man jene Zeit als den „preußischen Frühling" bezeichnet.

B. Vertiefung.

Da der dargebotene Stoff schon an sich eine tiefe, nachhaltige Wirkung hervorbringen dürfte, so würde in der Vertiefung unter der Überschrift „Der preußische Frühling" nur noch einmal kurz hinzuweisen sein auf des Volkes Liebe zu König und Vaterland, Liebe zu Gott, Liebe zur Freiheit, Opferfreudigkeit und heilige Begeisterung. Eine mehr die politische Seite streifende Besprechung würde hervorzuheben haben: a) Die bedrängte Lage Preußens 1812. b) Yorks erste rettende That und deren mögliche Folgen nach zwei Seiten hin. c) Die Notwendigkeit der öffentlichen Mißbilligung von Yorks That durch den König. d) Notwendigkeit der Verlegung der Residenz von Berlin nach Breslau. e) Schwierigkeiten der Erhebung mit Rücksicht auf die noch im Lande stehenden französischen Besatzungen. f) Scharnhorsts Verdienst.

Der Schwerpunkt der Vertiefung fällt jedenfalls in die deutsche Stunde. Durch Behandeln, Memorieren und fleißiges Deklamieren der herrlichen Gesänge, welche den preußischen Frühling einleiten und begleiten, dürfte die Wirkung dieser erhebenden Epoche deutscher Geschichte noch weit nachhaltiger sein. Von diesen Liedern sind hierher zu rechnen: „Aufruf" — „Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps" — „Lützows wilde Jagd" — „Abschied vom Leben" von Theodor Körner; „Wer ist ein Mann" von Ernst Moritz Arndt; „Die Trommel" von H. Besser; „Mein Vaterland" von Hoffmann von Fallersleben. (Das letztere allerdings nicht der Zeit der Abfassung, sondern nur dem Inhalte nach.)

III. Verknüpfung.

1. Der preußische Frühling 1813.

a) Yorks Konvention von Tauroggen. b) Opferfreudige Erhebung der Provinz Preußen. c) Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung. d) Bündnis mit Rußland. e) Aufruf „An mein Volk". f) Opferfreudigkeit des Volkes: durch

freiwilligen Eintritt in das Heer, durch freiwillige Gaben und Opfer aller Art, durch Fürsorge der Mädchen und Frauen für Kleidungsstücke, Pflege von Kranken und Verwundeten.

2. Die Opferfreudigkeit des preußischen Volkes 1813 und 1757.

a) Ursachen derselben. b) Art und Weise der Bethätigung derselben. c) Folgen derselben.

3. Der Deutschen Sehnsucht nach politischer Freiheit 1813 und nach religiöser Freiheit 1546 und 1618—48.

a) Ursachen des harten Druckes. b) Veranstaltungen zur Befreiung von demselben. c) Erfolge dieser Bemühungen.

4. Die Erhebung Preußens 1813 und die Erhebung Tirols 1809.

a) Ursachen der Erhebung. b) Die Führer des Volkes. c) Ähnlichkeiten in der Stellung beider Länder.

5. Zahlen.

1813. 1713.

IV. Zusammenfassung.

1812, 30. Dezember. York schließt mit dem russischen General Diebitsch die Konvention von Tauroggen.

1813, 3. Februar. Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung.

28. Februar. Preußens Bündnis mit Rußland.

10. März. Stiftung des eisernen Kreuzes.

16. März. Kriegserklärung an Frankreich.

17. März. Einrichtung der Landwehr und des Königs „Aufruf an mein Volk".

V. Anwendung.

1) Wende an: „Der König rief, und alle, alle kamen." — „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los."

2) Die Erhebung Preußens fiel mit dem Frühling in der Natur zusammen. Ob man diese Zeit der erwachenden Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit auch mit dem Frühling vergleichen kann?

3) Welche Bedeutung hat die Konvention von Tauroggen?

4) Ob auch ohne Yorks Konvention Preußens Erhebung erfolgt wäre? Warum?

5) Gerade in Preußen und Schlesien, den jüngsten (warum?) preußischen Provinzen, erhob sich das Volk zuerst gegen die Fremdherrschaft. Wie ist das zu erklären? (Beide haben die Liebe und Fürsorge edler Preußenkönige in

reichstem Maße erfahren, während sie früher unter Österreichs und Polens Herrschaft viel zu leiden hatten.)

6) Die Beteiligung der Frauen an Preußens Erhebung!

7) Nennt Beispiele opferwilliger Vaterlandsliebe!

8) Anteil der preußischen Jugend an der Erhebung!

---

3. Der erste Befreiungskrieg.

(Ziel: Wie die verbündeten Preußen und Russen und später auch andere Völker sich von der drückenden Herrschaft Napoleons befreien.)

I. Vorbereitung.

Wir haben gesehen, wie das preußische Volk im Frühling 1813 sich begeistert erhob und die größten Opfer brachte, um ein waffenfähiges Heer auszurüsten, das im Bunde mit Rußland den Kampf für Freiheit und Vaterland gegen Frankreich führen sollte. Später sind diesen beiden Verbündeten noch andere Völker beigetreten und haben Napoleon wirklich von der Höhe seiner Macht gestürzt und die Völker befreit. Von diesem glorreichen Befreiungskriege wollen wir nun hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Napoleons Rüstungen. Napoleon hatte mit gewohnter Schnelligkeit und Kraft ein neues Heer geschaffen. Kaum war er auf seiner Flucht von Rußland in Paris angelangt, so befahl er die Aushebung und Einübung von 350 000 Mann frischer Truppen. Und als dann Preußens Kriegserklärung vom 16. März eintraf, wurde eine neue Aushebung von 180 000 Mann angeordnet. Auch aus Italien zog er 50 000 Mann bewährter Truppen herbei. Dazu kamen seine noch in den preußischen Festungen stehenden Streitkräfte und die Truppen des ihm treu ergebenen Rheinbundes; denn auch in dieser erhebendsten Zeit deutscher Geschichte blieb dem deutschen Vaterlande nicht der Jammer erspart, Deutsche gegen Deutsche kämpfen zu sehen. Besonders war die Stellung des Königreichs Sachsen von Bedeutung. König, Heer und Volk waren bisher Napoleon treu ergeben gewesen. Allein die Aufrufe der Verbündeten, die Gährung der großen Zeit ergriffen auch hier die Gemüter und drängten zum Anschluß an die Sache der Freiheit. Als die Verbündeten Sachsen besetzten, um seinen König Friedrich August zum Bündnis mit ihnen zu zwingen, floh er nach Prag, um von dort aus ein Bündnis Österreichs,

Bayerns und Sachsens zu neutraler Haltung zustande zu bringen. Den freundlichen Einladungen der verbündeten Monarchen wich er aus. Als ihm aber Napoleon später die Wahl stellte, sich innerhalb sechs Stunden für ihn zu entscheiden, oder er habe zu regieren aufgehört, da kehrte er willig zu seinem großen Verbündeten zurück. So hatte Napoleon in deutschen Fürsten und Völkern abermals eine feste Stütze. Von einem Frieden, den Österreich zu vermitteln suchte, wollte er nichts hören; denn er glaubte, daß die deutsche Erhebung vor seinen sieggewohnten Heeren wie Spreu im Winde verwehen würde. Und wenn die Feinde vor Paris ständen, so ließ er verkünden, so würde er doch kein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben; der preußische Name aber solle gänzlich ausgelöscht werden aus der Reihe der Völker.

2. Die ersten Kämpfe. a) **Die Schlacht bei Groß-Görschen am 2. Mai.** Die Heere der Verbündeten sammelten sich sehr langsam und rückten ebenso langsam vorwärts, da beide Länder ihre Rüstungen noch nicht vollendet hatten. Es war das ein großer Fehler; denn nun begann der Befreiungskrieg statt am Rheine im Herzen Deutschlands. Im April schon überschritt Napoleon den Rhein, zog die Truppen des Rheinbundes an sich, ging Ende April über die Saale und wollte in geradem Zuge auf Leipzig und Dresden marschieren, um dort den Verbündeten die erste Schlacht zu liefern und das Königreich Sachsen für sich zu gewinnen. Auf dem Marsche dorthin, auf den weiten Ebenen bei Lützen, wo einst Gustav Adolf für die evangelische Sache kämpfend und siegend gefallen war, wurde er plötzlich von den Preußen und Russen angegriffen. Zwar besaß Napoleon 120 000, die Verbündeten nur 90 000 Mann, aber dennoch stand die Schlacht, deren Plan von Scharnhorst entworfen war, für die Verbündeten günstig. Man schlug sich mit äußerster Erbitterung, besonders um das Dorf Groß-Görschen, wo sich die Preußen unter Blüchers Führung zuletzt siegreich behaupteten, nachdem sie es sechsmal verloren und sechsmal aufs neue erstürmt hatten. Die jungen preußischen Truppen thaten Wunder der Tapferkeit; schon wankten die französischen Reihen, da ließ Napoleon einen Teil seiner berühmten Garde in geschlossenen Reihen vorrücken und 80 Kanonen auf einem Punkte auffahren, die Tod und Vernichtung in die Reihen der Verbündeten schleuderten. Sie mußten sich vor der Übermacht zurückziehen, büßten aber weder Gefangene noch Kanonen und Fahnen ein. Die ganze Wucht des Kampfes hatte auf den Preußen gelegen. „Das sind die Preußen von Jena nicht mehr!“ sagte Napoleon. Blücher und Scharnhorst waren verwundet.

Die Preußen und auch Napoleon glaubten, am nächsten Tage werde man die Schlacht erneuern. Aber in der Nacht noch weckte Kaiser Alexander den König Friedrich Wilhelm und überzeugte ihn von der Notwendigkeit des Rückzugs, weil man die Schlacht gegen das an Zahl viel stärkere Heer Napoleons

nicht fortsetzen wollte. Die Preußen, besonders der alte Blücher, waren über diesen Rückzug sehr erbittert. Blücher hatte noch in der Nacht durch einen kühnen Reiterangriff dem Feinde Schrecken eingejagt. Die Schlacht war keine Niederlage, denn auch die Franzosen hatten sich während der Nacht zurückgezogen. Überaus herrlich hatte die junge preußische Armee sich bewährt; selbst die Toten lagen mit verklärtem Angesicht da. Napoleon behielt nichts, als ein blutiges, schwer erkauftes Schlachtfeld. Doch war dies schon ein großer Gewinn führ ihn; denn nun erst galt er in den Augen seiner Bewunderer und Verbündeten wieder als der Unüberwindliche.

b) **Die Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai.** Durch die Schlacht bei Großgörschen war Sachsen für Napoleon gewonnen, für die Verbündeten vorläufig verloren. Sie gingen hinter die Elbe zurück, während Napoleon in Dresden einzog. Die Stimmung des preußischen Heeres war zwar gedrückt, aber nicht entmutigt. Doch sahen die Führer die Notwendigkeit einer neuen Schlacht ein, damit die Begeisterung der Truppen nicht erkalte. In der Nähe der Stadt Bautzen, nicht weit von der Stätte des Überfalls bei Hochkirch 1758, bezogen die Verbündeten hinter den steilen Thalrändern der oberen Spree eine feste Stellung, um Napoleons Vordringen aufzuhalten. Hier kam es am 20. und 21. Mai zu einer mörderischen Schlacht. Mit äußerster Hartnäckigkeit und Erbitterung wurde von beiden Seiten gekämpft; aber trotz des heldenmütigsten Widerstandes der Verbündeten gewann Napoleon auch diese Schlacht. Wieder hatten Preußen und Russen, besonders die schon sehr zusammengeschmolzenen Preußen, mit größtem Heldenmute gestritten; keine Gefangenen, keine Fahnen, keine Kanonen waren in die Häade des Feindes gefallen. Dazu war der bedeutend größere Verlust an Toten und Verwundeten auf Napoleons Seite. Die Schlacht konnte nicht als verloren gelten; nur ein leichenbesätes Schlachtfeld blieb Napoleon; das verbündete Heer aber trat seinen Rückzug nach Schlesien an.

Die beiden blutigen Tage bei Großgörschen und Bautzen hatten für die Verbündeten keine Vorteile gebracht; doch hatte die vaterländische Begeisterung, welche die Edelsten der Nation unter die Waffen getrieben, ihre erste Feuerprobe bestanden. Selbst die Toten lagen mit verklärtem Angesicht auf dem Schlachtfelde; sie waren mit dem Gefühle aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt. Die preußische Armee, obgleich unzufrieden mit dem beständigen Rückzuge, war dennoch ungebrochen in ihrem Mut. Blücher und Gneisenau meinten, man müsse siegen, wenn bei dem frischen Mute der Truppen dem schon sehr geschwächten Feinde eine neue Schlacht geliefert würde.

3. Der Waffenstillstand. Da bot Napoleon einen Waffenstillstand an. Auch er hatte in den blutigen Kämpfen viele Verluste erlitten; auch seine Rüstungen waren noch nicht vollendet. Zwar beteuerte er seine Friedensliebe,

doch wollte er, wie sich bald zeigte, nur Zeit zu weiteren Rüstungen und vielleicht neue Verbündete gewinnen. Noch am Schlachttage von Bautzen hatte er einen Gesandten an Kaiser Alexander geschickt, um ihn durch lockende Versprechungen von Preußen loszureißen. Doch blieb Alexander diesmal fest; er ließ den Gesandten gar nicht vor. Dagegen nahmen die Verbündeten, da auch ihre Rüstungen noch nicht vollendet waren, den angebotenen Waffenstillstand an, der — vom 4. Juni an gerechnet — ursprünglich auf 7 Wochen berechnet war, später jedoch bis zum 16. August verlängert wurde. So ruhten nun die Waffen wieder; doch war das preußische Volk, das so große Opfer gebracht, mit dieser Waffenruhe nicht einverstanden, da es fürchtete, der Waffenstillstand könne den Frieden, der Frieden von neuem die Knechtschaft, wenn auch in milderer Form, bringen. Krieg wollten darum die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie, den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden erhoffen konnten. Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von der Memel bis zur Elbe; Krieg! rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren zu Tode trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg! der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg! die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und Schmerzes entließ. Aber bei dieser treuen und festen Haltung des Volkes war auch die Regierung nicht unthätig. Jetzt wurde das preußische Heer erst vollzählig; die Landwehren traten zusammen, das Kriegsmaterial wurde vollständig herbeigeschafft. Auch neue russische Heerhaufen kamen aus der Tiefe des ungeheuren Reiches langsam heran.

Dazu strengten sich die Verbündeten an, Österreich auf ihre Seite zu bringen, das bisher am Kampfe keinen Anteil genommen. Schon Scharnhorst war, obgleich verwundet, nach der Schlacht bei Großgörschen zu diesem Zweck nach Prag geeilt. Anstrengung, Aufregung und seine rastlose Thätigkeit hatten die erst unbedeutende Wunde verschlimmert, und so war der edle Mann am 28. Juni seiner Krankheit erlegen, ein Opfer seiner Liebe und Treue gegen das Vaterland bis in den Tod.*) Aber auch Napoleon gab sich Mühe, seinen Schwiegervater Franz I. für sich zu gewinnen, doch gelang es ihm nicht. Noch vor Ablauf des Waffenstillstandes trat auch Österreich den Verbündeten bei und erklärte an Napoleon den Krieg. Ebenso schlossen sich Schweden und England dem Bunde an. Dem mächtigen Bunde entsprachen die neu aufgestellten gewaltigen Heeresmassen. Man zählte 270 000 Preußen, 260 000 Österreicher,

*) In der deutschen Stunde gleichzeitige Behandlung des Gedichts: „Auf Scharnhorsts Tod.“ Von Max von Schenkendorf.

250000 Russen. Doch konnten diese Streitkräfte nicht alle ins Feld geführt werden. Die schwedische Hilfe war gering, und England hatte seine Streitkräfte auf spanischem Boden stehen, um dort gegen Napoleons Truppen zu kämpfen. Napoleon hatte etwa 440000 Mann, doch wurde das Übergewicht der Verbündeten an Truppenzahl dadurch ausgeglichen, daß hier vier Fürsten befahlen, dort nur ein Wille gebot.

4. Die Kämpfe in einem Halbkreis um Dresden. a) **Die Stellung der Heere.** Napoleon hatte sein Hauptquartier in Dresden aufgeschlagen; hier war der Mittelpunkt seiner gewaltigen Stellung. In einem weiten Halbkreise umgaben ihn die Heere der Verbündeten. Diese hatten drei Armeen aufgestellt, und zwar:

aa) Die Nordarmee unter Führung des Kronprinzen von Schweden, aus Preußen, Russen und Schweden bestehend; den Hauptteil bildeten die Preußen unter den Generalen Bülow und Tauenzien. Die Nordarmee, etwa 150000 Mann stark, stand in der Mark Brandenburg zum Schutze Berlins.

bb) Die schlesische Armee, in Schlesien stehend, unter dem Oberbefehl des Generals Blücher. Sie zählte etwa 100000 Mann. In ihr bildeten zwar die russischen Truppen die Mehrzahl, doch hatte man in Blücher, dem Gneisenau zur Seite stand, den rechten Befehlshaber gefunden. Auch General York befand sich mit seinem Korps von 38000 Mann bei der schlesischen Armee.

cc) Die böhmische oder Hauptarmee unter Führung des österreichischen Feldmarschalls Schwarzenberg. Sie zählte über 200000 Mann; bei ihr befanden sich auch die drei Monarchen; sie hatte ihre Stellung nördlich von Prag gegen die sächsische Grenze. Sie umfaßte besonders die österreichischen Streitkräfte, aber auch Preußen und Russen.

So umgaben also in einem großen Halbkreise, in dessen weitester Linie Berlin, Breslau und Prag lagen, die Verbündeten im Osten, Norden und Süden Napoleon.

b) **Die Schlacht bei Großbeeren am 23. August.** Kaum war der Waffenstillstand abgelaufen, so begannen die Feindseligkeiten von allen Seiten. Während die Heere der Verbündeten sich vorwärts auf Dresden zu bewegten, blieb Napoleon ruhig in Dresden stehen und sandte von dort aus nur einzelne Heeresabteilungen gegen die vordringenden Gegner. Zuerst wollte er sich Berlins, der Hauptstadt Preußens, bemächtigen. Deshalb schickte er den Marschall Oudinot mit 70000 Mann nach Norden, Truppen aus allerlei Volk: Franzosen, Italiener, besonders aber Sachsen, Westfalen, Bayern. Ein glorreicher Einzug in Berlin sollte die Rheinbundstaaten wieder fester an die französische Sache ketten. Dem Kronprinzen von Schweden, der kein Herz für die preußische Sache hatte, war an der Verteidigung Berlins wenig gelegen.

Er wollte anfänglich auf den Höhen gleich südlich von Berlin Aufstellung nehmen; dann beschloß er sogar, rückwärts über die Spree zu gehen und die Hauptstadt der zügellosen Rache des erbitterten Feindes preiszugeben. Auf Bülows dringende Vorstellungen dagegen meinte er: „Was ist Berlin? — eine Stadt?“ — Aber es war die Hauptstadt Preußens, das Herz der ganzen deutschen Erhebung, und mit vollem Recht erklärte Bülow zornig, seine Knochen sollten vor, aber nicht hinter Berlin bleichen. Trotzdem that der Kronprinz nichts, des Feindes Vormarsch zu hindern; ja er befahl sogar Tauenzien den Rückzug. Da folgten die preußischen Generale dem Vaterlandsgefühl mehr, als einem fast verräterischen Oberbefehl. Tauenzien blieb stehen, und Bülow beschloß den Angriff. Am Nachmittage des 23. August kam es bei Großbeeren, zwei Meilen südlich von Berlin, zum Kampfe. Ein dicker Wolkenschleier lag über der Landschaft. Unter strömendem Regen gingen die Preußen, unter ihnen viele Landwehrleute, vor, alle voll Kampflust, doch niemand ergrimmter als die pommersche und brandenburgische Landwehr, die hier recht eigentlich für Weib und Kind, für Haus und Herd focht. Sie drehte die Gewehre, die bei dem schrecklichen Regenwetter versagten, um und hieb unter dem Rufe „So flutscht et bäter“ mit schmetternden Kolbenschlägen auf die Schädel der Feinde ein. Nach furchtbarer Blutarbeit wurde Großbeeren am Abend genommen; die Franzosen traten den Rückzug an. Sie hatten es nur der Gleichgültigkeit des Kronprinzen zu danken, daß sie nicht völlig aufgerieben waren; denn dieser hatte nichts gethan, Bülow zu unterstützen; auch ließ er den Feind unverfolgt abziehen. Die Preußen allein, und zwar in nicht überlegener Zahl, hatten den Feind bezwungen und die Hauptstadt gerettet. Nun hob sich der gesunkene Mut der Bewohner Berlins wieder; sie hatten am Schlachttage in fieberhafter Spannung auf den Kanonendonner gelauscht, der vom Süden herüber klang. Sie wußten, was ihnen bei einem Siege der Franzosen drohte; denn Napoleon hatte befohlen, die verhaßte Stadt in Brand zu schießen.

Am folgenden Morgen aber, als die Siegesnachricht eingetroffen war, eilten die Berliner in Scharen auf das Schlachtfeld hinaus, ihre Befreier zu begrüßen. Lange Züge hochbepackter Wagen brachten Bettzeug für die Verwundeten, Wein und Speisen für die Ermatteten. Ausbrüche des Jubels und der Klage ertönten unter Eltern, die ihre Söhne, unter Geschwistern, die ihre Brüder suchten; es war des Dankens und der Umarmungen kein Ende; in tausend rührenden Zügen bekundete sich die heilige Macht der Liebe, die ein gerechter Krieg in edlen Völkern erweckt.

c) **Blüchers Sieg an der Katzbach am 26. August.** Während Oudinot den Marsch nach Berlin antrat, wendete sich Napoleon selbst mit überlegenen Streitkräften gegen seinen gefährlichsten Feind, den thatenfrohen Blücher, in der Hoffnung, den siebzigjährigen, heißblütigen Feldherrn zu einer

Schlacht zu verleiten, die bei seiner bedeutenden Übermacht für die schlesische Armee gefährlich werden mußte. Blücher aber, so sehr ihn auch verlangte, sich mit dem großen Kaiser zu messen, wich vorsichtig jeder Schlacht aus und ging nach Schlesien zurück. Dorthin durfte ihm Napoleon nicht folgen, da inzwischen die Hauptarmee unter Schwarzenberg von Böhmen her gegen Dresden vorrückte; er mußte zurück, um seine feste Stellung in Dresden nicht zu verlieren, ließ aber dafür den Marschall Macdonald mit 80000 Mann zurück, Blücher weiter zu verfolgen und ihn womöglich zu vernichten oder in die Oder zu jagen. Blücher, der sehr bald den Abzug Napoleons merkte, rückte plötzlich mit seiner Armee wieder vorwärts. Dasselbe that Macdonald. Er wähnte die Verbündeten noch in vollem Rückzuge und marschierte am 26. August, keiner Schlacht gewärtig, der Katzbach zu. Es hatte seit mehreren Tagen ununterbrochen geregnet; die Katzbach und die nicht weit davon fließende wütende Neiße, zwei sonst friedliche Bäche, waren hoch geschwollen. Vor dem Zusammenflusse beider Gebirgsbäche, also in der Gabel, erhebt sich eine Hochebene, deren Ränder steil nach den Bächen zu abfallen. Auf dieser Hochebene stand York, hinter sanften Anhöhen versteckt, mit der Hauptmacht des Blücherschen Heeres. Blücher hatte den Feind erst auf dem linken Ufer der Katzbach erwartet; doch hatte ein Teil des feindlichen Heeres auf seinem Vormarsche die Katzbach bereits überschritten und stand auf der Hochebene zwischen Katzbach und wütender Neiße. Blücher mußte daher seinen Schlachtplan ändern. Das ganze Schlachtfeld zu übersehen, war unmöglich; denn schon seit dem frühen Morgen goß der Regen in Strömen hernieder; die Soldaten blieben in dem zähen, aufgeweichten Boden fast stecken; ein kalter Wind trieb ihnen den Regen ins Gesicht, und die Luft war so trübe, daß man kaum hundert Schritte weit sehen konnte. Endlich nachmittags um 3 Uhr, als schon ein großer Teil der Feinde unter unsäglichen Mühen die Hochebene erstiegen hatte, gab Blücher den Befehl zum Angriff, indem er seinen Soldaten zurief: „Jetzt, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!" Andere suchte er anzuspornen: „Kinder, heute gilt's. Ihr sollt beweisen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt!" Unter dem stürmischen Rufe: „Es lebe der König!" setzt sich alles in Bewegung. Mit zermalmendem Ungestüm bricht York aus seinem Hinterhalt hervor, von einem Teile der Russen, unter General Sacken, kräftig unterstützt. Ein furchtbares Blutbad beginnt. Kolben und Bajonett bilden die Waffen des Fußvolks, da die Gewehre infolge des nassen Pulvers versagen. Der Ingrimm und die körperliche Stärke der preußischen Truppen ist bald im Vorteil. Blücher zeigt sich überall voran. Die Truppen, anfangs in finsterem Schweigen, jauchzen ihm bald freudig zu: „Hör', Vater Blücher, heute geht's gut!" Der überraschte Feind, überall zurückgedrängt, steht bald eingepreßt in dem Winkel zwischen beiden Gebirgswässern. Diese

sind noch immer im Wachsen begriffen und reißen Brücken und Stege fort. Bei Anbruch der Nacht wirft sich die Reiterei noch einmal auf den fliehenden Feind; der feindliche Knäuel von Infanterie, Reiterei und Kanonen wälzt sich in wirrem Durcheinander dem steilen Bergabfall der wütenden Neiße zu; vergebens suchen die Flüchtigen Übergänge und Brücken über den reißenden Fluß; im Dunkel der Nacht werden sie von der preußischen und russischen Reiterei in die wütende Neiße getrieben, und Tausende finden in den wilden Wogen den Tod. Nur die Saumseligkeit des Generals Langeron, der mit seinem russischen Korps dem Kampfe fern bleibt, rettet die Armee Macdonalds vor völligem Untergange.

Aber auch nach der Schlacht hatte Blücher noch keine Ruhe. Er befahl, die letzte Kraft von Mann und Roß an die Verfolgung des Feindes zu setzen. Doch mußten die siegreichen Truppen, von der heißen Blutarbeit der Schlacht und den Hin- und Hermärschen der letzten Tage bis zu Tode erschöpft, während der Nacht auf dem aufgeweichten, völlig durchnäßten Boden des Schlachtfeldes lagern, ohne Feuer, hungernd und frierend, in abgerissenen dünnen Kleidern, die meisten ohne Schuhe. Am andern Morgen brach man auf, den Geschlagenen nach. Bis an den halben Leib im Wasser durchwatete das Fußvolk die wütende Neiße. Blücher selbst feuerte unermüdlich zur Verfolgung an. Den ermüdeten Truppen rief er zu: „Nur vorwärts, Kinder, um eine neue Schlacht zu sparen!“ Sein Wort gab neue Kraft, und mit Hurraruf und „Vater Blücher lebe!“ ging die wilde Jagd noch tagelang weiter, immer bei strömendem Regen, verlustreich für die Sieger, verderblich aber für die Fliehenden. Am 1. September endlich machte Blücher Halt und gönnte den ermüdeten Truppen Ruhe. In einem Tagesbefehl konnte Blücher seinem Heere triumphierend verkünden, das gesamte schlesische Land sei vom Feinde gesäubert. Dieser Tagesbefehl lautet:

„Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehl, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld und Ertragung von Beschwerden und Mangel verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. — Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet, im Schlamm habt ihr die Nächte zugebracht; ihr littet zum Teil Mangel an Lebensmitteln. Mit Kälte, Nässe, Entbehrung und zum Teil mit Mangel an Bekleidung habt ihr gekämpft; dennoch murrtet ihr nicht. Habt Dank für ein so hochlobenswertes Betragen; nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein echter Soldat. 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarettanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, 3 Generale, eine große Anzahl von Offizieren, 18 000 Gefangene, zwei Adler und andere Siegeszeichen sind in euren Händen. — Laßt uns dem Herrn der Heerscharen, durch dessen Hilfe ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weiht. Dann suchet euren Feind aufs neue auf!“ *)

*) Vergl. auch: „Zwei Briefe von Gneisenau über die Schlacht an der Katzbach.“ Richter, Quellenbuch. S. 273.

Der ganze Verlust der Franzosen betrug an 30 000, der der Verbündeten kaum 1000 Mann. Größer noch, als dieser augenblickliche Erfolg, war die Wirkung der herrlichen Waffenthat. Das ganze Heer war in einer begeisterten Stimmung, die sich bald den übrigen Heeren mitteilte; ganz Preußen, ganz Deutschland jauchzte in freudiger Hoffnung auf. Zum Lohn für seine ausgezeichneten Thaten wurde Blücher zum Feldmarschall, später zum Fürsten von Wahlstatt (ein Dorf bei Liegnitz, in dessen Nähe die Schlacht stattgefunden) ernannt. Seine Soldaten aber nannten ihren Vater Blücher seit diesem Tage den Marschall Vorwärts. (Warum?)*)

d) **Schwarzenbergs Niederlage bei Dresden am 26. u. 27. August und der Sieg bei Kulm.** An demselben Tage, an dem Blücher seinen herrlichen Sieg errang, kämpfte auch die Hauptarmee unter Schwarzenberg gegen Napoleon selbst. Unter beschwerlichen Märschen hatte sie von Böhmen aus das Erzgebirge überstiegen. Ihre ersten Kolonnen langten am 25. August vor Dresden an. Ein sofortiger Angriff auf die nur schwach besetzte Stadt hätte diesen Mittelpunkt von Napoleons Stellung in den Besitz der Verbündeten gebracht, da Napoleon von seinem Zuge gegen Blücher noch nicht zurückgekehrt war. Schwarzenberg aber zauderte mit dem Angriff bis zum nächsten Tage, um eine größere Truppenmacht zur Verfügung zu haben. Am 26. Aug. kehrte aber auch Napoleon zurück und schlug am Nachmittage desselben Tages mit viel geringeren Streitkräften den planlosen Angriff der Verbündeten ab. Am anderen Tage, als beide Heere bedeutend verstärkt waren, wurde die Schlacht erneuert. Die Verbündeten wurden geschlagen und mußten den Rückzug antreten. Noch einmal umstrahlte also Napoleon die Herrlichkeit des Sieges. Bei nachdrücklicher Verfolgung des Gegners, wie er sie sonst stets geübt, mußten die Verbündeten ganz empfindliche Verluste erleiden. Wirklich begann auch Napoleon die Verfolgung mit drei Armeekorps, von denen das erste, 40 000 Mann stark, unter dem General Vandamme die Hauptstraße von Dresden nach Pirna über das Gebirge nach Böhmen verfolgte und dadurch die Armee der Verbündeten auf schlechten, ungangbaren Nebenwegen zum Überschreiten des Gebirges nötigte. Vandamme sollte früher in Böhmen anlangen, die Verbündeten umklammern und ihre einzeln aus dem Gebirge sich herauswindenden Haufen auch einzeln schlagen. Da gab Napoleon die Verfolgung plötzlich auf; er rief die zwei letzten Armeekorps nach Dresden zurück, während sein Befehl das Korps Vandammes nicht mehr erreichte. Vielleicht hatte die Kunde des Sieges bei Großbeeren, die damals eintraf, seinen Mut ebenso gelähmt, wie sie den gesunkenen Mut der Verbündeten wieder stärkte.

---

*) An dieser Stelle würde in der deutschen Stunde noch zu behandeln sein: „Der Trompeter an der Katzbach.“ Von Julius Mosen.

Am 29. August stieß Vandamme bei Kulm auf die Russen und Österreicher. Einen ganzen Tag lang hielt die russische Garde, nur 15 000 Mann stark, den Kampf gegen den doppelt so starken Feind aus, mit aller Macht zur Verteidigung angefeuert durch König Friedrich Wilhelm III. Dadurch wurde das Heer Vandammes aufgehalten. Am folgenden Tage, am 30. August, griff er wieder an. Da erschien in seinem Rücken plötzlich ein preußisches Korps unter General Kleist. Diesem, der mit seinen Truppen bisher noch zurückgewesen, war schon am vorhergehenden Tage befohlen worden, den bedrängten Russen und Österreichern zu Hilfe zu eilen. Da alle Wege dorthin verfahren waren, warf er sich mit großer Kühnheit auf die Berge selber, überschritt die Nollendorfer Höhen und kam dadurch dem Feinde in den Rücken. Dieser, völlig umzingelt, unterlag und mußte sich mit 10 000 Mann gefangen geben. Kleist hatte durch sein rechtzeitiges Eintreffen den Sieg entschieden. Er erhielt später von seinem dankbaren König den Namen Kleist von Nollendorf.

e) **Bülows Sieg bei Dennewitz am 6. September.** So war Napoleon selbst zwar siegreich, in seinen Generalen aber unglücklich gewesen. Bald traf ihn ein neuer, schwerer Schlag. Er hatte die Absicht, Berlin zu erobern, noch nicht aufgegeben. Da er sich aber auch gern mit Blücher, dem Sieger von der Katzbach, messen wollte, so übertrug er diesmal das Amt, Berlin zu nehmen, dem Marschall Ney, dem Tapfersten der Tapferen, dem glorreichen Fürsten von der Moskwa. Mit einem Heere von 70 000 Mann brach dieser von Wittenberg gegen Berlin auf. Die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden hatte seit dem Siege bei Großbeeren fast müßig gestanden. In 14 Tagen war sie so weit vorgerückt, wie ein rüstiger Fußwanderer in einem starken Tagemarsch zurücklegt. Die preußischen Generale waren äußerst entrüstet über das zweideutige Zögern des Kronprinzen. Unvermutet kam ihnen jetzt Ney entgegen. Am 6. September trafen beide Heere bei Dennewitz, in der Nähe von Jüterbogk, zusammen. Zuerst wurde Tauentzien in einen gefährlichen Kampf gegen die Übermacht verwickelt; doch behauptete er sich mit Mut und Beharrlichkeit. Umsonst ließ Bülow den Kronprinzen, der nur zwei Stunden entfernt stand, zum Vorrücken drängen; dieser zögerte wie gewöhnlich. Da brach Bülow zur Hilfe auf und trug nun die ganze Hitze der Schlacht, die sich in den Dörfern südlich von Jüterbogk, deren Mittelpunkt das Dorf Dennewitz war, entwickelte. Die Preußen nahmen die Dörfer mit stürmender Hand; am Abend war der schöne Sieg entschieden, ohne daß der Kronprinz eine Hand dazu gerührt hatte. 50 000 Preußen hatten denselben gegen eine entschiedene Übermacht erfochten. Neys Heer stob in wilder Flucht auseinander; er selbst berichtete seinem Kaiser: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee; sie versagt mir den Gehorsam und hat sich völlig aufgelöst.“ Der tapfere Bülow, der den Sieg errungen, erhielt von seinem dankbaren Könige

den Ehrennamen Bülow von Dennewitz. — Damit war der Lieblingsplan Napoleons abermals zunichte geworden. Den Preußen allein gebührte die Ehre des Tages. Wieder hatte die Landwehr mit den alten Kerntruppen in Thaten der Tapferkeit gewetteifert, und wieder hatten Deutsche mit Deutschen in wütendem Kampfe gerungen; denn auf Seite der Franzosen fochten auch Sachsen und Württemberger mit größter Tapferkeit. Der sächsischen Armee schob Napoleon fälschlich die Schuld an der Niederlage zu und entfremdete sich damit auch dieses Volk, das jetzt einsehen lernte, wie eines Fremden Freundschaft lohnte.

So waren in 14 Tagen vier Siege erfochten und dadurch die Verluste der Hauptarmee bei Dresden in glänzender Weise ausgeglichen. Napoleons Stern schien im Sinken begriffen.

5. Die Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18., 19. Oktober.

a) **Der Aufmarsch der Heere.** Nach diesen Siegen schien der Krieg ins Stocken zu geraten. Napoleon saß wie in einer Zwickmühle. Wandte er sich gegen das eine feindliche Heer, so konnten ihm die beiden andern in den Rücken kommen. Zweimal versuchte er es noch, mit gewaltiger Übermacht gegen Blücher vorzugehen und ihn zu einer Schlacht zu verleiten; aber der alte Haudegen wich listig aus. Die Hauptarmee in Böhmen zu einer großen Schlacht zu bewegen, gelang ebenfalls nicht; sie blieb unbeweglich stehen. Auch die Nordarmee, der durch den Sieg bei Dennewitz der Weg über die Elbe offen stand, rührte sich nicht von der Stelle. Die Waffen ruhten fast völlig; die beiden Teile standen sich thatenlos gegenüber. Da brachte Blücher mit seiner schlesischen Armee wieder Leben und Bewegung in die erstarrten Massen. Er brach mit seinem Heere aus Schlesien auf, zog in nordwestlicher Richtung zur Elbe, wollte sich mit der Nordarmee vereinigen, dann die Elbe überschreiten und durch einen nach Süden gerichteten Marsch Napoleon in den Rücken kommen. Dadurch mußte dessen Stellung in Dresden unhaltbar werden. Auch die Hauptarmee konnte dann aus Böhmen heranziehen, und auf der weiten Schlachtebene bei Leipzig war eine Vereinigung der drei Heere zum letzten Schlage gegen Napoleon möglich. Das war Blüchers und Gneisenaus Plan.

Ende September brach Blücher aus Schlesien auf; es war die entscheidende Wendung des Krieges. Sein Heer zog an der schwarzen Elster hin, die zwischen Torgau und Wittenberg mündet. Der Mündung gegenüber, da, wo die Elbe in scharfer Wendung westwärts strömt, liegt das Dörfchen Wartenburg, durch die hohen Deiche, welche das seichte Flußbett einengen, geschützt. Hier ging Blücher mit seinem Heer über die Elbe. Ungehindert hatte er zwei Schiffbrücken schlagen können; als aber am 3. Oktober das Yorksche Korps seinen Übergang bewerkstelligte, da entbrannte auf dem linken Elbufer, in den Weidendickichten und Sumpfstrecken vor Wartenburg, ein mörderischer Kampf;

denn neben und hinter dem Dorfe stand ein französisches Armeekorps, Franzosen, Italiener, Rheinbundstruppen, besonders Württemberger, die den Übergang tapfer zu wehren suchten. Nur Yorks zäher Beharrlichkeit und dem unvergleichlichen Mute seiner Truppen gelang es nach wiederholtem Sturme, die Dämme zu ersteigen und den Feind zum Abzuge zu nötigen. Abermals war ein glänzender Sieg durch preußische Kraft allein erfochten. Der Kampf ward mit solcher Wut geführt, daß die schwarzen Husaren einmal gefangene italienische Kanoniere zwangen, das Geschütz auf ihre eigenen Kameraden zu richten. Wieder hatte die schlesische Landwehr Wunder der Tapferkeit verrichtet. Der eiserne York, der diesen Übergang über die Elbe bei Wartenburg, eine der glänzendsten Waffenthaten des Krieges, ausgeführt, erhielt später von seinem König den Ehrennamen Graf York von Wartenburg. Dieser Übergang nötigte auch den Kronprinzen von Schweden, über die Elbe zu gehen. Die schlesische und Nordarmee waren somit vereinigt und standen im Rücken Napoleons.

Da beschloß auch die Hauptarmee, das Gebirge zu überschreiten, nach Leipzig zu marschieren und sich mit den beiden anderen Armeen zu vereinigen. Wenn das geschah, so war Napoleon durch die überlegensten Streitkräfte von Frankreich abgeschnitten, es war ihm der Rückzug versperrt. Er gab deshalb seine Stellung in Dresden auf und zog ebenfalls rückwärts auf Leipzig. Dieser Rückzug war um so notwendiger, als in diesen Tagen auch Bayern, der mächtigste Rheinbundstaat, von seiner Sache abfiel und zu den Verbündeten überging. Auf dem blutgetränkten Schlachtfelde Leipzigs, wo schon manchmal das Schicksal Europas entschieden worden war, sammelten sich nun von allen Seiten die Heere zum letzten großen Entscheidungskampfe. Napoleon hielt in einem engen Kreise die Dörfer nördlich, östlich und südlich von Leipzig samt der Stadt selber besetzt; in einem weiteren Kreise standen die Heere der Verbündeten, und zwar südlich von Leipzig die Hauptarmee, nördlich von Leipzig die schlesische und Nordarmee. Der Osten Leipzigs war noch frei, doch sollte durch angestrengte Märsche die Vereinigung der Verbündeten hergestellt und Napoleon auch nach Osten völlig abgeschlossen werden. Immer enger zog sich also der Ring um Napoleon zusammen; es blieb ihm nur der Rückzug nach Frankreich oder eine große Schlacht übrig. Diese Schlacht mußte bei den ungeheuren Truppenmassen, welche die Gegner in den Kampf führten, endgültig über das Schicksal Europas entscheiden. Jetzt endlich kam der große Tag der Abrechnung, den jeder patriotische Preuße, jeder wahre Deutsche seit Jahren ersehnt.*)

b) **Der 16. Oktober.** Ungefähr 200 000 Mann französischer Truppen mit 600 Kanonen standen gegen 250 000 Verbündete mit 900 Kanonen. Aber

*) Der Entwurf einer Karte des Schlachtfeldes von Leipzig an der Wandtafel ist *unbedingt nötig.*

während Napoleons Truppen alle schlagfertig seines Winkes warteten, zogen die Verbündeten erst noch heran; auch ermangelten sie der rechten Einheit in der Oberleitung; nur Blücher und die Preußen wollten ernstlich die Schlacht; Schwarzenberg und der Kronprinz von Schweden zögerten, die Entscheidung herbeizuführen: Schwarzenberg, weil er hoffte, der Anblick so gewaltiger Truppenmassen werde Napoleon ohne Schlacht zum Rückzuge nötigen; der Kronprinz, weil er bei seiner zweideutigen Haltung während des ganzen Krieges auch ferner verharrte. Vor Beginn der gewaltigen Schlacht, in welcher die Völker Europas zusammentrafen, um über das Schicksal ihres Erdteils die blutigen Würfel zu werfen, erließ der Oberbefehlshaber der Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, folgenden Aufruf an die Armee:

„Die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet euch zum Streite! Das Band, das mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereint, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Österreicher! Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Söhne, für die Unsterblichkeit eurer Namen. Alle für einen! Jeder für alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf, bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!“

Der Morgen des 16. Oktober war düster und neblig; als aber nach 9 Uhr drei Kanonenschüsse das Zeichen zum Beginn der Blutarbeit gegeben hatten, teilten sich die Wolken, und die Sonne beschien das weite Schlachtfeld. Zuerst erhob sich ein gewaltiges, stundenlanges Kanonenfeuer, so schrecklich, daß die Erde davon im weiten Umkreise erbebte, in den Dörfern die Fenster zersprangen und die ältesten Krieger versicherten, niemals ein solch entsetzliches Donnern gehört zu haben. Auf zwei Seiten zugleich entbrannte der Kampf, im Norden und Süden der Stadt. Im Süden von Leipzig wurde besonders um die Dörfer Wachau und Liebertwolkwitz gerungen; 135 000 Franzosen standen etwa 133 000 Verbündeten gegenüber. Hier wurde von Österreichern, Preußen und Russen mit größtem Heldenmute gestritten. Dreimal wurde Wachau erobert, und dreimal ging es wieder an die Franzosen verloren; das Kanonenfeuer derselben riß tiefe Lücken in die Reihen der Verbündeten und lichtete ihre Zahl furchtbar, aber doch standen sie unerschütterlich und versuchten immer von neuem zu stürmen. Schließlich mußte man das Unmögliche aufgeben, und die ermüdeten Streiter zogen sich $^1/_4$ Meile weiter südlich von Wachau zurück. Schon glaubte Napoleon die Schlacht gewonnen, schon ließ er in Leipzig und den umliegenden Dörfern die Siegesglocken läuten, schon fertigte er Siegesboten nach Paris und an den in Leipzig angstvoll der Entscheidung harrenden König von Sachsen ab. „Noch dreht sich die Welt um uns!“ rief er frohlockend den Umstehenden zu. Ein letzter zerschmetternder Angriff der gesamten Reiterei sollte die feindliche Schlachtordnung durchbrechen und die völlige Entscheidung herbeiführen. Noch einmal dröhnte die Erde von dem Feuer von

300 Kanonen, dann — es war nachmittags drei Uhr geworden — schwieg plötzlich der furchtbare Kanonendonner, und 9000 Reiter rasten in geschlossener Masse wie ein Sturmwind über das Schlachtfeld, ein undurchdringliches Dickicht von Rossen, Helmen, Lanzen und Schwertern. Aber dieser Reiterangriff mißlang; tapfer hielten die Verbündeten Stand, empfingen die Reiter mit ihrem Gewehrfeuer und trieben sie durch Kanonenhagel langsam zurück. Als nun die Verbündeten die ersten Verstärkungen erhielten, setzten sie sich nochmals in den verlorenen Dörfern fest und behaupteten am Abend fast wieder dieselbe Stellung wie am Morgen. So hatte Napoleon also nicht einmal den Besitz des Schlachtfeldes gewonnen.

Vergebens hatte Napoleon während der Schlacht nach seinen beiden Marschällen Marmont und Ney ausgeschaut, die nördlich von Leipzig standen und die er zur Hilfe befohlen hatte, da er die schlesische Armee unter Blücher noch weit weg glaubte. Dieser war aber am Morgen des 16. Oktober ebenfalls auf dem Schlachtfelde nördlich von Leipzig eingetroffen und hatte die beiden Marschälle zum Bleiben genötigt. Hier, bei dem Dorfe Möckern, entspann sich die blutigste Schlacht des ganzen Krieges. Wieder fiel York die schwerste Aufgabe zu. Unangreifbar wie bei Wartenburg erschien die Stellung des Feindes; selbst die Mauern des Dorfes waren zur Verteidigung eingerichtet. Furchtbar wurde um das Dorf gestritten; jedes Haus und jede Mauer ward zur Burg sowohl für die Stürmenden wie für die Verteidiger; sechsmal drangen die Preußen in das Dorf und verloren es wieder. Endlich führte York selber seine Reiterei zum Angriff unter dem Rufe: „Marsch! Marsch! Es lebe der König!“ Nach einem wütenden Häuserkampfe schlug das Fußvolk den Feind wieder aus dem Dorfe heraus. Am Abend mußten die Franzosen gegen die Stadt zurückweichen und eine große Anzahl Kanonen in den Händen der Preußen lassen; an den Wachtfeuern der Sieger aber erklang das Lied: „Herr Gott, dich loben wir!“ Furchtbar zwar waren die Verluste des Yorkschen Korps; hoch aufgehäuft lagen die Leichen; aber die Preußen hatten nicht nur einen glänzenden Sieg errungen, sondern durch ihr Festhalten der französischen Streitkräfte eine vielleicht entscheidende Niederlage der Verbündeten bei Wachau verhütet. Tausende von Wachtfeuern und viele brennende Dörfer erhellten die Nacht.

c) **Der 18. Oktober.** Der Ausgang des Riesenkampfes schien kaum noch zweifelhaft; Napoleon mußte unterliegen. Am 17. Oktober, einem Sonntage, ruhten die Waffen. Diese Ruhe benutzte Napoleon, um Unterhandlungen mit seinem Schwiegervater Franz I. anzuknüpfen und ihn auf seine Seite zu ziehen; doch gab ihm dieser nicht einmal eine Antwort. So ging der kostbare Tag für ihn verloren; denn hatte er am 16. Oktober mit überlegenen Streitkräften *nichts* ausrichten können, so konnte ihm das am 18., nachdem neue

Truppenmassen der Verbündeten eingetroffen, erst recht nicht gelingen. Die Truppen hielten an diesem Tage unter freiem Himmel ihre Feldandacht. Blücher, der einzige, der an diesem Tage nicht ruhen konnte, drang von Nordosten her näher an Leipzig heran, und selbst der Kronprinz von Schweden war nach langem Zögern im Anmarsch; an diesem Sonntage langte er auf der Ebene von Breitenfeld, der alten Stätte schwedischen Waffenruhmes (1631), an. Doch noch immer zögerte er. Von den Verbündeten endlich aufs ernsteste gedrängt, erklärte er, nicht vorgehen zu können, ohne daß ihm von der schlesischen Armee 30 000 Mann zur Verfügung gestellt würden. Da gab Blücher ein Beispiel heldenmütiger Entsagung: er, der älteste und siegreichste General der verbündeten Armee, trat wirklich die verlangten 30 000 Mann an die Nordarmee ab, verzichtete damit auf den Ruhm eines neuen Sieges und stellte sich freiwillig unter den Fremdling, der noch nichts für die Sache der Freiheit gethan, nur um diesem auch den letzten Vorwand des Zögerns zu nehmen und die allgemeine Sache zu fördern. Nun füllte der Kronprinz von Schweden (doch erst am 18. Oktober nachmittags) die große Lücke im Heere der Verbündeten östlich von Leipzig aus.

Am 18. Oktober wurde der Kampf erneuert; es war dies der entscheidende, wichtigste Tag der Völkerschlacht. Napoleon hatte an diesem Tage noch 150 000 Streiter gegen einen Feind, der fast auf 300 000 Mann angewachsen war. Auf drei Seiten von Feinden umgeben, blieb ihm nur die Rückzugsstraße nach Westen offen. Je näher die Verbündeten herangerückt waren, desto enger hatte er seine Streitkräfte zusammengezogen. Der Schlüssel, der Mittelpunkt seiner Stellung war das Dorf Probstheida, ungefähr $1\frac{1}{4}$ Stunde südöstlich von Leipzig an der Straße nach Grimma. Die Gärten desselben waren teilweise mit hohen Lehmmauern umgeben. Diese hatten die Franzosen mit großer Geschicklichkeit zur Befestigung ihrer Stellung verwendet, auch die Häuser des Ortes zur Verteidigung eingerichtet. Hier entbrannte der Hauptkampf des Tages. Vom frühen Morgen rollte ununterbrochen der Donner von 1000 Kanonen. Österreicher, Russen, Preußen rückten dann über das leichenbesäte Schlachtfeld von Wachau heran, ein grausiger Anmarsch. An Tapferkeit unter sich wie mit dem gleichfalls heldenmütig ringenden Feinde wetteifernd, stürmten sie sechsmal das feste Dorf, ohne es zu erobern. Hier leitete Napoleon selber die Schlacht; er stand bei einer von Kanonenkugeln durchlöcherten Windmühle und bei einem Wachtfeuer, das hier und da von einschlagenden Kugeln mit Erde überschüttet wurde. Bei dem sechsmaligen Sturm häuften sich in den Gärten und an den Mauern die Leichen zu Wällen auf. Brach die große Armee der Verbündeten hier durch, so war Napoleon verloren; aber eben deshalb kämpften auch hier seine Garden den letzten, verzweifelten Heldenkampf, bis sie sich endlich im Besitz des Dorfes behaupteten. Doch wurden alle Ver-

suche seiner Truppen, aus demselben weiter vorzudringen, durch ein mörderisches Geschützfeuer der Verbündeten beharrlich zurückgewiesen.

Hatten so die verbündeten Heere bei Probstheida unter den Augen des noch immer unüberwindlichen Napoleon keinen Sieg errungen, so waren sie auf anderen Seiten desto glücklicher. Von Osten her drangen seit Mittag die Russen siegreich gegen Leipzig vor. Etwas später kamen von Nordosten her Teile der Nordarmee unter Bülow heran und stießen auf ihre alten Feinde, die Sachsen. Diese, des französischen Kriegsdienstes gegen ihre deutschen Brüder überdrüssig, verließen plötzlich mitten im Kampfgewühl die französischen Fahnen und traten zu den Verbündeten über, noch 3500 Mann stark. Dasselbe that eine Abteilung Württemberger von 600 Mann. Von Norden her drang Blücher siegreich vor. Um einen weiten Umweg, den ihm der Kronprinz von Schweden vorgeschrieben hatte, zu vermeiden und rechtzeitig auf dem Schlachtfelde eintreffen zu können, ließ er seine Soldaten die Parthe durchwaten, obgleich sein Fußvolk bis an die Hüften ins Wasser sank, und griff die Franzosen tapfer an. Hier in den brennenden Dörfern nördlich von Leipzig wütete der fürchterlichste Kampf bis zum Abend, doch wurden die Franzosen zurückgedrängt, und die Verbündeten drangen im Osten und Norden der Stadt siegreich bis in die Gärten Leipzigs vor. Damit war der vollständige Sieg der Verbündeten und die Niederlage Napoleons entschieden. Als der Abend auf das Schlachtfeld herabsank, auf dem viele tausend Tote und Verwundete lagen, furchtbare Opfer des Ehrgeizes eines Einzigen, da war dieser Gewaltige von seiner Höhe gestürzt. Die drei verbündeten Monarchen aber, die auf einem Hügel dem Gange der Schlacht gefolgt waren, sanken, so wird erzählt, bei der Siegeskunde, die Schwarzenberg überbrachte, auf ihrem Hügel auf die Kniee, dem Herrn zu danken, der endlich den Tag der Befreiung verliehen.

Durch diese Niederlage ward Napoleons Stellung in Leipzig unhaltbar; noch am Abend befahl er den Rückzug des gesamten Heeres; in dichten Massen wälzten sich die Truppen der geschlagenen Armee durch drei Thore zugleich in die Stadt hinein. Als die Nacht hereinbrach, hielt Napoleon noch immer auf dem Hügel bei Probstheida neben der zerschossenen Windmühle und diktierte beim Scheine des Wachtfeuers die Befehle zum Rückzuge. Man hatte ihm einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er sich niederließ. Bald sank er, von den Anstrengungen und der furchtbaren Aufregung der letzten Tage erschöpft, in einen unruhigen Schlummer; seine Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schoß; er glich in diesem Augenblicke jedem andern unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Seine Generale standen, verdüstert und verstummt, um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber. Schon nach einer Viertelstunde fuhr der Kaiser *aus* seinem Schlummer auf und warf einen großen, verwunderten Blick um

sich her. Jetzt mochte er ahnen, daß sein Glück zertrümmert, seine Krone gefährdet sei. Doch faßte er sich schnell und erteilte mit gewohnter Kälte seine weiteren Befehle. Es war später Abend, als er nach Leipzig zurückkehrte, wo er die Nacht über blieb, während seine Truppen in endlosen Kolonnen die Stadt durchzogen und im Westen, über die Elster hinüber, ihren Rückzug in der mondhellen Nacht fortsetzten.

Die Hunderttausende aber, die draußen rings um Leipzig beim Feuerscheine von zwölf brennenden Dörfern und zahllosen Wachtfeuern auf dem teuer erkauften Schlachtfelde lagerten, empfanden tief erschüttert den heiligen Ernst und die hohe Wichtigkeit des Tages; unwillkürlich stimmten die Russen eins ihrer frommen Lieder an, und bald klangen überall, in allen Zungen der Völker Europas, die Dankgesänge zum Himmel auf. Die Sieger beugten sich unter Gottes gewaltiger Hand.

d) **Der 19. Oktober.** In endlosen Zügen hatten Napoleons Truppen während der Nacht den Rückzug angetreten; es gelang ihm, noch etwa 100000 Mann, lauter Franzosen, aus der Leipziger Schlachtebene hinwegzuführen. Die Deckung des Rückzugs und die Verteidigung der Stadt überließ er den Rheinbundstruppen, Polen und Italienern; mochten sie noch einmal für ihn bluten, dem Kaiserreiche waren sie doch verloren. Die ganze Nacht hindurch hatten seine Soldaten die Vorstädte Leipzigs zur Verteidigung eingerichtet; denn je länger Leipzig verteidigt wurde, desto geordneter konnte er seinen Rückzug fortsetzen. Um 10 Uhr morgens am 19. Oktober verließ Napoleon die Stadt. Nur mit Mühe gelang es ihm, durch das Gedränge, das in den Straßen herrschte, hinaus ins Freie zu gelangen. Den Befehl über die zur Verteidigung der Stadt zurückbleibenden Truppen hatte er den Marschällen Fürst Poniatowsky und Macdonald übertragen. Der erstere war ein edler Pole, der Neffe des letzten Polenkönigs, ein ritterlicher Mann von stattlicher Gestalt und hohem Mut, der gehofft hatte, mit Napoleons Hilfe sein Vaterland Polen wiederherstellen und dann als König an seine Spitze treten zu können. Noch auf dem Schlachtfelde von Leipzig hatte ihn Napoleon zum Marschall ernannt.

Am Morgen des 19. Oktobers begann auf drei Seiten der Angriff der Verbündeten auf Leipzig. Noch stundenlang mußte an den Thoren der Stadt gekämpft werden, bis es den Preußen und Russen gelang, sich den Eingang zu erzwingen. Ein Königsberger Landwehrbataillon war das erste, das sich am Grimmaischen Thore den Einmarsch erkämpfte. Noch hatte es einen langen Straßenkampf zu bestehen, aber es hielt tapfer aus, bis ihm Hilfe kam. Noch wand sich durch die von Geschütz und Fuhrwerk aller Art verfahrenen Straßen in wilder Hast und tollem Drängen der Rückzug des Feindes; kaum hatte man für den Kaiser selbst einen Weg gebahnt. Die Verwirrung stieg, als die eindringenden

Verbündeten mit ihrem Geschütz dem Feinde in den Rücken donnerten. Plötzlich wurde dem fliehenden Heere der letzte Ausweg verschlossen. Napoleon hatte vor seiner Flucht den Befehl gegeben, die Elsterbrücke, die einzige, welche über den Fluß führte und somit den Rückzug ermöglichte, in die Luft zu sprengen, sobald die letzten französischen Truppen die Stadt verlassen hätten. Der französische Korporal, der dazu beauftragt war, führte den Befehl zu früh aus. Als er die ersten Russen nahen sah, zündete er den aufgehäuften Sprengstoff an, und die Brücke flog in die Luft. Da kam Verzweiflung über die noch kämpfenden Polen und Franzosen; alles drängte in wilder Hast nach dem Flusse; dieser aber war durch den häufigen Herbstregen so angeschwollen, daß man nur schwimmend über denselben gelangen konnte. Macdonald rettete sich schwimmend durch die Elster. Unglücklicher war Poniatowsky; er stürzte sich, schon schwer verwundet, auf einem scheuen Pferde in die Elster, sank und wurde von den Fluten fortgerissen. Viele der Flüchtigen stürzten in den Fluß, und Tausende fanden ihren Untergang. Ein anderer großer Teil wurde noch gefangen genommen, unter ihnen mehrere Marschälle und Generale.

Mittags ist die Stadt in den Händen der Verbündeten. Noch stehen die Regimenter des Rheinbundes dicht gedrängt auf dem alten Markte, da ertönt unter dem Klange der preußischen Hörner der donnernde Ruf: Hoch Friedrich Wilhelm! Alle einbrechenden Truppen strömen zum Marktplatze; die Sieger von der Katzbach, von Kulm und Dennewitz feiern hier in Gegenwart der gefangenen Feinde jubelnd ihr Wiedersehen. Neue stürmische Freudenrufe ertönen, als kurz nach ein Uhr mittags Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, von ihren tapferen Garden begleitet, ihren Einzug halten. Auch die Einwohner jubeln den fremden Fürsten entgegen. Während den König von Preußen sein tapferes Heer frohlockend umdrängt, steht nahebei der König von Sachsen, entblößten Hauptes, mitten im Gewühle, an der Thür des Königshauses; er wird später als Gefangener nach Berlin geschickt. Am späten Nachmittage hielt auch Kaiser Franz seinen Einzug. Der Jubel des großen Sieges ging über ganz Deutschland, und Gneisenau, der so viel zu den großen Errungenschaften bei Leipzig beigetragen, konnte den entfernten Freunden in allen Winkeln des Vaterlandes schreiben: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen; wir sind arm geworden, aber reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Unabhängigkeit.“

Freilich war die Freiheit mit ungeheuren Opfern erkauft; ein ganzes Heer, an hunderttausend Mann von Freunden und Feinden, lag tot oder verwundet auf der Walstatt. Tief beklagenswert war das Los der vielen Tausende, die in der Schlacht nur die Wunde, nicht der Tod getroffen hatte und die nun, aus schweren Wunden blutend, auf der meilenweiten Walstatt umherlagen, mit Toten und Sterbenden, Freunden und Feinden vermischt, nach Hilfe

und Rettung jammernd, ohne daß sie Hilfe fanden. Denn wo sollte man all die helfenden Hände für so unermeßliche Not finden? Tausende erlagen den Qualen der Wunden, dem Hunger und Durst bei Tage, dem Frost der kalten Oktobernächte, ehe es gelang, sie in eilig geschaffene Hospitäler zu bringen. Und auch in den Lazaretten erlagen noch Tausende dem Lazarettfieber, dem Hunger und Elend und dem Mangel an guter Pflege. Aus dem weiten Leichenfelde rings um Leipzig ragten die Brandstätten von mehr als 20 Dörfern hervor, deren Bewohner hilflos und hungernd ein Obdach suchten. Es dauerte lange, ehe die entflohenen Bauern in ihre verwüsteten Dörfer zurückkehrten und die Gefallenen in großen Massengräbern begruben. Unter solch namenlosem Elend war die Fremdherrschaft gestürzt, das Vaterland befreit.*)

Und doch durfte der Dichter mit Recht von der Siegeskunde singen:

Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Cymbeln hell:
Habt Dank der Müh von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht!**)

6. Bis zum Rhein. Napoleon setzte mit dem Rest seines Heeres, ungefähr 100000 Mann, seine Flucht gegen den Rhein hin ziemlich unbelästigt fort; denn die verbündete Armee folgte nur langsam. Nur das Yorksche Korps war sofort zur Verfolgung aufgebrochen, ohne ihm jedoch großen Abbruch zu thun. Erst am Main trat ihm ein großes Hindernis entgegen. Bei Hanau suchten ihn die Bayern, die bis vor kurzem noch unter seinen Fahnen gefochten, unter General Wrede aufzuhalten. Aber noch einmal ermannte sich Napoleon und durchbrach in einer blutigen Schlacht am 30. und 31. Oktober den Feind, wenngleich mit schwerem Verluste. Dieser Sieg öffnete dem Reste der französischen Armee, noch etwa 70000 Mann, den Weg über Frankfurt nach dem Rheine. Aber die Unglücklichen trugen alle den Keim tödlicher Krankheiten in der Brust, und noch vor Ende des Jahres starb die Hälfte davon in überfüllten Lazaretten. Hätten die Verbündeten jetzt, wie Gneisenau und Blücher rieten, den Rhein überschritten, so wäre der Krieg bald zu Ende gewesen, denn Napoleon, der wie 1812 ohne Armee heimgekommen war, hätte ihnen keine Truppen entgegenzustellen gehabt.

---

*) „Es frommt, daß die deutsche Jugend erfahre, mit welchen bittern Opfern und Leiden ihre Freiheit erkauft ist, damit sie das köstliche Kleinod zu würdigen und zu wahren wisse."

**) An dieser Stelle würden in der deutschen Stunde zu behandeln sein: „Die Leipziger Schlacht" und „Das Lied vom Feldmarschall." Von E. M. Arndt.

Vergleiche dazu auch: „Die Schlacht bei Leipzig" und „Leipzig während der Völkerschlacht." Richter, Quellenbuch Nr. 154 und 155.

Durch Napoleons Niederlage bei Leipzig traten in Deutschland wichtige Veränderungen ein. Zunächst löste sich der Rheinbund auf; alle deutschen Mächte desselben traten auf die Seite der Verbündeten und liehen ihre Streitkräfte dem gemeinsamen Werke der Befreiung. Das Königreich Westfalen brach in Stücken, und König Jerome verließ für immer seine Hauptstadt Kassel. Noch vor Ablauf des Jahres 1813 kehrten der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Oldenburg und der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Held des Jahres 1809, unter dem Jubel ihrer Bevölkerungen in ihre Hauptstädte zurück. Alle früheren preußischen Länder fielen sofort an Preußen zurück. Die meisten bisher von den Franzosen noch besetzten Festungen wurden übergeben; nur Hamburg, wo der rohe, grausame Marschall Davoust befahl und die armen Bürger aufs unerhörteste peinigte und drückte, ergab sich erst am 31. Mai 1814.

Der Rhein trennte für jetzt Frankreich von seinen Feinden; aber so tief war im Bewußtsein der Deutschen die Erinnerung an ihre alten Reichsgrenzen erloschen, daß man kaum weiter als bis zum Rhein gedacht hatte, wenn von der Befreiung Deutschlands die Rede gewesen. Erst Ernst Moritz Arndt mußte damals in einem Buche die Deutschen wieder nachdrücklich belehren, daß „der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ sei. In Frankfurt am Main, der alten Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser, versammelten sich die verbündeten Monarchen mit ihren Ministern und Feldherren und hielten Rat, ob man über den deutschen „Grenzstrom“ setzen solle.*) Vor allem fühlten sich die Staatsmänner berufen, den weiteren Gang der Angelegenheiten zu bestimmen. Umsonst drangen vaterländische Männer, wie Blücher und Gneisenau, auf rasche Fortsetzung des Krieges; man knüpfte statt dessen lieber Friedensunterhandlungen mit Napoleon an. Man sicherte ihm den Besitz Frankreichs innerhalb seiner natürlichen Grenzen, Rhein, Alpen, Pyrenäen zu, wenn er in die Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands, Italiens und in die Wiederherstellung der alten Herrscherfamilie in Spanien willigen würde. Eine unbestimmte, ausweichende Antwort Napoleons ließ jedoch die Verbündeten im Unklaren, dagegen überzeugten sie dessen gewaltige Rüstungen, daß sein Stolz noch nicht gebrochen sei, derselbe vielmehr das Glück der Schlachten abermals versuchen wolle. Da endlich wurde der Übergang über den Rhein beschlossen.

7. Der Krieg in Frankreich. Mehr als 500 000 Mann standen bereit, in Frankreich einzurücken. Gleichwohl erklärten die verbündeten Monarchen, sie führten nicht Krieg gegen das französische Volk, sondern gegen Napoleon; man wolle nicht erobern, Frankreich solle groß und mächtig sein.

*) An dieser Stelle würde in der deutschen Stunde zu behandeln sein: „Blücher *am Rheine.*“ Von Kopisch.

Am meisten freute sich Blücher der Fortsetzung des Krieges; er hatte während der Unterhandlungen in Frankfurt immer gefürchtet, die „Federfuchser von Diplomaten“ würden verderben, was das Schwert gut gemacht. In der Neujahrsnacht überschritt er mit seinem Heere, der ehemals schlesischen Armee, den Rhein an drei Stellen bei Mannheim, Kaub und Koblenz. Weiter südlich, am Oberrhein, brach Schwarzenberg von der Schweiz aus in das südöstliche Frankreich, während Bülow, der an Stelle des Kronprinzen von Schweden den Oberbefehl über die Nordarmee übernommen hatte, nach Holland gezogen war, dieses Land in wenigen Wochen befreite und dann in südlicher Richtung nach Frankreich zog. Aus dem Süden aber, aus Spanien, über die Pyrenäen herüber, kam der englische Feldherr Wellington, um sich ebenfalls am letzten Kampfe gegen Napoleon zu beteiligen. So wurde also Napoleon, wie wenige Monate zuvor bei Dresden und Leipzig, auf allen Seiten von Feinden eingeschlossen. Das Ziel aller dieser Heerscharen war Paris, weil man nur dort, in der Hauptstadt Frankreichs, den Krieg zu beendigen hoffen durfte. — Beim Übergange über den Rhein erließ Blücher folgenden Aufruf an seine Armee:

„Als ihr von der Oder zum Rheine vordrangt, tapfere Soldaten des schlesischen Heeres, mußten dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich früher unterworfen hatte. Jetzt geht ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Feldzügen verloren zu sehen, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, Möckern und Leipzig darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen, und ich bin des Erfolges gewiß. Allein ich habe euch neue Pflichten aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt; ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigentums versprochen; ich that es in eurem Namen, ihr müßt es halten. Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorsam und die strenge Mannszucht sind seine schönste Zierde.“

Aber auch Napoleon hatte inzwischen neue Heere gesammelt. Blüchers und Schwarzenbergs Armee vereinigten sich Ende Januar in der Champagne; man konnte in wenigen Wochen in Paris stehen. Napoleon, der einen Einmarsch nach Frankreich erst im Frühling erwartet hatte, war völlig überrascht. Mit großem Ungestüm warf er sich zunächst auf Blücher und drängte diesen bei Brienne zurück, ohne ihn gerade zu schlagen. Als er dann mit den wieder vereinten Heeren den Kampf aufnahm, erlitt er bei La Rothiere am 1. Februar eine völlige Niederlage, die erste auf französischem Boden. Sein Heer war in Auflösung, viele Soldaten flüchteten, Hilfsmittel zum weiteren Kriege fehlten. Drangen die Verbündeten, den Sieg benutzend, rasch vor, so war der Krieg zu Ende. Allein im Hauptquartiere Schwarzenbergs zögerte man wie immer, ließ Blücher allein in der Richtung auf Paris vorgehen, und nun wußte Napoleon die Vereinzelung der Heeresabteilungen trefflich auszunutzen, indem er den vier getrennt marschierenden Heersäulen Blüchers an vier aufeinander folgenden Tagen empfindliche Niederlagen beibrachte. Diese Siege

über seinen gefährlichsten Gegner gaben Napoleon sein stolzes Selbstvertrauen zurück. Auch jetzt noch versäumte er die Gelegenheit, den Frieden zu schließen, der ihm von den Verbündeten angeboten wurde. In stolzem Übermut prahlte er: „Was denken meine Feinde von mir? Ich bin jetzt näher zu Wien, als sie zu Paris.“ Zwar gelang es ihm, noch mehrere Erfolge zu erringen, doch wurde er bald in zwei blutigen Schlachten (Laon und Bar sur Aube) völlig geschlagen. Eine tiefe Mutlosigkeit und Unentschlossenheit bemächtigte sich jetzt des Kaisers. In nutzlosen Märschen vergeudete er Zeit und Kraft, vor allem versäumte er es, seine Hauptstadt Paris zeitig zu schützen. Endlich warf er sich mit seinem Heere in den Rücken der Verbündeten, um sie von seiner Hauptstadt weg zur Rückkehr nach dem Rheine zu locken. Man schickte ihm zwar eine kleine Abteilung von 10 000 Mann nach, um ihn in dem Wahne zu erhalten, als sei seine Absicht erreicht, ließ sich aber indessen im Zuge gegen Paris nicht aufhalten.

Am 29. März stand Blücher mit seiner Armee vor Paris. Zur Verteidigung desselben war so gut wie nichts geschehen; aber doch fiel die Hauptstadt nicht ohne Kampf in die Hände der Verbündeten. Zwei Marschälle des Kaisers verteidigten den Montmartre, eine felsige Anhöhe von 100 Metern im Norden der Stadt. Es kam am 30. März zu einem heißen Gefecht, in welchem noch mancher Wackere unmittelbar am letzten Ziele sank. An einen Sieg der Franzosen war bei der Übermacht der Verbündeten nicht zu denken. Blücher erstürmte mit seinen Preußen und Russen den Montmartre, und am Abend erklärte sich die Stadt zur Übergabe bereit. Von dem mit Windmühlen bedeckten Montmartre blickte jetzt ein Teil des Heeres voll Siegesfreude auf die ungeheure Stadt, von der seit 20 Jahren so gewaltige Erschütterungen über ganz Europa ausgegangen waren. Man war am Ende der Mühen angekommen, und der glorreiche Kampf, der für die Preußen und Deutschen im fernen Königsberg begonnen, hatte nun seinen schönen Abschluß gefunden. Es war Blüchers, Yorks und Bülows Degen, Steins thatkräftiger Wille, Gneisenaus Feldherrngeist, von dem Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm sich leiten ließen; es war die Heldenkühnheit und Entschlossenheit der schlesischen Armee, die vorzugsweise das Werk vollbracht. Es war vor allem der Preußen Verdienst, die Befreiung durchgeführt zu haben, so daß eine englische Zeitung in jenen Tagen mit Recht schreiben konnte: „Wer gab Deutschland das erste Beispiel des Abfalls von Napoleon? Die Preußen. Wer hielt die Schlachten von Lützen und Bautzen? Die Preußen. Wer siegte bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz? Immer die Preußen. Wer bei Kulm, Wartenburg, Möckern und Leipzig? Die Preußen, immer die Preußen.“

Unter dem Jubel der wetterwendischen Pariser hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm am 31. März ihren Einzug in Paris, umgeben

von den Prinzen ihres Hauses und einem glänzenden Gefolge, unter dem Zulauf einer ungeheuren Menschenmenge, hinter ihnen ein großer Teil ihrer Armeen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, in schönster, kriegerischer Haltung. Das gesinnungslose Volk aber, welches kurz vorher Napoleon noch vergöttert hatte, jauchzte jetzt den Verbündeten als den Errettern von langer Tyrannei entgegen. Und wirklich verfuhren nicht nur die Monarchen, sondern auch die Offiziere und gemeinen Soldaten edel und menschlich und rächten die unzähligen Drangsale nicht, die man durch die Franzosen zu Hause so lange erlitten.

8. Napoleons Sturz. Zu spät erkannte Napoleon den schweren Fehler, den er mit seiner Bewegung nach dem Rheine begangen. Als ihm die Verbündeten auf seinem Zuge nach dem Osten nicht folgten, kehrte er wieder um, um sich noch eilig nach Paris zu werfen; doch er kam zu spät. Da wollte er Paris stürmen und es den Verbündeten wieder entreißen, aber seine Generale verweigerten den Gehorsam. Auch die Pariser fielen von ihm ab. Schon am 1. April sprach der Senat, der kurz zuvor noch vor ihm im Staube gekrochen, mit den kränkendsten Schmähungen Napoleons Absetzung aus, die im Interesse der Ruhe und Sicherheit Europas auch notwendig und von den Siegern bereits beschlossen war. Da machte Napoleon noch einen letzten Versuch, die Krone zu retten: er entsagte derselben zu Gunsten seines dreijährigen Sohnes Napoleon II., doch kam diese Entsagung zu spät; man wies jede Unterhandlung mit ihm zurück. Den Kampf wieder aufzunehmen, war unmöglich, denn selbst seine berühmtesten Marschälle, Ney, Oudinot u. a. fielen von ihm ab. Da unterzeichnete er am 11. April seine unbedingte Abdankung, wie die Verbündeten sie verlangt. Sie ließen ihm fürstliche Würde und fürstlichen Glanz, wiesen ihm die Insel Elba als selbständiges Fürstentum und ein jährliches Einkommen von 2 Millionen Franken, das Frankreich zahlen mußte, an und gestatteten ihm, 4000 Mann seiner treuen Garde um sich zu haben. Am 20. April nahm er rührenden Abschied von seiner alten Garde, wobei die meisten alten Helden wie Kinder schluchzten und weinten. Dann fuhr er der Südküste Frankreichs zu, verfolgt von den Schmähreden und Verwünschungen desselben Volkes, das einst in den Tagen des Glanzes ihm begeistert zugejubelt hatte. Auf Elba hatte er dann Zeit, über den Wandel irdischen Glücks und menschlicher Größe nachzudenken.

Frankreich aber wurde wieder in ein Königreich verwandelt. Der Bruder des 1793 gemordeten Königs kehrte als Ludwig XVIII. zurück. Mit diesem wurde am 30. Mai 1814 der erste Pariser Friede geschlossen, durch welchen Frankreich in der Ausdehnung, die es 1792 gehabt, anerkannt wurde. Die großmütigen Sieger aber forderten, sehr zum Nachteil Preußens, weder Kriegskosten noch die aus allen Ländern zusammengeraubten Kunstschätze zurück. Nur die

Viktoria vom Brandenburger Thore in Berlin, welche 1806 geraubt, aber noch nicht einmal ausgepackt war, wanderte wieder in die Heimat. Auch von den ungeheuren Summen, die Preußen für den Durchmarsch der großen Armee 1812 verausgabt und die Napoleon zurückzuzahlen versprochen hatte, wurde nicht ein Pfennig erstattet. Das war also ein billiger, leider zu billiger Friede für Frankreich. Was das Schwert in heißem Ringen erworben, was tausenden von wackern Männern Blut und Leben gekostet, das verdarben die Diplomaten und der falsche Edelmut des Kaisers Alexander, der gegen Frankreich zu nachgiebig war. Darauf verließen die siegreichen Heere den französischen Boden und kehrten in die Heimat zurück.

B. Vertiefung.

1. Was ist über die verbündeten Fürsten und Völker zu urteilen?

a) Ihr Ziel: Befreiung des Vaterlandes, Befreiung der Völker vom Joche der Fremdherrschaft, also ein Krieg aus Notwehr, ein gerechter, heiliger Krieg. „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen, es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg." — „Wir wollen frei sein . . ." — „Auf denn, redlicher Deutscher . . ." — „Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn. Denn wer die Freiheit verlor, der verlor die Tugend, und dem zerbrochenen Mut hängen die Schanden sich an." (Arndt.) — „Ans Vaterland . . ." — „Was du ererbt von deinen Vätern hast . . ."

b) Ihre Mittel. Ein Volk allein kann den Gewaltigen nicht bezwingen, darum verbinden sie sich. „Eintracht macht stark." — „Die Eintracht baut das Haus . . ." — „Wir wollen sein ein einig Volk . . ." — „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig." Auf friedlichem Wege können sie Recht und Freiheit nicht erlangen, darum greifen sie zum Schwert. „Zum letzten Mittel . . ." — „Der wackere Mann stirbt gern fürs Vaterland." — „Süß ist es und ehrenvoll, für die Freiheit zu sterben." Sie würden trotzdem unterlegen sein, wenn ihnen Beharrlichkeit und Ausdauer im Kampfe gefehlt hätte. Dazu kommen noch die hervorragenden kriegerischen Eigenschaften der Heere und ihrer Führer: Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Mut, Entschlossenheit, Todesverachtung.

c) Ihr Erfolg. Sie besiegen den bisher Unüberwundenen, stürzen ihn vom Throne, befreien die Völker, erreichen also ihr Ziel, sind dabei aber voll Mäßigung und Edelmutes gegen den niedergeworfenen Feind.

2. Wodurch wird Napoleons endlicher Sturz herbeigeführt?

a) Durch die gewaltige Übermacht der Verbündeten. Ihre Heere sind den seinen an Zahl bedeutend überlegen; sie können die entstandenen Ver-

luste immer wieder ausgleichen; dadurch können sie von allen Seiten auf ihn eindringen (bei Dresden, Leipzig, in Frankreich), können ihn umstellen und hetzen, wie die Hunde des Jägers ein edles Wild, so daß endlich auch seine Riesenkraft erlahmt. Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß in der Vielköpfigkeit der Leitung der Verbündeten auch eine Gefahr liegt, daß die Bewegungen der einzelnen Heerführer durch sie mehr gehindert, als gefördert werden. „Viele Köpfe, viele Sinne." — „Es ist nicht gut, wenn viel regieren . . ." — „Ein Oberhaupt muß sein . . ." Dagegen gebietet auf Napoleons Seite nur ein Wille; selbst seine berühmten Marschälle sind nur die ausführenden Werkzeuge seiner Befehle. Darin liegt seinerseits wieder ein bedeutendes Übergewicht.

b) Durch die Niederlagen seiner Marschälle. Die gewaltige Übermacht der Verbündeten und die geschickte Aufstellung ihrer drei Heere in einem Halbkreis um ihn herum verhindert ihn, selbst überall der Schlachtenlenker zu sein. Er muß sich auf seine Marschälle verlassen, und diese werden überall geschlagen: Oudinot bei Großbeeren, Macdonald an der Katzbach, Vandamme bei Kulm, Ney bei Dennewitz, Marmont und Ney bei Möckern. Er selbst hat sich auf deutschem Boden den Ruf der Unüberwindlichkeit gewahrt; denn wo er persönlich kommandiert, da bleibt er Sieger oder wird wenigstens nicht besiegt; so bei Großgörschen, Bautzen, Dresden, Wachau, Probstheida, Hanau. Trotzdem haben die Marschälle heldenmütig gekämpft; doch waren es jedesmal die begeisterten und erbitterten Preußen, die gegen sie kämpften und siegten. Nachweis!

c) Durch seine eigenen Fehler. Es war ein Fehler, daß er nach dem Siege bei Bautzen einen langen Waffenstillstand schloß, dadurch die verbündeten Preußen und Russen stärkte und den Beitritt Österreichs und Schwedens veranlaßte. Bei schneller Ausnutzung des Sieges von Bautzen hätte er vielleicht den Krieg rasch für sich entschieden. Es war ein Fehler, daß er auf französischem Boden sich plötzlich östlich nach dem Rheine wandte, um den Verbündeten in den Rücken zu kommen. Dadurch entblößte er nicht nur seine Hauptstadt von Truppen, er that auch nichts zur Verteidigung derselben, und in der Stunde der Gefahr wäre er allein der rechte Mann gewesen, die Verteidigung zu leiten.

d) Durch seinen maßlosen Ehrgeiz und seine unbegreifliche Verblendung. Das ist die wichtigste Ursache seines Sturzes. Der Ehrgeiz schon treibt ihn in den Kampf, er will Preußen vernichten, den preußischen Namen vom Erdboden vertilgen, Rußland aber trotz der Niederlage von 1812 dennoch unterwerfen. Diese Riesenpläne giebt ihm sein Hochmut, seine Herrschsucht ein; er will Herr der Welt sein, keinen andern will er neben sich dulden. Dieser maßlose Ehrgeiz und Hochmut macht ihn völlig blind gegen die

Gefahr, die ihm droht, gegen die Größe der Macht, die ihm gegenübersteht, gegen die Machtmittel, die ihm zu Gebote stehen; sein Hochmut schlägt ihn mit Blindheit, mit Verblendung. Es ist unbegreifliche Verblendung, wenn er nach der Völkerschlacht bei Leipzig den durch die Verbündeten angebotenen Frieden nicht annimmt, weil er nicht nur Frankreich, sondern auch Italien und Holland behalten will. Es ist Verblendung, wenn er den zum zweitenmal angebotenen Frieden mit den hochmütigen Worten verwirft: „Ich bin jetzt näher zu Wien, als die Verbündeten zu Paris." Ohne eine derartige Verblendung hätte er noch lange über Frankreich regieren können, da die verbündeten Monarchen anfangs nicht an seine Entthronung, sondern nur an die Zertrümmerung seines Weltreiches dachten. Seine Verblendung also ist es, die seinen endlichen Sturz herbeigeführt hat, und die Königin Luise hat recht prophezeit, wenn sie in einem ihrer Briefe schon 1808 ihrem Vater schreibt: „Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint, alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt."

3. Wem verdankt Preußen seine endliche Befreiung?

a) Dem mächtigen Beistand seiner Verbündeten. Allein ist es zu schwach, den Riesenkampf glücklich zu bestehen, darum schließt es sich den Bundesgenossen an. Rußland, Österreich, Schweden schicken Streitkräfte, England Hilfsgelder.

b) Der Opferfreudigkeit seines Volkes. Ohne eine derartige Opferfreudigkeit des preußischen Volkes, wie wir sie im vorigen Abschnitt kennen gelernt haben, würde nie und nimmer die Befreiung möglich gewesen sein. Sie opfert nicht nur Geld und Gaben, Gut und Blut, Leben und Gesundheit ihrer Söhne auf dem Altare des Vaterlandes, so daß ein zahlreiches Heer nicht nur aufgestellt, sondern auch ausgerüstet und später gepflegt werden kann, sie zeitigt vor allem jene nationale Begeisterung, auf deren Flügeln gleichsam das preußische Heer von Sieg zu Sieg, von Königsberg bis an den Rhein, ja über den Rhein hinüber in das Herz Frankreichs hinein getragen wird. Ohne diese nationale Begeisterung Preußens, wie wir sie schon einmal, wenn auch nicht in solchem Umfange, im 7jährigen Kriege kennen lernten, würde der Befreiungskrieg kaum ein so glorreiches Ende genommen haben. Die Vaterlandsliebe der Preußen, ihre Liebe zu König und Vaterland, zur Freiheit und Ehre hat die endliche Befreiung vor allem herbeigeführt; denn die Opferfreudigkeit des Volkes ragt fast bis zur Unmöglichkeit heran. Das kleine Land hat 1806 einen unglücklichen Krieg geführt, der viel Geld kostete; es hat damals 140 Millionen Mark Kriegskosten bezahlt; die im Lande hausenden französischen Truppen haben an Kriegssteuern, Brandschatzungen, Verpflegungskosten u. s. w. beinahe eine Milliarde Franken aufgezehrt; es hat 1812 den

Durchmarsch der großen Armee ertragen, die Truppen verpflegt und dadurch wiederum einen Schaden von 300 Millionen Franken erlitten; eine Mißernte 1812, das ganze Kriegselend der 6 Jahre hatte den letzten Rest von Wohlstand vernichtet, so daß das Land völlig verarmt war. Und dennoch diese ungeheuren Opfer, die das Volk bringt! Da sehen wir die Vaterlandsliebe in himmelhohen Flammen auflodern, da erkennt der gute und gerechte Preußenkönig Friedrich Wilhelm: „Nicht Roß, nicht Reisige . . .", da fühlt jeder preußische Patriot: „Heilige Flamme, glüh, glüh und verlösche nie fürs Vaterland . . ."

Die heilige Vaterlandsliebe der Preußen also ist der wichtigste Faktor der endlichen Befreiung.

c) Der Tapferkeit des preußischen Heeres und seiner Führer. Überall, wo die Preußen kämpfen, da wird auch der Sieg errungen. Nachweis! Das ist auch natürlich, denn sie kämpfen für Sein oder Nichtsein ihres Vaterlandes. Siegt Napoleon, dann hat Preußen aufgehört zu existieren. Das preußische Heer, auch die preußische Landwehr, zeigt sich des Ruhmes Friedrichs des Großen wert. Aber trotz der Lorbeeren, die das preußische Heer 1813 und 1814 seinem Ruhmeskranze hinzugefügt hat, bleibt es doch zu bedauern, daß die gesamten preußischen Streitkräfte nicht unter einem preußischen General vereinigt und von diesem zu Kampf und Sieg geführt wurden; denn in Verbindung mit anderen Heeren wurden sie mehr gehindert als gefördert. Nachweis! Den preußischen Heerführern Bülow, Tauentzien, York, Gneisenau, Kleist, vor allem Blücher gebührt der Ruhm und der Dank des Volkes. Das Verdienst Blüchers um die Erfolge des Krieges haben auch alle Monarchen anerkannt: der Kaiser von Rußland umarmte ihn in Leipzig auf öffentlichem Markte, küßte ihn, nannte ihn den Befreier Deutschlands und verehrte ihm später einen goldenen, mit Brillanten besetzten Degen; der Kaiser von Österreich verlieh ihm ebenfalls nach der Schlacht bei Leipzig seinen höchsten Orden, den Maria-Theresia-Orden und überhäufte ihn mit Lob; König Friedrich Wilhelm dankte ihm mit Thränen in den Augen und ernannte ihn später zum Fürsten von Wahlstatt.*)

Aber auch das Volk war dem greisen Helden dankbar; wohin er kam, jauchzte es ihm begeistert zu.

d) Der Beharrlichkeit und Ausdauer seiner großen Männer. Immer wieder, wenn Rußland und Österreich, des Krieges müde, Frieden wünschten, waren es preußische Generale und Staatsmänner, die zur Fortsetzung desselben trieben, und bis zum Friedensschluß hat das preußische Volk auch des Krieges Last und Weh gern und willig getragen.

---

*) Vergl. dazu Blüchers Brief an seine Gemahlin vom 20. Oktober 1813. Richter, Quellenbuch. S. 274.

4. Inwiefern war Preußen die eigentlich treibende Kraft in dem großen Kampfe?

Es sind vor allem preußische Männer, denen das Verdienst zukommt, den Krieg veranlaßt und glücklich zu Ende geführt zu haben. Stein hatte schon 1812 den Kaiser Alexander immer wieder zur Beharrlichkeit und Ausdauer angespornt. Er war es, der seinen großen Einfluß auf Alexander benutzte, daß dieser sich zur Beteiligung an der Befreiung Preußens und Deutschlands bereit erklärte. York suchte durch die Konvention von Tauroggen seinen König zum Kampfe fortzureißen. Hardenberg und Scharnhorst wußten den lange zaudernden König zu den Aufrufen an das Volk, zum Bündnis mit Rußland und zur Kriegserklärung an Frankreich zu bestimmen. Gneisenau gewann England für das Bündnis. Scharnhorst eilte nach der Schlacht bei Großgörschen nach Prag, um Österreichs Beitritt zu vermitteln. Bülows und Tauentziens Verdienst war es, daß die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz gewonnen und Berlin zweimal gerettet wurde; der Kronprinz von Schweden hatte keinen Finger zum Schutze Berlins gerührt. Blücher und York warfen die Franzosen in die Katzbach und Neiße, während der Russe Langeron unthätig dabei stand. Kleist führte durch seinen kühnen Marsch über die Nollendorfer Höhen die Gefangennahme Vandammes herbei. Blücher und York stellten die Verbindung der schlesischen mit der unthätigen Nordarmee her und nöthigten diese zum Übergang über die Elbe. Blücher und York siegten bei Möckern. Blücher stellte sich freiwillig unter den Kronprinzen von Schweden, nur, um diesen zur Teilnahme an der Schlacht bei Leipzig zu zwingen. Blücher siegte bei Leipzig. York war der einzige General, der sein Korps zur Verfolgung des geschlagenen Feindes führte. Die preußischen Heerführer waren es, die dringend ein Überschreiten des Rheines forderten, während die übrigen Verbündeten zögerten. Bülow war es, der das Königreich Holland befreite. Blücher war es, der entschlossen auf Paris marschierte und die Hauptstadt eroberte.

Wo immer die Preußen allein kämpften, da siegten sie; die Verbündeten dagegen haben für sich allein keine Schlacht gewonnen. Preußen allein konnte ohne Hilfe der Verbündeten den Kampf nicht bestehen; die Verbündeten aber wären ohne Preußens begeisterte Theilnahme ebenfalls ganz sicher unterlegen. Und der Dank für solche herrliche Waffenthaten? Beim Friedensschluß stand Preußen allein, wurde von seinen Verbündeten im Stich gelassen; für die ungeheuren Opfer erhielt es keine Entschädigung, nicht einmal die Summen erhielt es zurück, die es für den Durchmarsch und die Verpflegung der großen Armee verausgabt hatte.

5. Charakteristik einzelner Feldherren.

a) Blücher. Trotz seines Alters von 72 Jahren feurig, thatkräftig,

entschlossen, ausdauernd und beharrlich, voll kühner Todesverachtung, rastlos vorwärts strebend, ein rechter Marschall Vorwärts. Nachweis!

b) York. Der eiserne, todesmutige, tapfere, an Blüchers Seite hervorragendste General. Nachweis!

c) Gneisenau. Er tritt im Kampfgewühl neben Blücher zurück, da er nicht eigentlich Heerführer ist, sondern nur die Schlachtenpläne für Blücher entwirft; klug, berechnend, großartig in seinen Entwürfen, voll kühnen Unternehmungsgeistes (Katzbach, Wartenburg, Möckern), ausdauernd und beharrlich. Nachweis!

d) Bülow. Seine Vaterlandsliebe bei Bedrohung Berlins, sein gerechter Zorn über den Kronprinzen von Schweden, sein Mut, seine Thatkraft und Entschlossenheit. Nachweis!

5. Was ist über den Rheinbund zu sagen?

Vor der Schlacht bei Leipzig noch immer die getreuen Verbündeten Napoleons, fallen die Rheinbundfürsten nach seiner Niederlage ebenso schnell von ihm ab. Sie sind Verräter am Vaterlande. „Fluchwürdig ist vor allem der Verräter." — „Es sind viele Laster schändlich zu nennen . . ."

III. Verknüpfung.

1. Der erste Befreiungskrieg.

a) Die kämpfenden Parteien. Preußen, Rußland, dann auch Österreich, Schweden, England. — Auf Napoleons Seite kämpfen die Rheinbundfürsten, besonders Bayern, Württemberg, Baden, Sachsen, Westfalen. Erst nach der Völkerschlacht bei Leipzig werden diese zum Abfall gezwungen.

b) Die einzelnen Perioden des Krieges. Die ersten Kämpfe bei Großgörschen und Bautzen, die Kämpfe in einem Halbkreis um Dresden, die Völkerschlacht bei Leipzig, der Krieg in Frankreich.

c) Die Schlachten des Krieges. Großgörschen, Bautzen, Großbeeren, Katzbach, Dresden, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, Leipzig: Möckern, Wachau, Probstheida; Hanau, La Rothière, Paris. — Lage des Schlachtortes, die sich gegenüberstehenden Parteien, die Feldherren, Ausgang der Schlacht, Folgen derselben, Datum.

d) Die Führer des Kampfes. Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, York, Bülow, Tauentzien; Schwarzenberg; der Kronprinz von Schweden; Sacken, Langeron, Wittgenstein. — Napoleon, Oudinot, Macdonald, Ney, Vandamme, Poniatowsky, Marmont.

e) Vergleichung einzelner Führer.

aa) Blücher und Napoleon. Beide von rastloser Entschlossenheit, Thatkraft, Mut, beide stets Sieger. Nachweis!

bb) Blücher und Schwarzenberg. Blücher stets vorwärts drängend, rastlos, entschlossen in Angriff und Verteidigung. — Schwarzenberg stets langsam, zögernd, es mangelt ihm Thatkraft und Entschlossenheit, Umsicht und Feldherrntalent, daher erringt er nie einen selbständigen Sieg, daher seine stete Bereitschaft zum Frieden.

cc) Blücher und der Kronprinz von Schweden. Dieser stets zögernd, unentschlossen, zweideutig in seinem Benehmen, so daß er von Bülow und Tauentzien geradezu ein Verräter genannt wird, geht nur durch Blücher gezwungen über die Elbe, nimmt nur gezwungen an der Leipziger Schlacht teil. Wie hochherzig, wie von glühender Vaterlandsliebe zeugend gegen ein derartiges Verhalten ist dagegen Blüchers Entschluß, sich unter diesen Fremdling zu stellen.

f) Vergleichung einzelner Ereignisse.

aa) Großbeeren und Dennewitz. Ursache, Lage des Schlachtortes, Parteien, Führer, Folgen, Datum!

bb) Katzbach und Wartenburg. Desgl. Bedeutung der Flüsse Katzbach, Neiße, Elbe.

cc) Kämpfe um Dresden und Leipzig. Stellung Napoleons, Stellung der Verbündeten; Kämpfe im Osten, Norden, Süden: Datum, Führer, Parteien; Rückzug Napoleons in westlicher Richtung.

dd) Sturm auf Leipzig und Paris. Zeit, Feldherren, Erfolg.

2. Vergleich mit früheren Ereignissen.

a) Großgörschen oder Lützen 1813 und Lützen 1632. Parteien, Führer, Ursache, Verlauf, Erfolg des Kampfes.

b) Bautzen 1813 und Hochkirch 1758. Desgl.

c) Katzbach und Roßbach 1757. Desgl. Blücher und Seydlitz, zwei kühne Reiterführer.

d) Kämpfe in der Schlachtebene von Leipzig. Merseburg 933, Breitenfeld 1631, Lützen 1632, Roßbach 1757, Großgörschen oder Lützen 1813, Leipzig 1813. — Parteien, Führer, Ursache, Verlauf, Erfolg.

e) Napoleons Rückzug aus Rußland 1812 und von Leipzig 1813. Ursachen, Richtung, Verlauf, Ausgang.

f) Napoleon in Dresden im Mai 1812 und im August und September 1813. Dort auf der Höhe seiner Macht, hier bereits im Sturze begriffen.

g) Die Franzosen in Preußen 1757, 1806, 1813. Kriege, Ursache, Feldherren, Schlachten, Erfolg.

h) Jena 1806 und Leipzig 1813. Parteien, Ursache, Ausgang, Folgen.

3. Kämpfe der Franzosen in Deutschland.

a) Die Franzosen in Deutschland 1635—1648. Erfolg dieser Kämpfe.

b) Ludwigs XIV. Raubkriege. Überfall Straßburgs 1681, Verwüstung der Pfalz 1689, Erwerbung des Elsaß 1697.

c) Die Franzosen in Deutschland während des 7jährigen Krieges. Roßbach, Minden, Krefeld.

d) Der Kampf mit Österreich 1800. Marengo, Friede zu Lunéville 1801. Erfolg.

e) Der Kampf mit Österreich 1805. Ulm, Austerlitz, Friede zu Preßburg. Erfolg.

f) Der Kampf mit Preußen 1806 und 1807. Saalfeld, Jena und Auerstädt, Eylau, Friedland, Friede zu Tilsit.

g) Der Kampf mit Österreich 1809. Kämpfe um Regensburg, bei Wien, Friede zu Wien.

h) Der erste Befreiungskrieg 1813.

4. Preußens Kämpfe um seine Existenz.

a) Des großen Kurfürsten Kampf gegen Schweden. Schlacht bei Fehrbellin 1675.

b) Der siebenjährige Krieg 1756—1763. Inwiefern ist Preußens Existenz bedroht?

c) Preußens unglücklicher Krieg 1806—1807. Inwiefern?

d) Der Befreiungskrieg 1813—1814.

Ursachen der Kriege, Preußens Feinde und Bundesgenossen, Verlauf des Krieges, Folgen, Bedeutung der Kämpfe für Preußen. — Preußen geht meist unbesiegt aus diesen Kämpfen hervor, denn es hat: edle, für des Landes Wohl sorgende Fürsten (welche?), ein opferfreudiges Volk, tüchtige Feldherren (welche?), ein tapferes Heer. Nur einmal wird es völlig geschlagen, warum?

5. Napoleons Laufbahn von der Wiege bis nach Elba.

Geburt — Kinderspiele — Kriegsschule — Beteiligung an den Kämpfen der Revolution — Krieg in Italien 1796 — Zug nach Ägypten 1798 — erster Konsul 1799 — Krieg gegen Österreich 1800 — Konsul auf Lebenszeit 1802 — Kaiser der Franzosen 1804 — Krieg mit Österreich 1805 — Stiftung des Rheinbundes 1806 — Auflösung des deutschen Kaiserreiches 1806 — Krieg mit Preußen 1806 und Rußland 1807 — Krieg in Spanien 1808 u. f. Jahre — Krieg mit Österreich 1809 — Verheiratung mit Marie Luise 1810 — die Geburt eines Thronerben, des Königs von Rom 1811 — Zug nach Rußland 1812 — Befreiungskrieg 1813—1814 — Sturz, Elba.

a) Sein Emporsteigen auf der Leiter des Glücks — 1804.

b) Napoleon auf der Höhe seiner Macht — 1812.

c) Sein jäher Sturz — 1814.

6. Napoleon und Friedrich der Große.

Beide gewaltige Kriegshelden, beide ringen gegen eine ungeheure Übermacht, beide fast immer siegreich, beide gelten als unüberwindbar, beide von der staunenden Mitwelt bewundert — und doch welch ein Unterschied: Napoleon kämpft aus Hab- und Herrschsucht, Ehrgeiz, Friedrich aus Notwehr; Napoleon läßt sich vom Ehrgeiz und Glück zur Verblendung hinreißen, Friedrich hat auch auf der höchsten Stufe des Glücks nie die ruhige Besonnenheit verloren; Napoleon kämpft um Ruhm, Vergrößerung seines Reiches, Friedrich um seine Existenz; Napoleon kämpft für sich selbst, Friedrich für sein Volk; Napoleon zwingt Frankreich zu den ungeheuren Opfern an Menschen und Geld, Friedrichs Unternehmungen sind getragen von der Liebe und Opferfreudigkeit seines Volkes; darum unterliegt der gewaltige Kaiser trotz seiner gewaltigen Macht, der König des kleinen Preußens aber bleibt Sieger; darum hat die Mit- und Nachwelt für den kleinen Preußenkönig den Ehrennamen „der Große", während sie dem mächtigen Franzosenkaiser diesen Ehrennamen versagt.

7. Deutschlands Befreiung vom Joche der Römer 9 n. Chr. und vom Joche der Franzosen 1813.

a) Die Bedrücker: Römer, Varus — Franzosen, Napoleon.

b) Plan der Bedrücker: Ausbreitung des römischen Weltreiches über Germanien, Unterwerfung der Germanen unter römische Herrschaft — Gründung eines französischen Weltreiches auf den Trümmern des alten Europas, besonders Unterwerfung Deutschlands unter Napoleons Herrschaft.

c) Mittel der Bedrücker: Verdrängung der germanischen Sprache, Religion, Gesetze, Sitte und gewaltsame Einführung der römischen, Anlage von befestigten Kriegslagern an Rhein und Donau, Aufnahme deutscher Jünglinge in römische Kriegsdienste — blutiger Krieg, Verführung deutscher Fürsten zum Abfall von der Sache des Vaterlandes, harte Bedrückung durch Kriegssteuern, Brandschatzungen, Wegnahme des Landes, Besetzung der Festungen, Vernichtung des Volkswohlstandes, fortgesetzte Demütigungen.

d) Möglichkeit der Unterdrückung: Damals viele einzelne Volksstämme mit eigenen Fürsten und Heerführern, jeder stolz auf seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit, Zwist, Neid, Uneinigkeit — jetzt viele Staaten, viele Fürsten, Selbstsucht, Neid, Uneinigkeit derselben, Anschluß an den Fremden, Vaterlandsverrat; Segest — Rheinbund.

e) Folgen der Bedrückung: Unzufriedenheit, Sehnsucht nach Freiheit, Einigung der Stämme, Abschüttelung des Joches durch Besiegung der Bedrücker im Teutoburger Walde. — Grimmiger Haß gegen den Unterdrücker, Sehnsucht nach Befreiung, Vorbereitung zur Erhebung, fruchtloser Versuch einzelner, Opferfreudigkeit des Volkes, Erhebung, Sturz Napoleons.

f) Die Befreiungsschlachten: Teutoburger Wald — Völkerschlacht bei Leipzig.

g) Helden der Befreiung: Armin — Blücher, York u. s. w.

h) Schicksal der Bedrücker: Varus Selbstmord — Napoleons Verbannung nach Elba.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1813—1814 Der erste Befreiungskrieg.

1813, 2. Mai. Schlacht bei Großgörschen. Preußen und Russen. Scharnhorst verwundet.

20. u. 21. Mai. Schlacht bei Bautzen. Rückzug der Verbündeten.

4. Juni — 15. August. Waffenstillstand. Beitritt Österreichs, Schwedens und Englands.

23. Aug. Bülow siegt bei Großbeeren über Oudinot. Rettung Berlins.

26. August. Blücher siegt an der Katzbach über Macdonald. Befreiung Schlesiens.

26. u. 27. August. Schwarzenbergs Niederlage bei Dresden. Rückzug der Hauptarmee.

30. August. Vandamme wird mit seinem Korps bei Kulm gefangen genommen.

6. September. Bülows Sieg bei Dennewitz über Ney. Zweite Rettung Berlins.

3. Oktober. Blüchers Übergang über die Elbe bei Wartenburg. Yorks Heldenthat.

16., 18. u. 19. Oktober. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

30. u. 31. Oktober. Napoleons Sieg über die Bayern bei Hanau.

1814, 1. Januar. Blüchers Rheinübergang bei Mannheim, Kaub und Koblenz.

30. März. Erstürmung des Montmartre in Paris.

31. März. Einzug der Verbündeten in Paris.
Napoleons Abdankung und Verbannung nach Elba.
Ludwig XVIII. wird König von Frankreich.

30. Mai. Erster Pariser Friede.

2. Geographische Ergebnisse.

Auflösung des Rheinbundes nach der Völkerschlacht bei Leipzig.

Zerfall des Königreichs Westfalen in seine ursprünglichen Bestandteile. (Welche?)

Rückkehr der ehemaligen preußischen Provinzen zwischen Elbe und Rhein unter preußische Herrschaft.

Frankreichs Beschränkung auf seine natürlichen Grenzen Rhein, Alpen, Pyrenäen.

V. Anwendung.

1) Preußen hat ungeheure Opfer im Kampfe gegen Napoleon gebracht. Ob die Erfolge auch der Opfer wert waren?

2) Ludwig XIV. hatte einst das Elsaß von Deutschland geraubt. Wäre Deutschland berechtigt gewesen, es zurückzunehmen? Warum mag es unterblieben sein?

3) Ob die Zeit der harten Bedrückung durch Napoleon auch etwas Gutes für Preußen und Deutschland gewirkt hat? (Siehe Preußens Wiedergeburt.)

4) Ob Rußland auch ein Interesse an der Befreiung Preußens und Deutschlands hatte? (Nach der völligen Vernichtung Preußens wäre die Reihe an Rußland gekommen.)

5) Österreich zögerte lange mit seinem Beitritt zum Bunde. Was konnte Kaiser Franz auf Napoleons Seite führen? Welche Vorteile boten sich ihm bei Napoleons Sturz?

6) Der Kaiser von Rußland hat Blücher den Befreier Deutschlands genannt. Ob er damit im Recht ist?

7) Das Sachsenland hat des Krieges Last und Weh stets in reichstem Maße erfahren. Suche das aus der deutschen Geschichte zu beweisen! (933, 1547, 1618—48, 1756—63, 1813—14.)

8) Noch heute flammen in manchen Gegenden am 18. Oktober Freudenfeuer auf den Bergen. Was sie wohl bedeuten mögen?

9) Inwiefern ist das Schlachtfeld von Leipzig eine Stätte schwedischen Waffenruhmes? (1631, 1632.)

10) Prag weckt für jeden preußischen Patrioten trübe Erinnerungen. Inwiefern? (Schwerin 1757, Scharnhorst 1813 dort gestorben.)

11) Der Dichter hat den Befreiungskrieg einen „heiligen Kreuzzug" genannt. Ob er Recht hat?

12) Als Napoleon nach seiner Niederlage bei Leipzig auf seinem Rückzuge an Lützen vorüberkommt, durchwandert er zu Fuß das weite Schlachtfeld. Welche Gedanken mögen da auf ihn eingestürmt sein?

13) Dresden hat Napoleon in seinem höchsten Glück und auch im Unglück gesehen. Inwiefern? (Mai 1812, 1813.)

14) Ob man ein Recht hat, zu sagen: Der Brand von Moskau sei die Morgenröte der deutschen Freiheit gewesen?

15) Wo hat Napoleons Unglück begonnen? (Moskau.) Inwiefern?

16) Warum war die Siegeskunde von Leipzig, wohin sie auch kam, „ein Klang, der das Herz erfreut"?

17) Sächsische und württembergische Truppen gingen bei Leipzig zu den Verbündeten über. Was ist darüber zu urteilen?

18) Ob Preußen auch dem Kronprinzen von Schweden zu Danke verpflichtet war?

19) Warum ernannte König Friedrich Wilhelm Blücher zum Fürsten von Wahlstatt? York zum Grafen von Wartenburg? Kleist zum Grafen von Nollendorf? Bülow zum Grafen von Dennewitz? Welchen anderen Ehrennamen hätte er Blücher, York und Bülow noch geben können?

20) Blüchers Übergang über den Rhein und Napoleons Übergang über die Beresina. Ein Vergleich.

21) Mit welchen Gefühlen mögen die Preußen und Russen am Abend des 30. März 1814 von den Höhen des Montmartre auf Paris hinabgeschaut haben?

22) Friedrich der Große hat einmal gesagt: „Die Erfolge geben oft eine gefährliche Sicherheit.“ Wende dieses Wort des großen Königs auf Napoleon an!

23) Napoleon hat mehr Schlachten gewonnen als Friedrich der Große. Warum hat ihm die Mit- und Nachwelt nicht auch den Beinamen „der Große“ gegeben?

24) Napoleon war von seiner Jugend bis zu seinem Sturz von rastloser Thätigkeit. Wie denkst du dir sein Leben auf Elba?

25) Wenn Napoleon oder einer seiner Marschälle so auf Berlin herabgeschaut hätte, wie Blücher auf Paris — was würde geschehen sein?

26) Gneisenau schrieb nach der Völkerschlacht bei Leipzig: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen.“ Ob die Preußen sich wirklich gerächt haben?

27) Arndt mahnte damals das deutsche Volk: Der Rhein ist Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Ob seine Mahnung etwas gefruchtet hat?

28) König Friedrich Wilhelm hatte als Auszeichnung für Tapferkeit im Kriege das eiserne Kreuz gestiftet. Ob die Preußen viel solcher Kreuze würdig gewesen wären?

---

4. Der zweite Befreiungskrieg.

(Ziel: Wie die verbündeten Mächte noch einmal in schwerem Kampfe mit Napoleon um Europas Unabhängigkeit ringen.)

I. Vorbereitung.

Wie ist das möglich? Napoleon lebte ja doch als Verbannter auf der kleinen Insel Elba! Dort war er zwar selbständiger Fürst, niemand hatte ihm etwas zu befehlen; auch waren 4000 Mann seiner treuen Garde um ihn, und ein Schiff stand ihm zur Verfügung. Wenn Europas Mächte noch einmal mit ihm kämpfen, so kann das nicht auf Elba geschehen sein; er muß vielmehr nach Frankreich zurückgekehrt sein, ein neues Heer gesammelt haben und gegen

die Verbündeten gezogen sein. In Frankreich regierte aber doch König Ludwig XVIII.? Da konnte doch nicht Napoleon ein Heer sammeln?

Wie das gekommen und wie er abermals gegen die Verbündeten gekämpft hat, das wollen wir jetzt genauer hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Napoleons Rückkehr von Elba. Im Herbst des Jahres 1814 versammelten sich die Fürsten Europas mit ihren Staatsmännern und Generalen in Wien, um hier über die neue Ordnung der Dinge in Europa zu beraten; denn seit Napoleon auf dem Kaiserthrone gesessen, hatte er rücksichtslos die europäischen Staaten nach seinem Willen zu gestalten gesucht. Das sollte jetzt wieder anders werden. Hatte aber schon die Uneinigkeit der einzelnen Mächte die Kriegführung 1814 bedeutend gelähmt, so trat sie jetzt in Wien, wo jede Macht ihre besonderen Ansprüche erhob, um so deutlicher hervor. Wie ein Fuchs auf der Lauer, so verfolgte Napoleon von Elba aus die zunehmende Spannung der Herrscher, die einst vereint gegen ihn gestanden. Noch einmal glaubte er seine Zeit gekommen, an die Spitze Frankreichs treten zu können. Auch in Frankreich selbst hatten sich die Verhältnisse günstig für ihn gestaltet; denn die Franzosen waren mit ihrem neuen König Ludwig XVIII. sehr unzufrieden. Die Erinnerungen an die Revolution und die Kaiserzeit wurden von der neuen Regierung soviel als möglich vertilgt; die Garden mußten gut bezahlten Schweizern weichen; die Offiziere der großen Armee wurden mit halbem Solde entlassen. Während der Hof im Überfluß lebte, wurde das Volk von der Last der unverminderten Abgaben und den Folgen der Kriegsleiden schwer gedrückt. Adel und Geistlichkeit hofften auf die Wiedererlangung ihrer besonderen Vorrechte, die sie vor Beginn der Revolution besessen. Man sprach sogar davon, alles, was seit 25 Jahren geschehen war, für nichtig zu erklären. Da bemächtigte sich des Volkes eine große Verstimmung; viele gedachten der ruhmreichen Zeiten Napoleons. Die alten Soldaten hingen mit Begeisterung und Liebe an ihrem großen Kaiser, der sie in so vielen Schlachten siegreich geführt. Als nun um diese Zeit gegen 100 000 Soldaten teils aus der Kriegsgefangenschaft, aus Rußland und Deutschland, teils aus den deutschen Festungen, wo sie die französische Besatzung gebildet, in die Heimat zurückkehrten und überall von ihrem siegreichen Kaiser erzählten, da wurde der Wunsch nach einer Rückkehr desselben rege.*) Von dieser Volksstimmung in Frankreich durch seine zahlreichen Freunde in Paris aufs genaueste unterrichtet, über die wachsende

*) Von dieser Liebe und Begeisterung der zurückkehrenden Soldaten erzählt uns das Gedicht: „Die Grenadiere." Von Heine.

Spannung seiner in Wien tagenden verbündeten Feinde sehr erfreut, hielt der entthronte Kaiser die Zeit günstig, noch einmal sein altes Glück zu versuchen und durch eine kühne That die verlorene Krone wieder zu gewinnen. Heimlich verließ er Elba mit 900 Mann seiner getreuen Garde, entging glücklich den im Mittelmeer kreuzenden Schiffen der Engländer und landete am 1. März 1815 an der Südküste Frankreichs.

„Der Kaiser ist wieder da!" Das war die frohe Kunde für die zahlreichen Anhänger und Verehrer Napoleons in Frankreich. Bald fiel ihm, dem mit Ruhm gekrönten Herrscher, Volk und Heer wieder zu. Überall mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" empfangen, durcheilte er im Triumphzuge das Land. Durch klug berechnete Bekanntmachungen wußte er Volk und Heer, besonders das letztere, aufs neue für sich zu begeistern, so daß er zuversichtlich prahlen konnte: „Mein Adler wird von Turm zu Turm fliegen, bis er sich auf Notre Dame in Paris niederläßt!" Mit Schrecken gewahrte Ludwig XVIII. die wetterwendische Art seines Volkes. Als nun auch Marschall Ney, der sich vermessen hatte, den Thronräuber gefesselt nach Paris zu bringen, in Lyon samt seinen Truppen zu seinem früheren Herrn und Waffengenossen überging, als unter allen Ständen eine Begeisterung laut wurde, wie in den schönsten Tagen der vergangenen Siegeszeit, da hatte der schwache König nichts Eiligeres zu thun, als mit seinem Hofe die Stadt Paris und das Land zum zweitenmale zu verlassen und in Gent in den benachbarten Niederlanden die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten. Schon am 20. März hielt Napoleon seinen Einzug in die jubelnde Hauptstadt.

2. Vorbereitungen zum Kriege. Die Nachricht von Napoleons Rückkehr, die mit Windeseile durch ganz Europa ging, überraschte besonders die in Wien versammelten Fürsten. Schnell vergaßen sie allen Streit und Hader; gegen ihn, den alten Feind, erklärte sich ganz Europa einig. Einmütig erhoben sich die Fürsten zu einem großen Entschluß: sie erklärten Napoleon, als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa, von aller Gemeinschaft der Guten ausgeschlossen und gerechter Strafe verfallen, feierlich in die Acht aller europäischen Völker. Zwar versicherte Napoleon nach allen Seiten, seine Absicht sei nicht, zu erobern, sondern Frankreich in den nun festgestellten Grenzen im Frieden zu regieren. Aber kein Mensch glaubte jetzt dem Manne, der so oft mit Eid und Treue freventlich gespielt hatte. Unverzüglich wurde daher von neuem zum allgemeinen Kampfe gerüstet.

Zuerst war das benachbarte England auf dem Platze, das seine Truppen in das neugebildete Königreich der Niederlande (Belgien und Holland) warf. Sie führte Wellington, der seit Jahren Napoleons Heere in Spanien bekämpft hatte. Sein Heer bestand zur kleineren Hälfte aus Engländern und

Schotten; die andere Hälfte bildeten Niederländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer. Unter ihnen zeichnete sich besonders Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig aus, der Held von 1809, der auch jetzt wieder mit ungestümer Tapferkeit ins Feld eilte. Aus seinem kleinen Ländchen stellte er allein 6000 Mann, die, wie 1809, durch schwarze Uniform und Totenkopf gekennzeichnet waren.

Unter den Festlandsmächten war wieder Preußen zuerst auf dem Kampfplatz; an Eifer und Anstalten zum Kriege that es sich vor allen anderen Mächten hervor. Ein Aufschrei des Zorns ging durch das preußische Land. Der alte Todfeind war wieder zur Stelle, war wie ein hungriger Wolf eingebrochen in die friedlichen Hürden der befreiten Völker. Das deutsche Schwert mußte ihn nochmals herunterschleudern von dem angemaßten Throne — wer hätte das bezweifelt? Mit dem grimmigen Haß des tapferen Volkes, das unter den Nackenschlägen des Tyrannen so namenlos gelitten, verband sich diesmal ein Gefühl freudigen Stolzes, daß besonders das preußische Schwert ihn gestürzt. Die Waffenregsamkeit im Volke, die Schnelligkeit und der Umfang der Rüstungen waren erstaunlich. Die jungen Freiwilligen, kaum an den Herd der Ihrigen zurückgekehrt, legten mit derselben Freudigkeit, wie vor kaum zwei Jahren, den Waffenschmuck wieder an. Als der König in einem kräftigen Aufrufe sagte: „Europa kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets erneuerten Kriege laut verkündigte“ — da beseelte die Kämpfer abermals der feste Entschluß, daß dieser heilige Krieg nicht anders als mit einem ganzen und vollen Siege enden dürfe. Das von den ungeheuren Anstrengungen der jüngsten Jahre noch ganz erschöpfte Preußen stellte wiederum 250 000 Mann unter die Fahnen. Blücher wurde wieder zum Oberbefehlshaber ernannt. Gleich als die erste Nachricht von Napoleons Flucht gekommen war, rief er aus: „Wir müssen wieder von vorn anfangen,“ und sofort legte er seinen schlichten Bürgerrock wieder ab und zeigte sich in den Straßen Berlins in der Feldmarschallsuniform. Das Volk freute sich des Kriegszeichens und jauchzte dem 73jährigen Helden Beifall zu. Mit Jünglingsfeuer eilte er, Gneisenau ihm zur Seite, zum Kampfe. Frisch und jugendlich, leuchtend von Zuversicht, so trat er unter seine jubelnden Truppen. Auch Österreich, Rußland und die deutschen Bundesstaaten rüsteten große Massen, die nach und nach an den Rhein geschoben wurden; denn Deutschland erschien, was seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt worden war, schon zu Beginn des Krieges vollkommen einig. Fürst Schwarzenberg nahm seine Stellung von der Schweiz bis zum Mittelrheine, um von dort aus in Frankreich einzubrechen.

Gegen so überlegene Streitkräfte konnte Napoleon nur bestehen, wenn er durch rasche Siege über die einzelnen Heerführer den Zauber seiner Unüberwindlichkeit wieder herstellte. Mit Recht hoffte er dann auf ein schnelles Zer-

fallen seiner Gegner. So rasch und unbemerkt wie möglich sammelte er deshalb hinter der schützenden Linie seiner nördlichen Festungen ein Angriffsheer. Es war das beste, das er je ins Feld geführt. Die aus der Kriegsgefangenschaft und den deutschen Festungen heimgekehrten Truppen bildeten den Stamm seiner Regimenter. Seine Garde wurde zu Wagen von Paris an die Grenze befördert; sie umwand ihre Adler und Fahnen mit Trauerflor und gelobte, sie nicht eher zu enthüllen, als bis die Ehre des Kaiserreichs durch glänzende Siege an den Preußen und den anderen Fremdlingen gerächt sei. Noch niemals war die Mannschaft so durchglüht von kriegerischem Stolz und leidenschaftlicher Kampflust; mit abgöttischer Verehrung blickte der gemeine Mann auf seinen großen Kaiser. Einem solchen Heere kam das Volksheer der Preußen an kriegerischer Erfahrung und Sicherheit freilich nicht gleich. So rasch und heimlich hatte er gerüstet, daß er mit ungefähr 130 000 Mann schon kampfbereit an der Grenze stand, als ihn seine Gegner noch in Paris mit den Vorbereitungen zum Feldzuge beschäftigt glaubten. Als er bei seinem Heere eintraf, redete er es in einem Tagesbefehl wie folgt an: „Soldaten! Heut ist der Jahrestag von Marengo und Friedland (14. Juni), der zweimal das Schicksal Europas entschied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmütig. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unsinnigen! Sind wir und sie nicht noch die nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden!"

3. Blüchers Niederlage bei Ligny. Napoleon war rasch entschlossen: er wandte sich zuerst gegen Blücher, hoffte diesen leicht zu vernichten und dann mit Wellington und Schwarzenberg ebenfalls fertig zu werden. Rasch zogen Blücher und Wellington ihre zerstreut liegenden Truppen zusammen. Mit dem größten Teil seines Heeres warf sich Napoleon am 16. Juni bei Ligny, südlich von Brüssel, auf Blücher. Dieser, dem Wellington Hilfe versprochen hatte, nahm den Kampf auf, um dem englischen Feldherrn Zeit zu lassen, seine Truppen zu sammeln. Da Bülow mit seinem Korps noch fern stand, so war die preußische Streitkraft mit 80 000 Mann Napoleon, der etwa 75 000 Mann bei sich hatte, nur um ein Weniges überlegen. Beide Heere fochten mit verzweifeltem Mute; der Haß so vieler Jahre brach furchtbar aus. Kein Pardon hüben und drüben; ein französischer General drohte, jeden erschießen zu lassen, der ihm einen gefangenen Preußen brächte; aber auch im preußischen Heere flammte die Leidenschaft ungestümer Kampflust. Es war ein drückend heißer Tag. Bei stechender Sonne und schwüler Gewitterluft mußte das preußische Fußvolk, das zum Teil schon tags vorher gefochten hatte, zum Teil die ganze Nacht hindurch marschiert war, sechs Stunden lang fast ununterbrochen das Nahgefecht um die Dörfer bestehen. Manchem stand der Schaum vor dem Munde von der Wut des Kampfes und der ungeheuren An-

ſtrengung; hier ſchlürfte einer mit lechzenden Lippen das ſchmutzige Waſſer einer Lache, dort brach ein anderer, unverwundet, vor Erſchöpfung tot zuſammen.

Kurz vor 3 Uhr nachmittags begann Vandamme den Angriff auf ein Ligny benachbartes Dorf und nahm es nach zweiſtündigem, blutigem Ringen. Da führte Blücher ſelbſt friſche Truppen zum Angriff vor; das Dorf wurde zurückerobert, ging aber von neuem verloren. Doch kamen die Franzoſen keinen Schritt weiter über das Dorf hinaus, die Preußen behaupteten ſich ſechs Stunden lang unerſchütterlich. Trafen jetzt die Engländer zur Verſtärkung ein, ſo war der Sieg entſchieden. Unterdeß war ein anderer franzöſiſcher Marſchall gegen das Dorf Ligny vorgegangen. Dort hatten die Preußen das Schloß und die Häuſer zur Verteidigung eingerichtet. Viermal wurden die Angreifenden zurückgeworfen, und als ſie endlich in die Häuſerzeile eindrangen, gewannen ſie dennoch nur die Hälfte des Dorfes. In der anderen Hälfte behaupteten ſich die Preußen, und nun entbrannte im Innern des Dorfes ein Gefecht von unerhörter Hartnäckigkeit. Bald ſtand das Schloß und ein großer Teil der Häuſer in Flammen; in der Dorfgaſſe türmten ſich die Leichen auf; jedes Haus und jeder Stall wurde zu einer kleinen Feſtung; bis auf die Treppen und in die Stuben der Wohnungen verfolgten die Wütenden einander mit dem Bajonett. So wogte der Kampf unentſchieden dahin, durch fünf furchtbare Stunden. Aber die Preußen verbrauchten ihre ganze Kraft; kein einziges friſches Regiment blieb mehr übrig für die Stunde der Entſcheidung. Noch war nichts verloren; noch mußte das Erſcheinen der Engländer die Schlacht wenden.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange. Da führt Napoleon ſeine wohlgeſchonte alte Garde und eine gewaltige Reitermaſſe perſönlich gegen Ligny vor, um die Reihen der Preußen zu durchbrechen. Unter dem wilden Rufe: „Es lebe der Kaiſer! Kein Pardon!“ bricht die Garde in die Dorfgaſſe ein und zwingt endlich die ermatteten Verteidiger zum Abzuge. Auch die franzöſiſche Reiterei macht einen furchtbaren Angriff. Blücher, die Gefahr erkennend, ſucht durch die preußiſche Reiterei den Schlag abzuwehren. Er ſelbſt übernimmt die Führung. Die Reiter jubeln, als der alte Held, den Säbel in der Fauſt ſchwingend, auf ſeinem Schimmel heranſprengt und ſich an ihre Spitze ſtellt. Die Verteidigung gelingt, der franzöſiſche Angriff wird zurückgeſchlagen. Bei dieſer Attake wird das Pferd Blüchers durch eine Kugel getroffen; es ſtürzt und begräbt den Feldherrn unter ſeiner ſchweren Laſt. „Noſtiz, nun bin ich verloren!“ ruft er ſeinem Adjutanten zu. Dieſer ſpringt vom Pferde und ſtellt ſich mit gezogenem Degen neben ihn. Lange liegt er faſt bewußtlos unter dem ſchweren Tiere; ohne ihn zu bemerken, ſtürmen Freund und Feind mehrmals dicht an ihm vorüber, denn bald werden die Preußen, bald die Franzoſen geworfen, bis endlich Preußen herbeikommen und den Betäubten

auf einem Ulanenpferde hinwegführen. Wenig also fehlte, so wäre er gefangen oder getötet worden.

Die Preußen mußten den Rückzug antreten, nachdem sie schwere Verluste erlitten hatten; doch hatten sie sich des alten preußischen Waffenruhmes würdig gezeigt. Sie verdankten ihre Niederlage dem englischen Feldherrn Wellington, der sein Versprechen, Blücher zu Hilfe zu kommen, nicht hatte halten können. Denn auf seinem Vormarsche stieß er plötzlich bei Quatrebras auf einen Teil des französischen Heeres unter Marschall Ney. Nach einem heißen Kampfe, in dem Wellington selbst nur durch die Schnelligkeit seines Rosses dem Tode entging, wurden die Franzosen zurückgedrängt. In diesem Gefechte wurde der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der unerschrockene Führer der schwarzen Schar, inmitten seiner tapferen Truppen von der tödlichen Kugel getroffen; in einer ärmlichen Hütte hauchte er seine Heldenseele aus.

4. Die Entscheidung bei Belle-Alliance. Am 17. Juni führten Wellington und Blücher ihre Heere jeder etwas rückwärts, um sich enger vereinigen zu können. Napoleon, der am Tage vorher die Preußen nur lässig hatte verfolgen lassen, hielt die Niederlage derselben für vollständiger, als sie war, und glaubte, sie befänden sich auf dem Rückzuge nach dem Rhein. In seinem Hochmut, mit dem er jeden seiner Gegner unterschätzte, sandte er den Preußen einen seiner Marschälle mit dem übermütigen Befehl nach, „sie in den Rhein zu stürzen“. Dieser aber erreichte sie gar nicht, da er die Verfolgung in falscher Richtung unternahm, und so irrte er mit seinen 30 000 Mann thatenlos durch das Land. Napoleon selbst wandte sich mit seinem Heere Quatrebras und der großen Hauptstraße, die nach Brüssel führt, wieder zu.

Wellington hatte vier Stunden südlich von Brüssel auf einem langgestreckten niederen Höhenzuge eine treffliche Stellung eingenommen. Im Rücken des Heeres fiel der Boden sanft ab; noch weiter rückwärts lag ein langgestreckter, von vielen Wegen durchzogener Wald, der für den Fall des Rückzugs eine gute Deckung bot. Vor der Stellung der Engländer fiel der Boden allmählich ab, um in der Entfernung einer kleinen halben Stunde allmählich wieder zu steigen bis zu dem Pachthofe von Belle-Alliance, bei dem Napoleon sein Heer aufstellte. Das ganze Schlachtfeld bildete also eine weite, mäßig tiefe Mulde. Wellington war entschlossen, mit seinen 68 000 Mann den Kampf gegen die 72 000 Franzosen aufzunehmen, falls ihm Blücher mit zwei Heerhaufen von ungefähr 25 000 Mann zu Hilfe käme. Es war Nacht, als man Blücher den Wunsch des englischen Feldherrn brachte; man weckte ihn. „Nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere will ich kommen, und wenn die Franzosen uns nicht angreifen, so wollen wir sie angreifen,“ lautete seine Antwort. Dann legte er sich wieder nieder und schlief

ruhig weiter. Als er am andern Morgen gleich vom Lager aufs Pferd wollte, hielt ihn der Wundarzt zurück, um ihn noch einzureiben. „Ach was," rief er, „noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andere Welt gehe, wird wohl auf eins herauskommen." Auf den Sonnenbrand des Tages von Ligny war ein grauer, schwüler Tag mit vereinzelten Gewitterschauern gefolgt. Am Abend und die ganze Nacht hindurch strömte der Regen unaufhaltsam hernieder. Als Blücher am Morgen des 18. Juni die dichten Regengüsse sah, sprach er in zuversichtlicher Ahnung: „Siehe da, unsere Verbündeten von der Katzbach; da sparen wir dem König wieder viel Pulver." Das Heer war noch teilweise entmutigt wegen der Niederlage von Ligny und wegen des gefürchteten Rückzugs. Als aber die Soldaten am Morgen den geretteten Feldherrn sahen, jubelten sie laut und antworteten mit einem fröhlichen Ja, als er im Vorüberreiten fragte, ob sie wieder schlagen wollten. Nur bei so braven Truppen, wie die Preußen waren, die ihrem Feldherrn mit so hingebendem Vertrauen folgten, konnte Blücher das in der Kriegsgeschichte Unerhörte wagen, mit einer geschlagenen Armee schon am dritten Tage von neuem in der Schlacht zu stehen. Ein warmer Aufruf des Feldmarschalls mahnte die Truppen, ihre letzte Kraft für den neuen Kampf aufzubieten: „Vergesset nicht, daß ihr Preußen seid, daß Sieg oder Tod unsere Losung ist!"

Am Morgen des 18. Juni war Napoleon freudig überrascht, als er das englische Heer vor sich sah. „Ha, nun hab' ich sie, diese Engländer!" rief er aus und ordnete alles zur lang ersehnten Entscheidungsschlacht. Er rechnete mit Sicherheit auf einen raschen Sieg, da er die Preußen fern auf der Flucht glaubte und sein Heer dem Wellingtons besonders an Reiterei und Geschützen — 240 gegen 150 — bedeutend überlegen war. Unter solchen Umständen war es unbedenklich, den Angriff auf die Mittagszeit zu verschieben, bis die Sonne den vom anhaltenden Regen durchweichten Boden etwas abgetrocknet hätte. Um die Zuversicht des eignen Heeres zu steigern und den Gegner zu schrecken, veranstaltete er eine glänzende Heerschau. So standen denn die tapferen Krieger zum letztenmale in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die so lange der Schrecken der Welt gewesen waren und die jetzt aus dem Schiffbruch nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Rachgier und die unbezähmbare Liebe zu ihrem Helden. Es war eines der prächtigsten und tapfersten Heere, welche jemals die Geschichte gesehen. Der ganze prahlerische Glanz des Kaiserreichs erhob sich noch einmal; noch einmal erschien der große Kriegsfürst in seiner finsteren Majestät; die brausenden Hochrufe wollten nicht enden, hatte doch der Abgott der Soldaten vorgestern erst aufs neue seine Unbesiegbarkeit erwiesen. Zehn Stunden später — und dies herrliche Heer mit seinem Trotze, seinem Stolze, seiner wilden Männerkraft war bis auf die letzte Schwadron vernichtet.

Um $^1/_2$12 Uhr mittags begann der Kampf. Napoleons Anordnungen für die Schlacht waren glänzender, die Stöße seiner Truppenmassen furchtbarer denn je; denn er wußte, daß es ihm Reich und Krone kosten könne, falls sein Heer hier geschlagen würde, darum versuchte er alles, den Sieg an sich zu reißen. Dagegen trotzte die englische Kaltblütigkeit in geschlossenen Schlachtvierecken, die aber immer mehr durch die Kugeln des Feindes gelichtet wurden. Von beiden Seiten wurde mit der fürchterlichsten Erbitterung und mit dem ausgezeichnetsten Heldenmut gekämpft, und es möchte schwer zu entscheiden sein, welchem Heere der Preis der Tapferkeit gebührte. Napoleon war der Zuversicht, daß zuletzt doch die Übermacht siegen müsse: drei-, viermal zurückgeschlagen, trieb er immer neue Heeresmassen die Höhen hinan gegen den unerschütterlichen Feind. Ein furchtbarer Reiterangriff von 10000 Pferden, unter Neys Führung, scheiterte an der Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks. Schon waren die Engländer bis aufs äußerste erschöpft; 10000 lagen auf dem Schlachtfelde hingestreckt; immer schwerer ward Wellington bedrängt, und noch immer hatte Napoleon die 24 Bataillone seiner berühmten Garde zum letzten furchtbaren Stoße bereit. Schon seit mehreren Stunden hatte Wellington wiederholt Boten mit der dringenden Bitte um Hilfe an Blücher gesendet. Mit schwerer Besorgnis äußerte der englische Feldherr, mit der Uhr in der Hand unter seinen Offizieren stehend: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!“ Wenn Napoleon jetzt seine Garde zum Sturm gegen die feindlichen Höhen führte, so konnte ihm der Sieg nicht fehlen. Da auf einmal erscholl Kanonendonner von der anderen Seite im Rücken der Franzosen. „Gott sei Dank, da ist Blücher!“ rief der neu ermutigte englische Feldherr und belebte seine Truppen mit frischer Zuversicht. Es war $^1/_2$5 Uhr nachmittags, als die Preußen auf dem Schlachtfelde erschienen; gerade fünf Stunden lang hatte die Armee Wellingtons den Kampf allein aushalten müssen.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, schon am frühen Morgen nach dem nur etwa vier Stunden entfernt liegenden Schlachtfelde aufgebrochen. Er hatte alles gethan, den Zug zu beschleunigen, doch war er gleich anfangs durch eine Feuersbrunst zu einem großen Umwege genötigt worden. Der Marsch ging sehr langsam, denn der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche waren geschwollen, jede Vertiefung hatte sich in eine Pfütze verwandelt. Das Fußvolk und die Reiterei konnten nur mit Mühe vorwärts, das Geschütz vollends machte unsägliche Beschwerde. Blücher selbst hatte sich von dem bösen Sturze bei Ligny noch immer nicht erholt; als man ihm aber von Ruhe und Schonung sprach, rief er aus: „Lieber will ich mich auf dem Pferde festbinden lassen, als diese Schlacht versäumen!“ Wohlgemut ritt er inmitten der Regimenter, die sich mit unsäglicher Anstrengung durch den tiefen Schlamm arbeiteten, obgleich ihm bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder

heftig schmerzten. In lebhafter Sorge, sein Wort nicht lösen zu können, rief er immer wieder sein „Vorwärts, Kinder!“ in die Reihen der Krieger hinein. Diese frohlockten, wo der Feldherr sich zeigte, traten mit lautem Zuruf an ihn heran, streichelten ihm die Kniee und meinten: „Es geht nicht, Vater Blücher; es ist unmöglich.“ Da redete er sie mit tiefster Bewegung und Kraft an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen; ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es wieder durch Schlamm und Pfützen weiter, bis das Heer endlich auf dem Schlachtfelde eintraf. Sowie auch nur die ersten Haufen angelangt waren, gab er durch sein Geschütz dem englischen Waffenbruder das Zeichen seiner Ankunft. In geschlossenen Reihen rückten die Preußen dann die Höhen im Rücken des Feindes hinab, erst im Schritt, dann in schnellem Lauf und mit schmetternder Schlachtmusik. Bald sausten die Kugeln der preußischen Jäger bis in die Nähe Napoleons, der bei Belle-Alliance stand. Die hellleuchtenden Häuser dieses Pachthofes, der bisher der Mittelpunkt von Napoleons Stellung gewesen, waren das Ziel, dem alle Regimenter unaufhaltsam zudrängten.

Da wagt Napoleon noch einen letzten Angriff, diesmal nach zwei Seiten zugleich. Es ist um 7 Uhr abends, als er die 24 Bataillone seiner Garde, die bisher am Kampfe noch keinen Anteil genommen, heranruft, sie zu einem furchtbaren Keil zusammenzieht und sie zur Hälfte gegen die Engländer, zur Hälfte gegen die Preußen sendet. Mit stürmischem Hochruf eilen die Bataillone bei Belle-Alliance an dem Kaiser vorüber; es ist ja immer ihre Aufgabe, den Sieg zu entscheiden. Dicht zusammengedrängt, Mann an Mann, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, so rücken sie vor, ein herrliches kriegerisches Schauspiel. Mit fürchterlicher Gewalt stürmen sie unter Trommelschlag, unbekümmert um die Geschosse der englischen Geschütze, heran und ersteigen die Höhen dicht vor den Reihen der englischen Garde. Ein wahrhaft furchtbarer Kampf entspinnt sich jetzt. Hart bedrängt, weicht die französische Garde in geschlossenen Vierecken endlich zurück. Da kommt sie in das Geschützfeuer der Preußen; zugleich von der englischen Reiterei bedrängt, ruft man ihr zu, sich zu ergeben. „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!“ schallt es aus ihrer Mitte. Die meisten fallen, einige entkommen; gefangen werden nur wenige. Ihr Führer in diesem furchtbaren Kampfe, Marschall Ney, dem beim Sturm das Pferd unter dem Leibe erschossen worden, irrt barhaupt, mit zerbrochenem Degen auf dem Schlachtfelde umher und sucht vergeblich die Kugel, die ihn erlösen soll: er wird gerettet. Unterdeß rücken die Preußen von der andern Seite im Sturmschritt immer zahlreicher heran; immer breiter und mächtiger dringt der Strom preußischer Krieger in die Reihen der Feinde. Da ver-

mögen diese nicht länger zu widerstehen; plötzlich ertönt unter ihnen der unheilvolle Ruf: „Rette sich, wer kann!“ und sofort löst sich das französische Heer zu wilder Flucht. Die Geschlagenen ergreift ein wahnsinniger Schrecken; kein Befehl findet mehr Gehör, jeder denkt nur an sein armes Leben. Fußvolk und Reiterei wirr durcheinander, von der Straße abgedrängt, so fliehen die aufgelösten, verzweifelten Massen über das blutige Schlachtfeld. Selbst der Ruf: der Kaiser! der sonst augenblicklich dem kaiserlichen Wagen jeden Weg geöffnet, verliert heute seinen Zauber; der kranke Napoleon muß zu Pferde davon jagen, obgleich er sich im Sattel kaum halten kann. Sein Wagen samt seinem Hut und Degen fällt in die Hände der Sieger; unermeßliche Beute an Gold und Edelsteinen findet sich im Innern desselben. Die wertvollen Gegenstände und das viele Geld behalten die Soldaten, mancher von ihnen verkaufte später einen kostbaren Edelstein für wenige Groschen; Wagen, Mantel und Fernglas Napoleons nimmt Blücher an sich; des Kaisers Hut, Degen und Ordenssterne werden als Siegeszeichen an König Friedrich Wilhelm III. gesandt. Fast sämtliche 240 Kanonen werden erbeutet. Die Preußen, als die frischeren Truppen, übernehmen unter Gneisenaus Führung die Verfolgung. Noch gründlicher, als einst an der Katzbach, soll heute der Sieg ausgebeutet werden. „Wir haben,“ ruft er aus, „gezeigt, wie man siegt; jetzt wollen wir zeigen, wie man verfolgt!“ Den letzten Hauch von Roß und Mann daransetzend, braust die wilde Jagd auf der Landstraße dahin; nirgends halten die Flüchtigen Stand. Als sein Fußvolk nicht mehr weiter kann, läßt er einen Trommler auf ein Pferd setzen; der muß trommeln, was das Kalbfell aushalten will. Scharenweise laufen dann die Franzosen noch vor dem Klange dieser einzigen Trommel auseinander. Die Straße ist übersät mit Waffen, Tornistern und allerhand Trümmern, wie einst der Weg von Roßbach nach Erfurt; erst am andern Morgen halten die erschöpften Verfolger ein. Das feindliche Heer ist völlig aufgelöst; nur etwa 10000 Mann, lauter ungeordnete Haufen, finden sich nachher in Paris wieder zusammen.

Die Sonne war schon hinter dicken Wolken versunken, als die beiden siegreichen Feldherren vor dem Hofe von Belle-Alliance zusammentrafen. Der kräftige Handschlag und die herzliche Umarmung sagten es ohne Worte, wieviel sie beide für die gemeinsame Sache gethan. Auch die Soldaten beider Heere fühlten sich als Brüder; die tapferen Hochschotten fielen den preußischen Kriegern um den Hals und sangen gemeinsam mit ihnen das „Heil dir im Siegerkranz“. Als die Trompeter das „Herr Gott, dich loben wir“ bliesen, da fielen die Soldaten freudig ein, und wie bei Leuthen und Leipzig stieg der herrliche Choral zum dunkelnden Nachthimmel empor. Mit stolzen Worten dankte Blücher in einem herrlichen Tagesbefehle dem unübertrefflichen Heere, das allein ermöglicht habe, was alle großen Feldherren bisher für unmöglich ge-

halten hätten. Derselbe schloß mit den Worten: „Empfangt meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten, ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen.“*)

5. Napoleons Ausgang und des Krieges Ende. Die eine Schlacht bei Belle-Alliance (die Engländer nennen sie nach ihrem Hauptquartier von Waterloo) hatte Napoleons Hoffnung für immer gebrochen. Bald mußte er erfahren, daß Frankreich für einen unglücklichen Napoleon keinen Raum bot. Er verließ das Heer und eilte nach Paris. Dort sah er sich von aller Welt so gänzlich verlassen, daß er, da er kein neues Heer sammeln konnte, bereits nach zwei Tagen zu Gunsten seines Sohnes abdankte. Zum zweitenmal erklärte ihn der französische Senat für abgesetzt. Schon elf Tage nach der Schlacht standen Preußen und Engländer abermals vor Paris. Als die Preußen sich näherten, eilte Napoleon an die französische Küste, um auf einem amerikanischen Schiff nach Amerika zu entfliehen. Die Engländer hatten jedoch den Hafen besetzt, und so flüchtete er sich auf ein englisches Kriegsschiff, indem er heuchlerisch erklärte, er komme, um Schutz zu suchen am gastlichen Herde des großmütigen Feindes. Die Engländer aber erklärten ihn zum Kriegsgefangenen. Alle Mächte waren darüber einig, daß es notwendig sei, den unheilvollen Mann fern von Europa in sichere Haft zu bringen. So wurde ihm denn die Insel St. Helena fern im Atlantischen Ozean als Verbannungsort angewiesen. Dort, auf der einsamen Felseninsel, sollte er als Gefangener der verbündeten Mächte leben. Vergebens protestierte er dagegen; am 18. Oktober, zwei Jahre nach der Leipziger Schlacht, landete er an dem Ort seiner Verbannung mitten im großen stillen Weltmeer. Hier lebte er, getrennt von den Seinen, in ungesundem Klima, unter der harten Wache eines unfreundlichen englischen Statthalters. Nur wenige Freunde teilten freiwillig seine Verbannung. Gram über seinen Sturz, Mangel an gewohnter Thätigkeit und Ärger über die unwürdige Behandlung brachen seinen gesunden Körper und beugten seinen starken, stolzen Geist vor der Zeit. Nach sechs peinvollen Jahren fand er im Grabe die Ruhe, die ihm im Leben fremd geblieben. Er starb am 5. Mai 1821.

Inzwischen waren die Verbündeten am 7. Juli in Paris eingezogen. Die leichtsinnige Hauptstadt wurde jetzt strenger behandelt, als bei der ersten Besetzung. Besonders war es Blücher, der auf eine fühlbare Züchtigung drang.

*) An dieser Stelle würden in der deutschen Stunde zu behandeln sein: „Belle-Alliance“ von Julius Sturm und „Ein Wort vom alten Blücher“ von Hesekiel.

Als man ihn bat, die Pariser Bürger, wie im Jahre 1814, von Einquartierung befreit zu lassen, sagte er: „die Franzosen haben jahrelang in Berlin recht angenehm logiert; es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirtet haben.“ Er drang darauf, der Stadt Paris eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franken aufzuerlegen. Auch ließ er sogleich anfangen, alle Kunstschätze, die aus Deutschland geraubt waren, wieder wegnehmen und zurückschaffen zu lassen. Mittlerweile zogen über eine halbe Million verbündeter Truppen in die verschiedenen Provinzen des französischen Reiches ein. Die verbündeten Monarchen schlugen abermals ihren Wohnsitz in Paris auf; Ludwig XVIII. kehrte wieder als König zurück. Endlich am 20. November 1815 wurde der zweite Pariser Friede geschlossen. Frankreich mußte außer einigen anderen kleinen Gebieten Saarbrücken und Saarlouis mit dem Kohlenbecken der Saar an Preußen, die Festung Landau an Bayern abtreten, alle geraubten Schätze der Kunst und Wissenschaft den früheren Eigentümern zurückerstatten, 700 Millionen Frank Kriegskosten bezahlen und in 17 Grenzfestungen fünf Jahre lang ein Bundesheer von 150000 Mann unterhalten. Damals drangen einmütig unsere Fürsten, Staatsmänner und Generale auf Rückgabe Elsaß-Lothringens nebst Straßburg, damit Deutschland feste Grenzen nach Westen hin gewinne. Aber diese Forderung scheiterte an dem Widerstande Rußlands und Englands, die zur Ruhe Europas und zu einem dauernden Frieden ein starkes Frankreich für notwendig hielten. Es war offenbar, diese beiden Mächte wünschten eine festere Gestaltung Deutschlands nicht. Erst ein späterer blutiger Krieg sollte diesen gerechten Wünschen des deutschen Volkes Erfüllung bringen.

B. Vertiefung.

1. Aus welchem Grunde kann Napoleon die Rückkehr nach Frankreich wagen?

Die Uneinigkeit seiner verbündeten Feinde in Wien, hervorgegangen aus Neid, Mißgunst und Mißtrauen, Habsucht. „Friede ernährt . . .“ — „Wo Neid und Zank ist . . .“ — „Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder.“

Die Unzufriedenheit des französischen Volkes, hervorgegangen aus der Unfähigkeit Ludwig XVIII. zum Regieren, aus der Verschwendung des Hofes, des Steuerdruckes auf das Volk, dem Übermut des Adels und der Geistlichkeit, der Zurücksetzung des ruhmgekrönten Heeres, der begeisterten Liebe und Anhänglichkeit der alten Soldaten an Napoleon.

Sein eigener Ruhm, den er auf so vielen Schlachtfeldern erworben, sein Ehrgeiz nach dem Glanze der Kaiserkrone, seine List, mit der er den rechten Augenblick abwartet, seine kluge Berechnung.

2. Was ist über den kurzen Feldzug von 1815 zu urteilen?

Napoleon erscheint mit gewohnter Thatkraft, Entschlossenheit, Schnelligkeit auf dem Kriegsschauplatze, fällt mit kluger Berechnung erst über den einen, dann den andern Gegner her, leitet mit Klugheit, Mut und Entschlossenheit den furchtbar blutigen Kampf und weicht erst vom Schlachtfelde, nachdem alles verloren ist. Sein Fehler besteht darin, daß er nach der Niederlage von Ligny nicht schnell und kräftig genug die Preußen verfolgt und sie dadurch an der Teilnahme des Entscheidungskampfes bei Belle-Alliance hindert.

Die Verbündeten erscheinen ebenfalls mit großer Schnelligkeit, Thatkraft und Entschlossenheit auf dem Kampfplatze, besonders zeigen die Preußen die größte Opferfreudigkeit für Freiheit und Vaterland, kämpfen mit Heldenmut, Tapferkeit und Unerschrockenheit erst bei Ligny, dann bei Waterloo, bewahren sich trotz der Niederlage von Ligny Selbstvertrauen und Unverzagtheit, überwinden die größten Schwierigkeiten und Hindernisse und führen durch die edle Selbstverleugnung, mit der sie den Engländern zu Hilfe kommen, den Sturz des gefährlichen Gegners herbei. Bei Waterloo hat Wellington das meiste gethan, Blücher das meiste gewagt; das größte Lob gebührt diesem, weil er zum Wohle des Ganzen das eigene aufs Spiel setzt.

3. Was ist über das französische Volk zu urteilen?

Es ist unzuverlässig, wetterwendisch, wankelmütig, treulos. Vor wenigen Monaten — 1814 — verlangt es Napoleons Absetzung, überhäuft ihn mit Schmähreden. Dann jubelt es ihm entgegen, führt ihn im Triumphe nach Paris, um nach 100 Tagen des alten Kaiserglanzes wieder von ihm abzufallen und seine Absetzung auszusprechen. Ebenso unzuverlässig sind die Führer des Heeres. Nach seiner ersten Absetzung fallen sie von ihm ab (Ney!), treten in die Dienste des Königtums, kämpfen gegen ihn, gehen wieder zu ihm über, um dann abermals von ihm abzufallen. Napoleon hat sich nicht die Liebe des Volkes erworben; sein Thron, auf blutigen Schlachtfeldern errichtet, ruht auf den Waffen seines Heeres; er kann in Frankreich nur so lange regieren, als er vom Glück begünstigt wird. Wie ganz anders stehen doch da in Preußen Fürst und Volk in Glück und Unglück zusammen! Hier bildet eben die Liebe die feste und sichere Grundlage des Thrones.

4. Was lehrt uns Napoleons Sturz?

Die Vergänglichkeit aller irdischen Größe, den Wechsel alles irdischen Glücks, besonders aber die Weisheit und Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung. In maßlosem Ehrgeiz und maßloser Verblendung kannte er nicht Grenze und Ziel seiner Pläne, darum konnte seine Herrschaft keinen Bestand haben. Die fromme Königin Luise schrieb schon 1808 von ihm: „Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, ein Werkzeug, um die Völker Europas durch

den Raub ihrer Freiheit, ihrer Ehre und aller sittlichen Güter aus dem tiefen Sündentaumel zu erwecken und sittlich zu verjüngen.“ So war er also die Zuchtrute in der Hand Gottes, der auch aus der Bosheit der Menschen immer noch Gutes herleitet.

III. Verknüpfung.

1. Napoleons Laufbahn von der Wiege bis St. Helena.

2. Napoleon 1799 und 1815.

Dort einfacher General, hier Kaiser; dort aus Ägypten, hier von Elba zurückkehrend; dort reißt er als Konsul, hier als Kaiser die Herrschaft an sich; dort wie hier zieht er in einen schweren Kampf gegen verbündete Mächte, dort wie hier wird er bei seiner Heimkehr vom Jubel des Volkes empfangen. — Dort steigt er in seinem Glück von Stufe zu Stufe, hier ist es sein letzter Versuch, die verlorene Herrschaft wieder zu erringen.

3. Leipzig und Belle-Alliance.

a) Ursache. b) Gegner. c) Stellung der Heere. d) Verlauf der Schlacht. e) Folgen derselben.

4. Schlacht bei Belle-Alliance und an der Katzbach.

a) Lage des Schlachtfeldes. b) Ursache. c) Gegner. d) Verlauf der Schlacht. e) Verfolgung des Feindes. f) Blüchers Tagesbefehl. g) Folgen.

5. Belle-Alliance und Roßbach.

a) Zeit. b) Lage des Schlachtfeldes. c) Gegner. d) Ursachen. e) Verlauf der Schlacht. f) Verfolgung des Feindes. g) Folgen der Schlacht. h) Jubel des deutschen Volkes.

6. Belle-Alliance und Jena.

a) Zeit. b) Lage des Schlachtfeldes. c) Gegner. d) Veranlassung. e) Verlauf der Schlacht. f) Folgen. (Gegensätze der Folgen besonders scharf hervorheben.)

7. Ligny und Jena.

(Nicht nur die Ähnlichkeiten, sondern besonders auch die Verschiedenheiten in der Wirkung der Niederlage auf die Preußen hervorheben.)

8. Napoleon auf dem Gipfel der Macht bis zum Sturz.

Der Zug nach Rußland, der 1. und 2. Befreiungskrieg zusammengestellt nach a) Ursache, b) Schlachten, c) Folgen für Napoleon und seine Gegner.

9. Der Pariser und Tilsiter Friede.

a) Vertragschließende Mächte. b) Friedensbedingungen. c) Unterschiede.

10. Deutschlands Befreiung 1813 — 1815.

a) Vorläufer der Befreiung 1809. b) Der preußische Frühling 1813. c) Übersichtliche Zusammenstellung der Schlachten. d) Die Helden des Kampfes. e) Die Erfolge desselben.

11. Wandlungen Preußens von 1806—1815.

a) Preußens unglücklicher Krieg; schmachvoller Friede zu Tilsit. b) Preußens Wiedergeburt, als gute Folge der Niederlage dargestellt. c) Fruchtloser Versuch zur Befreiung durch Schill 1809. d) Preußen im Bunde mit Napoleon gegen Rußland. e) Der preußische Frühling. f) Preußische Heldenthaten in den Befreiungskriegen. g) Einzug in Paris (im Gegensatz zu Napoleons Einzug in Berlin).

12. Fremde Herrscher, die wie Napoleon in Deutschlands Geschick eingreifen.

Augustus, Gustav Adolf, Ludwig XIV., Ludwig XV., Kaiserin Elisabeth von Rußland u. s. w.

13. Elba und St. Helena.

a) Lage. b) Zeit. c) Stellung Napoleons. d) Aussichten auf Befreiung.

14. Jahreszahlen und Gedenktage.

a) 1815. 1715 (Ludwigs XIV. Tod). 1415.
b) 1821. 1521. 21.
c) Der 18. Juni 1675, 1757, 1815.
d) Der 18. Oktober 1813, 1815.

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1815, 1. März. Napoleon, von Elba kommend, landet an der Südküste Frankreichs.
20. März. Sein Einzug in Paris.
16. Juni. Blüchers Niederlage bei Ligny.
18. Juni. Die Entscheidungsschlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance.
7. Juli. Zweiter Einzug der Verbündeten in Paris; Napoleons Verbannung nach St. Helena.
20. November. Der zweite Pariser Friede.
1821, 5. Mai. Napoleon stirbt auf St. Helena.

2. Geographische Ergebnisse.

Lage von Ligny, Belle-Alliance und Waterloo, St. Helena.

Saarbrücken und Saarlouis kommen im zweiten Pariser Frieden an Preußen, Landau an Bayern.

V. Anwendung.

1) Beschreibe Napoleons Weg von Elba nach Paris!
2) Napoleons Reise von Englands Küste nach St. Helena!
3) Wie denkst du dir Napoleons Leben auf St. Helena?
4) Suche an verschiedenen Beispielen (Napoleon, Friedrich Wilhelm III.,

Friedrich II.) zu beweisen, daß nicht Ruhm und Glanz, sondern die Liebe des Volkes die festeste Stütze eines Fürstenthrones ist!

5) Stelle die Entscheidungsschlachten der Befreiungskriege zusammen!

6) Der Preußen Verdienst bei Belle-Alliance!

7) Ob ohne Blüchers rechtzeitiges Eintreffen auf dem Schlachtfelde der zweite Befreiungskrieg ein so schnelles Ende genommen haben würde? Warum nicht?

8) König Friedrich Wilhelm III. schmückte Gneisenau mit dem schwarzen Adlerorden. Ob der ihn verdient hatte? Warum?

9) Inwiefern trug Napoleon selbst die Schuld an seinem Sturz?

10) Gieb Beweise für den Wankelmut und die Untreue des französischen Volkes?

11) Welche Tugenden offenbart dagegen das preußische Volk?

12) Napoleon hat wie kein fremder Herrscher vor und nach ihm in die deutschen Geschicke eingegriffen. Ob diese Eingriffe Napoleons auch etwas Gutes für Deutschland gehabt haben?

13) Warum kam schon damals Elsaß-Lothringen nicht an Deutschland zurück?

---

5. Der Wiener Kongreß.

(Ziel: Wir wollen nun sehen, wie nach dem ersten Befreiungskriege sich Europas Fürsten mit ihren Staatsmännern und Generalen in Wien versammelten, um die während Napoleons Gewaltherrschaft eingeführten Veränderungen im Länderbesitz neu zu regeln.)

I. Vorbereitung.

Welches sind die Veränderungen, die Napoleons Herrschaft in Deutschland bewirkt hat? (Hier ist zurückzugreifen auf die Bestimmungen des Friedens von Luneville 1801, auf die Säkularisation der geistlichen Gebiete durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803, auf den Frieden von Preßburg 1805, auf die Stiftung des Rheinbundes und die Mediatisierung weltlicher Herrschaften 1806, auf den Frieden von Tilsit 1807 und den Frieden zu Wien 1809.)

Die Karte von Deutschland hatte also in der zehnjährigen Regierungszeit Napoleons ein ganz anderes Aussehen bekommen. Wir wollen nun sehen, wie diese durch Napoleon gewaltsam herbeigeführten Zustände durch den Wiener Kongreß wieder geändert werden.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Die äußere Gestaltung Deutschlands. Am 1. November *1814 versammelten sich* in Wien eine große Anzahl europäischer Fürsten mit

ihren Staatsmännern und Feldherren, um eine neue Ordnung der Dinge in Europa herbeizuführen. Neben glänzenden Festlichkeiten schritten die Verhandlungen nur langsam vorwärts. Die fünf Großmächte Europas, Rußland, Österreich, Preußen, England, Frankreich, hatten die entscheidenden Stimmen. Über die Zurückführung der vertriebenen Fürsten (nennt solche!) auf ihre verlorenen Throne einigte man sich sehr bald. Schwieriger aber war schon die Lösung der Frage, wie man die eroberten Länder verteilen solle, und welche Grenzen den Staaten, die früher Teile ihres Gebietes an Napoleon verloren hatten (welche z. B.?), anzuweisen seien. Jeder dachte dabei nur an den eigenen Vorteil und wollte möglichst viel für sich herausschlagen, und so konnte man lange nicht zu einem Ergebnis gelangen. Besonders drehte sich der Streit um Polen und Sachsen. Rußland wollte das ganze Polen, also auch die bisher preußischen Teile, für sich haben. Preußen stimmte diesem Verlangen zu und begehrte als Entschädigung dafür das ganze Königreich Sachsen. Der König von Sachsen, obgleich bis zur Völkerschlacht bei Leipzig Napoleons Verbündeter, weigerte sich dessen entschieden und wurde in dieser Weigerung von Österreich und England unterstützt. Die dadurch entstehende Uneinigkeit wußte der Gesandte Frankreichs noch zu schüren. Schon war man im Begriff, zum Schwerte zu greifen; Österreich, England und Frankreich hatten bereits einen Bund gegen Rußland und Preußen geschlossen; man sprach laut vom Kriege — da traf die Kunde in Wien ein, daß Napoleon von Elba aufgebrochen, am 1. März an der Küste Südfrankreichs gelandet und im Triumph in Paris eingezogen sei. Diese drohende Gefahr ließ schnell allen Hader vergessen. Indem man ihn, den Störer der Ruhe Europas, in die Acht erklärte, führten die Verhandlungen auch bald zu dem erhofften Ziel, und noch ehe er den Kampf in Belgien eröffnen konnte, war der Wiener Kongreß zu Ende.

Österreich erhielt Ostgalizien von Rußland, Tirol und Salzburg von Bayern, die Lombardei, Venetien und andere Gebiete in Italien. Es hatte sein Gebiet fest abgerundet und stand ehrfurchtgebietend unter den Mächten da.

Preußen, das die Schwere des großen Krieges zumeist getragen und dessen Entscheidung vornehmlich herbeigeführt hatte, ging nur mit Verlust an Ländergebiet aus jener schweren Zeit hervor. Es hatte in den Tagen der opferfreudigen Begeisterung nicht genug daran gedacht, sich künftige Erwerbungen und Entschädigungen im voraus sichern zu lassen, und büßte nun diesen Fehler. Es verlor Ansbach und Bayreuth an Bayern, Ostfriesland (das Mündungsgebiet der Ems, 1744 durch Friedrich den Großen erworben), Goslar und Hildesheim (wann erworben?) an Hannover, die ehemals polnischen Besitzungen an Rußland. Dafür erhielt es von den polnischen Ländern nur die heutige Provinz Posen, auch Danzig und Thorn. Auch der letzte Rest

von Pommern, Neuvorpommern mit Stralsund, kam endlich an Preußen. Ebenso erhielt es die größere, aber dünner bevölkerte Hälfte Sachsens mit Torgau und Wittenberg (heute der südliche Teil der Provinz Brandenburg, der nordwestliche Teil der Provinz Schlesien und von der Provinz Sachsen der Regierungsbezirk Merseburg und Teile des Regierungsbezirkes Erfurt); die andere blieb als selbständiges Königreich bestehen. Für die im Osten verloren gegangenen Gebiete erhielt es im Westen die Herzogtümer Jülich und Berg, die ehemaligen Erzbistümer oder Kurfürstentümer Köln und Trier, aus welchen Erwerbungen es in Verbindung mit Kleve und Geldern die Rheinprovinz bildete. Auch fielen alle im Tilsiter Frieden abgetretenen preußischen Gebiete in Westfalen und der Provinz Sachsen zurück. Es war durch den Verlust der großen polnischen Besitzungen noch um 600 Quadratmeilen kleiner als 1805. Dabei war es in zwei große Hälften geteilt, eine westliche und eine östliche. Dagegen hatte es einen anderen Vorteil errungen. Durch den Verlust der polnischen Länder mit ihrer slavischen Bevölkerung und durch den Erwerb der schönen Besitzungen am Rhein war es ein rein deutscher Staat geworden, der seine Sache nie von Deutschland, wie Deutschland die seine nie mehr von Preußen, trennen konnte; es stand auf der Wacht am Rhein wie an der Weichsel.

Bayern erhielt von Österreich für das abgetretene Salzburg und Tirol die Rheinpfalz.

Hannover wurde Königreich und erhielt von Preußen Ostfriesland, Goslar, Hildesheim.

Die sonstigen Veränderungen waren unbedeutend. Die meisten Fürsten behielten ihren bisherigen Besitz. Die freien Städte wurden bis auf vier, nämlich Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt am Main, nicht wieder hergestellt, ebenso nicht die 1803 aufgehobenen geistlichen und die 1806 bei Stiftung des Rheinbundes aufgehobenen kleineren fürstlichen, gräflichen und ritterschaftlichen Gebiete.

2. Die deutsche Verfassung. Nachdem diese äußere Gestaltung Deutschlands festgestellt war, wurde zur inneren Gestaltung desselben geschritten. Bis zum Jahre 1806 war Deutschland ein Wahlkaiserreich mit einem Wahlkaiser an der Spitze gewesen. Ein Reichstag, der zuletzt seinen Sitz in Regensburg hatte und aus den Abgesandten der einzelnen Staaten zusammengesetzt war, mußte über die inneren Angelegenheiten des deutschen Reiches beschließen. Ebenso mußte ein Reichsgericht für Gerechtigkeitspflege, eine Reichsarmee für den Schutz gegen äußere und innere Feinde sorgen. Das wurde jetzt teilweise anders. Da die einzelnen Landesfürsten ihre selbständige Landeshoheit nicht aufgeben wollten, so wurde das deutsche Reich mit seinem Wahlkaisertum nicht wieder hergestellt. An die Stelle

desselben trat der aus 38 deutschen Staaten zusammengesetzte **deutsche Bund.** Er bestand aus:

1 Kaiserreich — Österreich.
5 Königreichen — Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover.
1 Kurfürstentum — Hessen-Kassel.
7 Großherzogtümern — Baden, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Luxemburg (dessen Großherzog auch König der Niederlande war).
9 Herzogtümern — Meiningen, Koburg-Gotha, Altenburg; Anhalt-Dessau, Anhalt-Köthen, Anhalt-Bernburg (heute vereinigt); Nassau, Braunschweig, Holstein (dessen Herzog König von Dänemark war).
10 Fürstentümern — 2 Hohenzollern, 2 Schwarzburg, 2 Reuß, 2 Lippe, Waldeck, Liechtenstein.
1 Landgrafschaft — Hessen-Homburg.
4 Reichsstädten — Frankfurt am Main, Lübeck, Hamburg, Bremen.
(Welche von diesen Staaten gehören heute nicht mehr zum deutschen Reiche?)

Der deutsche Bund bestand aus lauter selbständigen Staaten, welche, ohne ein gemeinschaftliches Oberhaupt, unter sich gleich an Rang sein sollten. Zum Schutze desselben sollte ein von allen Staaten aufzustellendes Bundesheer dienen. Bundesfestungen waren Mainz, Luxemburg, Landau, wozu später noch Rastatt und Ulm kamen. Streitigkeiten der Bundesglieder untereinander sollten friedlich durch die Bundesversammlung geschlichtet werden; niemand sollte sein Recht mit den Waffen suchen. Die gemeinsamen Angelegenheiten besorgte der Bundestag, der beständig seinen Sitz in Frankfurt am Main hatte. Er bestand aus den Gesandten der einzelnen Mächte und trat unter Österreichs Vorsitz zusammen. Diese neue Ordnung der Dinge wurde durch die Wiener Bundesakte vom 8. Juni 1815 besiegelt.

B. Vertiefung.

1. Was ist über die innere Gestaltung Deutschlands zu sagen?

Der Wiener Kongreß hat sich die Aufgabe gestellt, die durch Napoleon umgestürzte staatliche Ordnung Europas, besonders auch Deutschlands, wieder herzustellen. Das ist ihm nur teilweise gelungen; besonders ist das deutsche Kaisertum nicht wieder hergestellt worden. Der Grund dazu ist die Selbstsucht der Fürsten; keiner will im allgemeinen Interesse etwas von seinen Sonderinteressen aufgeben; es fehlt, wie schon so oft, die rechte Liebe zum Vaterlande. „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes bilden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an." Die Folge dieser mangelnden Vaterlandsliebe ist das Aufgeben des gemeinsamen deutschen Vaterlandes; es giebt nach dem Wiener Kongreß, eigentlich schon seit der Auflösung des deutschen Kaiserreiches 1806, nicht mehr Deutsche, sondern nur noch Preußen, Österreicher, Bayern u. s. w. Das gemeinsame Band, das sich bisher um die deutschen *Stämme* geschlungen, das deutsche Kaisertum fehlt; das Nationalbewußtsein des

deutschen Volkes wird nicht gehoben, sondern eher unterdrückt, und die glorreichen Thaten der Befreiungskriege sind für die Entwickelung des deutschen Nationallebens umsonst gethan. Nach dieser Seite sind die Beschlüsse des Wiener Kongresses tief beklagenswert; denn sie führen eine weitere Zerstückelung Deutschlands im Inneren herbei, die sich in eigenem Militär-, Post-, Telegraphenwesen, Münz-, Maß- und Gewichtssystem zeigt. (Weiter ausführen!) Wenn schon Neid, Zwietracht, Selbstsucht die Verhandlungen des Kongresses erschwert, so wird der Neid durch die Neugestaltung Deutschlands nicht beseitigt, sondern eher vergrößert: denn zwei Großmächte, Österreich und Preußen, seit lange erbitterte Gegner, sind Glieder des deutschen Bundes, gleich an Rang und Macht, und doch wird Preußen Österreich, das den Vorsitz führt, nachgestellt. Aus dieser Stellung der beiden Großmächte zueinander und innerhalb des deutschen Bundes mußten später notwendig Verwickelungen entstehen. Der Wiener Kongreß hat also keine befriedigende Gestaltung Deutschlands gebracht, das zwar von seinen Unterdrückern befreit, aber bei seiner Vielgestalt, wie früher schon, nach Außen noch immer ohnmächtig ist.

2. Welches sind die Folgen des Kongresses für Österreich?

Österreich, durch seinen abgerundeten Staatenbesitz groß und mächtig geworden, steht ehrfurchtgebietend unter den europäischen Mächten. Es besitzt viele Länder, die nicht zu Deutschland gehören, z. B. Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Kroatien, Lombardei, Venetien u. s. w. Es richtet seine Aufmerksamkeit, wie schon seit Jahrhunderten, mehr auf die Wohlfahrt seiner Stammländer, als auf die Interessen der übrigen deutschen Bundesstaaten, wird dadurch den deutschen Interessen mehr und mehr entfremdet, betrachtet Deutschland geradezu als Ausland, was, da es im Bundestage den Vorsitz führt, unerquickliche Verhältnisse im Gefolge haben muß.

3. Welches sind die Folgen für Preußen?

Dagegen ist Preußen durch die Lage seines Gebietes voll und ganz auf Deutschland angewiesen; seine Interessen sind auch die Deutschlands; seine Südgrenze geht quer durch das ganze Deutschland, während seine bedrohte Ost- und Westgrenze zugleich diejenige Deutschlands ist. Schützt es sich, so schützt es auch Deutschland; gerät Deutschland in Gefahr, im Osten oder Westen, so wird Preußen zunächst von dieser Gefahr bedroht. Darum steht Preußen auf Deutschlands Wacht im Osten und im Westen; es kann nicht daran denken, in selbstsüchtigem Interesse sein Geschick von dem des gemeinsamen Vaterlandes zu trennen, was es auch thatsächlich seit den Tagen des großen Kurfürsten nicht gethan. Dazu kommt die getrennte Lage seiner Provinzen, da es ja aus einer Ost- und Westhälfte besteht. Will es seine westlichen Provinzen schützen, so muß es auch die dazwischen liegenden Länder schützen, muß also auf den *Schutz ganz Norddeutschlands* bedacht sein. Daraus folgt, daß Preußen, nicht

Österreich, der feste Hort und Schutz, der führende Staat Deutschlands ist. Es folgt aber auch daraus, daß, falls jemals die Sehnsucht des deutschen Volkes nach Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches Erfüllung finden soll, dies nur unter Führung Preußens mit Ausschluß Österreichs geschehen kann.

III. Verknüpfung.

1. Die Bestimmungen des Wiener Kongresses und die Folgen der Stiftung des Rheinbundes für die Gestaltung Deutschlands.

2. Der Wiener Kongreß und der Friede zu Tilsit. Bestimmungen und Folgen.

3. Der Wiener Kongreß und der westfälische Friede. a) Veranlassung. b) Teilnehmer. c) Verlauf der Verhandlungen. d) Bestimmungen. e) Folgen für Deutschland. f) Inwiefern bedeuten aber die Bestimmungen des Wiener Kongresses doch einen Fortschritt?

IV. Zusammenfassung.

1814 (1. November) — 1815 (8. Juni) Wiener Kongreß.
Erwerbungen der einzelnen Länder, besonders Preußens.
Die 38 deutschen Bundesstaaten.
Verfassung Deutschlands.

V. Anwendung.

1) Wende auf den Wiener Kongreß an: „Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder!“

2) Wie sah die Karte von Deutschland aus a) nach dem Frieden von Tilsit? b) nach dem Wiener Kongreß?

3) Welche Stellung nimmt Preußen nach dem Wiener Kongreß innerhalb Deutschlands ein?

4) Suche nachzuweisen, daß Preußen seit den Tagen des großen Kurfürsten unentwegt für Deutschlands Größe und Sicherheit gekämpft hat!

5) Ob Österreich in dieser Zeit ebenso gehandelt?

6) Der westfälische Friede und der Wiener Kongreß brachten beide nach langer Kriegsdrangsal die ersehnte Ruhe. Beide sind auch von tiefgehendem Einfluß auf die Gestaltung Deutschlands gewesen. Inwiefern?

7) Suche nachzuweisen, daß Preußen und Österreich zwei alte Gegner waren!

Zusammenstellung der aus Abschnitt XI gewonnenen Ergebnisse.

I. Geschichtliche Ergebnisse.

A. Zeittafel.

Revolution.

1789. Ausbruch der französischen Revolution; Erstürmung der Bastille.
1792, 21. September. Frankreich wird zur Republik erklärt; Ludwig XVI. wird abgesetzt.
1793, 21. Januar. Ludwig XVI. wird durch die Guillotine hingerichtet.
1792—95. Europas Kampf gegen Frankreich; die Schreckensherrschaft.
1795. Preußen tritt im Frieden zu Basel das linke Rheinufer an Frankreich ab.
1793 und 1795. Die zweite und dritte Teilung Polens.

Napoleons Emporsteigen.

1796. Napoleon Bonaparte schlägt die Österreicher in Italien.
1798. Er unternimmt seinen abenteuerlichen Zug nach Ägypten.
1799. Napoleon stürzt das Direktorium in Paris und macht sich zum ersten Konsul.
1800. Napoleons Sieg über die Österreicher bei Marengo.
1801. Im Frieden zu Luneville muß Deutschland das linke Rheinufer abtreten.
1803. Durch den Reichsdeputationshauptschluß werden die geistlichen Gebiete Deutschlands aufgehoben (säkularisiert) und den weltlichen Fürsten zuerteilt.
1804. Napoleon wird erblicher Kaiser der Franzosen.
1805. Österreichs unglücklicher Krieg gegen Frankreich; Übergabe von Ulm; Dreikaiserschlacht bei Austerlitz; Friede zu Preßburg.
1806. Stiftung des Rheinbundes (17. Juli); Aufhebung (Mediatisierung) der Gebiete der kleineren weltlichen Reichsstände; Auflösung des deutschen Kaiserreiches (6. August).
1806—1807. Preußens unglücklicher Krieg mit Frankreich.
1806, 10. Oktober. Prinz Louis Ferdinand stirbt den Heldentod bei Saalfeld.
14. Oktober. Preußens Niederlage in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt.
27. Oktober. Napoleons Einzug in Berlin.
1807, 7. und 8. Februar. Preußen und Russen kämpfen bei Pr. Eylau gegen Napoleon.
14. Juni. Niederlage der verbündeten Preußen und Russen bei Friedland.
9. Juli. Friede zu Tilsit.

Napoleon auf der Höhe seiner Macht.

1807—1812. Preußens innere Wiedergeburt; Umgestaltung des Heerwesens und der Staatsverfassung; Städteordnung, Gewerbefreiheit, Erbunterthänigkeit der Bauern wird aufgehoben.
1808. Napoleons Kämpfe in Spanien.
1809. Österreichs unglückliche Erhebung gegen Napoleon; der Volkskrieg in Tirol, Andreas Hofer; die Befreiungsversuche Schills und Herzog Wilhelms von Braunschweig.
1810. Andreas Hofer wird zu Mantua erschossen; Napoleons Heirat mit Marie Luise, Tochter Franz I. von Österreich; Tod der Königin Luise von Preußen; Napoleon vereinigt Holland und das ganze nordwestliche Deutschland mit Frankreich.
1811. Napoleon wird der langersehnte Thronerbe geboren.
1812. Die Begrüßung Napoleons durch die unterworfenen Fürsten in Dresden.

Napoleons Sturz und die Befreiung der Völker.

1812. Napoleons Zug nach Rußland; Siege bei Smolensk und an der Moskwa; Brand von Moskau; Übergang über die Beresina; Untergang der großen Armee.
1812, 30. Dezember. York schließt mit dem russischen General Diebitsch die Konvention von Tauroggen.
1813. Der preußische Frühling.
3. Februar. Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung.
10. März. Stiftung des eisernen Kreuzes.
16. März. Kriegserklärung an Frankreich.
17. März. Des Königs „Aufruf an mein Volk."
1813—14. Der erste Befreiungskrieg.
1813, 2. Mai. Preußen und Russen kämpfen standhaft bei Großgörschen; Scharnhorst wird verwundet.
20. und 21. Mai. Schlacht bei Bautzen; Rückzug der Verbündeten.
4. Juni — 16. August. Waffenstillstand; Beitritt Österreichs, Schwedens und Englands.
23. August. Bülow siegt bei Großbeeren über Oudinot. Erste Rettung Berlins.
26. August. Blücher siegt an der Katzbach über Macdonald. Befreiung Schlesiens.
26. und 27. August. Napoleon besiegt Schwarzenberg bei Dresden. Rückzug der Hauptarmee.
30. August. Vandamme wird mit seinem Korps bei Kulm gefangen genommen.
6. September. Bülow siegt bei Dennewitz über Ney. Zweite Rettung Berlins.
3. Oktober. Blüchers Übergang über die Elbe bei Wartenburg. Yorks Heldenthat.
16., 18. und 19. Oktober. Völkerschlacht bei Leipzig; Wachau und Möckern; Probstheida.
30. und 31. Oktober. Napoleons Sieg über die Bayern bei Hanau.
1814, 1. Januar. Blüchers Übergang über den Rhein.
30. März. Erstürmung des Montmartre vor Paris.
31. März. Einzug der Verbündeten in Paris; Napoleons Abdankung und Verbannung nach Elba; Ludwig XVIII. wird König von Frankreich.
30. Mai. Erster Pariser Friede.
1814—15. Der Wiener Kongreß.
1815. Der zweite Befreiungskrieg.
16. Juni. Blüchers Niederlage bei Ligny.
18. Juni. Blüchers und Wellingtons entscheidender Sieg bei Waterloo oder Belle-Alliance.
20. November. Zweiter Pariser Friede.
1821, 5. Mai. Napoleon stirbt auf der Insel St. Helena.

B. **Europäische Fürsten dieser Periode.**

1. Deutsche Kaiser: Franz I. — 1806; dann Franz I. von Österreich.
2. Könige von Preußen: Friedrich Wilhelm II., 1786—1797; Friedrich Wilhelm III., 1797—1840.
3. Frankreichs Regenten: Ludwig XVI., 1774—1793; Napoleon I., 1804 bis 1814; Ludwig XVIII., 1814 —
4. Kaiser von Rußland: Alexander I.

C. **Feldherren und Staatsmänner.**

a) Herzog Ferdinand von Braunschweig, Prinz Hohenlohe, Prinz Louis Ferdinand, Blücher, Gneisenau, Schill, Herzog Wilhelm von Braunschweig, Scharnhorst, York, Stein, Hardenberg, Bülow, Tauentzien, Kleist. — Mack, Erzherzog Karl,

Schwarzenberg, Andreas Hofer. — Kutusoff, Diebitsch, Sacken, Langeron. — Wellington. — Kronprinz von Schweden.

b) Napoleon, Ney, Macdonald, Oudinot, Vandamme, Davoust, Marmont, Poniatowsky.

D. Napoleons Kriege.

1796 Krieg in Italien gegen Österreich; 1798 Zug nach Ägypten; 1800 Krieg gegen Österreich, Schlacht bei Marengo; 1805 Krieg gegen Österreich, Ulm, Austerlitz; 1806—1807 Krieg gegen Preußen, Jena und Auerstädt, Eylau, Friedland; 1808 und folgende Jahre, Kämpfe in Spanien; 1809 Krieg gegen Österreich; 1812 Zug nach Rußland; 1813—1815 Napoleons Sturz durch die Befreiungskriege.

E. Napoleons glänzende Siege.

Marengo 1800; Ulm und Austerlitz 1805; Saalfeld, Jena und Auerstädt 1806; Eylau und Friedland 1807; Smolenks und Borodino 1812; Bautzen, Dresden, Hanau 1813; Ligny 1815.

F. Napoleons Niederlagen.

Übergang über die Beresina 1812; Großbeeren, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, Leipzig 1813; Waterloo oder Belle-Alliance 1815.

G. Verknüpfung von Jahreszahlen.

a) 1789. 1689. 1189.
b) 1792. 1492.
c) 1795. 1095.
d) 1796. 1096.
e) 1799. 1099.
f) 1801. 1701.
g) 1805. 1505.
h) 1806. 1106.
i) 1815. 1715. 1415.
k) 1821. 1521. 21.

H. Verknüpfung von Gedenktagen.

a) Der 14. Oktober 1758 (Hochkirch) und 1806 (Jena).
b) Der 18. Oktober 1812 (Rückzug von Moskau), 1813 (Leipzig), 1815 (Ankunft auf St. Helena).
c) Der 14. Juni 1800 (Marengo) und 1807 (Friedland).
d) Der 18. Juni 1675 (Fehrbellin), 1757 (Kollin), 1815 (Belle-Alliance).

II. Geographische Ergebnisse.

Durch den Frieden zu Luneville 1801 fällt das ganze linke Rheinufer an Frankreich; der Rhein bildet nunmehr die Grenze.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 werden sämtliche geistliche Gebiete verweltlicht; die Anzahl der deutschen Staaten wird dadurch verringert; von 48 Reichsstädten bleiben nur noch 6.

Durch den Frieden zu Preßburg 1805 werden Bayern und Württemberg Königreiche.

Durch Stiftung des Rheinbundes 1806 werden die kleineren weltlichen, bisher reichsfreien Besitzungen aufgehoben und den größeren Ländern zuerteilt; die Anzahl der deutschen Staaten wird noch mehr verringert. Baden und Hessen-Darmstadt werden Großherzogtümer Deutschland hört auf, ein Kaiserreich zu sein.

Durch den Frieden zu Tilsit 1807 verliert Preußen seine Provinzen Sachsen und Westfalen; das Kurfürstentum Sachsen wird Königreich; das Königreich Westfalen wird gebildet aus den preußischen Provinzen Sachsen und Westfalen, dem Herzogtum Braunschweig, dem Kurfürstentum Hessen, dem südlichen Teile des Kurfürstentums Hannover.

Durch den Wiener Kongreß 1815 wird der deutsche Bund, aus 38 Staaten bestehend, gebildet, und zwar aus 1 Kaiserreich, 5 Königreichen, 1 Kurfürstentum, 7 Großherzogtümern, 9 Herzogtümern, 10 Fürstentümern, 1 Landgrafschaft, 4 Reichsstädten.

III. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

A. Verfassung und Gestaltung des Reiches.

Durch die gewaltsamen Eingriffe Napoleons in die inneren Verhältnisse des deutschen Reiches, besonders beim Reichsdeputationshauptschluß 1803 und bei Stiftung des Rheinbundes 1806, wird Kaiser Franz zur Niederlegung der deutschen Kaiserkrone gezwungen; Deutschland hört auf, ein Kaiserreich zu sein; es beginnt zum zweiten Male eine kaiserlose Zeit, ein Interregnum. An die Stelle des deutschen Reiches tritt der deutsche Staatenbund unter Österreichs Vorsitz. Durch Aufhebung der zahlreichen geistlichen und weltlichen Herrschaften ist zwar der Vielgestaltung und Zerrissenheit Deutschlands etwas gesteuert, der deutsche Bund aber dennoch langsam, schwerfällig, fast ohnmächtig.

B. Kriegswesen.

Mit der Umgestaltung des Heerwesens durch Scharnhorst, dem bald auch alle übrigen Staaten nachfolgen, tritt an Stelle der Söldnerheere das Volksheer, die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung; die Kriegszucht wird milder, Prügelstrafe und Spießrutenlaufen abgeschafft, die Kriegszucht auf Ehrgefühl und Vaterlandsliebe gegründet. Das Vorrecht des Adels auf alleinige Besetzung der Offiziersstellen hört auf; jeder dazu Befähigte kann Offizier werden. Der Soldatenstand hört von nun an auf, ein verachteter zu sein.

C. Volksleben.

Der Unterschied der Stände wird aufgehoben. Das Vorrecht des Adels auf alleinigen Besitz der Offizierstellen, der höchsten Staatsämter, der Rittergüter hört auf; er darf auch Handel und bürgerliche Gewerbe treiben. Der Bürger erhält durch die Selbstverwaltung der Städte, Aufhebung des Zunftzwanges und Einführung der Gewerbefreiheit mehr Freiheit und Gemeinsinn. Der Bauer erhält neben den anderen Unterthanen das unbeschränkte Recht zur Erwerbung des Grundeigentums, das Recht der Freizügigkeit, durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit die Befreiung von Frondiensten und anderen drückenden Lasten.

XII. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches.

Allgemeine Vorbereitung.

Der Wiener Kongreß hat das deutsche Reich mit seinem Wahlkaisertum nicht wieder hergestellt. Das wurde vom deutschen Volke tief bedauert. Wie einst in den Tagen des ersten Interregnums die Sehnsucht des deutschen Volkes nach einem kräftigen Kaiser mehr und mehr wuchs, so auch in den Tagen des zweiten Interregnums. Unter der Herrschaft eines mächtigen Kaisers, so meinte das deutsche Volk, würde Deutschland nach Jahrhunderte langer Ohnmacht, Zerrissenheit und Schmach im Rate der Völker wieder die alte Stellung einnehmen, die es einst unter den größten Kaisern des Mittelalters besessen. Das konnte nur geschehen, wenn der lockere Bau des durch den Wiener Kongreß geschaffenen deutschen Bundes fester gefügt wurde, wenn aus einem vielgliedrigen Staatenbund ein einheitlicher Staat, ein Bundesstaat, entstand. Je länger nun die kaiserlose Zeit dauerte, desto tiefer ward die Sehnsucht des deutschen Volkes nach einem Kaiser. Dieser Sehnsucht ihres Volkes haben zwei Dichter ergreifenden Ausdruck gegeben. Ihre Gedichte*) lauten:

1. Wollt ihr keinen Kaiser küren?

1. Frei geworden ist der Strom,
Ist das Land am deutschen Rheine;
Doch der Stuhl von Felsgesteine
Trauert noch im Aachner Dom.

2. Steht er wohl noch lange leer?
Will sich drauf kein Kaiser setzen
Allen Völkern zum Ergötzen,
Der Bedrängten Schirm und Wehr?

3. Ach, die Sehnsucht wird so laut!
Wollt ihr keinen Kaiser küren?
Kommt kein Ritter, heimzuführen
Deutschland, die verlassene Braut?

4. Komm' vom Himmel uns herab!
Den wir alle froh begrüßen,
Dem wir sinken zu den Füßen,
Steig' empor aus tiefem Grab!

5. Einen hat sich Gott ersehn,
Dem das Erbteil zugefallen,
Der ein Stern wird sein vor allen,
Und was Gott will, mag geschehn!

Max v. Schenkendorf.

---

*) Behandlung derselben in der deutschen Stunde.

2. Einheitsdrang.

1. Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut!

2. Eins nach außen, schwertgewaltig,
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.

3. Seht ihr, wie der Regenbogen
Dort in sieben Farben quillt?
Dennoch hoch und fest gezogen
Wölbt er sich, der Eintracht Bild.

4. Auf der Harfe, laut und leise,
Sind gespannt der Saiten viel;
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch giebt's ein klares Spiel.

5. O, wann rauschen so verschlungen
Eure Farben, Süd und Nord!
Harfenspiel der deutschen Zungen,
Wann erklingst du im Akkord!

6. Laß mich's noch einmal vernehmen,
Laß mich's einmal, Herr, noch sehn!
Und dann will ich's ohne Grämen
Unsern Vätern melden gehn.

Emanuel Geibel.

Diese Sehnsucht des deutschen Volkes ist heute erfüllt; denn wir haben einen Kaiser und ein einiges, mächtiges deutsches Reich; die kaiserlose Zeit ist vorüber. Es ist also anders geworden in Deutschland, als der Wiener Kongreß bestimmt hatte. Stellen wir die Veränderungen, die inzwischen eingetreten sind, einmal zusammen.

Damals die kaiserlose, heute die Kaiserzeit; denn Wilhelm II., Friedrich III. und Wilhelm I. haben die deutsche Kaiserkrone getragen. Früher waren die Kaiser aus dem Hause Habsburg, jetzt aus dem Hause Hohenzollern; früher waren sie zugleich Beherrscher von Österreich, jetzt sind sie gleichzeitig Könige von Preußen. Früher war Österreich die führende Macht Deutschlands, jetzt ist es Preußen. Früher war Deutschland ein Staatenbund, jetzt ist es ein Bundesstaat; früher wurden die gemeinschaftlichen Angelegenheiten durch den Bundestag, der seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte, beraten, jetzt geschieht das durch den Bundestag und Reichstag, die ihren Sitz in Berlin haben.

Auch Gebietsveränderungen sind eingetreten. Damals bestand der deutsche Bund aus 38 Staaten, heute besteht das deutsche Reich aus 26 Staaten. Nicht mehr zum Reiche gehören: das Kaiserreich Österreich, das Großherzogtum Luxemburg und das Fürstentum Liechtenstein. Dagegen ist das Reichsland Elsaß-Lothringen neu hinzugekommen. Aber auch innerhalb der Bundesstaaten sind mannigfache Veränderungen vorgekommen. Die drei Herzogtümer Anhalt-Dessau, Anhalt-Köthen und Anhalt-Bernburg sind zu einem Herzogtum Anhalt vereinigt. Die beiden Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen sind mit Preußen vereinigt. Die ehemals selbständigen Staaten, Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Kassel, Nassau, Hessen-Homburg, Frankfurt a. Main bilden jetzt preußische Provinzen, so daß die ehemals getrennt liegenden Teile des preußischen Staates jetzt verbunden sind.

Diese Neugestaltung Deutschlands legt uns verschiedene Fragen vor.

1. Wie wird das ehemals mit Dänemark verbundene Herzogtum Holstein preußische Provinz?

2. Woher kommt es, daß Österreich nicht mehr zum deutschen Reiche gehört?

3. Wie kommt es, daß Hannover, Hessen-Kassel, Hessen-Homburg, Nassau, Frankfurt a. M. jetzt zu Preußen gehören?

4. Wie kommt Elsaß-Lothringen, das Deutschland im zweiten Pariser Frieden vergeblich zurückverlangt, jetzt zum deutschen Reiche?

5. Was hat die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs durch Wilhelm I. herbeigeführt?

Diese Fragen wollen wir uns im Folgenden zu beantworten suchen.

A. Die Befreiung Schleswig-Holsteins 1864.

(Ziel: Wie die Elbherzogtümer Schleswig und Holstein von der dänischen Herrschaft befreit werden.)

I. Vorbereitung.

Wir haben schon öfters gesehen, wie die Dänen in die Geschicke Deutschlands eingreifen. Unter Karl dem Großen, Heinrich I. und Otto I. unternehmen sie Raubzüge in deutsches Gebiet. Während des dreißigjährigen Krieges stellt sich König Christian IV. von Dänemark an die Spitze des niedersächsischen Kreises, wird jedoch von Tilly und Wallenstein geschlagen und auf seine Inseln getrieben.

Seit ungefähr vierhundert Jahren hatten die deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark den Herrscher gemeinsam, d. h. der jedesmalige König von Dänemark war gleichzeitig Herzog von Schleswig-Holstein. Die beiden Elbherzogtümer gehörten also nicht zu Dänemark, bildeten vielmehr ein selbständiges Staatswesen mit eigener Verfassung und eigenen Rechten. Obgleich nun die beiden Herzogtümer, wie es in ihrem Wappen hieß, „auf ewig ungeteilt“ beisammen bleiben, also niemals in zwei Staaten getrennt werden sollten, so gehörte doch nur das Herzogtum Holstein zum deutschen Reiche, und der König von Dänemark war als Herzog von Holstein gleichzeitig deutscher Reichs- und später Bundesfürst, während Schleswig weder zu Dänemark noch zu Deutschland gehörte. Auch der Wiener Kongreß hatte in diesem Punkte keine Änderung herbeigeführt. So würde es wahrscheinlich noch lange geblieben sein, hätte nicht Dänemark selbst Veranlassung zur Änderung dieses Zustandes und damit zum Eingreifen des deutschen Bundes gegeben, wodurch die Elbherzogtümer von der dänischen Herrschaft befreit wurden. Davon wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Ursache des Krieges. Der letzte König aus dem alten dänischen Königshause, Friedrich VII., versuchte es, das Deutschtum in dem Herzogtum

Schleswig auszurotten und das Dänentum in demselben zur Herrschaft zu bringen. In rücksichtsloser, verletzender Weise wurde das volle Maß übermütiger und gewaltthätiger Fremdherrschaft über das unglückliche Land ausgeschüttet. Dänische Beamte, dänische Prediger und Lehrer, oft Männer ohne Sitte, Ehre und Gerechtigkeitsgefühl, wurden angestellt; vor den Gerichten sollte in dänischer Sprache verhandelt, in Kirche und Schule die deutsche Sprache durch dänische Predigt und dänischen Unterricht verdrängt werden. Das ganze dänische Volk, besonders die leidenschaftliche Bevölkerung Kopenhagens, betrachtete es als Verdienst, ihren Haß und ihre Rachsucht über die Deutschen auszugießen. Jeder einzelne Däne sah in dem deutschen Schleswiger einen persönlichen Feind und hielt es für seine Pflicht, das deutsche Wesen im Norden der Eider von der Erde zu vertilgen. Auch am Hofe des Königs gab es eine Partei, deren Grundsatz es war, Dänemark müsse bis zur Eider, dem Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein, reichen. Man nannte diese Leute „die Eiderdänen". Mit kleinlichem Haß unterdrückte und verfolgte man alle Regungen deutschen Nationalbewußtseins, zerriß man alle Bande, die Schleswig an die stammverwandten deutschen Völker knüpfte, erstickte man alle Erinnerungen an die deutsche Vergangenheit. Dänisches Militär lag über das ganze Schleswig-Holstein zerstreut, um der Zwingherrschaft der Polizei und Amtleute den rechten Nachdruck zu geben, während die Söhne des Landes über das Meer geführt wurden, um in den dänischen Kolonieen ihrer Heimat zu vergessen oder als Geiseln festgehalten zu werden. Armee und Flotte, Zoll, Post, Münze, alle staatlichen Einrichtungen sollten dänisch sein. Das alte Band zwischen Schleswig und Holstein war zerschnitten; diese Herzogtümer sollten nur noch als zerrissene Glieder des dänischen Staates neben Jütland und dem Inselreich gelten. Der Druck gegen das deutsche Wesen erreichte den höchsten Grad. „Was mir jetzt noch in den Weg kommt, soll zertreten werden!" äußerte sich ein dänischer Minister. Endlich im Jahre 1863, dem letzten Jahre seiner Regierung, brachten „die Eiderdänen" den König Friedrich VII. dazu, daß er eine Verfassung ausarbeitete, welche alle besonderen Rechte Schleswigs vernichtete, jeden Unterschied zwischen Schleswig und dem eigentlichen Dänemark aufhob und beide zu einem einheitlichen Gesamtstaat vereinigte, dem sich dann Holstein, von Dänen nach dänischen Interessen regiert, anschließen sollte. Damit war das uralte Recht der beiden Elbherzogtümer, auf ewig ungeteilt beisammen zu bleiben, mit Füßen getreten.

Aber das Schicksal zerschnitt den ungerechten Plan. Bevor diese Verfassung noch ins Werk gesetzt werden konnte, zwei Tage, nachdem sie vom dänischen Reichsrat genehmigt worden war, ereilte den König plötzlich der Tod, noch ehe er der neuen Verfassung seine Zustimmung gegeben. Da er kinderlos war, so folgte ihm ein Verwandter, Christian IX., als König von Dänemark

und Herzog von Schleswig-Holstein. Dieser, durch einen Volksauflauf in Kopenhagen gezwungen, bestätigte schon am zweiten Tage seiner Regierung die von seinem Vorgänger entworfene Verfassung, durch welche Schleswig dem dänischen Reiche einverleibt wurde. Als er aber die neue Verfassung nun im Lande auch einführen wollte, stieß er auf den heftigsten Widerstand Schleswig-Holsteins.

Schon vorher in der schweren Zeit der dänischen Bedrückung — in den fünfziger Jahren — war der deutsche Sinn im Norden der Elbe nicht gebrochen, der unerschrockene deutsche Mut nicht gebeugt. Damals schon wurde überall in den deutschen Herzogtümern das zur Nationalhymne gewordene Lied gesungen, dessen erste Strophe lautet:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt.
Wanke nicht, mein Vaterland!"

Und auch südlich von der Elbe, in den anderen deutschen Staaten, gedachte man des verlassenen Bruderstammes im Norden, und je schwerer der dänische Druck auf Schleswig-Holstein lastete, desto stärker erwachte das Nationalgefühl, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme, im übrigen Deutschland. Die Zeitungen, die Volksvertretungen, kirchliche und andere Versammlungen erhoben ihre Stimme lauter und lauter gegen die Schmach und Mißhandlung, denen der nördliche Bruderstamm schutzlos preisgegeben war, und überall im deutschen Vaterlande wurde mit Begeisterung das „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" gesungen. Wenn auf den deutschen Turner-, Sänger- und Schützenfesten die umflorte Fahne des verlassenen Bruderstammes erschien, da flammten die Augen, da ballten sich die Fäuste, und ungestümer pochte auch das kälteste Herz. Daß dem Bruderstamm im Norden sein Recht werde, daß die Herzogtümer dem großen Vaterlande, dem sie durch Sprache und Abstammung angehörten, zurückgegeben würden, in dieser nationalen Forderung waren alle deutschen Parteien einig. Gleich einem Sturmgebrause scholl daher durch ganz Deutschland der Ruf: „Los von Dänemark!" Jetzt oder nie mußte gebrochen werden mit der Personalunion, die die Wurzel und der Quell alles Übels war.

Die Elbherzogtümer selbst hatten den Anfang zur völligen Trennung von Dänemark gemacht. Als Christian IX. den Thron bestieg, 1863, wählten sie sich in dem Prinzen Friedrich von Augustenburg einen eigenen Herzog, der nähere Rechte auf die Thronfolge in Schleswig-Holstein besaß, da sie der Meinung waren, weil die alte Königsfamilie ausgestorben sei, so sei ihre Verbindung mit dem dänischen Regentenhause überhaupt gelöst. Der neue Herzog

nahm auch Besitz von den Herzogtümern; er wurde in diesem Schritte von der Volksmeinung des gesamten Deutschlands unterstützt. Auch der Bundestag in Frankfurt am Main widersetzte sich der Einverleibung der Herzogtümer in Dänemark; er wollte den neuen König nur dann als Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen, wenn die neue Verfassung aufgehoben und die alten Rechte der Bewohner dieser Länder nicht angetastet würden. Als darauf eine ablehnende Antwort Dänemarks erfolgte und der deutsche Bund zögerte, mit den Waffen in der Hand Dänemark dazu zu zwingen, beschlossen die beiden deutschen Großmächte, Preußen und Österreich, den Krieg gegen Dänemark zum Schutze Schleswig-Holsteins. Im Dezember 1863 erklärten sie den Krieg.

2. Die Besetzung Schleswigs und Jütlands. Die Österreicher standen unter dem General von Gablenz, die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl, einem Neffen des Preußenkönigs Wilhelm I., den Oberbefehl über die vereinigten Streitkräfte führte der achtzigjährige preußische Feldmarschall von Wrangel. Schon im Januar 1864 rückten die Verbündeten, 45000 Mann stark, in Holstein ein, das von den Dänen bereits vorher geräumt worden war. Am Morgen des 1. Februar gingen sie dann mit Hurra über die Eider, den Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein. Östlich, nahe der Küste, marschierten die Preußen, westlich von ihnen die Österreicher. Hatten die Dänen Holstein schnell geräumt, so wollten sie Schleswig um so hartnäckiger verteidigen. Sie besaßen drei Hauptbollwerke zur Verteidigung: das Danewerk und die Düppeler Schanzen in Schleswig, die Festung Friedericia in Jütland. Das Danewerk, der alte berühmte Grenzwall der Dänen gegen die Deutschen, schon während der Regierung Karls des Großen errichtet und dann oft zerstört und wieder erneuert, dehnt sich auf etwa zwei Meilen Länge, in einer Höhe von 8—15 Metern, von der Stadt Schleswig am Ende des Schlei-Busens in südwestlicher Richtung bis zu den großen Sumpfgebieten nördlich der Eider. An der schmalsten Stelle Schleswigs erbaut, sperrt es gleichsam die ganze Halbinsel ab und bildet von der Ostsee bis hinüber zur Nordsee ein schwer überschreitbares Hindernis. Im Osten der Stadt Schleswig beginnt die Schlei, ein schmaler, tief ins Land eindringender Busen der Ostsee, welcher bis zu 1000 Schritt breit ist. Danewerk und Schleiufer waren noch an mehreren Stellen durch Schanzen, welche mit Kanonen besetzt waren, stärker befestigt. Hier erwartete die Hauptmacht der Dänen den Angriff der Verbündeten.

Während die Österreicher das Danewerk von vorn angreifen sollten, beschloß Prinz Friedrich Karl, die Schlei zu überschreiten und den Dänen von Osten her in den Rücken zu kommen. Als der dänische Oberbefehlshaber diese Absicht merkte, erkannte er, daß er nicht imstande sei, die weitausgedehnte Stellung zu halten. Ohne Schwertschlag räumten daher am 5. Februar die

Dänen die erste ihrer Verteidigungsstellungen, um sich über Flensburg auf die stärkeren Düppeler Schanzen zurückzuziehen. Schon am 6. Februar konnte Wrangel, begleitet vom Kronprinzen von Preußen, sein Hauptquartier in Schleswig aufschlagen. Nun begann die Verfolgung. Ein Teil der Dänen nahm hinter den Düppeler Schanzen eine feste Stellung ein, ein anderer setzte seinen Rückzug auf Friedericia fort. Während die Preußen unter Friedrich Karl Befehl erhielten, gegen die Düppeler Schanzen vorzurücken, sollten die Österreicher in Verbindung mit einer Abteilung preußischer Garde ganz Schleswig bis zur Königsau, dem nördlichen Grenzflüßchen desselben, besetzen. Das geschah. Der Feldzug einer einzigen Woche hatte ausgereicht, um ganz Schleswig bis auf die Schanzen von Düppel der Dänenherrschaft zu entreißen. Auch ganz Jütland wurde von den Verbündeten überflutet. Nur die Festung Friedericia hielt wacker aus.

3. Die Erstürmung der Düppeler Schanzen. Die schwerste Arbeit des ganzen Krieges, die Eroberung der Düppeler Schanzen, fiel den Preußen unter Friedrich Karl zu. Die Düppeler Schanzen liegen auf der Halbinsel Sundewitt, welche sich zwischen den Städten Flensburg und Apenrade ausdehnt. Ihr gegenüber liegt die Insel Alsen. Von Alsen wird sie durch den Alsensund getrennt. An der schmalsten Stelle desselben liegt auf Alsen die Stadt Sonderburg. Der Übergang über den Alsensund nach der Insel Alsen und der Stadt Sonderburg wird durch die Düppeler Schanzen gedeckt. In langer Reihe zogen sich die zehn Schanzen nicht weit vom Meeresufer entlang und stießen sowohl im Norden als auch im Süden an das Meer. Sie bestanden aus 6 Meter hohen Erdwällen. Vor denselben lagen Gräben, welche gegen 6 Meter breit und beinahe 4 Meter tief waren. In denselben standen Reihen von spitzen Pfählen (Palliſaden). Auch fanden sich vor den Schanzen an verschiedenen Stellen Gruben, auf deren Grunde spitze Pfähle angebracht waren, und Drahtzäune. Dazu waren alle Schanzen dicht mit Kanonen besetzt und standen durch Straßen miteinander in Verbindung. Vom Meere aber, vom Alsensund aus, konnten sie durch dänische Kriegsschiffe unterstützt werden, ebenso von der Insel Alsen aus, denn die Stadt Sonderburg war mit der Halbinsel Sundewitt durch eine feste Brücke verbunden. So waren also die Düppeler Schanzen durch Natur und Kunst aufs stärkste befestigt, und die Einnahme derselben war ein schwieriges Werk. Friedrich Karl mußte sich zu einer ordnungsmäßigen Belagerung derselben entschließen. Dazu mußte das schwere Belagerungsgeschütz erst aus den preußischen Festungen herbeigeschafft werden. Für die bisher stets siegreichen Truppen war die Belagerung sehr beschwerlich. Die ungünstige Witterung in der rauhen Jahreszeit, Kälte und Schneegestöber, später Tauwetter, durch welches der Boden in Morast verwandelt wurde, erhöhte die Leiden und Beschwerden der Soldaten

und mehrte die Zahl der Kranken. Unter öfteren Gefechten näherten sich die Preußen immer mehr der dänischen Stellung. Sie legten ebenfalls breite und tiefe Gräben an, um sich in ihnen gefahrlos den Schanzen zu nähern. Natürlich suchten die Dänen mit ihren Geschützen diese Belagerungsarbeiten zu hindern; aber auch die preußischen Kanonen schützten die Arbeiten der Soldaten durch ihr gut gezieltes Feuer. Endlich, nach zehnwöchentlicher Einschließung, wurde der 18. April zum allgemeinen Sturm auf die Schanzen bestimmt.

Schon um 4 Uhr morgens beginnt der Donner aus allen Batterien gegen die Schanzen; 94 schwere Geschütze üben ihr Zerstörungswerk gegen dieselben. Sechs starke Kolonnen machen sich zum Sturm auf die sechs ersten Schanzen bereit. Mit dem Glockenschlag zehn Uhr schweigt plötzlich das Feuer der preußischen Geschütze, und in demselben Augenblicke verschwinden die Schanzkörbe vor den preußischen Laufgräben. Die Tambours schlagen den Sturmmarsch, die Musikchöre spielen: „Ich bin ein Preuße", und mit tausendstimmigem Hurra brechen die sechs Kolonnen der Preußen aus den Laufgräben hervor, durchlaufen in fliegender Eile den Zwischenraum bis zu den Schanzen und stürzen sich unter dem Sausen der dänischen Kugeln auf die feindlichen Bollwerke. Rasch werden die Hindernisse vor den Schanzen beseitigt, die Gräben mit Brettern überdeckt, die Pfahlreihen durch Axthiebe durchbrochen oder durch Pulversäcke gesprengt. Manch wackerer Krieger fällt, um sich nie wieder zu erheben; aber über die gefallenen Kameraden hinweg streben die kühnen Stürmer vorwärts, die Schanzen empor, und bald wehen die preußischen Fahnen auf den bezwungenen Bollwerken der Dänen. Binnen zehn Minuten sind die sechs ersten Schanzen im Besitze der Preußen. Mit einem Ungestüm, das sich nicht halten läßt, eilen die Stürmer weiter zu den vier Schanzen der zweiten Linie, erobern auch diese und behaupten sie trotz des Kanonenfeuers, das ein dänisches Kriegsschiff von der See her sendet. Ohne Befehl wird schließlich auch der Brückenkopf am Alsensund, der die Brücke nach Sonderburg schützt, mit stürmender Hand den weichenden Dänen entrissen, und noch ehe der Tag sich seinem Ende neigt, ist von dem Festlande Schleswigs keine Scholle mehr in den Händen der Dänen. Als diese sich auf Alsen in Sicherheit wissen, brechen sie die Brücke über den Alsensund ab, damit ihnen die Preußen nicht folgen können. Der glorreiche Sturm hat den Preußen 1200 Mann an Toten und Verwundeten, darunter 70 Offiziere, gekostet; aber es ist ein Tag des Ruhmes und der Ehre in der Kriegsgeschichte Preußens; denn auch die Dänen haben sich mit einem Verlust von 4800 Mann an Toten und Verwundeten nach der Insel Alsen gerettet. Außerdem sind 119 Kanonen in die Hände der Preußen gefallen.

Mit gehobenem Gefühle vernahm man in ganz Deutschland die frohe Kunde von dem glorreichen Siege, und je mehr die Einzelheiten des kühnen

Schanzenkrieges in die Öffentlichkeit drangen, desto höher stieg die Bewunderung des Mutes und der Todesverachtung, welche alle Soldaten in gleicher Weise an den Tag gelegt. Die einzelnen Heeresabteilungen hatten um die Ehre gestritten, beim Sturme vorangestellt zu werden, so daß das Los die Reihenfolge entscheiden mußte. Obgleich alle Düppelstürmer ihre Pflicht gethan, so verdienen doch einige besonders genannt zu werden.

Dem General von Raven wurde beim Sturm auf die Schanzen das Bein zerschmettert. Da rief er aus: „Es ist Zeit, daß wieder einmal ein preußischer General für seinen König stirbt!" Neun Tage später erlag er auch seiner schweren Wunde. — Als in Schanze II die Pallisaden den Anstürmenden eine unüberwindliche Schranke entgegenstellten, wobei jede Minute Aufenthalt bedeutende Opfer forderte, da sprang der westfälische Landwehrmann Klinke vor und bahnte seinen Kameraden eine Gasse, indem er den Pulversack in die Pallisaden warf und die brennende Lunte hineinstieß. Halb verbrannt flog Klinke nach der einen, die Pallisaden nach der andern Seite, und durch die gewonnene Öffnung hindurch ging es zum Siege. — Einen schönen Heldentod starb auch Feldwebel Probst bei Erstürmung von Schanze V. Durch den dichtesten Kugelregen drang er hindurch, arbeitete sich hinauf und ließ auf der Schanze die preußische Fahne wehen. Da zerschmettert eine Kugel seinen rechten Arm; er nimmt die Fahne in die linke Hand; ein zweite Kugel streckt ihn zu Boden. Die nachdringenden Kameraden rächen seinen Tod und retten die Fahne.*)

König Wilhelm I. von Preußen eilte selbst nach dem Kriegsschauplatze, um seinen siegreichen Truppen, die nach so langem Frieden sich doch so kriegstüchtig gezeigt, seine Anerkennung auszusprechen.

4. Des Krieges Ausgang. Mit dem Falle der Düppeler Schanzen war das Schicksal des Krieges entschieden. Die Dänen konnten sich auf der Halbinsel Jütland nicht mehr halten und räumten daher wenige Tage nach dem Düppel-

---

*) Den Kampf schildert uns der Dichter in folgendem Gedichte:

Der Tag von Düppel. (18. April 1864.)

Still!
Vom achtzehnten April
Ein Lied ich singen will;
Vom achtzehnten — alle Wetter ja!
Das gab' mal wieder ein Gloria!
Ein „achtzehnter" war es, voll und ganz,
Wie bei Fehrbellin und Belle-Alliance,
April oder Juni, ist einerlei,
Ein Sieg fällt immer im Monat Mai.

Um vier Uhr morgens der Donner begann;
In den Gräben standen sechstausend Mann,
Und über sie hin sechs Stunden lang
Nahmen die Kugeln ihren Gang.
Da war es zehn Uhr. Nun alles still;
Durch die Reihen ging es: „Wie Gott will!"
Und vorgebeugt zu Sturm und Stoß,
Brach das preußische Wetter los.

Sechs Kolonnen. Ist das ein Tritt!
Der Sturmmarsch zügelt ihren Schritt;
Der Sturmmarsch, ja tief in den Trancheen
Dreihundert Spielleut' im Schlamme stehn.
Eine Kugel schlägt ein, der Schlamm spritzt um;
Alle dreihundert werden stumm.
Vorwärts! donnert der Dirigent,
Kapellmeister Piefke vom Leibregiment.

Und „vorwärts!" spielt die Musika,
Und „vorwärts!" klingt der Preußen Hurra!
Sie fliegen über die Ebene hin,
Wer sich besänne, hätt's nicht Gewinn;
Sie springen, sie klettern, ihr Schritt wird Lauf —
Feldwebel Probst — er ist hinauf!

Er steht, der erst', auf dem Schanzenrück;
Eine Kugel bricht ihm den Arm in Stück.

sturm freiwillig die Festung Friedericia, wobei sie sogar einen bedeutenden Teil ihres Geschützes zurückließen. Damit war jeder bewaffnete Widerstand in der Halbinsel zu Ende. Nur die Inseln waren noch im Besitze der Dänen. Es kam nun (vom 12. Mai bis 26. Juni) zu einem Waffenstillstande, während dessen man zu London über den Frieden verhandelte. Da sich diese Verhandlungen zerschlugen, begannen die Feindseligkeiten von neuem. Prinz Friedrich Karl hatte an Stelle Wrangels den Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte erhalten. In der finsteren Nacht vom 28. zum 29. Juni ließ er einen Teil seines Heeres in 160 Kähnen über den Alsensund nach der Insel Alsen übersetzen. Es war das eine Kriegsthat, die dem Düppelsturm an Kühnheit kaum nachstand. In wenigen Stunden wurde die ganze Insel von den Preußen genommen; gegen 2500 Dänen mußten als Gefangene die Waffen strecken; in wilder Flucht retteten sich die übrigen auf ihre Schiffe. Nun wurde ganz Jütland bis an seine Nordspitze eingenommen. Von Alsen, dem Hauptmagazin für Dänemarks Waffen und Kriegsbedarf, stand jetzt den Preußen auch der

---

Er nimmt die Fahn' in die linke Hand
Und stößt sie fest in Kies und Sand.
Da trifft's ihn zum zweiten; er wankt und fällt:
„Leb' wohl, o Braut! Leb' wohl, o Welt!"

Rache! — sie haben sich festgesetzt,
Der Däne wehrt sich bis zuletzt.
Das macht, hier ficht ein junger Leu,
Herr Lieutenant Anker*) von Schanze zwei.
Da donnert's: „Ergieb dich, tapferes Blut!
Ich heiße Schneider*) und damit gut!"
Der preußische Schneider, meiner Treu,
Brach den dänischen Anker entzwei.

Und weiter, die Schanze hinein und hinaus
Weht der Sturm mit Saus und Braus.
Die Stürmer von andern Schanzen her
Schließen sich an, immer mehr, immer mehr;
Sie fallen tot, sie fallen wund —
Ein Häuflein steht am Alsener Sund.

Palliſaden starren die Stürmenden an;
Sie stutzen; wer ist der rechte Mann?
Da springt von achten einer vor:
„Ich heiße Klinke, ich öffne das Thor!" —
Und er reißt von der Schulter den Pulversack,
Schwamm darauf, als wär's eine Pfeife Tabak.

Ein Blitz, ein Krach — der Weg ist frei;
Gott seiner Seele gnädig sei!
Gottlob, solchen Klinken für und für
Öffnet Gott selbst die Himmelsthür.

Sieg! donnert's. Weinend die Sieger stehn.
Da steigt es herauf aus dem Schlamm der Trancheen;
Dreihundert sind es, dreihundert Mann;
Wer anders als Piefke führt sie an?
Sie spielen und blasen, das ist eine Lust:
Mitblasen die Herzen aus voller Brust;
Klarinett' und Trompete, Hoboe und Fagott,
Sie spielen: „Nun danket alle Gott!"
Und das ganze Heer, es stimmt mit ein,
Und drüber Lerchen und Sonnenschein.

Von Schanze eins bis Schanze sechs
Ist alles dein, Wilhelmus Rex;
Von Schanze eins bis Schanze zehn,
König Wilhelm, deine Banner wehn.
Gruß euch, ihr Schanzen am Alsener Sund!
Ihr machet das Herz uns wieder gesund —
Und durch die Lande drauß' und daheim
Fliegt wieder hin ein süßer Reim:
„Die Preußen sind die alten noch!
Du Tag von Düppel, lebe hoch!"

Theodor Fontane.

*) In Schanze II wurde der dänische Lieutenant Anker von dem preußischen Lieutenant Schneider nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen. Prinz Friedrich Karl gab ihm später den Degen zurück mit den Worten: „Einem so tapferen Soldaten darf man seinen Degen nicht nehmen!"

Weg nach den anderen Inseln und nach Kopenhagen offen. Nun waren endlich die Dänen zum Frieden bereit. Derselbe wurde am 30. Oktober 1864 zu Wien abgeschlossen. Durch denselben entsagte der König von Dänemark allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen. Für die Herzogtümer wurde von den beiden Mächten eine gemeinschaftliche Regierung in der Stadt Schleswig eingesetzt. Dieselbe hatte so lange zu bestehen, bis man über die Zukunft des eroberten Landes sich endgültig geeinigt hätte.

So hatte der Krieg und der Friede eine große Errungenschaft gebracht: der Schmerzensruf der deutschen Bevölkerung „Los von Dänemark" war erhört worden; die uralte deutsche Grenzmark im Norden war dem gemeinsamen Vaterlande zurückgegeben, der so lange verlassene Bruderstamm von drückender Fremdherrschaft befreit.

B. Vertiefung.

1. Was ist über den Dänenkönig zu urteilen?

Er bricht das uralte Recht der Schleswig-Holsteiner, befolgt also das Wort: „Gewalt geht vor Recht." Sein Haß und Neid gegen das Deutschtum führt ihn zu Grausamkeit, Härte, Ungerechtigkeit, schwerer Bedrückung. Inwiefern?

2. Was ist über Schleswig-Holstein zu urteilen?

Beide Herzogtümer hängen treu an ihren alten Rechten, wollen dieselben um keinen Preis verlieren, stehen treu zueinander, aber auch treu zum großen deutschen Vaterlande. „Ans Vaterland . . ." — „Was du ererbt von deinen Vätern hast . . ." Liebe zu Vaterland und Freiheit sind ihre Tugenden; „Einigkeit und Recht und Freiheit" sind auch für sie des Glückes Unterpfand. Darum zeigen sie in der Zeit schwerer Bedrückung Beharrlichkeit und Ausdauer im Kampfe gegen das Dänentum, Entschlossenheit, Mut, deutsche Liebe und deutsche Treue. Und diese treue Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland findet ihren Lohn. So uneinig und zerrissen auch Deutschland damals ist, in der Begeisterung für die Befreiung des so lange gedrückten und verlassenen Bruderstammes herrscht bei allen Parteien die größte Eintracht. Der Ruf „Los von Dänemark" erschallt durch ganz Deutschland; das Lied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" wird gesungen, so weit die deutsche Zunge klingt. Jetzt bewährt das deutsche Volk nach langer Zeit wieder einmal des Dichters Mahnung: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr"; es erfüllt sich aber auch die andere Wahrheit: „Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder." Und des Dichters Behauptung ist zur Wahrheit geworden, daß Deutsch-

land über alles in der Welt siegt, „wenn es fest zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält."

3. Was ist über Preußen und Österreich zu urteilen?

Sie verbünden sich, um das übermütige Dänemark zu strafen, es zur Beobachtung der alten Rechte und Freiheiten der Elbherzogtümer zu zwingen. Sie werfen sich also zu Schützern und Schirmern des verlassenen Bruderstammes auf und erfüllen damit des Dichters Mahnung: „Greif an mit Gott, dem Nächsten muß man helfen; es kann uns allen Gleiches ja begegnen." Diese helfende Bruderliebe führt die so lange entzweiten Stämme Preußen und Österreich noch einmal in brüderlicher Eintracht zusammen. „Siehe, wie fein und lieblich . . ."

Im Kampfe gegen den nordischen Feind bewähren beide den uralten deutschen Waffenruhm: Thatkraft und Entschlossenheit bei Eröffnung des Krieges, Klugheit in ihrem Kriegsplan, Mut und Tapferkeit bei Düppel und Alsen, Beharrlichkeit und Ausdauer in der Verfolgung des Feindes. Und wenn auch die Preußen die Hauptarbeit des Krieges (Düppel und Alsen) verrichten, so haben sich doch auch die Österreicher in mehreren siegreichen Gefechten des alten deutschen Waffenruhmes würdig gezeigt.

III. Verknüpfung.

1. Stelle die dir bekannten Ereignisse aus der Geschichte Schleswig-Holsteins zusammen!

2. Wie die Schleswig-Holsteiner, so wurden auch andere Völker von fremden Herrschern bedrückt; z. B. die Germanen von den Römern zur Zeit Armins, die Sachsen durch Karl den Großen, die Deutschen durch die Ungarn, die Deutschen durch Napoleon I., die Kinder Israel durch die Ägypter.

3. Beispiele von Bedrückungen durch den eigenen Landesherrn!

Die Sachsen durch Heinrich IV., die Lombarden durch Friedrich Barbarossa, die Protestanten nach dem schmalkaldischen Kriege durch Karl V., die Böhmen nach der Niederlage auf dem weißen Berge durch Ferdinand II.

4. Welche Kämpfe mag das Danewerk gesehen haben?

(810, 934, Otto I., 1864.)

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1864 Der dänische Krieg. Preußen und Österreich befreien Schleswig-Holstein.

18. April. Erstürmung der Düppeler Schanzen durch die Preußen unter Prinz Friedrich Karl.

1864 29. Juni. Übergang über den Alsensund; Eroberung der Insel Alsen.
30. Oktober. Durch den Frieden zu Wien tritt Dänemark die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich ab.

2. Geographische Ergebnisse.

Deutschland erhält durch das Herzogtum Schleswig einen Länderzuwachs.

Das Danewerk, Halbinsel Sundewitt, Alsensund, Insel Alsen, Königsau, Friedericia.

V. Anwendung.

1) Der König von Dänemark war gleichzeitig Herzog von Schleswig-Holstein. In welchen Ländern herrscht noch heute die Personal-Union?

2) Welche Mittel wendet der Dänenkönig zur Ausrottung des Deutschtums an?

3) Ob die Wünsche der Elbherzogtümer völlig in Erfüllung gegangen sind?

4) War der dänische Krieg nur ein Krieg der Notwehr oder auch ein Eroberungskrieg?

5) War der Krieg notwendig a) für die Befreiung der Herzogtümer? b) für die Einigung Deutschlands?

6) Nach dem Düppelsturm spielt die Musik: „Nun danket alle Gott!" Nennt andere Beispiele von der Dankbarkeit der Sieger gegen Gott!

7) Der Dichter sagt am Schluß seines Gedichtes: „Die Preußen sind die alten noch!" Hat er recht gesagt und inwiefern?

8) Inwiefern zerbrach der Düppelsturm das Joch der dänischen Fremdherrschaft?

9) Auch Geibel hat den Düppelsturm besungen. Lies sein „Das Lied von Düppel".

B. Der deutsche Krieg 1866.

(Ziel: Wie Preußen und Österreich in blutigem Ringen um die Vorherrschaft in Deutschland kämpfen.)

I. Vorbereitung.

Seit langer Zeit schon bestand Neid und Eifersucht zwischen den beiden mächtigsten deutschen Staaten, Österreich und Preußen. Österreich gönnte Preußen den Zuwachs an Macht, Ruhm und Ehre nicht. Schon zur Zeit des großen Kurfürsten fürchtete es, es könne ein wendisches Königreich an den

Küsten der Ostsee entstehen, und hemmte daher des Kurfürsten Unternehmungen gegen Ludwig XIV. von Frankreich, ließ ihn dann im Frieden zu Nymwegen 1679 treulos im Stich, so daß er im Frieden von St. Germain alle Eroberungen in Pommern an die Schweden wieder herausgeben mußte. Auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen klagte über Österreichs Eigennutz und Hinterlist: „Der Kaiser behandelt mich und alle Reichsfürsten wie Schubiaks.“ In seinem Sohne sah er seinen Rächer. Und Friedrich II. selbst hat lange Jahre mit Österreich um sein gutes Recht gerungen und Österreich hat sich damals nicht gescheut, aus eigennützigem Interesse fremde Völker auf deutschen Boden zu rufen und denselben verwüsten zu lassen. Nach den glorreichen Befreiungskriegen verhinderte auf dem Wiener Kongreß besonders Österreich eine bedeutende Vergrößerung Preußens; denn es fühlte bitter, daß Preußen bei der Befreiung die erste Rolle gespielt. Schon damals kam es ja beinahe zum offenen Kampf zwischen beiden, und nur das plötzliche Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich verhinderte denselben. Kein Wunder, daß dieser Neid wuchs, als Preußen mehr und mehr erstarkte, so daß es fast wunderbar erscheint, daß beide Mächte geeint gegen Dänemark kämpften. Es war eben ein letztes Zusammengehen vor dem völligen Bruch. Ein Krieg zwischen Preußen und Österreich kann uns also nicht überraschen; er mußte früher oder später kommen.

Österreich hatte stets seinen eigenen Vorteil im Auge; die Interessen Deutschlands kamen erst in zweiter Linie. Suche das nachzuweisen! Woher kam das?

Anders war es mit Preußen; es hatte stets für Deutschland gekämpft, indem es für sich kämpfte. Suche Beweise dafür! Seine Stellung innerhalb Deutschlands nach dem Wiener Kongreß hatte es geradezu auf die Vorherrschaft hingewiesen. Inwiefern? Dem rein deutschen Preußen gebührte darum die führende Stellung in Deutschland, nicht dem aus so vielerlei Staaten zusammengesetzten Österreich.

Wie nun Österreich gezwungen wird, die Vorherrschaft in Deutschland an Preußen abzutreten, davon wollen wir jetzt hören.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Veranlassung zum Kriege. Die innere Ursache des unseligen Bruderkrieges zwischen Deutschen und Deutschen war die uralte Eifersucht zwischen Preußen und Österreich, wie wir bereits gesehen haben. Das vielsprachige Österreich, nur zu einem Drittel deutsch, wollte Deutschland beherrschen, während das rein deutsche Preußen, durch seine Lage, seine Geschichte und seine Macht zum Führer Deutschlands berufen, erst an zweiter Stelle kommen sollte.

— Die äußere Veranlassung zum Kriege gab Schleswig-Holstein. Denn was bei anderen Völkern Freude und Glück gewesen wäre, nämlich ein siegreicher Krieg, der die Grenzen erweitert und edle Stämme dem Mutterlande wieder zuführt, das ward bei Deutschlands Zerrissenheit bald die Ursache zu neuem Streite. Nach Beendigung des dänischen Krieges tauchte sofort die Frage auf: „Was soll nun aus den von Dänemark befreiten Herzogtümern werden?" Der Prinz Friedrich von Augustenburg, der gleich zu Beginn des dänischen Krieges nach Holstein gekommen und von den Herzogtümern zum Herzog gewählt worden war, blieb auch nach dem Friedensschlusse in Kiel und betrachtete sich als den rechtmäßigen Herzog. In seinen Bestrebungen wurde er von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten unterstützt, die, eifersüchtig auf Preußens und Österreichs Größe und neidisch auf deren selbständiges, siegreiches Vorgehen gegen Dänemark, aus den Herzogtümern einen neuen selbständigen Staat unter der Regierung des Augustenburgers bilden wollten. Bald schloß sich ihnen auch Österreich an; denn je mehr Kleinstaaten Deutschland hatte, desto leichter war es zu beherrschen. Nur auf die Zerrissenheit und Ohnmacht der deutschen Einzelstaaten, die sich meist bedingungslos an Österreich schlossen, gründete sich die österreichische Vorherrschaft. Auch Preußen war anfangs der Wahl des Augustenburgers nicht abgeneigt. Schon seit lange trug es sich mit dem Plane, eine Neugestaltung Deutschlands vorzunehmen, dergestalt, daß alle norddeutschen Staaten sich zu einem festen Bunde unter Preußens Führung vereinigten. Jetzt hielt es den Zeitpunkt für gekommen, dazu den Anfang zu machen. Es wollte deshalb Schleswig-Holstein nicht mit dem Blute seiner Söhne befreit haben, um einen neuen Mittelstaat entstehen zu sehen, zu schwach, um — trotz seiner herrlichen Lage an zwei Meeren — Deutschland zu nützen und gegen einen dänischen Angriff zu schützen, wohl aber stark genug, um, an Österreich gelehnt, Preußen in seinen Bestrebungen für die Größe und Wohlfahrt Deutschlands zu hemmen und zu schaden. Um diesen drohenden Anschluß an Österreich zu verhindern, forderte Preußen vom Herzog von Augustenburg, was es später im Interesse Deutschlands von allen norddeutschen Bundesstaaten fordern wollte, nämlich die Einverleibung seines Heeres und seiner Flotte in die preußische Armee. (Warum?) Auch sollte ihm die Bundesfestung Rendsburg, der Kieler Hafen und der noch zu erbauende Nordostseekanal eingeräumt werden. (Warum?) Bei solcher Machtstellung Preußens in den Herzogtümern wäre ein Angriff Dänemarks zur Unmöglichkeit geworden. Im Vertrauen auf Österreichs Unterstützung verweigerte jedoch der Herzog die Annahme dieser Bedingungen. Damit war Preußen die Möglichkeit, ihn als Herzog anzuerkennen, genommen. Von Kiel aus bereitete er nun der preußischen Regierung die größten Schwierigkeiten. Da Preußen das nicht ruhig mit ansehen konnte, und da sich andererseits die

deutschen Bundesmächte und Österreich des Prinzen annahmen, so schien es schon im Laufe des Sommers 1865 zu einem feindseligen Zusammenstoße in Deutschland selbst kommen zu müssen.

Noch einmal aber ward der drohende Sturm beschworen. Österreich und Preußen schlossen im Sommer 1865 den Vertrag zu Gastein, durch welchen beide Länder auch ferner im Besitze Schleswig-Holsteins blieben, und zwar so, daß Preußen die Verwaltung Schleswigs, Österreichs die Holsteins übernahm. Das Herzogtum Lauenburg dagegen ging für eine an Österreich gezahlte Entschädigung von $2^1/_2$ Millionen Thaler vollständig in den Besitz des Königs von Preußen über.

Der Gasteiner Vertrag war nur einem Waffenstillstande zu vergleichen. Die Bestrebungen des Augustenburgers zur Erlangung der Herrschaft, von Österreich unterstützt, dauerten fort. Auch sonst kreuzte Österreich auf jede Weise die preußischen Pläne. Endlich wollte es den deutschen Bund in die holsteinischen Angelegenheiten hineinziehen und diesem die Entscheidung über die Zukunft der Herzogtümer überlassen. Daß diese Entscheidung gegen Preußen ausfallen würde, war vorauszusehen. Preußen bestritt daher dem Bunde die Berechtigung, sich in eine rein preußisch-österreichische Angelegenheit zu mischen, und da Österreich die ihm ergebenen Staaten aufforderte, sich ungesäumt in Kriegsbereitschaft zu setzen, so rüstete nun auch Preußen seinerseits völlig zum Kriege. Als nun auch der österreichische Statthalter in Holstein die holsteinischen Stände zusammenberief, damit sie über das Schicksal des Landes beraten und sich selber einen Herrn wählen sollten, erklärte Preußen den Gasteiner Vertrag für gebrochen; seine Truppen rückten in Holstein ein und verhinderten den Zusammentritt der holsteinischen Stände. Die österreichischen Truppen räumten Holstein, begaben sich auf hannöversches Gebiet und von da über Kassel nach Süddeutschland und Österreich. Österreich erklärte durch den Einmarsch preußischer Truppen in Holstein den Bundesfrieden für gebrochen und beantragte beim deutschen Bundestag in Frankfurt, daß derselbe seine Bundestruppen kriegsbereit gegen Preußen machen solle, um Preußen mit Waffengewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Als dieser Antrag auch angenommen wurde, erklärte Preußen den bisherigen Bundesvertrag, wonach Streitigkeiten der einzelnen Bundesglieder stets friedlich durch die Bundesversammlung geschlichtet werden sollten (vergl. Wiener Kongreß), für gebrochen. Preußen und die ihm angeschlossenen Staaten (Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Weimar, Koburg-Gotha, Altenburg, Bremen) traten vom Bunde zurück, während Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Sachsen, Hannover u. a. im Bunde mit Österreich zu den Waffen griffen. Damit war der deutsche Bund am 14. Juni 1866 aufgelöst; die Waffen mußten über eine Neugestaltung Deutschlands entscheiden.

2. König Wilhelms Aufruf „An mein Volk.“ Ehe König Wilhelm I. von Preußen zum blutigen Waffentanze gegen Österreich auszog, erließ er am 18. Juni einen Aufruf an sein Volk, um darzuthun, daß dieser Krieg, den Preußen führe, ein heiliger Krieg sei, weil es ihn führen müsse für sein Recht, sein Leben und für Deutschlands Einheit. Der Aufruf lautet:

„An mein Volk.

In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es mich, zu meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach.

„Das Vaterland ist in Gefahr!“

Österreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen.

Nur wenige Jahre sind es her, daß ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Österreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Österreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngeren, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Österreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr; gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens!“ (Überschrift: Innere Ursachen des Krieges.)

Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren; wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten! In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe ich seit Jahren es für die erste Pflicht meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unsre Grenzen deckt. Mit seinem Könige an seiner Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen! Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu bleiben. (Überschrift: Des Königs Hoffnung auf des Volkes Entschlossenheit und Einigkeit gegen den Feind.)

Ich habe alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe ich in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Österreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn! Nicht mein ist die Schuld, wenn mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen; aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod

gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben. (Überschrift: Des Königs Versuche, den Krieg abzuwenden.)

Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne! (Überschrift: Des Königs Bitte zu Gott.)

Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen, als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten — in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen. Gott mit uns!" (Überschrift: Des Königs Hoffnung auf Deutschlands Neugestaltung.)

3. Der Kampf mit Österreich. a) Der Aufmarsch der Heere.

Mit gewohnter Manneszucht war das preußische Volk auf seines Königs Ruf zu den Fahnen geeilt. Jedem der beiden Gegner mußte daran liegen, von allem Anfang an den Krieg in Feindesland zu wälzen. Da jedoch die Österreicher nicht schnell genug kampfbereit waren, so kamen ihnen die Preußen zuvor; denn anstatt daß die Österreicher das mit ihnen verbündete Sachsen besetzten, ganz Schlesien mit ihren Truppen überschwemmten und dann gegen Berlin vordrangen, wie sie ursprünglich beabsichtigt hatten, rückten die Preußen mit unerhörter Schnelligkeit in Sachsen ein, besetzten schon am 18. Juni dessen Hauptstadt Dresden, am folgenden Tage Leipzig und gaben dadurch dem Kriege einen ganz anderen Verlauf, als ihn die Österreicher sich gedacht. Die sächsische Armee mußte ihr Land räumen und sich nach Böhmen zu den Österreichern zurückziehen. Diese Schnelligkeit der Preußen war die Folge der vortrefflichen Heereseinrichtungen, welche König Wilhelm schon von Anfang seiner Regierung an getroffen hatte. Die Bewaffnung und Übung des Heeres, die Ausrüstung mit dem notwendigen Kriegsgerät, seine Verproviantierung, alles war vorzüglich; tüchtige Generale standen an seiner Spitze; vor allem aber gab der gute Geist im Heere, der Geist der Hingebung und Opferfreudigkeit für das Vaterland, die Hoffnung auf eine glückliche Entscheidung des Krieges.

Da die Preußen Sachsen bereits besetzt hatten, so mußte die Hauptentscheidung in Böhmen fallen. Hier hatten sich, gedeckt durch die Gebirge, die einst Friedrich dem Großen so manche Schwierigkeiten bereitet, schon seit dem März die österreichischen Heeresmassen, aus vielerlei Völkern bestehend, gesammelt. Sie zählten, die 24000 Sachsen eingerechnet, ungefähr 270000 Mann und standen unter dem Oberbefehl des Generalfeldzeugmeisters von Benedek. Aber es zeigte sich, daß sie trotz der langen Vorbereitung nicht kampffertig waren; jedermann hatte geglaubt, sie würden angreifen, statt dessen rückten nun die Preußen in Böhmen ein. Diese hatten, etwa 250000 Mann stark, drei Armeen gebildet. Die erste Armee, unter dem Oberbefehle des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, stand in der Mitte; sie zählte un-

gefähr 90000 Mann und sollte von Görlitz aus die Görlitzer Neiße aufwärts durch die Lausitz, den östlichen Teil des Königreichs Sachsen und das Isergebirge ziehen, bei Reichenbach aus dem Gebirge herausbrechen und in südlicher Richtung dem böhmischen Elbkessel zumarschieren, dahin, wo die Elbe noch in südlicher Richtung fließt. Die gerade Fortsetzung dieses Weges ging nach Wien, der Hauptstadt des Feindes. Die zweite Armee, unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen stehend, bildete den östlichen oder linken Flügel der preußischen Aufstellung; sie zählte etwa 115000 Mann und sollte von Schlesien und der Grafschaft Glatz aus durch die Sudetenpässe ebenfalls nach dem Elbkessel ziehen. Die dritte Armee, die kleinste, stand unter dem Oberbefehle des Generals Herwarth von Bittenfeld (desselben, der den nächtlichen Übergang nach Alsen am 29. Juni 1864 geleitet hatte); sie zählte etwa 50000 Mann, bildete den westlichen oder rechten Flügel der preußischen Aufstellung, besetzte im Fluge das ganze Königreich Sachsen, nötigte dessen König Johann, sich mit seiner Armee zu den Österreichern zu retten, und zog dann die Elbe aufwärts durch das Lausitzer Gebirge ebenfalls dem Elbkessel zu. Sie hieß auch noch Elbarmee.

So marschierten die Preußen in verschiedenen Heersäulen getrennt einem gemeinsamen Ziele zu, um dann gemeinsam die Hauptmacht des Feindes zu schlagen. Dieser vortreffliche Plan, getrennt marschieren, vereint schlagen, rührte vom General von Moltke, dem großen preußischen Schlachtendenker und Schlachtenlenker, her. Er leitete alle Bewegungen der Truppen, und seiner Kriegskunst vor allem dankt Preußen seine glänzenden Waffenerfolge.

b) **Die ersten Siege.** In viele Heersäulen auseinander gerissen, hatten die Preußen steile Gebirgsrücken zu übersteigen und sich aus langen, engen Thälern herauszuwinden. Mit unvermuteter Schnelligkeit, welche die Österreicher „affenähnliche Geschwindigkeit" nannten, erschienen sie an den Ausgängen der Gebirgspässe und erzwangen den Eintritt in Böhmen. Erst beim Austritt in die Ebene erwartete sie Benedek. König Wilhelm hatte für den 27. Juni im ganzen Lande einen Buß- und Bettag festgesetzt, damit das Volk des Himmels Segen auf die preußischen Waffenthaten herabflehe. Überall in den preußischen Kirchen stiegen die Gesänge und Gebete der andächtigen Bevölkerung zum Throne des Höchsten empor. An demselben Tage, am 27. Juni, begann draußen auf den Schlachtfeldern Böhmens die blutige Entscheidung. Am Südfuße der Glatzer Gebirge boten die Österreicher alle Kraft auf, das Hervorbrechen der Preußen — 2. Armee — zu hindern und sie vernichtend in die Gebirgsengen zurückzuwerfen. In glänzenden, siegreichen Gefechten wurden jedoch die Österreicher geschlagen und mehr und mehr zurückgedrängt. Jeder Tag, der 28., 29. und 30. Juni brachte neue Siege. Besonders glänzend war der Sieg des Generals von Steinmetz bei Nachod am

27. Juni, wo 2500 Gefangene gemacht und so die Siegesbahn eröffnet wurde. Am 28. drangen die Sieger auf Skalitz weiter, das ebenfalls nach blutigem Kampfe genommen ward. Die Ehre des Tages gebührte wiederum dem General von Steinmetz. Überall zogen sich die Österreicher unter den Schutz ihrer Festung Josephstadt an der Elbe zurück.

Inzwischen war aber auch die Elbarmee und die 1. Armee des Prinzen Friedrich Karl nicht unthätig gewesen. Nachdem sie schon am 26. Juni den Feind in mehreren siegreichen Gefechten geschlagen und sich infolge dessen vereinigt hatten, kämpften sie am 28. siegreich bei Münchengrätz, und der blutige Tag von Gitschin, 29. Juni, brachte die unaufhaltsam nach Südost vordringenden Armeen in die gesuchte Verbindung mit der 2. Armee des Kronprinzen. Auch hier hatte also jeder Tag glückliche Waffenerfolge zu verzeichnen. Die preußische Tapferkeit, unterstützt durch das furchtbare Schnellfeuer des Zündnadelgewehres, hatte Wunder auf Wunder verrichtet.

Das waren die schönen Siegesnachrichten, die am 29. Juni, am Jahrestage des Übergangs nach Alsen, zuerst in Berlin und durch die ganze preußische Monarchie kund wurden und einen Begeisterungsjubel erregten, der sich in Berlin dadurch äußerte, daß das Volk jubelnd vor das königliche Palais zog und den König in einer Adresse beglückwünschte. In dem Augenblick, in dem er sie entgegennahm, erklang von unten herauf vieltausendstimmig der Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Als er nun auf den Balkon heraustrat, ward's feierlich still, wie im Gotteshaus; alle Häupter entblößten sich, und der König rief seinem Volke zu: „Habt Dank, habt Dank für euren Jubelruf! den nehme ich mit zur Armee. Mit Gottes Hilfe haben wir den ersten Sieg errungen, es stehet uns aber noch vieles bevor. Harret aus und denket an den Wahlspruch: Mit Gott für König und Vaterland. Ein Hoch der Armee!“

Noch in derselben Nacht reiste er persönlich zur Armee auf den Kriegsschauplatz. Die Nachrichten der glänzenden Siege aber riefen in ganz Preußen Begeisterung, Jubel und Zuversicht hervor. Die Opferfreudigkeit des Volkes zeigte sich in Vorausbezahlung der Steuern, in Anerbietung zinsfreier Kapitalien zur energischen Fortführung des Krieges, in Bildung von Vereinen zur Unterstützung der für den König und das Vaterland kämpfenden und blutenden Landeskinder, in Einrichtung von Lazaretten, Einsendung zahlloser Gaben für die Verwundeten — kurz, es herrschte eine Opferfreudigkeit im Lande, wie man sie selbst in den Freiheitskriegen kaum schöner gesehen.

c) **Die Entscheidung bei Königgrätz.** Am 2. Juli traf der König bei seinen Truppen ein und übernahm sofort den Oberbefehl. An diesem Tage standen die preußischen Armeen zwar noch vier Meilen weit auseinander, jedoch in einer Stellung, welche ein Zusammenwirken jeden Augenblick möglich machte. Der überraschte, erschütterte Feind bezog zwischen den beiden Festungen

Josephstadt und Königgrätz eine sehr starke Stellung, und hierher waren in jenen Tagen voll Spannung die Augen von ganz Europa gerichtet; denn hier mußte die wichtigste Entscheidung des ganzen Krieges fallen. Mit der Elbe, die in südlicher Richtung an Königgrätz vorübereilt, fließt einige Meilen westlich in fast paralleler Richtung die Bistritz, die sich später mit der Elbe vereinigt. Zwischen Bistritz und Elbe zieht eine Reihe von wellenförmigen Anhöhen, meist mit kleinen Dörfern gekrönt, von steilen Gründen vielfach durchschnitten, hier und da mit Wäldchen durchsetzt. Hierher hatte sich Benedek zurückgezogen. Mit dem Rücken an die Elbe angelehnt, stützte sich sein linker, südlicher Flügel auf Königgrätz, sein rechter auf Josephstadt. Der Mittelpunkt seiner Stellung war die stark befestigte Höhe von Chlum mit dem Dorf gleichen Namens. Er hatte Zeit gehabt, diese Stellung auf jede nur mögliche Art zu befestigen. Die wenigen Übergänge über die Sumpfgebiete der Bistritz waren besonders geschützt, Gräben und Schanzen aufgeworfen, die Kanonen oft dreifach übereinander aufgestellt, in den kleinen Wäldern strichweise die Bäume abgehauen, um den Kugeln eine sichere Bahn zu schaffen; sogar die Entfernungen waren genau abgemessen und Zeichen an den Bäumen eingeschnitten worden, damit die Kugeln der Artillerie desto sicherer träfen. Von der Höhe von Chlum aus leitete Benedek die Schlacht; er hielt seine Stellung für uneinnehmbar; denn 600 Kanonen richteten ihre ehernen Schlünde in den Thalgrund. — Ihm gegenüber im weiten Halbkreise standen die drei Armeen der Preußen. Am südlichsten, dem linken Flügel der Österreicher gegenüber, den rechten Flügel der Preußen bildend, stand die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld; in der Mitte, Chlum gegenüber, die erste Armee des Prinzen Friedrich Karl; während die zweite Armee des Kronprinzen, von Norden kommend, dem rechten Flügel der Österreicher gegenüber stehend, noch einige Meilen vom Schlachtfelde entfernt war. Das war die Stellung der kämpfenden Heere am Morgen des 3. Juli.

Noch in der Nacht vom 2. zum 3. Juli war in dem Hauptquartier des Königs, der sich bei der ersten Armee des Prinzen Friedrich Karl befand, der Kampf für den folgenden Tag beschlossen worden. Auf einen Sieg war jedoch nur zu rechnen, wenn die erste und Elbarmee den Feind so lange beschäftigten, bis der Kronprinz auf dem Schlachtfelde eintreffen würde. Dieser erhielt daher noch in der Nacht den Befehl zum Aufbruch, doch konnte er vor Mittag schwerlich in die Schlacht eingreifen. Auf die erdrückende Hitze der letzten Junitage waren heftige Regengüsse gefolgt, die den Boden aufgeweicht und den Marsch der Truppen bedeutend erschwert hatten. Auch am 3. Juli regnete es fast unaufhörlich bis nachmittags; das Wetter war kalt, nebelig. Seit morgens 8 Uhr war der König zu Pferde. Um dieselbe Stunde hatte der Angriff der Preußen begonnen. Es war die Armee des Prinzen Friedrich Karl, der Mittel-

punkt der preußischen Aufstellung, welche bei Sadowa, Chlum gegenüber, zuerst ins Feuer kam. Mit Todesverachtung rückten die braven Truppen durch den nebeligen Wald und über das regennasse Feld den befestigten Höhen entgegen und nahmen die wenigen Übergänge über das Sumpfgebiet der Bistritz, aber einen entsetzlichen Granatenhagel spieen die österreichischen Geschütze gegen sie aus. Schaurig war der Sturmlauf durch den Wald von Sadowa unter den sausenden und pfeifenden Kugeln und den krachenden Ästen und Bäumen; um Wald und Dorf wütete der furchtbarste Kampf; in sechsstündigem, heißem Ringen, unter ungeheuren Verlusten, erschöpften die braven Truppen ihre Kräfte, ohne doch des Feindes Meister werden zu können. Indessen hatte auch die Elbarmee in den Kampf eingegriffen; unter großen Schwierigkeiten und noch größeren Verlusten hatte sie bis gegen Mittag die tapferen Sachsen und den linken Flügel der Österreicher etwas zurückgedrängt. Bei der ersten Armee aber stand es um Mittag schlimm. Hier waren die Österreicher im Vorteil, und es schien, als ob sie sich zuerst auf die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die Elbarmee werfen und sie vernichten würden, um dann ebenso sicher des Kronprinzen Armee zu schlagen. Doch schien es nur so; in Wirklichkeit blieb Benedek ruhig in seiner Stellung; die Schlacht stand.

Sorgenvoll und sehnsüchtig richteten sich aller Blicke nach Osten, woher der Kronprinz kommen mußte. So hatte einst auch Wellington nach Blücher ausgeschaut. Doch konnte der Kronprinz noch nicht da sein. Morgens 4 Uhr hatte er erst den Marschbefehl erhalten und sich ungesäumt auf den weiten und schwierigen Weg gemacht. In den vom Regen aufgeweichten Boden, in die mit mannshohem Getreide bestandenen Felder sanken die Kanonen bis an die Achsen ein; unter den größten Anstrengungen kam man nur langsam vorwärts. Schon überlegte man in der Umgebung des Königs, ob es nicht besser sei, die vom furchtbaren Kampfe bis zum Tode erschöpften Truppen Friedrich Karls auf das rechte Ufer der Bistritz zurückgehen zu lassen, als das Artilleriefeuer des Feindes schwächer wurde, sich teilte und dadurch die Ankunft der Waffenbrüder verriet. Als nachmittags gegen zwei Uhr die Kunde durch die Reihen lief: „Der Kronprinz ist da!“ atmeten nicht nur die erschöpften Soldaten, sondern auch ihre Führer auf. Der König, der bisher von einem Hügel aus die Schlacht geleitet hatte, befahl nun ein allgemeines Vorgehen auf der ganzen preußischen Schlachtlinie. Überall begann das Vordringen; wie ein Sturm brauste von Nordosten her der frische Angriff der kronprinzlichen Armee; von Dorf zu Dorf wälzte er sich vorwärts; bald war die Höhe von Chlum, der Schlüssel der feindlichen Stellung, genommen. Vergebens beeilte sich Benedek, diesen wichtigen Punkt den Preußen wieder zu entreißen. Immer mehr Preußen wurden ins Feuer geführt; Regiment auf Regiment erklomm unter Trommelschlag und Hurraruf die Höhen; Batterie auf Batterie sandte

ihr vernichtendes Feuer in des Feindes Rücken. Die österreichische Armee kam ins Wanken. Da sah Benedek, der bis dahin in kühler Ruhe seine Befehle erteilt hatte, daß die Schlacht verloren war, und gab den Befehl zum Rückzuge. Nun begann die Auflösung des österreichischen Heeres; der Kanonendonner verstummte plötzlich; in wilder Flucht wälzte sich der verwirrte Heeresknäuel in östlicher Richtung rückwärts nach der Elbe, der Festung Königgrätz zu. Jetzt verließ der König seinen Standpunkt und sprengte mitten in das Schlachtgewühl hinein, überall von den vorrückenden Regimentern mit endlosem Jubel begrüßt. Die Soldaten drängten sich jubelnd um ihn her, küßten und drückten ihm die Hand, jauchzten und weinten vor Lust, während die Musik während des Marsches das „Heil dir im Siegerkranz" spielte. Auf der Höhe des Schlachtfeldes angelangt, befahl der König noch einen großen Reiterangriff auf den bereits fliehenden Feind. So entspann sich noch ein großartiger Kavalleriekampf; die österreichische Reiterei wurde völlig geworfen; die preußische Kavallerie ritt alles nieder, was ihr entgegentrat; Infanterie rückte mit klingendem Spiel von allen Seiten nach. In eiliger Flucht, daß sie zuletzt nur noch von der Artillerie verfolgt und aus der Ferne belästigt werden konnten, suchten die völlig aufgelösten Regimenter der Österreicher die Elbübergänge, wobei in der Eile und Dunkelheit noch viele in der Elbe ertranken. Als die noch einmal durch dunkles Gewölk brechende Abendsonne im fernen Glanze die Festung Königgrätz zeigte, war der herrliche Sieg errungen. Aber er war teuer erkauft; denn mehr als 9000 Tote und Verwundete hatten ihn mit Gesundheit und Leben bezahlt. Dagegen hatten die Österreicher 19 000 Mann an Toten und Verwundeten, 20000 Mann an unverwundeten Gefangenen, 11 Fahnen und 174 Geschütze verloren. Mit Recht durfte der königliche Feldherr in seinem Tagesbefehl an die Armee sagen: „Der Tag von Königgrätz hat schwere Opfer gekostet, aber er ist ein Ehrentag für die ganze Armee, auf welche das Vaterland mit Stolz und Bewunderung blickt."

König Wilhelm, der sich selbst wiederholt der größten Lebensgefahr ausgesetzt, traf nach Beendigung der Schlacht, abends gegen 8 Uhr, seinen Sohn, den Kronprinzen, den eigentlichen Sieger von Königgrätz. Beide sanken sich in die Arme, und der König schmückte die Brust seines Sohnes mit dem höchsten militärischen Verdienstorden (pour le mérite). Seit 48 Stunden nur zwei Stunden der Ruhe gepflegt, den ganzen Tag im Sattel, ohne Speise und Trank, nur mit einem Stück Brot aus der Tasche eines Soldaten erquickt, mehrmals im dichten Feuer, so hatte der fast siebzigjährige König alle Mühen und Gefahren des Tages mit den Seinen geteilt, die Kämpfenden ermuntert, die Verwundeten getröstet und für ihre Pflege gesorgt. Wahrlich, jeder Zoll ein König und ein Held.

Um $8\frac{1}{2}$ Uhr abends konnten endlich auch die völlig erschöpften Preußen

ihr Lager beziehen. Es wurde Nacht; grau und tonlos lag die Landschaft da; unheimlich wie große Fackeln leuchteten die brennenden Dörfer in der Runde; am ganzen Horizont blitzte es von unzähligen kleinen Lagerfeuern. Da schlugen die Trommeln zum Gebete; wie einst bei Leuthen wurde das alte „Nun danket alle Gott“ von der Musik angestimmt und setzte sich die langen, langen Reihen immer weiter fort über das ganze Siegesfeld: ein Schlummerlied den Toten, ein Trostgesang den Leidenden, den Lebenden ein Dankgebet. Vom dunkelblauen Himmel glänzten die ruhigen Sterne auf das dampfende Schlachtfeld hernieder, und ein ganzes Volk in Waffen, ein Volk von Siegern, schaute betend zu ihnen empor.

d) **Der Waffenstillstand.** Die Niederlage von Königgrätz war von furchtbarer Wirkung für den österreichischen Staat; sie hatte die Widerstandskraft Österreichs gebrochen, die glänzenden Siegeshoffnungen zunichte gemacht. Man hatte dem siegreichen preußischen Heere keine neue Armee entgegenzustellen; der Weg nach Wien, in das Herz des Kaiserstaates, stand offen; das Gesuch um einen Waffenstillstand von vier Wochen, das der General Gablenz einen Tag nach der Schlacht bei Königgrätz dem Könige persönlich vortrug, wurde abgewiesen, obgleich er später seine Bemühung wiederholte. Mit großer Schnelligkeit rückten die Preußen nach einigen Tagen der Ruhe tiefer ins Feindesland. Die Armee des Kronprinzen zog auf Olmütz in Mähren, wo Benedek seine zersprengten Truppen wieder sammelte. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl zog über Brünn, die Elbarmee über Iglau geradeswegs auf Wien. Am 18. Juli befand sich das Hauptquartier der Preußen bereits in Nikolsburg, kaum 12 Meilen von Wien entfernt, während die preußischen Truppen bereits an der Grenze des in der Geschichte Österreichs so berühmten Marchfeldes standen; ihre Wachtfeuer leuchteten bis nach Wien; von der Spitze des Stephansturmes in Wien aus sah man im Scheine der Sonne die Bajonette der Preußen blinken. Man erwartete täglich den Angriff auf Wien. Dasselbe war nur durch die Donau geschützt. Den Übergang über die Donau beherrschten nur die eiligst aufgeworfenen Florisdorfer Schanzen nördlich von Wien und Preßburg. Schon hatte eine preußische Heeresabteilung die kleinen Karpathen überstiegen und in einem siegreichen Gefecht dicht vor Preßburg, bereits auf ungarischem Boden, einen Teil der Österreicher abgeschnitten; Preßburg und damit der Donauübergang wäre sicher in die Hände der Preußen gefallen, als um die Mittagsstunde des 22. Juli die Nachricht von dem in Nikolsburg abgeschlossenen vierwöchentlichen Waffenstillstande die Preußen mitten in ihrem Siegeslaufe hemmte. Durch diesen Waffenstillstand zur rechten Zeit war Wien gerettet. Die Hauptentscheidungen des ganzen Krieges waren in den ersten 7 Tagen, vom 27. Juni bis 3. Juli gefallen, weshalb man ihn auch wohl den „siebentägigen Krieg“ genannt hat.

4. Der Kampf gegen die Bundestruppen. a) **Der Waffengang mit Hannover.** Nicht nur Österreich, sondern auch die meisten anderen deutschen Staaten waren gegen Preußen. Sie hatten am 14. Juni, dem Tage der Auflösung des deutschen Bundes, beschlossen, mit ihren Truppen vereint gegen die Preußen zu fechten. Außer Sachsen, dessen Truppen sich bald mit den Österreichern in Böhmen vereinten, konnten besonders Hannover und Kurhessen den Preußen gefährlich werden. Schon am 15. Juni erging daher die Aufforderung an beide Länder, mit Preußen ein Bündnis abzuschließen oder doch wenigstens während der Dauer des Krieges neutral zu bleiben; auch sollten sie sich verpflichten, unter Wahrung ihrer völligen Selbständigkeit nach dem Kriege dem von Preußen neu zu errichtenden Bundesstaate beizutreten. König Georg V. von Hannover, stolz auf seine welfische Abkunft und sein Königtum, schwankte hin und her, entschied sich aber zuletzt nach seines Herzens Zuge für Österreich und lehnte die Forderungen ab. Dasselbe that der Kurfürst von Hessen aus Abneigung gegen Preußen. Sofort rückten die Preußen in beide Länder ein; mit betäubender Schnelligkeit folgten die Schläge. Aus Holstein, über die Elbe herüber, kam General Manteuffel, von Westfalen her zog Vogel von Falckenstein, und schon am 17. Juni besetzten preußische Truppen die Hauptstadt Hannover. Ebenso schnell rückten von der Rheinprovinz her die Preußen in Kurhessen ein, besetzten am 19. Juni dessen Hauptstadt Kassel, nahmen den Kurfürsten, der auch noch in der letzten Stunde jede Versöhnung verwarf, gefangen und schickten ihn als Gefangenen nach Stettin. Während es aber den kurhessischen Truppen gelang, nach Süden zu entkommen, sammelte der König von Hannover in der Eile bei Göttingen sein Heer, versäumte es aber, sich noch rechtzeitig südwärts durch Hessen einen Ausweg zu bahnen. Erst als die Preußen wie im Sturm sein Hannover besetzt hatten und ihm auf dem Fuße folgten, wandte er sich mit seiner Armee, ungefähr 20 000 Mann stark, südöstlich auf Thüringen und zog über Heiligenstadt und Mühlhausen nach Langensalza, um sich über den Thüringer Wald hinüber zu retten und mit den Bayern zu vereinigen. Von Gotha her kam ihnen eine kleine preußische Truppenabteilung von etwa 8000 Mann entgegen, welche die Aufgabe hatte, sie festzuhalten, aber nicht anzugreifen. Noch einmal bot König Wilhelm dem Könige von Hannover ein Bündnis, in dem er ihm die völlige Selbständigkeit Hannovers zusicherte; aber Georg V. antwortete auch diesmal mit „Nein“, und dieses „Nein“ sollte ihm seine Krone kosten. Am 27. Juni, dem vom König Wilhelm angeordneten Buß- und Bettage, an dem auch in Böhmen die ersten Siege errungen wurden, kam es bei Langensalza zur Schlacht. Die Hannoveraner hatten auf den Höhen hinter der Unstrut ihre Stellung genommen. (Unweit davon lag ehemals das Kloster Hohenburg, bei dem einst ihre Vorfahren, die Sachsen, von Heinrich IV. 1075 geschlagen

[illegible] die Preußen, die Unstrut überschreitend, auf [illegible] Tapferkeit stritt gegen Tapferkeit, und [illegible] die Gegner übersehen, die bereits alle ihre [illegible] hatten, gingen sie zum Angriffe über, durch- [illegible] die Unstrut und nötigten die Preußen zum Rückzuge. [illegible] Gegner wieder in der Stellung, die sie am Morgen [illegible] Sieges war an einen Durchbruch der Hannoveraner [illegible] da von allen Seiten die Preußen herangezogen. Ringsum [illegible] preußischen Truppenmassen umstellt, ergab sich Georg V. am [illegible] Juni mit seinem ganzen Heere. Das hätte auch ohne vorhergehende Schlacht [illegible] müssen; das Blut des beklagenswerten Kampfes bei Langensalza war [illegible] geflossen. Die gefangenen Truppen erhielten nach Ablegung der [illegible] Abzug und wurden in ihre Heimat gesandt, nachdem sie sich [illegible] verpflichtet hatten, nicht wieder gegen Preußen zu kämpfen. Der [illegible] begab sich mit dem Kronprinzen durch Thüringen nach Wien. Das [illegible] Kriegsmaterial, darunter 52 Kanonen und 6000 schöne Pferde, wurde [illegible] der Preußen.

So waren also in wenigen Tagen alle Feinde im Rücken der Preußen [illegible].

b) **Der Waffengang am Main.** Die mit Österreich verbündeten Staaten Süd- und Westdeutschlands hatten zwei Armeen gebildet. Die erste, aus den Bayern und einigen österreichischen Regimentern bestehend, etwa 45 000 Mann stark, stand unter dem Oberbefehle des greisen Prinzen Karl von Bayern. Die zweite von den Württembergern, Badensern, Kurhessen, Hessen-Darmstädtern, Nassauern und Frankfurtern gebildet, ebenfalls etwa 45 000 Mann, führte der kriegerisch nicht unerfahrene Prinz Alexander von Hessen. Dieser starken Truppenmasse, die allerdings, bunt zusammengewürfelt, an den Kampf in größerer Gemeinschaft nicht gewöhnt war, hatte die Preußen anfangs nur 45 000 Mann entgegenzustellen. Sie standen unter dem Oberbefehle des Generals Vogel von Falckenstein und bildeten die Mainarmee. Wie die drei preußischen Armeen in Böhmen, so errang auch die Mainarmee durch große Schnelligkeit und Tapferkeit bedeutende Waffenerfolge auf dem westlichen Kriegsschauplatze. Nach der Gefangennahme der Hannoveraner brach die Mainarmee nach Süden auf, schlug in den ersten Tagen des Juli die Bayern bei Dermbach im Rhöngebirge und nach einem schwierigen Marsch über die Rhön bei Kissingen an der fränkischen Saale. Als darauf die Bayern sich weiter nach Schweinfurt und Würzburg zurückzogen, ging Falckenstein westlich auf Hanau und Frankfurt zu, überstieg [illegible] verlichen Marsche den Spessart, stieß bei Aschaffenburg auf [illegible] Prinzen von Hessen, trieb sie in unaufhaltsamem Vorgehen zurü[illegible]

und nahm die Stadt ein. Nun wichen die süddeutschen Truppen südlich gegen den Odenwald hin und gaben Frankfurt und Nassau preis. Falckenstein, der schon am 16. Juli in die alte Bundeshauptstadt einrückte, konnte seinem Könige melden: „Die Länder nördlich vom Main liegen Ew. Majestät zu Füßen.“

Als Falckenstein abberufen wurde, indem er die ehrenvolle Stellung eines Gouverneurs des eroberten Böhmens erhielt, setzte sein Nachfolger im Oberbefehl, General von Manteuffel, den Siegesmarsch fort, schlug die inzwischen vereinigten feindlichen Kräfte noch in mehreren Gefechten südlich vom Main und besetzte einige Teile der süddeutschen Staaten, bis der in Nikolsburg abgeschlossene Waffenstillstand auch hier dem Blutvergießen ein Ende machte. Obwohl traurig an sich, weil hier nur Deutsche gegen Deutsche kämpften, hat dieser Bruderkrieg im Herzen Deutschlands dem gemeinsamen Vaterlande doch zum Heile gereicht. Die süddeutschen Truppen hatten überall mit großer Tapferkeit gekämpft, aber sie mußten einsehen, daß auch die größte persönliche Tüchtigkeit nichts vermag ohne die große, alles umfassende Einheit. Darum schlossen sich später die süddeutschen Staaten an Preußen an.

5. Der Friede. Nach Ablauf des Waffenstillstandes wurde zwischen Preußen und Österreich am 23. August der Friede zu Prag geschlossen. Der Kaiser von Österreich übertrug seine Rechte auf Schleswig-Holstein an Preußen, welches aus den beiden Herzogtümern eine neue preußische Provinz bildete; auch gab er seine Zustimmung zu einer Neugestaltung Deutschlands unter Führung Preußens, mit Ausschluß von Österreich. Außerdem zahlte Österreich 20 Millionen Thaler Kriegskosten.*)

Dem Frieden zu Prag folgten rasch die Friedensabschlüsse auch mit den übrigen deutschen Staaten, die gegen Preußen gestanden, zu Berlin. Hannover, Kurhessen, Nassau und die freie Stadt Frankfurt kamen unmittelbar an Preußen, welches daraus zwei neue Provinzen bildete. Dadurch hatte Preußen eine Verbindung seines bisher zerrissenen Gebietes herbeigeführt und eine gewaltige Stellung gewonnen, wie überhaupt der kurze, glorreiche Krieg durch die Kraft und Weisheit der Führung, die unvergleichliche Tapferkeit und Schlagfertigkeit der Truppen, die Opferwilligkeit und hingebende Vaterlandsliebe des ganzen Volkes Preußens Ruhm durch alle Welt getragen und ihm einen Ehrenplatz an der Spitze der Völker angewiesen hatte. Die übrigen Staaten kamen mit einem sehr billigen Frieden weg; sie brauchten kein Land abzutreten, sondern mußten nur eine nach dem Verhältnis ihrer Größe sich richtende Kriegskostenentschädigung zahlen; so Bayern 30, Württemberg 8,

*) Vergl. auch: „Der Prager Friede.“ Richter, Quellenbuch Nr. 161.

Baden 6, Hessen-Darmstadt 3 Millionen Gulden. Außerdem mußte der Großherzog von Hessen die Landgrafschaft Hessen-Homburg, die der neuen preußischen Provinz Hessen einverleibt wurde, abtreten und seine Zustimmung geben, daß die bisherige Bundesfestung Mainz ausschließlich von preußischen Truppen besetzt wurde. Am längsten verzögerte sich der Friede mit Sachsen, dessen König Johann in Wien weilte. Es mußte 10 Millionen Thaler Kriegskosten bezahlen und einwilligen, daß neben sächsischen auch preußische Truppen Dresden und den uneinnehmbaren Königsstein besetzten.

Alle Länder nördlich vom Main, auch Sachsen und Oberhessen, den nördlichen Teil des Großherzogtums Hessen, vereinigte Preußen, seinem langjährigen Plane entsprechend, zu einem norddeutschen Bunde. Jeder Staat erhielt seine völlige Selbständigkeit, nur mußte er sein Militär mit dem Preußens vereinigen. Der Oberbefehl über die gesamte norddeutsche Kriegsmacht lag in Preußens Händen. Dagegen war den süddeutschen Staaten das Recht zugestanden, auch ihrerseits zu einem süddeutschen Bunde zusammenzutreten. Da aber die süddeutschen Staaten den bisherigen deutschen Bund, wie er wirklich war, jetzt endlich kennen gelernt, da sie den ganzen Jammer eines Bundeskrieges durchlebt hatten, in dem alle Tapferkeit, aller Heldenmut des Einzelnen zu schanden ward an einer Oberleitung, die immer verlieren mußte, weil sie vielköpfig war (inwiefern?), da die alten Zeiten der vielverspotteten „Reichsarmee“ gleichsam noch einmal aufgelebt waren, so erkannten die süddeutschen Staaten auch ihre völlige Ohnmacht ohne Preußen und schlossen daher mit diesem im Falle eines Krieges mit einer fremden Macht Schutz- und Trutzbündnisse ab, die vorläufig allerdings noch geheim gehalten wurden. Bei einem ausbrechenden Kriege sollte dann Preußen den Oberbefehl auch über die süddeutschen Truppen führen. So war also durch den blutigen Bruderkrieg eine Einigung ganz Deutschlands ohne Österreich herbeigeführt.

Mit so großen Erfolgen endete ein Krieg, der, so kurz seine Dauer auch war, doch den Ruhm der preußischen Waffen durch die ganze Welt trug. Und als nun am 20. September die siegreich heimkehrenden Krieger ihren Einzug in Preußens Hauptstadt hielten, durch das festlich geschmückte Brandenburger Thor, die Linden hinab, durch die aus 208 erbeuteten Kanonen und anderer Kriegsbeute gebildete Siegesstraße vor das Königsschloß, und als zum Schluß der Feier das erhebende: „Herr Gott, dich loben wir“ an derselben Stelle vor dem Dome erklang, wo es einst 1814 erklungen, da wußte jedes Herz, daß das Blut deutscher Söhne nicht umsonst geflossen, daß die deutsche Einheit, Freiheit und Größe damit erkauft war.

B. Vertiefung.

1. Was ist über die Ursachen des Krieges zu sagen?

Der Krieg muß kommen, weil die eigentliche Ursache desselben Österreichs Neid, Eifersucht, Mißgunst auf Preußen ist; es gönnt diesem seine Großmachtstellung in Deutschland und Europa nicht. „Der Blick des Neides reißt das Haus des Nächsten ein, der Blick der Liebe fällt hinein wie Sonnenschein." Trotzdem es nur zu einem Drittel deutsch ist, will es über Deutschland herrschen und das kleinere, jüngere Preußen, das nach seiner geographischen Lage, Geschichte, deutschen Bevölkerung zur Führung Deutschlands berufen ist, zurücksetzen, um seine Herrschsucht, seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Trotzdem Franz II. 1806 die deutsche Kaiserkrone niedergelegt, beanspruchen seine Nachfolger auf Österreichs Throne doch die Rechte und die Macht eines deutschen Kaisers. Diese Mißgunst Österreichs gegen Preußen führte schon auf dem Wiener Kongreß Uneinigkeit, Zwietracht, ja beinahe den Bruderkrieg herbei, wenn nicht damals Napoleon von Elba wieder erschienen wäre. Damals mußte es Deutschland und Preußen, 1866 aber Österreich selbst erfahren: „Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder." „Friede ernährt, Unfriede verzehrt." In seiner Selbstsucht und seinem Eigennutz achtet es nicht die Bundesakte von 1815, bricht diese Bestimmungen, scheut sich also nicht vor Wort- und Eidbruch.

Die äußere Veranlassung wird Schleswig-Holstein. Preußen hat bei Behandlung dieser Frage seine eigene und damit Deutschlands Größe vor Augen; denn steht Preußen groß und mächtig da, so auch Deutschland. Darum will es der unseligen Vielstaaterei und Kleinstaaterei ein Ende machen und verlangt Anschluß des neuen Staates an Preußen. Erst als diese Forderung abgelehnt wird, muß es auch die neue Staatenbildung ablehnen. Dagegen begünstigt Österreich den Herzog von Augustenburg, einmal, weil Holstein seiner Lage und der großen Entfernung wegen wenig Wert für Österreich besitzt, dann aber auch, weil Österreichs Vorherrschaft in Deutschland um so sicherer, je größer die Anzahl der Klein- und Mittelstaaten ist. Als nun auch der Bundestag sich auf Österreichs Seite stellt, als er besonders entgegen den Bestimmungen der Wiener Bundesakte den Bundeskrieg gegen ein Bundesglied beschließt, da tritt Preußen mit seinem Anhang aus, der Bund ist dadurch aufgelöst, der 14. Juni also der Todestag des deutschen Bundes. Da sehen wir wieder: „Die Eintracht baut das Haus . . ."

2. Wem verdankt Preußen seine glänzenden Siege?

a) Seiner Schnelligkeit und Entschlossenheit. Mit Blitzesschnelle erfolgt die Besetzung der feindlichen Länder und der Aufmarsch der Heere. Am 15. Juni ist erst die Kriegserklärung erfolgt, und schon nach 3 Tagen ist ganz Sachsen, Hannover und Kurhessen in den Händen der Preußen,

während am 27. Juni bereits die ersten Schlachten geschlagen werden. Diese Schnelligkeit in der Überrumpelung des Feindes ist preußische Art. Wir finden sie in des großen Kurfürsten Marsch vom Rhein zum Rhin gegen die Schweden, in des großen Friedrich schlesischen Kriegen, in Blüchers Sieg an der Katzbach und bei Belle-Alliance. Friedrich der Große sagt: „Frische Fische sind gute Fische."

b) Der Überlegenheit seiner Heere und ihrer Führer. Überlegen sind die Preußen durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen; durch die Weisheit und Kühnheit des Feldzugsplanes: getrennt marschieren, vereint schlagen; durch die Vortrefflichkeit der Führung; durch die gute Ausrüstung mit vortrefflichen Gewehren; durch das unaufhaltsame und vorsichtige Vordringen der einzelnen Heersäulen; durch das gemeinsame Handeln bei Königgrätz; durch die todesmutige Tapferkeit auch bei der größten Gefahr. Diese Überlegenheit zeigt sich auch darin, daß der Krieg so rasch zu Ende ist; daß für das preußische Heer schließlich keine Schlacht, kein Gefecht verloren geht und niemals eine Rückwärtsbewegung desselben stattfindet; daß keine preußische Fahne, kein preußisches Geschütz in feindliche Hände fällt, während die Preußen viele Fahnen und 208 Kanonen erbeuten; daß am Schlusse des Krieges sich 48000 gefangene Österreicher und Sachsen in den preußischen Festungen befinden, während nur 364 Preußen in die Hände der Österreicher gefallen sind; daß der Verlust der Preußen an Toten, Verwundeten und Vermißten etwa 21000 Mann, der der österreichischen Armee in Böhmen etwa 63000 Mann, also dreimal soviel, beträgt.

c) Seiner Kühnheit im Glück. Es läßt sich durch nichts in seinem Siegeslaufe hemmen; vergebens bittet der Kaiser von Österreich zweimal um einen Waffenstillstand; er wird erst dann gewährt, als sich der Feind, dessen Hauptstadt die größte Gefahr droht, gleichzeitig zum Frieden bereit erklärt.

d) Der Langsamkeit seiner Gegner. Langsam sind zunächst die Österreicher. Obgleich seit dem März schon ihre Truppenmassen sich in Böhmen sammeln, fehlt ihnen doch beim Ausbruch des Krieges die volle Kriegsbereitschaft. Sie werfen sich nicht rechtzeitig den aus dem Gebirge hervorbrechenden Truppen entgegen. Langsam sind die Hannoveraner, denn sie wären bei schnellerer Bewegung sicher nach Süddeutschland entkommen. Langsam sind auch die Bayern; sie sollen den Hannoveranern zu Hilfe eilen, stehen aber erst bei Meiningen, als jene bereits gefangen sind.

e) Dem getrennten Handeln seiner Gegner, wenigstens auf dem westlichen Kriegsschauplatze. Hätten Bayern und Hessen sich rechtzeitig vereinigt, so würden sie bei ihrer bedeutenden Übermacht und ihrer großen Tapferkeit vielleicht nicht geschlagen worden sein. Es fehlt also die Einheitlichkeit der Kriegführung.

f) Der Unterstützung seiner Freunde. Obgleich die wenigen mit ihm verbündeten deutschen Staaten — welche? — keine große Macht besitzen, so ist ihre freundschaftliche Stellung zu Preußen doch insofern von großem Werte, als es dadurch sich im Rücken unbedroht weiß. „Freund in der Not . . .“ — „Ein guter Nachbar an der Wand ist besser als zehn Vettern über Land.“ Dadurch kann es seine ganze Kraft dem Hauptfeinde zuwenden. Dieser Anschluß an Preußen ist aber auch für die kleineren Staaten vorteilhaft. Sie behalten dadurch ihr Land, was sie bei einem Bündnis mit Österreich vielleicht eingebüßt hätten; sie helfen aber dadurch auch mit am Bau der deutschen Einheit, haben sich also überzeugt, daß Deutschland nur dann groß und mächtig sein kann, wenn alle deutschen Stämme zu einem großen Ganzen unter der Führung des starken, rein deutschen Preußen sich vereinigen. Sie beherzigen also des Dichters Mahnung: „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.“

3. Welches ist die Frucht des Bruderkrieges?

So tief beklagenswert ein Bruderkrieg auch immer ist, so ist doch aus der blutigen Saat des deutschen Krieges eine herrliche Ernte erwachsen. „Leiden hat bittere Wurzel, aber süße Frucht.“ Die Frucht besteht in

a) Der Vergrößerung Preußens an Macht und Ehre. Es hat 3 neue Provinzen, Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen, dadurch einen Zuwachs von 1300 Quadratmeilen mit mehr als 4 Millionen Einwohnern gewonnen; es hat dadurch seine bisher völlig getrennten Landesteile zu einem mächtigen Ganzen vereinigt und abgerundet; es hat eine lang ausgedehnte Meeresküste gewonnen, so daß es nun Nord- und Ostsee beherrscht und in gleicher Weise für eine zahlreiche Handels- wie tüchtige Kriegsflotte sorgen kann. Durch diesen Zuwachs an Macht ist es noch mehr als bisher befähigt, der Führer, Schirmer und Schützer Deutschlands zu sein. Es hat aber auch einen Zuwachs seiner Ehre gewonnen; denn laut und unverhohlen giebt ganz Europa sein Erstaunen und seine Anerkennung über solch unerhörte Waffenerfolge, und zwar um so mehr, als man weiß, daß es die Preußen nicht mit feigen Gegnern zu thun gehabt. Dieses Wachstum preußischer Ehre aber kommt ganz Deutschland zugute, an dessen Spitze es ja tritt. Je größer Preußens Macht und Ehre ist, desto eher wird man Deutschlands Wort im Rate der Völker achten und ehren.

b) Der Aufrichtung des norddeutschen Bundes, der zwar kleiner, aber doch mächtiger ist als der ehemalige deutsche Bund. In diesem herrschte stets Uneinigkeit zwischen den beiden Großmächten, dadurch Uneinigkeit, Neid, Zwietracht im ganzen deutschen Vaterlande; es fehlte Macht und Ansehen nach Außen. Dieser unheilvolle Zustand wird beseitigt, das mächtige Preußen übernimmt die Führung Norddeutschlands; dadurch wird Einigkeit, Ruhe und

Frieden im Inneren, Ehre und Ansehen nach Außen befestigt. Deutschland steht durch Preußen wieder ehrfurchtgebietend in Europa da.

c) Der Einrichtung des norddeutschen Kriegswesens nach preußischem Muster. Dadurch wird Einheitlichkeit in der Führung, der Ausrüstung und Bewaffnung, der Übung, der Bewegungen u. s. w. herbeigeführt. Damit ist ein weiterer Schritt zur Wiederaufrichtung des Kaiserreichs gethan.

d) Dem Abschluß von Schutz- und Trutzbündnissen zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten. Dadurch lehnt sich das schwächere Süddeutschland an das starke Norddeutschland an, befolgt des Dichters Mahnung: „Immer strebe zum Ganzen . . .“ Auch das ist ein weiterer Schritt zur Einigung aller deutschen Stämme. „Deutschland, Deutschland über alles . . .“

III. Verknüpfung.

1. Darstellung des Krieges in chronologischer Folge.

14. Juni Bundesbruch; 15. Juni Preußens Anfrage bei Sachsen, Hannover, Kurhessen; 16. Juni Einmarsch in diese Länder; 17. Juni Besetzung von Hannover; 18. Juni König Wilhelms Aufruf an sein Volk u. s. w.

2. Der östliche und westliche Kriegsschauplatz.

a) Lage. b) Feinde. c) Feldherren der Feinde und Preußen. d) Siege. e) Folgen. f) Waffenstillstand. g) Friedensschlüsse.

3. Königgrätz und Waterloo.

a) Zeit. b) Lage des Schlachtfeldes. c) Gegner. d) Verlauf der Schlacht bis zum Nachmittage. e) Des Kronprinzen und Blüchers Marsch zum Schlachtfelde. f) Die Entscheidung. g) Folgen des Sieges.

4. Königgrätz und Leipzig.

a) Zeit. b) Lage des Schlachtfeldes. c) Gegner. d) Aufstellung der Heere: bei Königgrätz von drei Seiten drei preußische Armeen (welche?), bei Leipzig ebenfalls drei Armeen der Verbündeten (welche?). e) Dauer der Schlacht: dort drei, hier ein Tag, trotz der gleichen Truppenstärke. Woher das kommen mag? (Napoleon ein besserer Feldherr als Benedek, die Franzosen kriegsgeübter als die Österreicher; dort Verbündete, Mangel an einheitlicher Führung, hier ein Volk, ein Wille. f) Folgen der Schlacht.

5. Der deutsche und siebenjährige Krieg.

a) Zeit. b) Gegner. c) Preußens Verbündete. d) Österreichs Verbündete. e) Ursachen des Krieges. f) Siege der Preußen. g) Niederlagen derselben. h) Dauer desselben. i) Kämpfe der Reichsarmee (Bundestruppen). k) Friedensschlüsse und Folgen.

6. Königgrätz und Leuthen.

a) Zeit. b) Lage des Schlachtfeldes. c) Gegner. d) Folgen der Schlacht. e) Abend der Schlacht.

7. Friede zu Prag und Hubertusburg.

a) Zeit. b) Welchem Kriege machen beide ein Ende? c) Frieden schließende Parteien. d) Folgen für Preußen und Österreich.

8. Friede zu Prag und Tilsit.

a) Zeit. b) Veranlassung. c) Parteien. d) Folgen für Preußen.

9. Das Schlachtfeld bei Langensalza 1075 und 1866.

Damals Heinrich IV. und die Sachsen, jetzt Preußen und Hannoveraner; damals Niederlage der Sachsen, jetzt Sieg ihrer Nachkommen, der Hannoveraner; damals blutige Verfolgung der Sachsen, jetzt Gefangennahme der Hannoveraner; damals härtere Bedrückung der Sachsen, jetzt Aufhebung des Königreichs Hannover.

10. Das allmähliche Wachstum Preußens.

1618 kommt das Ordensland Preußen an Brandenburg; 1648 Hinterpommern, Magdeburg, Halberstadt, Minden; 1720 Vorpommern bis zur Peene; 1742, 1745, 1763 Schlesien mit der Grafschaft Glatz; 1772 Westpreußen ohne Danzig und Thorn; 1793 Posen mit Danzig und Thorn; 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß Münster, Paderborn, Mühlhausen, Nordhausen, Goslar; 1815 Rheinprovinz und Teile Westfalens; 1866 Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen.

11. Der allmähliche Fortschritt zur Einheit Deutschlands.

Die Schwäche des alten Reiches bestand in der großen Zahl seiner Staaten. Je weniger Staaten, je weniger Herren, also Fortschritt zur Einheit. 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß Aufhebung aller geistlichen Gebiete; 1806 bei Stiftung des Rheinbundes Aufhebung der kleineren weltlichen Herrschaften; 1815 setzt der Wiener Kongreß die Zahl der deutschen Staaten auf 38 fest; nach dem deutschen Kriege von 1866 sind es noch 25, denn es gehören überhaupt nicht mehr zu Deutschland Österreich, Liechtenstein, Luxemburg; zwei Fürstentümer Hohenzollern haben sich 1849 mit Preußen vereinigt; drei Herzogtümer Anhalt haben sich zu einem vereinigt; Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau, Hessen-Homburg, Frankfurt a. M. sind zu Preußen gekommen; es sind also seit dem Wiener Kongreß 13 Staaten weniger geworden.

12. Böhmen ist ein großes, blutgetränktes Schlachtfeld.

1620 Schlacht am weißen Berge bei Prag; 1742 Chotusitz und Czaslau; 1745 Soor; 1756 Lobositz; 1757 Prag, Kollin; 1813 Kulm, Nollendorf; 1866 Königgrätz.

13. Sachsen — meist ein Gegner Preußens und der deutschen Sache.

Schon Moritz von Sachsen war zeitweilig ein Gegner der evangelischen Fürsten und Verbündeter des Kaisers; während des 30jährigen Krieges war Sachsen mehr dem Kaiser, als den Evangelischen zugeneigt; im siebenjährigen

Kriege stand es gegen Preußen auf Seite Österreichs; 1806—1807 stand es als Mitglied des Rheinbundes auf Napoleons Seite bis zur Völkerschlacht bei Leipzig; 1866 gegen Preußen auf Österreichs Seite.

14. Gedenktage.

14. Juni: 1800 (Marengo), 1807 (Friedland), 1866 (Auflösung des deutschen Bundes).
16. Juni: 1815 (Ligny), 1866 (Einmarsch der Preußen in Sachsen, Hannover, Kurhessen).
18. Juni: 1675 (Fehrbellin), 1757 (Kollin), 1815 (Belle-Alliance), 1866 (des Königs Aufruf).
27. Juni: 1866 (Buß- und Bettag, Langensalza, Nachod).
23. August: 1813 (Großbeeren), 1866 (Friede zu Prag).

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1866, 14. Juni. Auflösung des deutschen Bundes.
18. Juni. König Wilhelms Aufruf „An mein Volk!"
27. Juni. Gefecht bei Langensalza; zwei Tage später Gefangennahme der Hannoveraner.
27.—29. Juni. Gefechte bei Nachod, Skalitz, Münchengrätz, Gitschin.
3. Juli. Die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz.
Juli. Die Kämpfe am Main.
23. August. Friede zu Prag.
1867 Gründung des norddeutschen Bundes.

2. Geographische Ergebnisse.

Österreich, Liechtenstein, Luxemburg scheiden aus Deutschland aus.

Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Hessen-Homburg, Nassau, Frankfurt am Main kommen an Preußen.

Deutschland besteht nur noch aus 25, der norddeutsche Bund aus 22 Staaten (Oberhessen als Staat gerechnet). Welche sind das?

V. Anwendung.

1) Inwiefern ist der deutsche Krieg ein Bruderkrieg?
2) Warum ist das bei Langensalza vergossene Blut umsonst geflossen?
3) Wo, wann und warum kämpften Deutsche gegen Deutsche?
4) Der deutsche Krieg hatte nichts mit der Religion zu thun, und doch kämpften der Hauptsache nach Evangelische gegen Katholiken. Inwiefern?
5) Nenne Geburts- und Sterbejahr des deutschen Bundes!
6) Inwiefern hatte Österreich den Bund gebrochen?
7) Ob Preußens Handlungsweise die rechte war?
8) Warum nahm Preußen Hannover, Hessen u. s. w., aber nicht Sachsen?

9) Woraus willst du schließen, daß Preußen keinen Eroberungskrieg geführt hat? (Es nahm weder von Bayern, noch von Sachsen und den süddeutschen Staaten Land.)

10) Für wen hat nach den Bestimmungen des Prager Friedens Preußen eigentlich 1864 gekämpft?

11) Was hat Preußen nach dem deutschen Kriege für Deutschlands Einigung gethan?

12) Welche Stellung hat unser Heimatland im deutschen Kriege eingenommen?

13) Was erinnert uns im deutschen Kriege an Friedrich den Großen und den siebenjährigen Krieg?

14) Was fehlte der deutschen Einheit noch?

15) Ist 1866 des Dichters Wunsch in Erfüllung gegangen, der vom deutschen Vaterlande wünschte: „Eins nach außen, schwertgewaltig, um ein hoch Panier geschart?"

16) Wer bewährte 1866 wahre Vaterlandsliebe?

17) Eine Sehnsucht des deutschen Volkes war noch immer nicht gestillt. Was fehlte noch am Bau der deutschen Einheit?

C. Der deutsch-französische Krieg 1870—1871.

(Ziel: Wie Deutschlands alter Erbfeind im Westen nach neuen Erwerbungen am Rhein trachtet und wie Deutschland wie ein Mann sich gegen ihn erhebt, um die deutschen Grenzlande, Elsaß und Lothringen, zurückzufordern.)

I. Vorbereitung.

Wer ist Deutschlands alter Erbfeind? Frankreich. Es hat stets die deutschen Grenzen beunruhigt und Deutschland zu verkleinern gesucht. Das hat Ludwig XIV. zur Zeit des großen Kurfürsten, Ludwig XV. zur Zeit des großen Friedrich gethan. Inwiefern? Besonders tief hat Napoleon I. in Deutschlands Geschicke eingegriffen. Inwiefern? Er stillte die uralte Sehnsucht des französischen Volkes, indem er den Rhein zur Grenze zwischen Frankreich und Deutschland machte. Zwar entrissen die glorreichen Befreiungskriege 1813—1815 Frankreich wieder einen Teil der deutschen Länder auf dem linken Rheinufer (welchen?), aber Elsaß-Lothringen, uraltes deutsches Land, blieb auch nach dem Wiener Kongreß noch im Besitz Frankreichs. Vergebens hatte Arndt die Fürsten und Völker daran erinnert, daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei. Die Fürsten, besonders die Kaiser

von Österreich und Rußland, auch England, achteten deſſen nicht. Aber auch in der langen Friedenszeit nach dem Wiener Kongreß tauchten immer wieder franzöſiſche Wünſche nach dem Beſitz des ganzen linken Rheinufers auf, ſo daß in heiligem Zorn darüber ein deutſcher Dichter ſang:

„Sie ſollen ihn nicht haben
Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben
Sich heiſer danach ſchrein."

Und ein anderer deutſcher Dichter jener Tage hat in hoher vaterländiſcher Begeiſterung das allbekannte Schutz- und Trutzlied des deutſchen Rheines, „Die Wacht am Rhein",*) geſungen. Aber erſt im Jahre 1870 iſt dieſes Lied ſo recht bekannt geworden; da iſt es geſungen worden von alt und jung, in den Schulen und auf den Straßen, von Bürgern und Soldaten, von jedem, deſſen Herz höher ſchlug im Gedanken an die Gefahren, die dem Rheine, der heil'gen deutſchen Landesmark im Weſten, in jenem Jahre drohten.

Wir wollen nun ſehen, welcher Art dieſe Gefahren waren und wie das bedrohte Deutſchland dieſe Gefahren abzuwehren ſuchte.

II. Darbietung.

A. Der neue Stoff.

1. Das Vorſpiel des Krieges. a) **Frankreichs Stellung zu Preußen vor dem Jahre 1870.** Deutſchland und mit ihm Preußen hatte ſeit Jahrhunderten an Frankreich einen böſen Nachbar. Nach dem Wiener

*) **Die Wacht am Rhein.**

Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter ſein?"
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

Durch hunderttauſend zuckt es ſchnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der Deutſche, bieder, fromm und ſtark,
Beſchützt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

Auf blickt er in des Himmels Au'n,
Da Heldenväter niederſchau'n,
Und ſchwört mit ſtolzer Kampfesluſt:
„Du, Rhein, bleibſt deutſch, wie meine Bruſt."
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirſt du doch drum ein Welſcher nicht.
Reich, wie an Waſſer deine Flut,
Iſt Deutſchland ja an Heldenblut."
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Fauſt den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchſe ſpannt,
Betritt kein Welſcher deinen Strand!" —
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

Der Schwur erſchallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!
Wir alle wollen Hüter ſein!"
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

Max Schneckenburger.

Kongreß, unter der Regierung seiner schwachen Könige, sehnte sich das unruhige Volk sehr bald nach der glänzenden Kaiserzeit Napoleons I. zurück, und nicht lange währte es, so wurden Wünsche nach der 1815 teilweise verloren gegangenen Rheingrenze laut. Besonders ungestüm wurden diese Forderungen nach Preußens glücklichem Kriege vom Jahre 1866. Volk und Regierung in Frankreich hatten mit Neid und Groll die glänzenden Waffenerfolge Preußens, die dessen Namen durch die ganze Welt trugen, mit angesehen. Und als nun Europa mit staunender Bewunderung diesem Preußen die höchste Anerkennung zuteil werden ließ, da fühlte Frankreich, daß sein Kriegsruhm vor dem preußischen erblichen war, daß es nicht mehr wie früher so fest auf die Unüberwindlichkeit seiner Armee pochen könne. Der Tag von Sadowa, wie die Franzosen die Schlacht bei Königgrätz nennen, hatte also nicht nur Österreichs, sondern auch Frankreichs Stolz gedemütigt, und darum machten die Preußenhasser unter den Franzosen — und deren gab es sehr viele — ihrem Haß und Neid gegen Preußen oft in dem Ausruf Luft: „Rache für Sadowa!" Auf den Straßen, in Versammlungen, in den Zeitungen, allerorten ertönte der Ruf: „Rache für Sadowa!" Mehr noch, als der erlangte Ruhm, erregten die großen Erfolge des Sieges von Königgrätz den Neid Frankreichs. Preußens Macht war durch die Erwerbung neuer Provinzen bedeutend gestiegen; der norddeutsche Bund war nach innen und außen fest geeint, besonders war seine Militärmacht nicht zu unterschätzen; und auch die süddeutschen Staaten hatten zu Frankreichs großem Verdrusse bereits Schutz- und Trutzbündnisse mit dem norddeutschen Bunde geschlossen. Einst würden, daran zweifelte niemand, die deutschen Stämme über den trennenden Main hinüber sich die helfende Bruderhand reichen und unter Preußens Führung ein mächtiges, geeintes Deutschland aufrichten, das, „eins nach außen, schwertgewaltig", jeden Angriff feindlicher Nachbarn mit starkem Arm abweisen würde. Dann war es vorbei mit Frankreichs Einfluß in Deutschland; die deutsche Wacht am Rhein würde die heilige Landesmark im Westen gegen alle französischen Raubgelüste beschirmen. Darum mußte man Preußen demütigen, noch ehe die Einigung Deutschlands herbeigeführt war.

Auf dem französischen Kaiserthrone saß damals wieder ein Napoleon. Die Franzosen hatten im Jahre 1848, in dem wieder eine Revolution wütete, ihren König vertrieben und Frankreich zur Republik erklärt. Im Jahre 1851 wurde Napoleon Präsident derselben auf zehn Jahre, aber schon im folgenden Jahre, am 2. Dezember 1852, dem Jahrestage der Kaiserkrönung Napoleons I., machte er sich zum Kaiser der Franzosen. Mit ihm beginnt die Periode des zweiten Kaiserreichs in Frankreich. Ein Brudersohn Napoleons I., nämlich ein Sohn von Ludwig Bonaparte, der König von Belgien gewesen war und bei den fortwährenden Übergriffen des Kaisers seine Krone endlich niedergelegt

hatte, nannte sich der neue Kaiser Napoleon III., weil die Franzosen den Sohn des ersten Napoleon, der 1811 geboren, aber schon als Jüngling gestorben und nie zur Regierung gekommen ist, als Napoleon II. zählen. Der neue Kaiser wußte bald den Glanz des ersten Kaiserreiches herzustellen. Glücklich geführte Kriege befestigten ihn in dem Wahne, daß er der erste und oberste Fürst Europas sei. Und in der That lauschte ganz Europa mit ängstlicher Spannung auf seine Worte, schien es doch, als ob in Europa Krieg und Frieden, Heil und Verderben von seinem Willen allein abhängig sei. Daher maßte er sich an, alle europäischen Angelegenheiten vor seinem Richterstuhle entscheiden zu wollen. Solcher Glanz gefiel den ruhmsüchtigen Franzosen. Allein das blieb nicht immer so. Unruhig und wankelmütig, wie das französische Volk ist, wurde es bald höchst unzufrieden mit der Regierung des Kaisers. Steuerdruck und Polizeiherrschaft nahmen zu. Infolgedessen wuchs die Zahl der republikanischen Gegner, die durch ihre heftigen Anstürme das Vertrauen des Volkes zum Kaiser unterwühlten, täglich. Napoleon saß nicht mehr fest auf seinem Throne; er mußte den Ausbruch einer neuen Revolution und damit schimpfliche Absetzung fürchten. Das beste Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft und zur Beruhigung des Volkes schien ein auswärtiger, siegreicher Krieg. Glückliche Waffenerfolge mußten die Eitelkeit des französischen Volkes und dessen Sucht nach Kriegsruhm befriedigen und Napoleons Thron befestigen. Besondere Befriedigung mußte ein Krieg mit dem verhaßten Preußen hervorrufen, dessen Waffenruhm den französischen verdunkelte. So ward denn der Krieg mit Preußen beschlossen.

Das war die innere Ursache des deutsch-französischen Krieges.

b) **Der Kriegsvorwand.** Damit konnte man jedoch keinen Krieg beginnen. Man bedurfte vielmehr dazu einer äußeren Veranlassung, eines Kriegsvorwandes. Wenn aber einmal der böse Wille vorhanden ist, so ist der Kriegsvorwand leicht gefunden. So ging es auch Frankreich im Jahre 1870. Die benachbarten Spanier mußten die unschuldige Veranlassung zum deutsch-französischen Kriege geben. Diese hatten nämlich im Jahre 1868 ihre Königin Isabella vom Throne gestoßen und aus dem Lande getrieben. Da aber die Mehrheit des Volkes nichts von der Republik wissen, sondern wieder einen König haben wollte, so trug man im Jahre 1870 dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, einem Verwandten des preußischen Königshauses, die spanische Königskrone an. Da brach ein Sturm des Unwillens in Frankreich los. „Auch in Spanien ein Hohenzoller? Nimmermehr!“ so hieß es von allen Seiten. Der französische Minister erklärte am 6. Juli, Frankreich dürfe nicht dulden, daß Preußen einen seiner Prinzen auf den spanischen Thron setze; dadurch würde seine Ehre verletzt und seine Macht geschädigt. Er hoffe, Spanien und Deutschland würden das nicht geschehen lassen; wenn es aber

dazu käme, würde Frankreich seine Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwachheit erfüllen. Das hieß mit anderen Worten: „Wenn der König von Preußen den Prinzen Leopold nicht zum Rücktritt nötigt, wird Frankreich ihm den Krieg erklären.“

König Wilhelm von Preußen hielt sich damals in Bad Ems an der Lahn auf. Hier suchte er in jedem Sommer auf einige Wochen Ruhe und Erholung von den anstrengenden Geschäften der Regierung. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fielen in das Stillleben daselbst zu Anfang Juli die leidenschaftlichen Reden, die zu Paris gehalten wurden. In Ems erschien ganz unerwartet am 9. Juli der französische Botschafter am Berliner Hofe, Graf Benedetti, eine glatte, geschmeidige Persönlichkeit, und richtete an den König die Forderung, er solle dem Erbprinzen von Hohenzollern den Befehl erteilen, auf die spanische Königskrone zu verzichten. Dazu hatte König Wilhelm weder das Recht noch die Pflicht; er konnte ihm nur abraten, und das hatte er wiederholt gethan. Er sagte also dem Botschafter, daß, da er keinen Befehl zur Annahme der spanischen Königskrone erteilt habe, er ebenso wenig einen Befehl zur Verzichtleistung auf dieselbe erteilen könne. Zwei Tage später suchte der Botschafter aufs neue einen Druck auf den König auszuüben, damit derselbe in den Prinzen dringe, der Krone zu entsagen. Der König bemerkte, daß der Prinz vollkommen frei in seinen Entschlüssen sei, übrigens wisse er selbst nicht einmal, wo der Prinz sich in diesem Augenblicke befinde. Damit begnügte sich jedoch der Botschafter nicht. So oft sich der elegante und dabei doch so unverschämte Graf Benedetti dem geraden deutschen Antlitz des Königs nahte, gewahrte man Spuren unruhiger Bewegung auf demselben. Dennoch blieb er ruhig und wohlwollend auch gegen den ungebetenen Gast. Da kam die Nachricht an, daß Prinz Leopold selbst beschlossen habe, auf den spanischen Thron zu verzichten, da er um seinetwillen Preußen nicht in einen Krieg verwickeln wolle. König Wilhelm selbst war es, der dem Botschafter auf der Promenade diese Mitteilung überbrachte.

Damit schien die Angelegenheit erledigt, der Kriegsvorwand beseitigt; König Wilhelm vergaß die ihm widerfahrene Belästigung und freute sich des erhaltenen Friedens. Aber nur kurze Zeit währte die Täuschung; eine neue Forderung und ein neuer Kriegsvorwand war schnell gefunden; denn die französische Regierung wollte Preußen gedemütigt sehen und war mit dieser Entscheidung nicht zufrieden. Um die aufgeregte Stimmung in Frankreich zu beschwichtigen, war der französische Minister, Herzog von Gramont, unverschämt genug, dem Könige zuzumuten, er solle eine Art Entschuldigungsbrief nach Paris schreiben, in dem er sein Bedauern darüber ausspreche, daß sich das französische Volk wegen dieser Sache so sehr beunruhigt gefühlt hätte;

auch sollte er die bestimmte Versicherung aussprechen, daß er niemals seine Einwilligung geben wolle, wenn Prinz Leopold etwa nachträglich auf seine Thronbewerbung zurückkommen sollte. Der König lehnte eine derartige Zumutung bestimmt ab, blieb auch bei seiner Weigerung, als Benedetti immer dringender auf seine Forderung zurückkam. Als Benedetti nach einigen Stunden — es war am 13. Juli — abermals eine Unterredung verlangte, ließ ihm der König mitteilen, daß er ihm nach der Entscheidung von heute Morgen nichts Neues zu sagen habe. So ward der Franzose abgefertigt, höflich und kalt, wie er es verdiente und wie es sich von selbst verstand. Das stellte die französische Regierung als Beleidigung ihres Botschafters dar, nahm es als Grund zum Kriege und erklärte am 19. Juli an Preußen den Krieg. Kopflos stürzten sich Kaiser und Volk in einen verhängnisvollen Kampf, der Kaiser, um seinen wankenden Thron durch Blut neu zu befestigen, das Volk, um sein Gelüst nach Rache und Kriegsruhm zu befriedigen. Heer und Volk aber träumten von einem „Spaziergang nach Berlin" und feierten in ihrem Übermut schon den siegreichen Einzug daselbst, umsomehr, da der französische Kriegsminister Marschall Le Boeuf versichert hatte, daß die Rüstungen bis auf den letzten Knopf vollendet seien.

c) **Deutschlands kriegerische Erhebung.** Durch ganz Deutschland aber zündete des Königs Haltung wie ein Blitz. Die Demütigung, die dem Haupte Deutschlands angesonnen war, empfand das ganze deutsche Volk wie ein Mann. Hatte Frankreich Krieg gewollt — Deutschland hatte ihn nicht gesucht — so mochte es auch Krieg haben. Schon am 15. Juli trat der König seine Rückreise nach Berlin an; sie gestaltete sich zu einem ununterbrochenen, hochbegeisterten Triumphzuge, bei dem Liebe und Vertrauen, Mut und Vaterlandsliebe überall, in den alten wie in den neuen Provinzen, hell auflohderten. Die Begeisterung des Volkes, das auf allen Stationen, ja oft weite Strecken längs der Bahn, in großen Scharen versammelt ist und ihm zuruft: „Auf nach Frankreich! Auf nach Paris! Hoch König Wilhelm!" scheint ihn mehr zu tragen, als die Flügel des Dampfes, die den Zug dahin treiben. Der Empfang der Hessen in Kassel, der Hannoveraner in Göttingen, der Braunschweiger thut ihm ganz besonders wohl; er weiß jetzt, daß nur ein Sinn in Norddeutschland herrscht, und er zweifelt nicht, daß auch der Süden denselben teilen werde. Besonders großartig ist der Empfang in Berlin. Der Bahnhof ist überfüllt; ein donnerndes Hurra, untermischt mit dem Rufe: „Nieder mit Frankreich!" ertönt. Dann fährt der König langsam durch die dichtgedrängten, ihm zujubelnden Menschenmassen nach seinem Palais. Orkanartig ertönt dort noch einmal ein hunderttausendstimmiges Hurra, und als der König sich endlich am Fenster zeigt, da entblößen sich rasch aller Häupter, und in vieltausendstimmigem Chore braust das „Heil dir im Siegeskranz" zu ihm hinauf, männ-

lich, gewaltig, die Herzen erschütternd. Der Feuergeist von 1813 leuchtete aus dem Gesange hervor.

Überhaupt schienen die Tage von 1813 wieder aufgelebt. Ja, es war noch viel großartiger und herrlicher als damals. In den begeisterten Ruf zu den Waffen, der Berlin und die preußischen Lande erfüllte, stimmte ganz Deutschland ein. Die Franzosen hatten auf die alte Uneinigkeit Deutschlands gerechnet, ja gehofft, die süddeutschen Staaten, dazu auch Hannover und Hessen, würden mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Aber sie hatten sich stark verrechnet. Ganz Deutschland erhob sich wie ein Mann.*) Aus allen Stämmen Deutschlands, aus allen Provinzen Preußens, aus allen Kreisen des Volkes, selbst von Amerika, gelangten an König Wilhelm täglich, stündlich Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit in dem Kampfe für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit. Was deutsch war in den fernsten Winkeln der Erde, das jubelte und sandte Grüße und Geld. König Wilhelm, bewegt und hingerissen von den zahllosen Beweisen patriotischer Gesinnung in Wort und That, hat dieser gehobenen Stimmung in den denkwürdigen Worten Ausdruck gegeben, die er am 25. Juli in der Proklamation „An das deutsche Volk" richtete. Sie lauten:

„Aus allen Stämmen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des deutschen Volkes, selbst von jenseit des Meeres sind mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es mir ein unabweisliches Bedürfnis ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen

*) Von dieser einmütigen Erhebung erzählt uns folgendes Gedicht:

Hurra! Germania!

1. Hurra, du stolzes, schönes Weib,
Hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du rasch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

2. Du dachtest nicht an Kampf und Streit;
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Ährenkranz
Die Garben fuhrst du ein;
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz,
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

3. Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf! meine Kinder! alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurra, hurra, hurra,
Hurra, Germania!

4. Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr;
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

und dem Ausdruck meines königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmütige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich geschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmütigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen, und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde."

Überall klang die „Wacht am Rhein", und das Volk arbeitete wie 1813 für den Krieg und die Pflege der Verwundeten. Noch nie war in deutschen Landen eine solche Willigkeit zu werkthätiger Hilfeleistung bei den unvermeidlichen Leiden des Krieges zu Tage getreten, als bei dieser Gelegenheit. Allenthalben bildeten sich Vereine von Männern und Frauen zum Lazarettdienst, zur Pflege von Kranken und Verwundeten, zur Darreichung von Speisen und Getränken an die Ausziehenden, zur Unterstützung der in der Heimat zurückgelassenen Familien der Landwehrmänner. Es war der Drang der Menschenliebe, den auch die eiserne Notwendigkeit des Krieges nicht zu ersticken vermochte. Bayern und Württemberg stellten sofort, ihrem Vertrage getreu, ihre Truppen unter Preußens Befehle. „Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen", so telegraphierte König Ludwig von Bayern an König Wilhelm. Die anderen Fürsten Deutschlands äußerten sich in ähnlicher begeisterter Weise. So einig war Deutschland noch niemals gewesen, auch 1813 nicht. Jetzt erst galt so recht der Ruf des alten Ernst Moritz Arndt, der damals voll heiliger Begeisterung gesungen:

---

5. Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des deutschen Vaterland? —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

6. Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist Alldeutschlands Ehrentag:
Nun weh dir, Gallia!
Weh, daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm, und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

7. Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art —
Für jeden heil'gen, deutschen Hort,
Hurra, zur Kriegesfahrt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

8. Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
Ins Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja!
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!
Hurra, Viktoria!
Hurra, Germania!

Freiligrath.

In Frankreich hinein!

1. Und brauſet der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welſchen ihn haben,
So ſammle, mein Deutſchland, dich, ſtark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe das Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Loſung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutſchland in Frankreich hinein!

2. Sie wollen's. So reiße denn, deutſche Geduld,
Reiß' durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange geſtundete Schuld —
Auf, Welſche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen.
So klinge die Loſung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutſchland in Frankreich hinein!

3. Mein einiges Deutſchland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch ſingen
Von dem, was die ſchleichende Liſt euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen:
Zurück ſollt ihr zahlen, heraus ſollt ihr geben!
So ſtehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Loſung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutſchland in Frankreich hinein!

4. Mein einiges Deutſchland, mein freies, heran!
Sie wollen, ſie ſollen es haben.
Auf, ſammle und rüſte dich, ſtark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das ſie nun nimmer mit Liſten zerſplittern,
Erbrauſe wie Windsbraut aus ſchwarzen Gewittern!
So klinge die Loſung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutſchland in Frankreich hinein!

Arndt.

Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit aller deutſchen Stämme in Not und Gefahr äußerte ſich überall, ſo daß ein Dichter jener Tage in der Erinnerung daran ſingen konnte:

Ob wir in Not und Schmach verſunken,
In blut'gem Hader uns entzweit,
Uns blieb ein lichter Gottesfunken:
Der Traum der deutſchen Herrlichkeit.
Und häuften ſich die Leidenstage,
Daß ſchon der Treuſten Hoffnung ſchwand,
Fort klang's wie eine heil'ge Sage:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland.

Das klang durch unſre ſchönſten Lieder,
Das traf die deutſche Bruſt mit Macht,
Von Strom und Bergen hallt es wieder,
An unſern Marken hielt es Wacht.

Und als des Kampfes wilde Flammen
Entlohten von verruchter Hand,
Da ſtanden endlich wir zuſammen:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland.

Und herrlich iſt das Werk gelungen,
Der Feind geworfen in den Staub,
Mit unſerm Blut ihm abgerungen
Der nie verjährte ſchnöde Raub.
Des Sieges volle Kränze ſchlingen
Um uns ein unzerreißbar Band.
Nun ſoll's in Ewigkeit erklingen:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland.

Träger.

d) **Der 19. Juli.** In jenen Tagen, da das Volk aufstand zum Kampfe für seines Vaterlandes Freiheit, war König Wilhelm von früh bis spät in angestrengter Arbeit thätig. Ihm treu zur Seite stand Graf Bismarck, seine rechte Hand, der eherne Mann von Rat und That, der Kriegsminister General von Roon, der die Gedanken des Königs über das Militärwesen mit eiserner Entschlossenheit zur Ausführung gebracht und dadurch erst recht eigentlich ein „Volk in Waffen" geschaffen hatte, und der vortreffliche Schlachtendenker und Schlachtenlenker General von Moltke. Unter viel Arbeit und Sorge war der 19. Juli herangekommen, ein ohnedies wichtiger Tag in der Geschichte Preußens, war doch vor 60 Jahren an demselben Tage (19. Juli 1810) die edle Königin Luise, die Mutter König Wilhelms, ihres Volkes Stern und Hoffnung in schwerer Zeit, gestorben. Die Erinnerung an die von ihrem Volke fast vergötterte Fürstin, der auch französischer Übermut das Herz gebrochen, zog den 73jährigen Sohn an diesem Tage in das stille Mausoleum zu Charlottenburg, der Begräbnisstätte seiner Eltern, um dort in stiller Zurückgezogenheit jene Tage der Schmach und der darauffolgenden glorreichen Erhebung an seinem Geiste vorüber ziehen zu lassen.*)

*) Darüber erzählt uns auch folgendes Gedicht:

Der 19. Juli 1870.

Zu Charlottenburg im Garten
In den düstern Fichtenhain
Tritt, gesenkt das Haupt, das greise,
Unser teurer König ein.

Und er steht in der Kapelle;
Seine Seele ist voll Schmerz;
Drin zu seiner Eltern Füßen
Liegt des frommen Bruders Herz.

An des Vaters Sarkophage
Lehnet König Wilhelm mild,
Und sein feuchtes Auge ruhet
Auf der Mutter Marmorbild.

„Heute war's vor sechzig Jahren,"
Leise seine Lippe spricht,
„Als ich sah zum letzten Male
Meiner Mutter Angesicht!

Heute war's vor sechzig Jahren,
Als ihr deutsches Herze brach
Um den Hohn des bösen Feindes,
Um des Vaterlandes Schmach.

Jene Schmach hast du gerochen
Längst, mein tapfrer Vater, du;
Aber Frankreich wirft aufs neue
Heute uns den Handschuh zu!

Wieder sitzt ein Bonaparte
Ränkevoll auf Frankreichs Thron,
Und zum Kampfe zwingt uns heute
Wieder ein Napoleon!

Tret' ich denn zum neuen Kampfe
Wider alte Feinde ein,
Dann soll's mit dem alten Zeichen,
Mit dem Kreuz von Eisen sein!

Der Erlösung heilig Zeichen
Leuchte vor im heil'gen Krieg,
Und der alte Gott im Himmel
Schenkt dem alten König Sieg!

Blicke segnend, Mutterauge!
Vater, sieh, dein Sohn ist hier!
Und auch du, verklärter Bruder,
Heute ist dein Herz bei mir!"

Leise weht es durch die Halle —
König Wilhelm hebt die Hand,
All die goldnen Sprüche funkeln
Siegverheißend von der Wand.

Zu Charlottenburg im Garten
Aus dem düstern Fichtenhein
Tritt der König, hoch und mächtig,
Um sein Antlitz Sonnenschein.

Hesekiel.

Während er in Charlottenburg weilte, wurde an demselben Tage in Berlin dem Grafen Bismarck die französische Kriegserklärung übergeben. Sie lautete:

„Die Regierung Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen hat sich, da sie den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron Spaniens zu erheben, nur als ein gegen die Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten kann, genötigt gesehen, von Sr. Majestät dem König von Preußen die Zusicherung zu verlangen, daß sich ein solcher Plan mit seiner Zustimmung nicht würde verwirklichen können.

Da Se. Majestät der König von Preußen sich geweigert hat, diese Versicherung zu geben, und im Gegenteil dem Botschafter Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen zu erkennen gegeben hat, daß er für diesen wie für jeden anderen Fall sich die Freiheit, je nach den Umständen zu handeln, vorzubehalten entschlossen sei, hat die Kaiserliche Regierung in der Erklärung des Königs einen sowohl Frankreich, wie auch das europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erkennen müssen. Diese Erklärung ist noch verschärft worden durch die den Kabinetten gemachte Mitteilung von der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und in irgend welche neue Verhandlungen mit ihm zu treten.

Daher hat es die Regierung Ihrer Kaiserl. Majestät für ihre Pflicht erachtet, alsbald für die Verteidigung ihrer Ehre und ihrer gefährdeten Interessen Sorge zu tragen, und betrachtet sich, entschlossen, infolge der ihr bereiteten Lage alle für diesen Zweck gebotenen Maßregeln zu treffen, von jetzt an als im Kriegszustande mit Preußen."

An demselben Tage trat der Reichstag des norddeutschen Bundes in Berlin zusammen. Die Rede, mit welcher derselbe vom König selbst eröffnet wurde, schloß mit den Worten: „Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiel unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war." Mit großer Begeisterung stellte der Reichstag alle zum Kriege erforderlichen Mittel der Regierung zur Verfügung.

Um Deutschlands Söhne für den neuen Krieg zu rechter Tapferkeit anzuspornen und hervorragende Thaten zu belohnen, erneuerte der König am 19. Juli die Stiftung des eisernen Kreuzes. Gestiftet zu einer Zeit, wo eben derselbe Feind, der heute unsere Marken bedrohte, siegreich und übermütig in dem bezwungenen und geknechteten Deutschland schaltete, sollte es nun die Söhne und Enkel derer zu neuen Thaten treiben, welche dereinst unter ihm siegreich gefochten. In der Stiftungsurkunde desselben sagt der König:

„Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege will ich das von meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Ranges und des Standes verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feind oder daheim in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des teuren Vaterlandes erworben wird."

e) **Der Aufmarsch der Heere.** Mit gewohnter Schnelligkeit erfolgte die Mobilmachung der deutschen Streitkräfte, und schon Ende Juli, noch nicht 14 Tage nach der französischen Kriegserklärung, standen 450 000 deutsche Soldaten an der französischen Grenze. Man hatte auf deutscher Seite schon seit Jahren die Schritte vorausbedacht, die ein französischer Angriff nötig machen würde. Es erfolgte daher die Aufstellung der deutschen Streitkräfte in drei Armeen. Die erste Armee, unter dem Oberbefehl des 74jährigen Generals von Steinmetz, 60 000 Mann stark, bestand aus 2 Armeekorps, bildete den rechten Flügel der deutschen Aufstellung und sollte von Koblenz aus die Mosel aufwärts nach Lothringen marschieren. Die zweite Armee, unter Prinz Friedrich Karls Führung, etwa 200 000 Mann stark mit 534 Geschützen, aus 6 Armeekorps bestehend, sammelte sich in der Pfalz zwischen Rhein und Nahe; sie bildete den Mittelpunkt, das Centrum der deutschen Aufstellung. Südlich daran, in Baden sich sammelnd, schloß sich die dritte Armee unter Führung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, 180 000 Mann stark mit 480 Geschützen, aus 5 Armeekorps bestehend; sie bildete den linken Flügel der deutschen Aufstellung und umfaßte außer zwei preußischen Armeekorps die Streitkräfte der süddeutschen Staaten. Dem Kronprinzen von Preußen ward also die schöne Aufgabe, das Band der Waffenbrüderschaft zwischen den bisher feindlichen Stämmen zu knüpfen. Die Lösung dieser Aufgabe ist ihm vollständig gelungen, denn mit Liebe und Begeisterung hingen die Süddeutschen an ihrem Heerführer. Bei der zweiten Armee, der Hauptarmee, befand sich König Wilhelm, der Oberfeldherr über die gesamten Streitkräfte, ihm zur Seite Moltke, Bismarck und Roon. Diesen 450 000 Mann folgten bald weitere 100 000 Mann, nämlich die 3 Armeekorps, die in den entferntesten Provinzen des preußischen Staates — Preußen, Pommern, Schlesien — standen und die damals noch in der Beförderung von den äußersten Grenzen her begriffen waren. Außerdem blieb ein noch großer Teil der deutschen Streitmacht, die im ganzen über eine Million Krieger zählte, im Lande zur Verfügung des obersten Kriegsherrn, des Königs von Preußen. Um die deutschen Küsten, welche die französische Flotte prahlerisch mit einem Angriffe und der Ausschiffung eines Heeres bedrohte, zu sichern, war der General Vogel von Falckenstein zum Gouverneur der an der Nord- und Ostsee gelegenen Provinzen ernannt

worden; man hielt die dort stehenden geringen Kräfte für ausreichend, jede Landung abzuwehren. Ununterbrochen wurde die gewaltige deutsche Streitmacht in tausenden von Eisenbahnzügen nach der Grenze befördert.*) Das deutsche Schwert war stark und scharf genug, den französischen Übermut zu dämpfen. So dachte

---

*) Von diesem Aufmarsch der deutschen Heere, von der kriegerischen Begeisterung Alldeutschlands erzählt uns auch folgendes Gedicht:

Das Volk in Waffen.

Es braust ein Sturm durchs deutsche Land.
Vom Dünengras am Nordseestrand
Bis in des Schwarzwalds Föhren
Läßt er sein Sausen hören.

Er scheucht mich auf, er jagt mich her,
Fahr wohl du weites, blaues Meer,
Muß heim, bei solchen Stürmen
Weib, Kind und Herd zu schirmen.

Die Straßen, wie laut; die Wege, wie eng,
Von Waffenlärm und Kriegsgedräng;
Die Losung allwärts eine:
Zum Rhein, zum heiligen Rheine!

Durchs grüne Holstein geht die Fahrt;
Da kommen sie, truppweis geschart,
Die Enkel der Nordseeriesen,
Die blonden, blauäugigen Friesen.

Und als ich durchs stolze Hamburg fuhr,
Da herrschte Mars, anstatt Merkur.
Noch denken die Hanseaten
Der alten Heldenthaten.

Und über die Heide bei Lüneburg,
Die schwüle Wetternacht hindurch
Erklangen die Fanfaren
Der lustigen Husaren.

Und als ich gen Hannover kam,
Weg war der alte Groll und Gram,
Gilt's, wider den Franzmann zu helfen,
Da trutzen sie nimmer, die Welfen.

Und als ich fuhr durchs Hessenland,
Die Kattenjugend in Waffen stand,
Dumpf dröhnten die Straßen von Kassel
Von nächt'gem Geschützegerassel.

Und wo von Leipzig mündet die Bahn,
Da brausten singend die Sachsen heran,
Da kamen in prächtigen Scharen
Die strammen Preußen gefahren.

Und geht's so munter rechts vom Main,
Will's Gott, wird's links nicht schlechter sein:
Schon seh ich Dragoner rücken
Bei Frankfurt über die Brücken.

Und auf der Bahn von Würzburg, schau,
Da wogt's heran in hellem Blau,
Wie trügen's die rüstigen Bayern,
Beim großen Rausen zu feiern?

Grüß' Gott, mein schönes Heidelberg!
Leb wohl, der Musen Friedenswerk!
Der Bursche vertauscht den Schläger
Mit der Büchse der tapferen Jäger.

Und nun mein Neckarthal entlang
Nach Haus, mir wird so wohl und bang:
Zur Fahne eilen die Schwaben,
Und die Mütter segnen die Knaben.

Und wie ich betrete mein eigen Haus,
Da kommt ein junger Krieger heraus,
Da kommt mein Sohn mir entgegen:
„Grüß' Gott, und gieb mir den Segen!"

So segne dich Gott mit fröhlichem Mut
Und segne euch all', ihr wackeres Blut,
Und schütz' euch im heiligen Kriege
Und führ' euch zum herrlichen Siege.

Im herrlichen Krieg mit dem alten Feind,
Zum herrlichen Sieg mit den Brüdern vereint,
Zieht aus denn, in Gottes Namen,
Er helf' und segne euch. Amen.

Gerok.

damals das Volk, so sangen unsere begeisterten Dichter.*) Aber man vergaß doch auch nicht, den Beistand des Himmels zu erflehen. Für den 27. Juli hatte der fromme König einen allgemeinen Bettag angeordnet. Voll Andacht strömte das Volk in die Kirchen, um für die bevorstehende schwere Zeit Hilfe zu erflehen und die Seele zu stärken durch inbrünstiges Gebet. Wie im Jahre 1813 war auch jetzt wieder Frömmigkeit und Vaterlandsliebe gepaart und stärkte die todesmutige Begeisterung und Hingebung für die große Sache. Ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses sah man die Krieger, ehe sie die feindliche Erde betraten, die Evangelischen zum Abendmahl, die Katholischen zur Beichte gehen, um versöhnt mit Gott und in gläubigem Vertrauen auf seine Gnade und Barmherzigkeit in den Todeskampf zu ziehen.

Nicht so rasch waren die Franzosen mit der Aufstellung ihrer Heere fertig. Obgleich der fast wahnsinnige Haß des französischen Volkes nach der Kriegserklärung erst recht zum Ausbruch kam und sich in Ausrufen wie „Nieder mit den Preußen! Nach dem Rhein! Nach Berlin! Nieder mit Bismarck!“ Luft machte, obgleich der Kriegsminister Marschall Le Boeuf erklärt hatte: „Frankreich ist vollbereit!“ — so verfügte Napoleon anfangs doch nur über etwa 300 000 Mann, die, bei schlecht geordneten Transportmitteln, nicht einmal sogleich an der Grenze standen. Napoleon kannte die Größe der deutschen Streitmacht, aber er hoffte doch früher fertig zu sein als der Feind, in der Nähe von Karlsruhe mit 250 000 Mann den Rhein zu überschreiten und die süddeutschen Staaten wenigstens zur Neutralität zu zwingen. Nach dem ersten glücklichen Schlage, den er gegen Preußen führte, hoffte er dann Österreich, Italien, Dänemark auf seiner Seite zu haben, ja auf den Abfall Süddeutschlands und Sachsens

---

*) **Kriegslied.**

1. Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemut mit scharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt' Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Not nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Not!

2. Wohlauf, du kleine Schar, wohlauf,
Vertrau auf Gott, den Herrn;
Es geht ein Stern am Himmel auf,
Das ist der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingssturm erbraust
Der Völker Aufgebot;
Da fährt ans Eisen jede Faust:
Das Eisen bricht die Not!

3. Und ob der fremden Söldner Schar
Wie Dünensand sich mehrt:
Getrost, je größer die Gefahr,
Je höher Herz und Schwert!
Und ob aus seiner Höllenburg
Der Teufel selber droht:
Ein kühner Mut geht mittendurch,
Das Eisen bricht die Not!

4. Schon hallt des Feind's Trompetenruf,
Kanonen brummen drein —
Wohlauf, wohlauf mit raschem Huf
In seine Lanzenreih'n!
Es klingt der Stahl, es steigt der Brand,
Die Bronnen springen rot —
So grüß' dich Gott, mein deutsches Land!
Das Eisen bricht die Not!

Geibel.

von Preußen und selbst auf eine Erhebung der Hannoveraner, Hessen und Schleswig-Holsteiner rechnen zu dürfen. Im Hinblick auf diesen Plan, der sich ja später als gründliche Täuschung erwies, sammelte er drei Armeen. Die erste, unter dem Marschall Mac Mahon, dem berühmtesten Feldherrn Frankreichs, 100 000 Mann stark, darunter die schwarzen und dunkelfarbigen Krieger aus Afrika (Algier), die Turcos und Zuaven, stand im Elsaß bei Straßburg. Die Hauptarmee, die er selber führen wollte, 150 000 Mann stark, stand in Lothringen bei Metz. Eine dritte, 50 000 Mann stark, sammelte sich in dem befestigten Lager von Chalons. Die Armee von Metz sollte sich dann an die des Elsaß heranziehen und so den Rheinübergang bewerkstelligen. — Große Hoffnungen setzte man auch in Frankreich auf die gute Bewaffnung des Heeres. Das französische Fußvolk war ausgerüstet mit dem Chassepot-Gewehr, das, leichter zu handhaben als das preußische Zündnadelgewehr, sein tödliches Geschoß viel weiter sandte als dieses. Einen großen Erfolg versprach man sich auch von den Mitrailleusen oder Kugelspritzen. Das waren Schußwaffen, deren Rohr aus 25 Gewehrläufen zusammengesetzt war. Eine geübte Bedienungsmannschaft konnte achtmal in einer Minute daraus feuern, also 200 Kugeln in dieser kurzen Zeit verschießen.

Diese schönen Pläne der Franzosen wurden bald zunichte gemacht. Gleich zu Anfang des Krieges zeigte sich bei ihnen großer Wirrwarr, und sie, die den Krieg doch angefangen hatten, blieben gegen die deutsche Armee in ihren Rüstungen weit zurück. So scheiterte der schöne Kriegsplan Napoleons an der deutschen Schnelligkeit und der Treue der süddeutschen Staaten. Der Krieg, welcher die deutschen Lande verheeren sollte, wurde auf französischem Boden ausgekämpft, und die Franzosen, welche den Krieg mutwillig heraufbeschworen, sollten nun auch die Schrecknisse desselben aus eigener Anschauung kennen lernen.

2. Die ersten deutschen Siege.*) In den ersten Tagen des August wurde der Kriegsreigen eröffnet. Nur an einer einzigen Stelle ist es den Franzosen gelungen, die deutsche Grenze zu überschreiten. In Saarbrücken hütete eine kleine preußische Heeresabteilung, Fußvolk und Reiterei, zusammen nicht über 1500 Mann, die Grenze. Gegen diese rückte ein ganzes französisches Armeekorps von Metz aus ins Feld. Auch Kaiser Napoleon befand sich mit seinem Sohne dabei. Um den unruhigen Parisern eine erste Siegesnachricht vom Kriegsschauplatze senden zu können, befahl Napoleon am 2. August seinen 30 000 Mann einen Angriff auf die offene Stadt Saarbrücken und ihre kleine Besatzung. Nach einem auf beiden Seiten fast gleichen Verluste zog

*) Eine vorherige eingehende geographische Betrachtung Frankreichs und der Reichslande ist unumgänglich nötig.

sich die kleine Preußenschar vor der Übermacht zurück. Dieses unbedeutende Gefecht wurde nun von den Franzosen als große Schlacht bezeichnet und als glänzender Sieg gefeiert. „Saarbrücken ist wieder eine französische Stadt geworden," prahlte man, „das prächtige Steinkohlenbecken an der Saar ist Eigentum der Franzosen. Saarbrücken ist die erste Etappe; bald werden wir die letzte, Berlin, erreichen." Der Sohn des Kaisers, der eine Mitrailleuse abgefeuert hatte, sollte nach einer Depesche Napoleons an seine Gemahlin mitten im Kugelregen eine seltene Kaltblütigkeit bewiesen und somit die Feuertaufe erhalten haben. Es war der einzige „Sieg", den die Franzosen in diesem blutigen Kriege „errungen" haben.

a) **Des Kronprinzen Sieg bei Weißenburg.** Den Siegesreigen ohnegleichen eröffnete der Kronprinz am 4. August. Er hatte im südlichen Teile der Rheinpfalz den Rhein überschritten und zog in südlicher Richtung, um die Lauter, ein linkes Nebenflüßchen des Rheins, zu überschreiten. Bei dem kleinen, aber befestigten Weißenburg stieß er plötzlich auf den Feind, Teile der französischen Südarmee Mac Mahons. Nach einem heftigen Straßenkampfe wurde Weißenburg genommen. Hinter demselben erhebt sich in einiger Entfernung der 200 Meter hohe Geisberg, der von den Franzosen ebenfalls besetzt war. Am Fuße desselben zogen sich Hopfengärten und Weinberge hin, aus denen die Franzosen die Stürmenden mit Gewehrfeuer empfingen. Nach einem äußerst erbitterten Kampfe wurden die Franzosen zum Weichen gebracht, 500 derselben gefangen. Der französische Anführer selbst wurde getötet. Auf beiden Seiten waren die Verluste beträchtlich. Die herrliche Frucht dieses ersten Sieges aber war die frohe Zuversicht auf das Gelingen der guten Sache, die sich im Heer und in ganz Deutschland verbreitete, und die mit Blut besiegelte Waffengemeinschaft, in welcher Bayern und Preußen mit gleichem Eifer und Erfolg gerungen. Unter ungeheurem Jubel begrüßten sie den Kronprinzen, als derselbe auf der Kampfesstätte erschien. Besonders erfreut aber waren die schlesischen Jäger; denn sie hatten die erste Kanone in diesem Kriege erobert. Nach diesem Siege sahen die Deutschen zum erstenmale unter den Gefangenen afrikanische Turkos und dankten dem Himmel, daß diese wilden Söhne der Wüste nicht als Sieger oder bewaffnete Angreifer den Rhein überschritten.

b) **Mac Mahons Niederlage bei Wörth.** Hatte schon die Erstürmung des Geisberges die Welt mit Bewunderung erfüllt über die todesmutige Tapferkeit der deutschen Krieger, so sollte diese Bewunderung noch steigen, als es zwei Tage später, am 6. August, zu einer weit größeren und blutigeren Schlacht kam. Mac Mahon hatte seine Truppen gesammelt und $2^1/_2$ Meilen südlich von Weißenburg, bei Wörth, eine feste Stellung genommen. Zahlreiche Dörfer und einzelne Gehöfte, ein Wald, Weinberge, die zu demselben

hinaufführten, gaben der französischen Armee die stärkste Deckung. Die Hauptstellung war durch Schützengräben, Verhaue, Schanzen bedeutend verstärkt. Aber wie tapfer auch die Franzosen widerstanden, an der entschlossenen Festigkeit und strammen Haltung der deutschen Truppen brach ihr Widerstand zusammen. Alle Kämpfer des Nordens wie des Südens waren von gleichem Mute beseelt. Wiederum hatten Bayern, Württemberger, Badenser und Hessen neben den Preußen gefochten. Der Sturm auf die befestigten Höhen, namentlich die von Turkos und Zuaven dicht besetzten Weinberge, war ein heißes und blutiges Werk; Schritt für Schritt mußte hier mit Blut erkauft werden. Nach fünfzehnstündigem Ringen endigte die Schlacht mit einem vollständigen Siege der Deutschen. Mac Mahons Armee löste sich bald in wilder Flucht auf. Um seinen Rückzug zu decken, warf er zuletzt noch zwei prächtige Kürassierregimenter dem anstürmenden Feinde entgegen; sie wurden gänzlich vernichtet, kaum 150 Mann sollen von der glänzenden Reiterschar übrig geblieben sein. Brennende Dörfer, zersplitterte Bäume, mit Leichen, Verwundeten, Tornistern, Gewehren, umgestürzten Wagen und Kanonen meilenweit besäte Felder, dazu fliehende Rothosen, von württembergischen Reitern in wilder Hetzjagd verfolgt, das war das Bild des Schlachtfeldes am Ende des heißen Tages. Sogar der Staatswagen des Marschalls mit seinen Briefschaften und die Kriegskasse mit beträchtlichen Geldsummen fielen in die Hände der Sieger. Furchtbar war die Niederlage; 8000 Gefangene, zur Hälfte Zuaven und Turkos, 31 Kanonen, zwei Fahnen und viele andere Kriegsbeute wurden über den Rhein geschafft. Aber auch auf deutscher Seite lagen viele brave Krieger auf dem Schlachtfelde, 8000 Mann an Toten und Verwundeten. So tapfer die Franzosen während der Schlacht gekämpft hatten, so kopflos und entmutigt zeigten sie sich nach derselben. Bald erscholl der unheilvolle Ruf: „Rette sich, wer kann!“ und vergeblich waren Mac Mahons Anstrengungen, seine Truppen in guter Ordnung beisammen zu halten. Von der Tapferkeit der deutschen Truppen aber gab damals ein fremder Mann, der Zeuge des riesenhaften Kampfes gewesen, das Urteil ab: „Die Franzosen sind verloren. Das sind keine Bataillone, das sind Mauern, die mit unwiderstehlicher Macht vordringen. Man sieht gar nicht, daß die Kanonen und Gewehre sie berühren. Jede Lücke schließt sich augenblicklich. Jeder Mann, vom ersten bis zum letzten, ist ein Held. Frankreich ist verloren, und um so mehr, je länger der Krieg dauert.“

c) **Die Erstürmung der Spicherer Höhen.** An demselben Augusttage, an welchem bei Wörth so blutig gerungen wurde, ward eine andere nicht minder glänzende und nicht minder blutige Waffenthat vollbracht. Das französische Korps des Generals Frossard, das am 2. August unter Führung Napoleons Saarbrücken beschossen und dessen Besatzung zum Rückzug genötigt, hatte diese Stadt wieder verlassen und auf den dahinter liegenden steilen Höhen

von Spicheren und Forbach eine feste Stellung genommen. Die Höhen sind so steil, daß man beim Emporklimmen gern die Hände zu Hilfe nimmt. Durch die natürliche Lage auf dem steilen Bergrücken sowohl, als auch durch aufgeworfene Wälle und andere Verschanzungen konnten diese Höhen für uneinnehmbar gelten. Bis in das Thal herab waren die feindlichen Batterieen in gedeckten Stellungen aufgepflanzt. Trotzdem begannen die braven Truppen der ersten Armee, später von Teilen der zweiten Armee unterstützt, das kühne Wagnis des Sturmes. Das Gewehr im Arm, so erkletterten sie die steilen, wenig bewaldeten Berge. Zwei Angriffe wurden zurückgeworfen, und auf den Felsenabhängen verblutete manch tapferes Soldatenherz. Ein dritter Sturm wurde unternommen. Immer vorwärts ging's im fürchterlichen Feuer, obgleich die Gefallenen sich häuften. Einer rief dem andern Mut zu, jeder suchte es dem andern zuvorzuthun. Die Gewehre wie Bergstöcke gebrauchend, so klommen sie den gefahrvollen Weg hinan, umschwärmt von den Kugeln des Feindes. Endlich hatten sie die Höhe erreicht. Aber hier strengten die Franzosen alle Kräfte an, um sich zu behaupten, und so erhob sich ein Kampf von furchtbarer Heftigkeit, bis ein beispiellos kühnes Unternehmen der Deutschen den Sieg entschied. Unter unglaublichen Anstrengungen war es nämlich der Artillerie gelungen, zwei Batterieen auf schmalem Gebirgspfade emporzuschaffen, ein Meisterstück von Tapferkeit. Aber welch eine Arbeit! Geschoben, getragen, gezogen unter dem Feuer des Feindes, so erstiegen die Geschütze allmählich die Höhen. Endlich wurde der Feind zum Weichen gebracht; er räumte das Schlachtfeld, und nur der hereinbrechenden Dunkelheit hatte er es zu danken, daß sein Rückzug nicht in vollständige Flucht ausartete. Aber wie sehr alle Bande der Zucht und Ordnung gelockert waren, bewiesen die großen Proviantvorräte, die den Deutschen in die Hände fielen, sowie die Menge zersprengter Soldaten, die einzeln oder in Rotten in den Wäldern umherstreiften. — Furchtbar groß waren allerdings auch die Opfer. An manchen Stellen, besonders an den Bergabhängen, lagen die Toten haufenweise. Beinahe 5000 Mann hatten die Deutschen eingebüßt.

Es war ein glänzender Siegestag für die deutsche Armee, dieser 6. August; in zwei blutigen Schlachten war der Feind zurückgeworfen. Der Krieg hatte für die Deutschen glückverheißend begonnen; das gehobenste Gefühl der Siegesfreude durchglühte das deutsche Volk vom Rheine bis zur Memel.*) Aber auch die helfende Bruderliebe fand nun volle Arbeit, um die tausende von Ver-

---

*) **Deutsche Siege.**

Habt ihr in hohen Lüften
Den Donnerton gehört
Von Forbach aus den Klüften,
Von Weißenburg und Wörth?

Wie Engel Gottes jagen
Die Boten her vom Krieg:
Drei Schlachten sind geschlagen,
Und jede Schlacht war Sieg.

wundeten zu pflegen, die zunächst in der Pfalz und in Baden, dann in stets weiter wachsenden Kreisen, bis zur Donau, der Elbe, der Oder hin, Heilung von ihren Wunden suchten.

3. Die Kämpfe um Metz.*) Nach den ersten glänzenden Waffenerfolgen begannen die drei Armeen der Deutschen den gemeinsamen Vormarsch nach Frankreich hinein. Die Franzosen hatten sich nach ihren ersten Niederlagen weiter in ihr Land zurückgezogen. Mac Mahon ging mit seiner aufgelösten Armee nach Chalons an der Marne, um sie neu zu ordnen und durch Zuzug frischer Truppen zu stärken. Die französische Hauptarmee stand, an 200 000 Mann stark, noch immer bei Metz. Napoleon hatte den Oberbefehl über dieselbe dem Marschall Bazaine übertragen. Diese Truppen, besonders die kaiserlichen Garden, waren noch frisch und brannten vor Begier, sich mit dem Feinde zu messen. Doch beabsichtigte Bazaine, mit seiner Armee ebenfalls nach Chalons zurückzugehen, sich mit Mac Mahon zu vereinigen und dann mit der gewaltigen Streitmacht von mehr als 300 000 Mann in den Ebenen der Champagne den Deutschen die Entscheidungsschlacht zu liefern. Zu diesem Zwecke mußte Bazaine so schnell als möglich bei Metz die Mosel überschreiten und über Verdun rückwärts Chalons zu gewinnen suchen. Dieser

---

Preis euch, ihr treuen Bayern,
Stahlhart und wetterbraun,
Die ihr den Wüstengeiern
Zuerst zerspellt die Klau'n!
Mit Preußens Aar zusammen,
Wie trutzet ihr dem Tod!
Hoch über euch in Flammen
Des Reiches Morgenrot!

Und ihr vom Gau der Katten,
Und ihr vom Neckarstrand,
Und die aus Waldesschatten
Thüringens Höh'n gesandt,
Ihr brach't, zum Keil gegliedert,
Der Prachtgeschwader Stoß!
Traun, was sich so verbrüdert,
Das läßt sich nimmer los.

Und die ihr todverwegen,
Von Leichen rings umtürmt,
Dreimal im Eisenregen
Den roten Fels erstürmt,
Wo blieb vor euch das Pochen
Auf Frankreichs Waffenruhm?
Sein Zauber ist gebrochen,
Nach bricht das Kaisertum.

So sitzt denn auf, ihr Reiter,
Den Rossen gebt den Sporn,
Und tragt die Losung weiter:
„Hie Gott und deutscher Zorn!"
Schon ließ der Wolf im Garne
Das beste Stück vom Vließ,
Die Maas hindurch, die Marne,
Auf, hetzt ihn bis Paris!

Und ob die wunden Glieder
Mit der Verzweiflung Kraft
Er jäh noch einmal wieder
Empor zum Sprunge rafft:
Dich schreckt sein Dräu'n und Rasen
Nicht mehr, o Heldenfürst!
Laß die Posaunen blasen,
Und Babels Veste birst.

Der feigen Welt zum Neide
Dann sei dein Werk vollführt,
Und du, nur du entscheide
Den Preis, der uns gehührt!
Es stritt mit uns im Gliede
Kein Freund, als Gott allein!
So soll denn auch der Friede
Ein deutscher Friede sein.

Geibel.

*) Die Entwerfung einer kleinen Spezialkarte dieser Schlachtfelder ist zum besseren Verständnis unbedingt nötig.

Plan der Vereinigung beider Armeen mußte unter allen Umständen vereitelt, Bazaine an der Mosel festgehalten, zum Schlagen gezwungen und in die Festung Metz eingeschlossen werden. Das war der großartige Plan des Schlachtendenkers Moltke, zu dessen Ausführung nun geschritten wurde. Dazu mußten die deutschen Armeen erst gewaltige Märsche ausführen. Die erste Armee des Generals Steinmetz stand Metz am nächsten; sie sollte in gerader Richtung langsam auf Metz marschieren. Die zweite Armee des Prinzen Friedrich Karl stand schon weiter entfernt; sie sollte ebenfalls in gerader Richtung nach Westen marschieren, etwa 4 Meilen südlich von Metz bei Pont à Mousson die Mosel überschreiten, in einem weiten Halbkreise Metz umgehen und nun, von Westen kommend, den zurückziehenden Bazaine aufhalten und in die Festung zurückwerfen. Am weitesten entfernt stand die dritte Armee des Kronprinzen. Nachdem die badischen Truppen und ein preußisches Armeekorps unter General von Werder zurückgeblieben waren, um das starke Straßburg zu belagern, überschritt der Kronprinz in vielen zerrissenen Heersäulen die schwierigen Pässe der Vogesen. Er hatte die Aufgabe, über Nancy direkt nach Chalons zu ziehen, ohne sich an den Kämpfen bei Metz zu beteiligen.

Die Hauptaufgabe in dem Kampfe mit Bazaine fiel demnach der zweiten Armee unter Prinz Friedrich Karl zu. Trotz gewaltiger Märsche konnte es, so berechnete man im Hauptquartier König Wilhelms, ihm erst am 16. August gelingen, die große Rückzugsstraße von Metz über Verdun nach Chalons zu erreichen. Inzwischen aber konnte Bazaine seine Stellung bei Metz längst aufgegeben und Verdun bereits erreicht haben. Man mußte deshalb alles thun, ihn so lange festzuhalten, bis Friedrich Karl am 16. August jene Rückzugsstraße erreicht hatte. Daher kam es am 14. August zur ersten Schlacht bei Metz.

a) **Der 14. August. Schlacht bei Courcelles.** Am Morgen des 14. August hatte Bazaine begonnen, seine auf dem rechten Moselufer stehenden Truppen durch Metz hindurch auf das linke Moselufer hinüber zu ziehen, um dann den Weitermarsch anzutreten. Da erreichten Teile der ersten deutschen Armee bei Courcelles und einigen anderen Dörfern östlich von Metz seine Nachhut und griffen sie sofort mit großem Ungestüm an. Dadurch sah sich das am weitesten zurückstehende französische Armeekorps genötigt, den Kampf aufzunehmen, und Bazaine war gezwungen, ein weiteres Korps Kehrt machen zu lassen, um seine gefährdeten Truppen zu unterstützen. Das Treffen, in welchem die Deutschen ihre Gegner aus den trefflich vorbereiteten Stellungen drängten und sie zurückwarfen, hatte für die Deutschen zunächst keine anderen Folgen, als daß sie sich auf dem Schlachtfelde festsetzten und von Osten her sich den Festungswerken mehr näherten. Um so größer waren die Nachteile für die Franzosen; denn dadurch wurde der Abzug Bazaines, der ohnehin durch Unschlüssigkeit und Zaudern schon mehrere Tage verloren hatte, noch um zwei

Tage verzögert. Und so büßte Bazaine die letzte Zeit ein, die ihm noch blieb, um ungehindert auf den Straßen über Verdun nach Westen hin zu entkommen.

b) **Der 16. August. Schlacht bei Mars la Tour.** Schon am 16. August brachen die Franzosen in ihrer ganzen Stärke von Metz auf, um die Rückzugsstraße zu gewinnen. Inzwischen hatte aber auch die zweite Armee des Prinzen Friedrich Karl an mehreren Punkten die hochangeschwollene Mosel überschritten, und ihre Vortruppen hatten am Abend des 15. August nach gewaltigen Märschen die große Rückzugsstraße der Franzosen bei Mars la Tour und dem östlich davon nach Metz zu gelegenen Vionville erreicht. Noch weiter östlich, nach Metz zu, liegt das Dorf Rezonville. Diese Dörfer liegen auf einer Hochfläche, auf der die hochgelegene Straße von Metz westwärts nach Verdun führt. Südlich von dieser Straße fällt die Hochfläche steil ab. Die steilen Berghänge hinauf stiegen nun am Morgen des 16. August die Vortruppen der zweiten deutschen Armee. Trotz der Ermüdung durch die anstrengenden Märsche der vorhergehenden Tage fiel ihnen die schwere Aufgabe zu, die feindliche Übermacht — es standen anfangs 33 000 Deutsche gegen etwa 80 000 Franzosen — so lange aufzuhalten, bis andere Teile der zweiten Armee herbeikommen könnten. Und diese Aufgabe haben die tapferen Krieger mit der heldenmütigsten Ausdauer und der bewunderungswürdigsten Tapferkeit gelöst. Fast sechs Stunden lang standen die braven Brandenburger unter dem General Alvensleben im heftigsten Feuer, denn die folgenden Korps waren noch weit zurück und konnten erst am Nachmittage in die Schlacht eingreifen. Aber schon schickte Alvensleben die letzten Bataillone ins Feuer; die Übermacht des Feindes wurde immer größer; die Kraft des brandenburgischen Fußvolks war fast erschöpft. Schon war es nachmittags 3 Uhr und die Hilfe noch eine Stunde vom Schlachtfelde entfernt. Brach jetzt der Feind mit seiner dreifachen Übermacht hervor, so waren die Brandenburger verloren.

Diesem gefürchteten Vorstoße zu begegnen, beschließt General von Alvensleben, dem Feinde zwei Kavallerieregimenter entgegenzuwerfen. Der General von Bredow erhält Befehl, mit seiner Kavalleriebrigade, dem 7. Kürassierregiment (Halberstadt) und dem 16. Ulanenregiment (Altmark) in den Feind einzubrechen und seine Batterieen und das dahinter stehende Fußvolk in wildem Ritt zu stürmen. Die Reiter sollen dem bedrängten deutschen Fußvolk Luft machen und sich opfern im mutigen Todesritt. Sie stürzen sich, den Tod vor Augen sehend, auf die vor ihnen stehenden Batterieen; ein furchtbares Kanonenfeuer empfängt sie; eine Wolke von Staub und Pulverdampf hüllt sie ein, aber hell blitzen aus ihr die Helme der Kürassiere und die blanken Lanzen der Ulanen mit ihren flatternden Fähnlein. Ein wilder Kampf entspinnt sich um die feindlichen Geschütze; die Mannschaften derselben werden überrannt; blutend sinken sie unter den vernichtenden Hieben der preußischen Reiter. Dann geht es

weiter gegen die französische Infanterie. Eine feurige Linie wird plötzlich sichtbar; den rasend anstürmenden Reitern kracht das Gewehrfeuer entgegen; kopfüber stürzen die vordersten, aber über sie hinweg setzen die folgenden hinein in die feindlichen Reihen. Nachdem auch die französische Infanterie niedergeritten, werfen sich die Reiter auf die Mitrailleusen und nehmen auch diese. Nun aber wirft sich ihnen französische Reiterei entgegen; auch die zersprengten Reihen des feindlichen Fußvolks schließen sich zum geordneten Angriff. Die verwegenen Ulanen und Kürassiere müssen, trotzdem ihre Reihen schon furchtbar gelichtet sind, den ganzen langen Weg zurück, in rasendem Lauf, auf schweißtriefenden Rossen, verfolgt von den wütenden Feinden, überschüttet von dem Feuer der feindlichen Infanterie. Alle die, welche noch die Kraft haben, ihr Roß tummeln, Lanze und Schwert gebrauchen zu können, hauen sich durch und gelangen glücklich über die letzten Linien des Feindes hinaus bei den ihrigen wieder an. Jetzt soll die Trompete zum Sammeln blasen; aber als sie der Trompeter an die Lippen setzt und hineinbläst, entwindet sich ihr nur ein klangloses Wimmern; sie ist von einer Kugel durchschossen worden. Von 800 Reitern waren beinahe 400 gefallen.*)

---

*) **Die Trompete von Vionville.**

Sie haben Tod und Verderben gespie'n,
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Den Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen:
So haben wir sie zusammengesprengt —
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unseren Hieben;
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirne zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da — die mutig, mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den heiligen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz —
Um die Toten klagte die wunde.

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten!

Freiligrath.

Vergleiche dazu auch folgendes Gedicht:

Die Kürassiere bei Mars la Tour.

Es brüllt die Schlacht von Mars la Tour
Und hagelt Blei und Tod.
Dort steh'n die Brandenburger nur
Und leiden große Not.

Da sprengt und ruft ein Offizier
Durch Dampf und Donner durch:
„Vor, Halberstädter Kürassier',
Und rettet Brandenburg!"

Mit dem gleichen Todesmut gingen später zwei Garde-Dragonerregimenter vor; auch sie sanken unter den Feuerschlünden zusammen wie Kornähren unter der mähenden Sichel und wurden fast völlig vernichtet im ungleichen Kampf, aber heldenmütig trugen alle das kühne Männerherz den feindlichen Kugeln entgegen. Da bewahrheitete es sich: „Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab.“ Aber die Opfer der kühnen Reiterkämpfe hatten nicht umsonst geblutet; der Feind stand still, und die nachrückenden deutschen Truppen hatten Zeit, in die Schlacht einzugreifen und den Abzug des Feindes zu verhindern. Nach einem furchtbaren Kampfe behaupteten die Deutschen am Abend die ganze Schlachtlinie von Mars la Tour, Vionville, Rezonville bis nach Gravelotte hin gegen die ungeheure französische Übermacht, denn noch immer standen 150 000 Franzosen gegen etwa 70 000 Deutsche. Von beiden Seiten war mit wunderbarer Tapferkeit gekämpft worden, daher denn auch die Verluste auf beiden Seiten gleich schwer waren. In dem zwölfstündigen fürchterlichen Kampf hatte die Armee des Prinzen Friedrich Karl mehr als 15 000 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Der Tag von Mars la Tour aber ist der Ehrentag des Prinzen Friedrich Karl, und der Tag unvergänglichen Ruhmes für die braven Brandenburger, von denen der dritte Mann mit seinem Körper das hart erstrittene Siegesfeld deckte. Als es den Franzosen endlich klar wurde, daß es im Plane der Preußen lag, sie in Metz festzuhalten, kämpften sie mit dem Mute der Verzweiflung, um die feindlichen Reihen zu durchbrechen, wobei niemand größeren persönlichen Mut entfaltete als Bazaine selbst. Mit Mühe rettete er, mit seinem Gefolge in das große Kavalleriegefecht verwickelt, das sich am Abend bei Mars la Tour noch entspann und in dem 5000 Reiter, Deutsche und Franzosen, miteinander rangen, Freiheit und Leben. Den Deutschen aber blieb der Sieg. Bazaine mußte sich näher an die Festung Metz zurückziehen.

c) **Der 18. August. Gravelotte.** In dem Ausgang des Kampfes bei Mars la Tour ruhte gleichsam schon die Entscheidung des 18. August; denn

---

Sein Testament schreibt der Major
Auf seinen Sattelknopf,
Die Reiter biegen weit sich vor
Bis auf den Pferdekopf,
Es jauchzen die Trompeten auf,
Und die Standarte fliegt:
Marsch, marsch, in Gottes Namen drauf!
Haut ein, bis alles liegt! —

So geht es drauf. Als Schmettow sie
Zum Sammeln wieder ruft,
Ist stumm des Feindes Batterie,
Und Brandenburg hat Luft.

Doch was ist das? In Frankreich hat
Es im August geschneit? —
Da liegt das halbe Halberstadt
Im weißen Waffenkleid!

Da liegen sie, da schlafen sie
Den ehrenreichen Schlaf,
Wie sie der Blitz der Batterie,
Der Säbelhieb sie traf.
Doch über ihren Häuptern fliegt
Die Fahne hoch im Wind,
Und König Wilhelm hat gesiegt,
Und Deutschland — das gewinnt!

obgleich Bazaine die Möglichkeit hatte, noch nordwärts von Metz abzuziehen, so gab er doch den Gedanken daran auf. Er nahm vielmehr, nachdem er seinen Truppen Erholung gewährt, die Verteidigungsschlacht an; denn alles lag vorteilhaft für ihn. Der Mut seiner Truppen war keineswegs gebrochen, ihre Kampfeslust vielmehr durch die bisherigen Mißerfolge zur Kampfeswut gesteigert. Sein Heer, noch immer 160 000—180 000 Mann stark, war dem deutschen an Zahl kaum nachstehend; auch hatte es den Vorteil, daß es vereinigt war, während große Teile der deutschen Armee, noch auf dem Marsch begriffen, erst gegen Mittag ermüdet und erschöpft ankommen konnten; was ihm aber besonders den Sieg als sicher erscheinen lassen konnte, war seine Aufstellung, die als unüberwindlich gelten konnte. Sein Heer stand auf dem etwa 3 Stunden langen, westlich von Metz auf dem linken Moselufer sich hinziehenden Höhenkamm; eine fortlaufende Reihe dichter, zum Teil auf steilem Abhange liegender Wälder und unten im Thale ein Bach erschwerten den Zugang. Außerdem war die Stellung durch Schanzen, Verhaue, Gräben und die zur Verteidigung sorgfältig hergerichteten Einzelgehöfte und Dörfer, sowie durch 500 Geschütze und 150 Mitrailleusen geschützt. Seine Batterieen bestrichen die aufsteigenden Hochflächen, über welche die Deutschen herannahen mußten. Die einzelnen Armeekorps wurden von den berühmtesten Feldherrn befehligt.

Inzwischen war die ganze erste und zweite deutsche Armee mit Ausnahme eines Armeekorps, das man östlich von Metz zur Beobachtung desselben zurückgelassen hatte, über die Mosel gegangen, um am 18. August den letzten Schlag gegen Bazaine zu führen und ihn nach Metz hineinzudrängen. König Wilhelm selbst hatte den Oberbefehl über die 200 000 Deutschen übernommen. Die beiden Mittelpunkte der feindlichen Stellung waren die Dörfer Gravelotte, westlich, und St. Privat, nordwestlich von Metz. Das letztere sollte von der preußischen Garde und dem Armeekorps der Sachsen genommen werden. Da sie jedoch, ehe sie an den Feind herankommen konnten, erst einen Marsch von fast vier Stunden Wegs hatten, so konnten sie erst am Nachmittage in die Schlacht eingreifen. Gegen zwölf Uhr mittags entbrannte der Kampf. Vier Stunden lang rangen die Heerkörper miteinander, ohne daß ein wesentliches Resultat erzielt worden wäre. Die Franzosen hielten stand und starben; die Deutschen stürmten vorwärts und starben, beide zu Hunderten, fast zu Tausenden. Drei deutsche Armeekorps waren nahezu erschöpft. Da erschienen um 4 Uhr die Garden und Sachsen auf dem Schlachtfelde. Die Garde erhielt die Aufgabe, St. Privat, den Schlüssel der feindlichen Stellung, von vorn zu stürmen, die Sachsen, dasselbe zu umgehen und im Rücken desselben zu stürmen. Es war die schwerste Arbeit des Tages. Das Dorf liegt auf einer Anhöhe, welche die Gegend umher überragt. In den massiven Häusern,

hinter den Gartenmauern und der steinernen Umfriedigung des Kirchhofes haben sich die Franzosen trefflich gedeckt. Aus drei übereinander liegenden Schützengräben können sie ihr vernichtendes Feuer gegen den heranrückenden Feind abgeben. Kurz nach 5 Uhr beginnt die Garde den Angriff. Ein heftiges Feuer aus Geschützen, Mitrailleusen und Chassepotsgewehren wird den vorrückenden Regimentern entgegengeschleudert, aber unaufhaltsam dringen die tapfern, gleich anfangs schwer getroffenen Krieger mit stolzer Todesverachtung vor. Sämtliche Führer bis zum höchsten General hinauf sind zu Pferde geblieben, um das Gefecht besser leiten zu können, aber in kurzer Zeit werden ihnen fast sämtlich die Pferde unter dem Leibe erschossen, und viele von ihnen sterben den Heldentod. Über das mit Blut getränkte Feld, über Leichen und verwundete Kameraden hinweg, stürmen die Garden immer weiter vorwärts in den dichten Kugelregen hinein, von dem Wunsche beseelt, schnell an den Feind zu kommen und entweder zu siegen oder zu sterben. Nicht einmal geraten die Regimenter in Unordnung; die Lücken, welche die Gefallenen öffnen, schließen sich sofort wieder. Aber noch ist nicht der schwerste Augenblick für die Garde gekommen. Sie muß plötzlich mitten im Feuer halten, Gewehr bei Fuß eine lange, halbe Stunde ausharren und ruhig dem Tode ins Antlitz schauen. Noch sind die Sachsen, die die feindliche Stellung umgehen und im Rücken derselben den Sturm der Garde unterstützen sollen, nicht zur Stelle. Nachdem diese erst noch ein anderes Dorf dem Feinde entrissen haben, erfolgt auch für die Garde der ersehnte Befehl zum Vorrücken auf St. Privat. Gemeinsam mit den Sachsen beginnt sie in der hereinbrechenden Dunkelheit den furchtbaren Sturm. Wohl verteidigen die Franzosen jeden Fußbreit des brennenden Dorfes, wohl muß Mauer um Mauer, Haus um Haus erstürmt werden, aber dem unwiderstehlichen Ansturm der Deutschen winkt endlich abends um 9 Uhr der Sieg.

Inzwischen war auch auf der andern Seite des Schlachtfeldes, weiter südlich bei Gravelotte, mit gleicher Hartnäckigkeit gekämpft worden. Hier standen die Rheinländer und Westfalen von der Armee des Generals Steinmetz wie die Mauern, obgleich Bazaine zur Wiedergewinnung Gravelottes immer neue Truppen heranzog. Auf diesem Teile des Schlachtfeldes befand sich auch König Wilhelm. Er war näher zu dem bedrängten Punkte geritten und befand sich plötzlich im Bereiche der feindlichen Geschosse. Vergebens mahnt ihn der Kriegsminister von Roon zur Umkehr. Voll Sorge späht er nach den Pommern, die den bedrängten Deutschen von Süden her zu Hilfe kommen sollen. Sie sind vor kurzem erst aus Deutschland angelangt und kommen heute zum erstenmale vor den Feind. Sie haben einen 16—18stündigen Tagesmarsch zurückgelegt, als sie abends 7 Uhr auf dem Schlachtfelde anlangen und im Geschwindschritte den Kameraden zu Hilfe eilen. Mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel ziehen sie unter dem donnernden Jubelruf:

„Es lebe der König!“ an diesem vorüber. Mit letzter Kraft schließen sich die ermatteten Regimenter des alten Steinmetz den Pommern an; unaufhaltsam geht es die Höhen hinan; ein weithin schallendes „Hurra!“ verkündet den Sieg. Erst die einbrechende Nacht macht dem gewaltigen Kampfe ein Ende.

Nach neun Uhr schwieg das Feuer, und Bazaine benutzte die Nacht, seine Armee samt deren Geschütz hinter die Festungswerke von Metz zurückzuführen; er war nun für immer von der Armee Mac Mahons abgeschnitten. Daß die beste Heereskraft des Feindes nun besiegt, gelähmt und zur Unthätigkeit verdammt war, das war der große Erfolg des Tages. Aber er war teuer erkauft. Der Tag von Gravelotte hatte dem deutschen Heere etwas über 20 000 Mann an Toten und Verwundeten, darunter 900 Offiziere, gekostet; das Gardekorps allein hatte über 7500 Mann eingebüßt. Aber auch die Franzosen hatten trotz ihrer vorzüglichen gedeckten Stellungen 12 000 Tote und Verwundete und 6000 Gefangene verloren. Diese ungeheure Zahl von Toten und Verwundeten, die auf den weiten Waffenfeldern der beiden Heere umherlagen, bewiesen die unerhörte Erbitterung dieses neunstündigen Kampfes, in welchem deutscher Mut über französische Tapferkeit nur mühsam den Sieg errang. Und als nun die deutschen Truppen, zur Nachtruhe auf dem Schlachtfelde sich anschickend, den blutigen Tag unter den Klängen ihrer Regimentsmusiken beschlossen, da brauste hunderttausendstimmig der Choral: „Nun danket alle Gott!“ zum Himmel empor.*) Wie auf den Siegesfeldern von Weißen-

*) Eine hübsche Episode vom Abend des blutigen Schlachttages erzählt uns folgendes Gedicht:

Die Rosse von Gravelotte.

Heiß war die Jagd und blutig die Schlacht,
Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.

Droben vom Waldsaum nieder ins Thal
Dreimal schmettert Trompetensignal.

Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.

Truppweis in Rotten, zu dreien und zwei'n
Stellen die tapferen Reiter sich ein.

Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick.

Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell bleich, blutig und tot.

Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verwaist auf der Walstatt umher.

Doch der Trompete schmetternd Signal
Tönt aus der Ferne zum drittenmal.

Sieh, und der Rappe dort spitzt das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.

Schau, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite, wie sonst in der Reih'.

Selber der blutige Schimmel, so müd',
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied.

Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwei'n
Stellen die ledigen Rosse sich ein.

Rosse wie Reiter versteh'n den Appell;
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.

Über dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.

Über dreihundert — o blutige Schlacht,
Die so viel Sättel hat ledig gemacht!

Über dreihundert — o tapfere Schar,
Wo bei vier Mann ein gefallener war!

Über dreihundert — o ritterlich Tier,
Ohne den Reiter noch treu dem Panier!

Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
Denkt auch der Rosse vom Leibregiment.

Gerok.

burg und Wörth, so wurde auch in den Kämpfen um Metz die neue deutsche Waffenbrüderschaft besiegelt. Neben Preußen stritten mit gleicher Tapferkeit Sachsen, Hessen, Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger, Mecklenburger, Hanseaten. Von ihnen allen galt, was in dem einfachen Siegestelegramm König Wilhelms an seine Gemahlin stand: „Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind."

Der König selbst hatte Gefahren und Anstrengungen seiner braven Truppen geteilt. Von 6 Uhr morgens an zu Pferde, hatte er sich gegen Abend nach Rezonville, westlich von Gravelotte, begeben. Hier hatte man an einer Gartenmauer einen Sitz für ihn hergerichtet, indem man eine Leiter von einem Bauernwagen mit dem einen Ende auf eine Dezimalwage, mit dem andern auf einen verendeten französischen Schimmel gelegt hatte. Hier empfing er die Schlachtberichte; hierher brachte auch Moltke die Nachricht: „Majestät, die Schlacht ist entschieden. Die Pommern haben die Höhen genommen, der Sieg ist unser!" Hier diktierte er auch beim Scheine eines Wachtfeuers dem Grafen Bismarck die Siegesdepesche an seine Gemahlin, welche tags darauf mit Viktoriaschießen und Glockengeläute den Jubel durch das ganze deutsche Land trug. Da alle Ortschaften ringsum mit Verwundeten überfüllt waren und viele Dörfer in Brand standen, so war es schwer, für den König ein Unterkommen zu finden. Schon hatte er sich entschlossen, in seinem Wagen die Nacht zuzubringen, als man in Rezonville noch ein Haus mit einem armseligen leeren Raum auffand, wohin der König sich zurückziehen konnte. Ein aus dem königlichen Krankentransportwagen genommenes Gestell wurde durch ein paar darauf gelegte Sitzkissen seines Wagens in ein Feldbett verwandelt. Auf demselben brachte der König, nur mit einem Mantel zugedeckt, die Nacht zu, nachdem er sich an einem Schluck Wein und einem Stück trockenen Brotes gelabt hatte. Er war 30 Stunden lang nicht aus den Kleidern gekommen.

Der Tag nach der Schlacht war ein ernster, trauriger Tag. Von zwei Uhr nachmittags bis spät in die Nacht hinein wurden von den einzelnen Regimentern die gefallenen Helden beerdigt. Die Feldmusiken spielten dazu den Choral: „Jesus, meine Zuversicht." Unendlich ergreifend waren die stillen Thränen, die langsam über die sonnverbrannten Wangen der starken Männer herabrollten. Niemand, der ruhig zu Hause saß und den großen Kampf nur aus Berichten von blutigen Schlachten, von teuer erkauften Siegen kannte, konnte sich einen Begriff machen von den Schrecken des Krieges.

4. Der Tag von Sedan. a) **Die Einschließung Mac Mahons.** Nachdem Bazaine durch die drei Schlachten bei Metz in diese starke Festung hineingeworfen war, wurden seitens der Deutschen sofort Anstalten getroffen, Metz mit der darin eingeschlossenen Armee von beinahe 200 000 Mann zu belagern. Zu diesem Zwecke wurde aus den Teilen der bisherigen ersten

und zweiten deutschen Armee eine besondere Belagerungsarmee von etwa 160 000 Mann gebildet und unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt, der die langwierige und äußerst schwierige Belagerung von Metz übernahm. Um aber in Verbindung mit der dritten deutschen Armee des Kronprinzen, welche an den Kämpfen um Metz keinen Anteil genommen hatte, direkt auf Paris losgehen und die auf dem Wege dahin in Chalons an der Marne stehende Armee Mac Mahons vernichten zu können, wurde aus Teilen der ersten und zweiten eine vierte deutsche Armee, die Maasarmee, gebildet und unter den Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt. Sie bestand aus drei Armeekorps, nämlich dem Gardekorps, dem vierten Armeekorps und den Sachsen, dazu kam der größte Teil der deutschen Kavallerie. Beide Heere begannen sofort ihren Marsch auf Paris; der Kronprinz von Sachsen zog nördlich, über Verdun nach Chalons, der Kronprinz von Preußen südlich davon der oberen Marne zu. König Wilhelm folgte mit Moltke, Bismarck, Roon der Armee seines Sohnes.

Schon hatten die Vortruppen der dritten Armee die Marne erreicht, als von ihnen plötzlich die Nachricht einging, das Lager von Chalons sei von Mac Mahon verlassen. Man erfuhr im deutschen Hauptquartier, daß er über Reims und dann in nördlicher Richtung nach der Maas gezogen sei, um die vorwärts marschierenden deutschen Streitkräfte zu umgehen, auf Metz zu marschieren und Bazaine womöglich zu befreien. Dieser Plan mußte vereitelt werden, so schwer es auch war. Da war keine Zeit zu verlieren, wenn man Mac Mahon schon vor seinem Eintreffen bei Metz schlagen wollte. Alles mußte nun geändert werden. Die in einer Ausdehnung von vielen Meilen entfernt marschierenden Truppenteile mußten neue Befehle, die gewaltigen Wagenzüge mit Verpflegungsgegenständen, Schießbedarf, Heergerät und Kriegsmaterial aller Art andere Richtung erhalten. Da die dritte, südlicher marschierende Armee die größere Entfernung zu überwinden hatte, so ward die Maasarmee dazu ausersehen, dem Feinde zuerst entgegenzutreten. Sie ereilte Mac Mahon, der nur langsam vorrückte, noch an der Maas, ehe er sich Metz noch mehr nähern konnte. Schon am 29. und 30. August waren Teile der Maasarmee mit dem französischen Heere im Kampf, am letztgenannten Tage bei Beaumont an der Maas, zwischen Sedan und Verdun. Durch diese blutigen Gefechte wurde Mac Mahon gezwungen, auf das rechte Maasufer zurückzugehen. Jetzt nahte aber auch die dritte Armee heran, die sich stets auf dem linken Maasufer hielt und dem Feinde den Rückzug nach Paris verlegte, während die vierte Armee sein Vorrücken auf Metz hinderte. Dadurch wurde Mac Mahon immer weiter nach Norden, der Festung Sedan zu gedrängt. In seinem Rücken aber, nicht weit von Sedan, lag die belgische Grenze. Es blieb ihm nichts übrig, als den letzten Kampf zu wagen oder sich auf neu-

trales belgisches Gebiet zu retten. Das letztere wollte die deutsche Heeresleitung verhindern, indem sie ihm auch den Weg nach Norden verlegte. So von allen Seiten bedrängt, wagte er den letzten Kampf bei Sedan.

b) **Die Schlacht bei Sedan.** Unter König Wilhelms eigener Leitung wurde nun am 1. September die Schlacht bei Sedan geschlagen, wie glorreicher in ihren Erfolgen die deutsche Geschichte keine andere aufzuweisen hat. Schon am 31. August waren Teile der 3. Armee oberhalb Sedan über die Maas auf das rechte Ufer gegangen und schlossen sich im Vorrücken der 4. Armee an. Die Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger u. a. waren so verteilt, daß Mac Mahon fast von allen Seiten eingeschlossen war. Am frühen Morgen des 1. September lagerte ein dichter Nebel auf den Höhen und in den Thälern der Maasniederung, welcher zu Beginn des Kampfes alle entfernteren Gegenstände dem Auge entzog. Erst in den späteren Morgenstunden begann dieser Schleier, welcher den Schauplatz des großartigen Ereignisses umhüllte, sich zu senken; die Höhen wurden klar, bis endlich um Mittag sich alle Bewegungen der Heere unter klarem Himmel vollzogen. Morgens um 4 Uhr eröffneten die beiden bayerischen Armeekorps unter General von der Tann den Kampf südlich von Sedan bei dem Dorfe Bazeilles, das durch die Wut der Kämpfenden in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, bis es nach einem mehrstündigen furchtbaren Kampfe in Straßen, Gärten und Häusern mittags gegen 11 Uhr gelang, sich des Dorfes zu bemächtigen. Um 5 Uhr morgens war der Kronprinz von Sachsen ins Gefecht getreten und hatte sich mit den Bayern in Verbindung gesetzt. Bei Beginn des Kampfes war auch Napoleon auf das Schlachtfeld geeilt. Bei der heillosen Verwirrung in der französischen Armee war er fast unbeachtet geblieben. Zahlreiche Verwundete kamen an ihm vorüber. Da trug man ihm einen Verwundeten entgegen; eine Menge Soldaten liefen dem Gefallenen voraus; viele rangen die Hände. Es war Marschall Mac Mahon, auf den die Armee noch ihr letztes Vertrauen gesetzt. Bei diesem Anblick erbebte der Kaiser; dem Heere war der tüchtigste Führer entrissen; er war morgens 6 Uhr bei Bazeilles durch einen Granatsplitter so schwer verwundet worden, daß er den Oberbefehl abgeben mußte.

Bald entbrannte auf den Höhen rings um Sedan der furchtbarste Kampf; noch einmal kämpfen die Franzosen mit großer Tapferkeit; noch einmal versucht der zum Oberbefehlshaber an Mac Mahons Stelle ernannte General Wimpffen, der vor wenigen Tagen erst aus Afrika zurückgekommen ist, den Durchbruch im Süden, wird jedoch von den tapferen Bayern zurückgewiesen. Auch an anderen Stellen werden die Durchbruchsversuche der Franzosen blutig zurückgeschlagen, und schon um die Mittagszeit sind die Deutschen im Besitz der Höhen, welche Sedan rings umgeben. Obgleich mit dem Mute der Verzweiflung um Leben und Ehre kämpfend, werden die Franzosen von der Übermacht der

Deutschen, namentlich durch deren vortreffliche Artillerie, mehr und mehr um Sedan zusammengedrängt; immer enger schnürt sich der eiserne Waffengürtel um die kleine Festung. Da will, nördlich von Sedan, die französische Reiterei der bedrängten Infanterie noch einmal Luft machen. Etwa 8 Reiterregimenter werfen sich mit voller Wucht den Preußen entgegen. Es sind die Thüringer vom 11. preußischen Armeekorps, denen der Angriff gilt. Voll Staunen richtet König Wilhelm von der Höhe aus, auf welcher er Aufstellung genommen, sein Fernrohr auf den furchtbaren Reitersturm. Nur zu bald hat das verheerende Artillerie- und Infanteriefeuer der Deutschen die prächtigen Scharen zerrissen. In wildem Jagen brechen einzelne Schwadronen in die Infanterie hinein, um dort vollends auseinander gesprengt zu werden. Dann kehrt die Reiterei um und auf demselben Wege zurück; das Feld ist mit Leichen und Pferden dicht besät; nur wenige der kühnen Reiter kehren zurück. Sie erlagen ehrenvoll in ungleichem Kampf; das Schicksal der französischen Armee konnten sie nicht mehr abwenden.

Als die deutsche Kriegsmacht die Franzosen immer dichter umfaßte, blieben die Wälle des kleinen Sedan endlich die letzte Zuflucht der überall zurückgeworfenen Truppen. Bald löste sich ihr Rückzug in wilder Flucht auf, und alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie drängte sich in der Stadt und deren nächsten Umgebungen zusammen. Jeder will zuerst in die schützende Stadt hinein; man zerpreßt sich fast in den Thoren derselben. Am Abend ist die ganze Armee zusammengedrängt; in den Straßen und Häusern herrscht eine beispiellose Unordnung und Verwirrung; alles wälzt sich angstvoll umher. Schon fahren die feindlichen Kugeln die Gassen entlang; schon stößt man hier und da auf Leichen von Menschen und Tieren. Da erhalten die Bayern und Württemberger südlich von Sedan den Befehl, die Stadt zu beschießen. Und nun fallen in die furchtbar zusammengepreßten, verzweifelnden oder stumpf in ihr Schicksal starrenden Massen die ersten Granaten des die Stadt immer enger umzingelnden Feindes. Bald steigt eine dicke Rauchsäule empor; die Flammen schlagen an mehreren Stellen zum Himmel auf; die Verwirrung in der Stadt wird ungeheurer noch als bisher. Aller Augen im deutschen Heer richten sich mit gespannter Erwartung auf die Mauern Sedans, hinter denen der geschlagene Feind sein Schicksal erwarten muß.

Jetzt kam der Augenblick, in dem Napoleons stolze Macht zusammenbrach. Ein gewaltiger Freudenruf ertönte plötzlich die ganze deutsche Linie entlang; ein französischer Offizier stand auf der Mauer und schwenkte eine weiße Fahne, das Zeichen der Ergebung. Um das Elend nicht noch zu vergrößern, hatte Napoleon dem General Wimpffen den Befehl erteilt, zu kapitulieren. Er gehorchte mit innerem Widerstreben, durch die Notwendigkeit dazu gezwungen. Als

die weiße Fahne am Thor von Sedan wehte, da schwieg plötzlich das Feuer der deutschen Geschütze, und die Verhandlungen nahmen ihren Anfang.

c) **Die Gefangennahme Napoleons und seines ganzen Heeres.** Als sich die weiße Fahne am Thore von Sedan zeigte, sandte König Wilhelm einen seiner Offiziere ab, die Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern. Als dieser in Sedan nach dem französischen Oberbefehlshaber fragte, wurde er unerwartet vor Kaiser Napoleon geführt, von dessen Anwesenheit in Sedan man deutscherseits nichts wußte. Als ihn Napoleon fragte, was für Aufträge er habe, und er antwortete, Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern, wies ihn der Kaiser an General Wimpffen, den Oberbefehlshaber. Er selbst schrieb einen Brief an König Wilhelm, den sein Generaladjutant Reille um 7 Uhr abends dem Könige überbrachte. Dadurch erfuhr der König erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Noch ehe er den Brief öffnete, sagte er dem französischen General: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege.“*) Der Brief des Kaisers lautete: „Da es mir nicht vergönnt war, inmitten meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in Ew. Majestät Hände niederzulegen.“ Damit gab sich Napoleon dem Könige gefangen. Dieser war von dem Ereignis tief bewegt, reichte den Umstehenden die Hand, besprach sich mit Moltke und Bismarck und schrieb dann auf einem von einem Offizier ihm vorgehaltenen Schemel folgende Antwort: „Indem ich die Umstände bedauere, unter denen wir uns begegnen, nehme ich Ew. Majestät Degen an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere bevollmächtigen zu wollen, über die Kapitulation der Armee zu unterhandeln, die sich unter Ihrem Befehl so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich hierzu den General von Moltke bestimmt.“

Am Abend kamen denn auch Moltke und Bismarck mit Wimpffen, dem Oberbefehlshaber der französischen Armee, in Donchery, westlich von Sedan, zusammen, um über die Bedingungen zu verhandeln, unter denen sich Armee und Festung ergeben sollte. Diese Verhandlungen dauerten bis nachts 1 Uhr. Wimpffen verlangte, daß man die Truppen in die Heimat entlassen solle, nachdem sie das Versprechen gegeben, in diesem Kriege nicht mehr gegen Preußen zu kämpfen. Moltke und Bismarck aber gingen darauf nicht ein; sie verlangten vielmehr Niederlegung der Waffen und Kriegsgefangenschaft des ganzen Heeres. Umsonst bemühte sich der französische Feldherr, eine Milderung der bitteren Notwendigkeit zu erlangen; an der ehernen Brust Moltkes und Bismarcks scheiterten alle seine Versuche. Als er daher erklärte, diese harte Bedingung nicht annehmen zu können, drohte man ihm mit einer Erneuerung des Kampfes am nächsten Tage und wies ihn auf die Stärke und Stellungen der deutschen

*) Vergleiche den Brief König Wilhelms über die Schlacht bei Sedan an seine Gemahlin. Richter, Quellenbuch Nr. 164.

Heerkörper hin, um ihn von der Unmöglichkeit eines ferneren Widerstandes zu überzeugen. Endlich gewährte man ihm bis zum nächsten Tage morgens 9 Uhr Bedenkzeit; würde bis dahin die Kapitulation nicht abgeschlossen sein, so würde das Feuer auf Sedan wieder beginnen. Wimpffen kehrte um 1 Uhr nachts nach Sedan zurück und berief sämtliche Generale seines Heeres zu einem Kriegsrat. Dieser sprach sich fast einmütig gegen die Wiederaufnahme des Kampfes aus, und so kam endlich am Morgen des 2. September die Kapitulation zustande. Durch dieselbe erlebte die Welt das unglaubliche, in der ganzen Kriegsgeschichte einzig dastehende Schauspiel, daß außer den 21000 Mann, die während der Schlacht gefangen genommen worden, ein ganzes Heer von 83000 Mann sich dem Sieger ergab, darunter 1 Marschall (Mac Mahon), 40 Generale und 2800 Offiziere. Unter der gewaltigen Kriegsbeute befanden sich 558 Kanonen und Mitrailleusen, 66000 Gewehre, 1072 Fahrzeuge aller Art und 6000 noch brauchbare Pferde. Die Ausführung der Kapitulation begann sofort. Am 2. September und auch noch den ganzen folgenden Tag wurde im Angesichte eines bayerischen und eines norddeutschen Armeekorps die Waffenstreckung vollzogen. Die französische Armee, seit zwei Tagen ohne Lebensmittel, in den engen Straßen und Werken in und um Sedan zusammengedrängt, bot bereits das Bild völliger Auflösung. Mit Ingrimm hatten die französischen Soldaten gehört, daß ihr Schicksal die Kriegsgefangenschaft sei. Viele zerbrachen ihre Säbel und verbrannten ihre Fahnen, um sie nicht dem Feinde ausliefern zu müssen. Verwünschungen gegen den Kaiser und die Heerführer wurden laut. Manche von den Gefangenen drohten und schimpften, wenn sie an den bewaffneten Reihen der Deutschen vorbeizogen; aber ruhig nahmen es unsere Soldaten auf und ehrten schweigend das Unglück des Gegners. Erleichtert atmete die Bevölkerung Sedans auf, als diese wilden Scharen von den Deutschen entwaffnet und abgeführt wurden; denn die Szenen des Elends, des Jammers, der Unordnung, die sich dem Blicke in Sedan darboten, sind unbeschreiblich. Die Luft war so verpestet, daß es wochenlanger Reinigungsarbeiten bedurfte, um den Ort für Menschen wieder bewohnbar zu machen. Hunger und Verzweiflung hatten die französischen Soldaten im Augenblicke ihres Untergangs zu Verwilderung und Zuchtlosigkeit geführt. Noch niemals war aber auch einem Kriegsheer, das noch vor wenigen Tagen im rühmlichen Kampfe unter den Waffen gestanden, solche Schmach widerfahren. Endlose Eisenbahnzüge mußten Tag und Nacht in Thätigkeit gesetzt werden, um die entwaffneten, zusammengebrochenen Kriegerscharen auf die deutsche Erde zu schaffen. Mit welchen Gefühlen mögen die Gefangenen auf den Rhein geblickt haben, den sie so gern als französischen Strom bezeichneten! In deutschen Festungen und Barackenlagern wurden sie untergebracht und anständig behandelt.

Schon um 5 Uhr morgens am 2. September hatte auch Napoleon, nur

von wenigen Offizieren begleitet, in seinem Wagen Sedan verlassen, da er sich unter seinen eigenen Soldaten nicht mehr sicher fühlte und fürchten mußte, von seinem eigenen Volke beschimpft zu werden. Auf dem Wege nach Donchery traf er zunächst mit Bismarck zusammen und drückte diesem den Wunsch aus, den König zu sprechen. König Wilhelm befand sich jedoch in seinem Hauptquartier, drei Meilen von Sedan entfernt. Der Kaiser begab sich dann mit Bismarck in ein am Wege gelegenes armseliges Weberhaus, wo beide eine Unterredung von ungefähr einer Stunde hatten. Er setzte sich dann mit Bismarck noch auf eine steinerne Bank vor der Thür und sagte demselben, er selbst habe den Krieg nicht gewollt, sei aber durch den Druck der öffentlichen Meinung in Frankreich zu demselben gedrängt worden. Unterdessen hatten sich einige Offiziere in der Umgegend nach einem passenden Absteigequartier für den gefangenen Kaiser umgesehen und das Schlößchen Bellevue zwischen Sedan und Donchery gefunden. Dorthin begab sich der Kaiser, von einem Trupp preußischer Kürassiere begleitet. Hier fand auch die denkwürdige Begegnung zwischen dem siegreichen König und dem bis zum Staube gedemütigten Kaiser mittags 1 Uhr statt. Sie währte ungefähr eine Viertelstunde. König Wilhelm schrieb über sie an seine Gemahlin: „Wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.“ König Wilhelm zeigte sich nicht als übermütiger Sieger, sondern behandelte den gefangenen Kaiser mit edler Schonung und Milde. Er wies ihm das Schloß Wilhemlshöhe bei Kassel zum Aufenthaltsorte an. Es war dasselbe Schloß, das einst, in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands und Preußens durch Napoleon I., der lustige Jerome, der Bruder des Kaisers, der König von Westfalen, bewohnt hatte. Welch ein Unterschied zwischen damals und jetzt!

Dann besichtigte der König den ganzen Nachmittag des 2. September seine siegreichen Truppen. In erhebenden Worten sprach er ihnen und ihren Führern seinen königlichen Dank aus. Überall, wo der greise Kriegsherr sich sehen ließ, bereiteten ihm die Truppen einen begeisterten Empfang, so daß er, tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung, sich in Demut unter Gott beugte und am anderen Tage an seine Gemahlin schrieb: „Wenn ich mir denke, daß nach einem großen, glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und wenn ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen.“ Schon sein erstes Telegramm hatte mit den Worten geschlossen: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“

In Deutschland aber erregte die Kunde von der Gefangennahme Napoleons und seines Heeres ungeheuren Jubel.*) Doch folgte man dem Beispiel seines großen Königs und vergaß auch dessen nicht, der die Geschicke der Völker lenkt nach seinem Rat und Willen. Und so wurde der Tag von Sedan ein Tag siegreicher Freude über den ungeheuren Erfolg der deutschen Waffen und ein Tag demütigen Dankes für die gnädige Hilfe des Höchsten. Aus dieser Stimmung heraus sang Geibel sein herrliches Siegeslied:

Am 3. September 1870.

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen der Unhold aus,
Sein Reich zu festen in Blut und Graus;
Mit allen Mächten der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten, das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind!

Vom Rhein gefahren kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen der Held der Mark;
Die Banner flogen, und über ihm
In Wolken zogen die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte die Sonn' in Nacht;
Drei Tage rauschte der Würfelfall,
Und bangend lauschte der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind!

Da hub die Wage des Weltgerichts
Am dritten Tage der Herr des Lichts
Und warf den Drachen vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert, wie bald! zu Staub,
Und heimgefordert wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind!

Drum laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

E. Geibel.

---

*) Von diesem Jubel erzählt uns:

Des deutschen Knaben Tischgebet.

Das war einmal ein Jubeltag!
Bei Sedan fiel der große Schlag!
Mac Mahon war ins Garn gegangen,
Der Kaiser und sein Heer gefangen,
Und blitzschnell flog die Siegespost
Am Draht nach Süd und Nord und Ost.
Da gab's ein Jubeln ohne Maßen,
Von Flaggen wogten alle Straßen,
Vieltausendstimmig scholl hurra;
Und waren noch Kanonen da,
So schoß man auch Viktoria.
Doch jedenfalls die Wacht am Rhein
Ward angestimmt von groß und klein,
Denn auch durch der Unmünd'gen Mund
Wird Gottes Lob von alters kund.
Und einer von den kleinen Jungen,
Der hat am lautsten mitgesungen;
Die bunte Mütze auf dem Ohr,
Die Höschen flott im Stiefelrohr,
Marschiert er wacker mit im Chor,
Beteiligt sich den Morgen lang
An jedem Schrei und jedem Sang;
So wichtig nahm's der kleine Wicht,
Als ging's ohn' ihn entschieden nicht,
War so mit Leib und Seel' dabei,
Als ob er selbst die Rheinwacht sei,
Hat drum den Glockenschlag vergessen
Und kam zu spät zum Mittagsessen.
Mit heißen Wangen, rotem Kopf,
Mit offner Brust, verwehtem Schopf,
Erscheint er endlich, siegesmatt —
Die andern waren schon halb satt —

d) **Die Folgen des Tages von Sedan.** Mit Jubel und Dank begrüßte das deutsche Volk den über alle Erwartungen hinaus herrlichen Verlauf des bisherigen Feldzuges. Man gab sich der Erwartung hin, daß der Krieg seinem Ende nahe wäre, hatte doch die letzte große Feldarmee, mit welcher die Franzosen den Krieg begonnen hatten, ihren Untergang gefunden. Und gewiß wäre in jedem anderen auf uraltem, geheiligtem Rechte beruhenden Staate nach solchen Entscheidungen der Krieg zu Ende gewesen. Nicht so bei dem Volke der Revolution, das in dem Wahne lebte, jeden Augenblick einen neuen Staat herstellen zu können und oft genug auch schon hergestellt hatte. So lange hatte man die Niederlagen der französischen Truppen in Paris verheimlicht, hatte sie zu glänzenden Siegen gestempelt, die fabelhaftesten Lügen verbreitet und mit zuversichtlicher Prahlerei verkündet, daß die völlige Befreiung des geheiligten Bodens Frankreichs von den fremden Barbaren nicht lange mehr auf sich warten lassen werde. Und immer wieder hatte das bethörte Volk solche wahnwitzigen Lügen geglaubt und über die vermeintlichen Siege gejubelt. Das Unglück von Sedan konnte man in Paris nicht verheimlichen. Und als nun das ganze furchtbare Unglück des Vaterlandes mit einem Schlage offenbar wurde, da bemächtigte sich eine ungeheure Aufregung der Stadt Paris. Statt der gehofften Triumphe, statt des geträumten Einzuges in Berlin durfte man täglich den siegreichen Feind vor den Mauern von Paris erwarten. Aller Haß und aller Zorn wandte sich jetzt gegen den schwachen Kaiser und seine ohnmächtige Regierung, während doch das ganze Volk in unbegreiflichem Leichtsinn zu diesem Kriege gedrängt hatte. Nur durch schlechte Führung, so meinte man, nur durch Verrat war man von den Deutschen besiegt worden. Wie konnte ein Franzose auch anders denken? Das mußte anders werden, wenn die Republik wieder eintrat, von der die Thoren alles Heil erhofften. So war es 1792 gewesen, als die Republik ihre Söhne unter die Waffen rief, um die fremden Tyrannenknechte zu vertreiben, so würde es auch jetzt wieder werden. Und ehe die Regierung in Paris daran dachte, erneuerten sich die wilden Straßenaufläufe der großen Revolution vom Jahre 1789, ertönte aus den tobenden Pöbelhaufen der Ruf: „Absetzung! Republik!“ Es half nichts, daß die Polizei mit den Waffen einschritt; die zurückgedrängte Masse wurde immer aufgeregter, ihr Geschrei wilder und wilder. Schon am 4. September wurde Napoleon nebst seiner Familie auf ewige Zeiten feierlich des Thrones entsetzt und Frankreich zur Republik erklärt. Die Kaiserin Eugenie floh

---

Grüßt obenhin, setzt sich zu Tisch
Und greift nach seinem Löffel frisch.
Jedoch der biedre Vater spricht:
„Fritz, ungebetet ißt man nicht!“
Worauf mein Fritz vom Stuhl ersteht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Und weil sein Kopf noch stark zerstreut,
Giebt's, wie der Geist ihm just gebeut,
Spricht: „Lieber Gott, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!
Amen.“

K. Gerok.

und fand mit ihrem Sohne in England Sicherheit; dort hatte sie auch Zeit zur Reue darüber, daß sie das Feuer des Krieges nach Kräften geschürt hatte. So war auch diesmal von Paris aus das Geschick Frankreichs entschieden worden. An die Stelle der kaiserlichen Regierung trat eine neue, die sich die „Regierung der nationalen Verteidigung" nannte. An ihrer Spitze stand der General Trochu, der noch von Napoleon im Lager vor Sedan zum Befehlshaber von Paris ernannt worden war, sowie Jules Favre und Leon Gambetta. Die beiden letzteren waren Advokaten und schon während der Regierung Napoleons erbitterte Gegner desselben. Da auch sonst die Regierung meist aus Advokaten zusammengesetzt war, so bezeichnete man sie wohl auch als das Advokatenregiment. Durch ihren Namen aber, „Regierung der nationalen Landesverteidigung", zeigte sie schon, was man von ihr zu erwarten habe, nämlich Fortsetzung des Krieges mit allen Kräften einer durch schweres Unglück erbitterten Nation. Und so konnte von dem ersehnten Frieden keine Rede sein, um so weniger, als bei den ersten Unterhandlungen, welche die neue republikanische Regierung mit Deutschland anknüpfte, dessen Forderung auf das Elsaß und den deutsch redenden Teil von Lothringen durch das stolze Wort Jules Favres abgelehnt wurde: „Keinen Fußbreit von unserem Lande, keinen Stein unserer Festungen!" So mußte man seitens der Deutschen den Krieg fortsetzen. Der Unterschied bestand nur darin, daß man bisher mit dem kaiserlichen, von jetzt an aber mit dem republikanischen Frankreich kämpfte.

5. Der Belagerungskrieg. Man hatte sich im deutschen Hauptquartier keinen falschen Hoffnungen über die Friedensliebe der Franzosen hingegeben. Kaum war der große Schlag bei Sedan gefallen, so nahm der Krieg seinen Fortgang. Die vereinigte dritte und vierte Armee setzte ihren Marsch direkt auf die französische Hauptstadt fort. Je näher die Deutschen Paris kamen, um so mehr fanden sie das blühende Land, das hier mit Ortschaften und schönen Lusthäusern wie besät ist, verlassen und verödet. Die Straßen waren zerstört oder gesperrt, die Einwohner in die Hauptstadt oder in die Ferne geflohen. Seit dem Beginn des Septembers hatte die republikanische Regierung Paris mit Vorräten an Lebensmitteln versehen und alles auf den Widerstand gegen eine langwierige Belagerung einrichten lassen. So fanden die Deutschen die Lage, als sie am 19. September von der Südseite her zuerst sich Paris näherten. Ein Widerstand der französischen Streitkräfte außerhalb der Ringmauern wurde rasch überwältigt, und nun sahen die Deutschen von den südlichen Höhen zuerst die ungeheure Stadt. Doch mußte das deutsche Heer noch viel Beschwerden erdulden, ehe es seinen Einzug in Paris halten konnte; denn Paris war eine ungeheure Festung. Es begann nun ein neuer Abschnitt des Krieges, der der Belagerungen, der an Beschwerden, Strapazen und Leiden dem Schlachtenkriege im Felde nicht nachstand. Auf Vor-

posten den feindlichen Kugeln ausgesetzt, durch schlimme Witterung, durch Nässe und Kälte, durch dürftige Nahrung und Kleidung, durch mangelhafte Pflege und Obdach in ihrer Gesundheit angegriffen, haben die deutschen Soldaten vor den Festungen unsägliche Drangsale, Leiden und Mühseligkeiten ertragen müssen. Wie mancher ist bei den häufigen Ausfällen, die sie alle mit heldenmütiger Tapferkeit zurückschlugen, gefallen, wie mancher in den Lazaretten an bösen Krankheiten gestorben, wie mancher mit verstümmeltem oder krankem Körper heimgekehrt! Besonders waren es drei große Waffenplätze, vor deren Mauern die Deutschen all ihre Kräfte anstrengen mußten, um sie in ihren Besitz zu bekommen: Straßburg, Metz und Paris. Wenden wir einem jeden unsere besondere Aufmerksamkeit zu.

a) **Die Belagerung Straßburgs.** Das uralte, deutsche Straßburg, einst durch List und Verrat in die Hände Frankreichs gefallen, war einer der stärksten Waffenplätze desselben. Schon am 7. August, einen Tag nach der Schlacht bei Wörth, erfuhren die Straßburger durch Flüchtige und Verwundete die Niederlage Mac Mahons durch den Kronprinzen von Preußen, und zugleich strömte das Landvolk mit seinen geringen Habseligkeiten massenweise zur Stadt hinein. Die Aufforderung zur Übergabe wurde zurückgewiesen und durch den Kommandanten, General Uhrich, dahin beantwortet, daß die Stadt, mit Besatzung, Geschütz und Proviant reichlich versehen, sich aufs äußerste verteidigen werde. Und der brave General hat sein Wort treu gehalten. Allerdings zählte die Besatzung nur 11000 Mann, aber sie ersetzte durch Mut und Ausdauer die mangelnde Zahl. Deutscherseits wurde der entschlossene General von Werder mit dem Oberbefehl über die Belagerungsarmee betraut. Diese war mit etwa 240 Geschützen ausgerüstet, die nach und nach gegen die unglückliche Stadt in Thätigkeit gesetzt wurden. General Uhrich lehnte die wiederholte Aufforderung zur Übergabe stets ab, auch weigerte er sich, die auf dem Münster eingerichtete Beobachtungsstation zu entfernen, wodurch dieses herrliche Gotteshaus, das der deutsche General schonen wollte, in den Kreis der Beschießung gezogen ward. Schon der 15. August, der sogenannte Napoleonstag (Napoleons I. Geburtstag), sonst ein Tag der Lustbarkeit und Festfreude für ganz Frankreich, sah deutsche Granaten in die Stadt fliegen, welche in Häusern und auf Dächern manche Verwüstung anrichteten, zum großen Entsetzen der Bewohner, die von der Gewalt und Tragweite des feindlichen Geschützes keine Ahnung hatten. Doch war dies nur ein Vorspiel der späteren Schrecken; denn den ganzen August und September hindurch wurde die Belagerung und Beschießung fortgesetzt. Geschoß folgte auf Geschoß, und bald erschallte zwischen dem Gekrache der Granaten bald hier, bald da der Ruf „Feuer!“ Hell loderten die Flammen zum Himmel empor, und während der Nacht beleuchtete ein ungeheurer roter Widerschein schauerlich die ganze

Stadt. Viele kostbare Schätze wurden ein Raub der Flammen; die großartige Stadtbibliothek, reich an wertvollen Büchern, brannte nieder; das Gemäldemuseum mit vielen wertvollen Bildern, das größte protestantische Gotteshaus mit einer berühmten Orgel, die schönen Häuser der vornehmen Stadtteile gingen in Flammen auf; ganze Straßen, ganze Stadtteile wurden in Trümmerhaufen verwandelt. Die wehrlose Bevölkerung flüchtete in die dumpfen Keller und fristete dort ein schreckensreiches, entbehrungsvolles Dasein. Dennoch blieb der Mut der Verteidiger ungebrochen; sie suchten mit Heldenmut den Bränden Einhalt zu thun und von der Vaterstadt zu retten, was zu retten war. Aber jeder Tag brachte neue Leiden. Die Nahrungsmittel wurden immer seltener und teuerer; Milch und Bier gingen aus; der Aufenthalt in Kellern und Erdgeschossen mehrte die Krankheiten. Lügenhafte Botschaften von Siegen und herannahenden Entsatzheeren nährten noch falsche Hoffnungen, als schon das Kaiserreich zusammengebrochen war. Ausfälle der Verteidiger, mit großer Kühnheit unternommen, blieben ohne Erfolg; die Zahl der Kämpfer war zu gering, die Macht der deutschen Artillerie zu überwältigend. Nach mehr als vierwöchentlichem Kampfe waren die Außenwerke genommen; das deutsche Heer war der eigentlichen Stadt so nahe gekommen, daß es den Sturm wagen konnte. Am 27. September wurde noch einmal ein furchtbares Kanonenfeuer gegen die Festung eröffnet; es sollte das Vorspiel des Sturmes sein. Wie sehr auch die Belagerten mit der größten Tapferkeit und Todesverachtung dem Feinde entgegentraten, ein Sturm mußte der unglücklichen Stadt ein hartes Schicksal bereiten. Da ließ General Uhrich nachmittags 5 Uhr auf dem Münster eine weiße Fahne entfalten. Großer Jubel erhob sich im deutschen Heere; alles stürzte herbei, das Zeichen zu schauen, welches dem gefährlichen und beschwerlichen Belagerungsdienste ein Ende bereitete; viele Soldaten umarmten sich vor Freuden. Nun schwieg die deutsche Artillerie, und bald kam die Kapitulation zustande. General Uhrich übergab die Festung an General von Werder; die Soldaten wurden in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland geführt; die Offiziere durften, auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen Deutschland kämpfen zu wollen, sich ihren Aufenthaltsort selber wählen; Waffen, sonstige Vorräte und Militärkassen mußten abgeliefert werden. Am 28. September erfolgte der Ausmarsch der Garnison und die Übergabe der Festung. Knirschend vor Wut und Ingrimm fügten sich die Truppen in die bittere Notwendigkeit, und mancher Soldat zerschlug das Gewehr, das er abliefern sollte. Die deutschen Truppen aber hielten noch an demselben Tage unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ ihren Einzug in die Stadt, fast an demselben Tage, an welchem sie vor 189 Jahren durch verräterischen Überfall in die Hände der Franzosen gefallen war (30. September 1681). Nun wehte die deutsche Reichsfahne wieder vom alten Münster herab, und Straßburg, die „wunderschöne Stadt“,

war nach vielen Opfern an Gut und Blut dem deutschen Reiche wiedergewonnen. Der Jubel darüber ging durch ganz Deutschland.*)

b) **Der Fall von Metz.** Bazaine war durch die drei Schlachten vor Metz am 14., 16. und 18. August hinter die Festungswerke zurückgeworfen worden. Den Deutschen war nun die schwierige Aufgabe gestellt, ihn mit seiner Armee von 200 000 Mann daselbst festzuhalten. Den Oberbefehl

---

*) **Bei Straßburg auf der Schanze.**

1. Bei Straßburg auf der Schanze,
Da ging mein Trauern an,
Ich sah im Abendglanze
Des Münsters Hochaltan,
Sah durch die grünen Auen
Des Rheines Silberband,
Sah die Vogesen blauen
Am duft'gen Himmelsrand.

2. Doch plötzlich sah ich's blitzen
Dort drüben auf dem Wall,
Ich höre von Geschützen
Den dumpfen Donnerknall,
Und auf der Schanze hüben
Kracht scharf der Gegengruß,
Und hüben blitzt's und drüben
Und donnert Schuß auf Schuß.

3. Und rasender gewittert
Der Mordgeschütze Schlund,
Das weite Elsaß zittert,
Der Schwarzwald bebt im Grund;
Die Sonne muß erblassen,
Umflort von Rauch und Dunst,
Und drüben in den Gassen
Loht auf die Feuersbrunst.

4. Wie schaut das hohe Münster
In purpurroter Pracht
So traurig und so finster
Herüber durch die Nacht!
Es starrt hinab wie klagend
In wilder Flammen Lauf,
Und drohend hebt's und klagend
Den Riesenfinger auf:

5. „O Brüder, liebe Brüder,
So lautet der Empfang?
So findet ihr euch wieder
Und war't getrennt so lang?
O Kinder drin und draußen,
Wie tobt ihr sinnberaubt,
Und eure Kugeln sausen
Um mein geheiligt Haupt!"

6. Ja, Straßburg, laß dich fragen:
Besinnst du dich so schwer?
Blieb dir aus alten Tagen
Kein blaß Gedächtnis mehr,
Da du am deutschen Rheine
Die wunderschöne Stadt,
Die ihresgleichen keine
Vom Fels zum Meere hat?

7. Zum Sturm denn, wilde Werber!
Schlagt kühn die Braut heraus,
Doch haust nicht als Verderber
Im alten Mutterhaus!
Die heil'gen Engel schirmen
Mit Flügeln Gottes Dom,
Schont ihr auch, kommt's zum Stürmen,
Des Knaben Absalom! —

8. Bei Straßburg auf der Schanze,
Da ging mein Jubel an:
Ich sah im Morgenglanze
Des Münsters Hochaltan,
Ich sah vom Hochaltane
Ein schneeweiß Banner weh'n,
Ich sah die Friedensfahne
Sich sanft im Winde bläh'n.

9. Und statt Kanonendröhnen
Und statt Granatenknall
Zusammen hört ich tönen
Der Glocken frommen Schall,
Und bei der Glocken Schallen
Sah ich des Volkes Strom
In Feierkleidern wallen
Zum Friedensfest im Dom.

Gerok.

über die Belagerungsarmee von etwa 160 000 Mann Stärke erhielt Prinz Friedrich Karl. Sie umschloß das stark befestigte Metz auf beiden Seiten der Mosel; Schanzen wurden aufgeworfen, Schützengräben gezogen, starke Batterieen aufgestellt, die umliegenden Dörfer aufs stärkste befestigt und zur Verteidigung eingerichtet. Im Fall des Allarms war jedem Truppenteile sein Sammelplatz und seine Aufgabe zugewiesen. Auf hoch gelegenen Punkten wurden Beobachtungsposten eingerichtet, von denen die Festung und das ganze Thal überschaut werden konnten. Mit ihnen standen Telegraphen in Verbindung, welche jede Nachricht sofort in die Hauptquartiere der einzelnen Truppenteile trugen; denn die deutsche Einschließungslinie war über 6 Meilen (50 km) lang. Nichts wurde versäumt, die Einschließung zu einer möglichst strengen und völligen zu machen; denn nur durch eine strenge Abschließung von dem übrigen Frankreich konnte die mit unüberwindlichen Festungswerken auf allen Seiten umgebene Stadt Metz bezwungen werden. Auch waren große Mengen von Kriegsmaterial aufgehäuft; denn man war in Frankreich fest überzeugt gewesen, daß der Krieg in deutschen Landen geführt werden würde und hatte daher in den Grenzfestungen Geschütz und Waffen zum Nachschub für die Feldarmee gesammelt. Weniger günstig war es mit den Mundvorräten bestellt, da nicht nur die große Armee, sondern auch die städtischen Einwohner und zahlreiche aus den umliegenden Orten eingewanderte Landleute unterhalten werden mußten.

Bestand für die Deutschen die Hauptaufgabe der Belagerung in der sorgfältigsten Überwachung, so sahen sich die Franzosen zu wiederholten Versuchen genötigt, die Einschließungslinie zu durchbrechen. Vor der Schlacht von Sedan hatte Bazaine durch Kundschafter erfahren, daß Mac Mahon nach Metz vorzudringen suche, um ihn zu befreien. Zu diesem Zwecke mußte er alles thun, Mac Mahon entgegen zu kommen. Darum unternahm er am 31. August mit überlegenen Streitkräften einen Ausfall auf dem rechten Moselufer, im Osten der Stadt, wo die Belagerungstruppen weniger stark waren und zahlreiche Festungswerke den Angriff unterstützen konnten. Bei dem Dorfe Noisseville trat ihm der General von Manteuffel mit den tapferen Ostpreußen und einer Abteilung Landwehrleuten entgegen. Doch gelang es dem Feinde wirklich, gegen Abend die Deutschen aus ihrer Stellung zu verdrängen und sich in zwei Dörfern festzusetzen. Durch einen nächtlichen Angriff aber trieb Manteuffel den weit überlegenen Feind am Morgen des 1. September wieder zurück, so daß Bazaine seinen Durchbruchsversuch aufgab. Ein zweiter wurde nicht wieder unternommen. Hin und wieder wagten die Franzosen noch kleinere Ausfälle, um den Feind zu beunruhigen oder Nahrungsmittel für die Menschen und Futter für die Pferde zu erbeuten.

Die deutschen Truppen hatten bei der langwierigen Belagerung einen an-

strengenden, beschwerlichen Dienst. Nur ein kleiner Teil des Heeres lag in den Häusern der umliegenden Dörfer; der größere Teil mußte unter notdürftigen Bretterhütten kampieren, jederzeit dem Wind und Wetter ausgesetzt. Vor Metz lagerte die Armee auf einem Leichenfelde, wie die Geschichte kaum ein zweites kennt; denn viele tausend Tote, die in den drei blutigen Schlachten gefallen waren, lagen hier in großen Massengräbern begraben. Diesen Gräbern entstiegen übelriechende Dünste, welche leicht Krankheiten erzeugen konnten. Diese Gefahr wuchs, als vom Anfang September an unaufhörliche Regengüsse den Boden durchweichten, die Erde von den mühsam aufgerichteten Grabhügeln wegschwemmten und die Lagerplätze der Truppen allmählich in wahre Moräste verwandelten. In der That begannen Ruhr und Typhus die Reihen zu lichten; die Zahl der Kranken stieg bis auf den 7. Teil der Heeresstärke. Allein die Truppen hielten standhaft aus und überwanden alle Schwierigkeiten, unterstützt und ermutigt durch die Sorgfalt ihrer Vorgesetzten wie durch die Teilnahme des ganzen deutschen Volkes.

Nicht minder schrecklich war die Lage der Eingeschlossenen. Während die bewaffneten Mannschaften der Garnison auf dem Wachedienst, bei nächtlichen Angriffen, bei gewagten Ausfällen stets dem Tode ins Angesicht schauen mußten oder ein trübseliges Dasein voll Entbehrung, Not und beschwerlicher Arbeit führten, immer den Tag vor Augen, an dem der unvermeidliche Fall der Festung eintreten mußte und Entwaffnung und Gefangenschaft als Lohn alles Ringens und Mühens bevorstand, schwebten die Bürger der Stadt, schwebten Frauen und Kinder in steter Gefahr, von den furchtbaren Geschossen zerschmettert, unter den einbrechenden Mauern und Dächern begraben, in den dumpfen Kellerräumen verschüttet zu werden. Bald stellte sich Mangel an Lebensmitteln ein, da die Belagerer jede Zufuhr abschnitten. Es fehlte an Futter für tausende von Rossen; sie mußten nach und nach geschlachtet werden, und ihr Fleisch diente den Menschen als Nahrung. So war den größten Teil der Zeit während der Belagerung außer dem Brot das Pferdefleisch fast die einzige Speise. Auch andere widerliche und ungesunde Speisen, oft ohne Salz genossen, mußten den Hunger stillen. Diese Einförmigkeit der Nahrung erzeugte Krankheiten, so daß bei der Übergabe der Festung 20000 Mann Kranke vorhanden waren. Täglich nahten ganze Massen von französischen Soldaten unbewaffnet den deutschen Vorposten, um auf den Feldern nach Kartoffeln und Rüben zu suchen; denn bald wurden die täglich verteilten Brotstücke kleiner und kleiner; sie schrumpften endlich auf $^1/_2$ Pfund pro Tag zusammen. Die Kavallerie war nicht mehr beritten, die Artillerie zum größten Teil nicht mehr bespannt; an die Möglichkeit eines Durchbruchs war gar nicht mehr zu denken. Bei all diesen Schrecken konnte die eingeschlossene Armee nicht einmal auf Hilfe von außen rechnen.

Da, nachdem die Armee bis an den Rand des Verhungerns ausgeharrt hatte, entschloß sich der tapfere Marschall endlich zur Übergabe der Festung. Am 27. Oktober, einen Monat nach der Übergabe Straßburgs, kamen die Verhandlungen darüber zum Abschluß. Es waren seitens der deutschen Heeresleitung dieselben Bedingungen wie bei Sedan und Straßburg gestellt. Die große französische Armee mußte in die Kriegsgefangenschaft wandern, und das ganze gewaltige Kriegsmaterial, welches in der Festung angehäuft war, wurde eine Beute der Sieger. Mit Thränen in den Augen verkündete der greise General, der die Verhandlungen geführt hatte, der harrenden Besatzung ihr schweres Geschick. 173 000 Mann, darunter 3 Marschälle (Bazaine, Le Boeuf, Canrobert) und 6000 Offiziere wurden kriegsgefangen. Die Kriegsbeute betrug an 1500 Feld- und Festungsgeschütze, 72 Mitrailleusen, 260 000 Gewehre, gewaltige Massen von Säbeln, Kürassen, an 2000 Militärfuhrwerke, 53 Fahnen und Adler. Der Wert dieser Kriegsbeute betrug 60—70 Millionen Mark. Die Belagerungsarmee hatte diesen beispiellosen Erfolg mit einem Verlust von etwa 5000 Mann erkauft, welche auf dem Schlachtfelde oder in den Lazaretten gestorben waren. Nachdem die französische Armee auf einer großen Wiesenfläche ihre Waffen niedergelegt, begann am 29. Oktober unter strömendem Regen der Ausmarsch der gefangenen Truppen, der bis zum Abend dauerte. Sodann wurden sie in den folgenden Tagen nach und nach in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland abgeführt.

Noch am Abend des 29. Oktober wehte die schwarz-weiße Fahne der Preußen von den bezwungenen Festungswerken der Stadt Metz. So war nun auch Metz, die Schutz- und Trutzwehr Lothringens, in deutscher Hand. König Wilhelm aber sprach in einem Armeebefehl den siegreichen Truppen seinen Dank aus und feierte den glänzenden Erfolg der deutschen Waffen, indem er seinen Sohn, den Kronprinzen, und Prinz Friedrich Karl zu Feldmarschällen ernannte und den General von Moltke in den Grafenstand erhob.

c) **Der Kampf um Paris.** Der letzte Teil des großen Krieges ist eigentlich nur ein Kampf um Paris. Fiel Paris, das wußte man auf deutscher Seite, so war der Krieg zu Ende. Andererseits mußte die französische Eitelkeit aufs tiefste gedemütigt werden durch einen etwaigen Einzug der Deutschen in Paris, während die Franzosen noch vor kaum zwei Monaten von einem siegreichen Einzug in Berlin geträumt hatten. Seit dem Tage von Sedan hatte nun Trochu und die Regierung der nationalen Landesverteidigung die Hauptstadt auf eine langwierige Belagerung vorbereitet. Alles, was in Frankreich an waffengeübten Leuten aufzubringen war, Seesoldaten, Zollwächter, Feuerwehrmänner, Forstaufseher, Polizeimannschaft zu Fuß und zu Pferd, ausgediente Soldaten, wurde einberufen und bewaffnet; die Zahl der Bewaffneten

stieg dadurch auf 400000 Mann. Außerdem sorgte man in großartiger Weise für Verproviantierung mit Lebensmitteln. Eisenbahnen, Schiffe und Wagen trugen unabläßig Lebensmittel für die Menschen, Futter für die Pferde, Brennmaterial u. s. w. herbei. Die Umgegend versorgte die Pariser Bevölkerung durch große Herden von Schlachtvieh mit frischem Fleisch. Als die deutschen Truppen der dritten und vierten Armee am 19. September vor Paris anlangten, sahen sie wohl, welch eine Riesenaufgabe die Belagerung und Einschließung der Riesenstadt Paris war, deren Bevölkerung durch die Einwanderung vieler Familien aus der Umgegend auf mehr als zwei Millionen gestiegen war. Paris, im Jahre 1814 noch eine offene Stadt, war seit dem Jahre 1841 in die größte und stärkste Festung der Welt umgewandelt worden. Die Befestigung derselben besteht zunächst aus einer Ringmauer mit Wall und Graben, welche sich um die eigentliche innere Stadt zieht. Vor derselben liegen die Vorstädte, Landhäuser und Dörfer, geschützt durch 94 kleinere Festungswerke, und in nicht unbeträchtlicher Entfernung erheben sich 16 starke Forts, kleine, aber unbezwingbare Festungen für sich, vortefflich befestigt und mit Besatzung und Geschütz aufs beste ausgerüstet. Sie trotzten jedem feindlichen Angriff, bedrohten jede gewaltsame Annäherung mit dem sicheren Tode. Besonders galt der im Westen der Stadt auf kegelförmigem Hügel gelegene Mont Valerien, das bedeutendste Fort, für uneinnehmbar. Nördlich von Paris, mit zu dessen Befestigungen zählend, lag die kleine, aber starke Festung St. Denis mit einer besonderen Gruppe von Forts. Der Kreis, den sämtliche Forts um Paris umschlossen, hatte eine Ausdehnung von 7 Meilen oder etwa 14 Stunden. Außer diesem doppelten Festungsgürtel waren auf den Hügelreihen, welche Paris bis zu 300 und 400 Fuß Höhe umgeben, noch feste Verschanzungen angebracht, die, miteinander verbunden, eine dritte, äußerste Umwallung bildeten. Außerdem sollten die Eingänge in die Straßen der Stadt noch besonders abgesperrt und befestigt werden. Daraus erhellt, welch ein ungeheures Werk die Belagerung dieser Riesenstadt war; denn der Gürtel, den die Belagerungstruppen bildeten, hatte eine Länge von 11 Meilen oder 22 Stunden. Dennoch hofften die Deutschen die Stadt bald zur Ergebung zu zwingen. Man zählte auf die unwiderstehliche Macht des Hungers, da man die Verproviantierung einer solchen Riesenstadt auf Monate hinaus für eine Unmöglichkeit hielt. Die Hauptaufgabe der Deutschen bestand daher zunächst darin, der Stadt jede Zufuhr abzuschneiden, sämtliche Eisenbahnen zu besetzen, alle Zugänge, auch die Seine, abzusperren, die Verbindung mit dem übrigen Lande völlig zu unterbrechen und jeden Ausfall der Besatzung zu verhindern. So auf sich selbst beschränkt und von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, sollte die Pariser Bevölkerung zur Unterwerfung gezwungen werden. Um die Festung herum warfen nun die Deutschen Schanzen, Schützengräben, gedeckte Stellungen

für die Kanonen u. s. w. auf, befestigten Dörfer und Gehöfte, errichteten Beobachtungsposten und Telegraphenverbindungen, um die Einschließungslinie undurchdringlich zu machen und Ausfälle der Belagerten besser zurückweisen zu können. Wo ein Wäldchen, ein Gehölz oder ein anderes Hindernis das Feuer der Kanonen beeinträchtigen konnte, wurde es beseitigt. Zum Schutze der Vorposten gegen feindliche Geschosse entstanden an hunderten von Stellen Erdaufwürfe und Gräben. Große Freude verursachte es bei den deutschen Truppen, als diese in der Seine das Kabel fanden, welches bisher zur telegraphischen Verbindung der Stadt mit den Provinzen gedient. Es wurde natürlich zerstört, und so blieb die Stadt ohne Nachrichten von außen. Aber selbst diese Schwierigkeit überwand der erfinderische Geist der Franzosen. Durch Brieftauben und Luftballons ließen sie Nachrichten hinausgelangen. Dem kühnen Gambetta gelang es sogar, auf einem Luftballon aus Paris zu entkommen. Von der Pariser Regierung mit großen Vollmachten ausgerüstet, begab er sich nach Tours an der Loire, um von dort aus den Kampf gegen die Deutschen zu leiten.

Zum großen Erstaunen Europas, das mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seine Blicke nach dem großartigen Kriegsschauplatz gerichtet hielt, zog sich die Belagerung von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hin, ohne daß bei den Deutschen ein namhafter Fortschritt, bei den Franzosen ein Erlahmen der Widerstandskraft sich bemerkbar gemacht hätte. Da die einfache Belagerung durch Aushungern der Riesenstadt sich zu lange ausdehnte, die deutschen Belagerungstruppen unter der Härte des Winters und den Unbilden des wechselnden Wetters ähnliche Leiden wie vor Metz auszustehen hatten, überdies die Verpflegung der deutschen Truppen mitten im Feindeslande fast ausschließlich von der Heimat aus geschehen mußte, was mit den denkbar schwierigsten Umständen verknüpft war, so mußte man im deutschen Hauptquartier an die endliche Beschießung der Stadt denken. Dazu reichten jedoch die vorhandenen Kanonen nicht aus. Man mußte schwere Belagerungsgeschütze aus den großen deutschen Festungen herbeischaffen, deren Kugeln auch aus der weiten Entfernung der deutschen Aufstellung bis in die Stadt hineinflogen. Der Transport dieser schweren Geschütze nahm wieder lange Zeit in Anspruch. Inzwischen versuchten die Pariser zahlreiche Ausfälle, bald größer, bald kleiner, um die Deutschen zu beunruhigen oder sich durch deren Reihen hindurch zu schlagen und mit den im Lande sich sammelnden Truppen zu vereinigen. Aber alle diese Ausfälle wurden von den deutschen Truppen heldenmütig zurückgeschlagen. Je mehr Befreiungsversuche die Franzosen machten, um so mehr war man darauf bedacht, den eisernen Gürtel um die Riesenstadt immer fester zu ziehen; der Hunger sollte die Übergabe erzwingen. Allmählich gingen die Lebensmittel zu Ende. Alles frische Fleisch, mit Ausnahme des Pferdefleisches, ver-

schwand von den Verkaufsstätten; das Weißbrot, auf das der Pariser so großen Wert legt, wurde durch ein Gebäck von Mehl und Kleie ersetzt; die aufgehäuften Vorräte an gedörrten, gesalzenen, trockenen Speisen gingen auf die Neige, so daß Mangel und Entbehrung im Bunde mit tödlichen Krankheiten die Sterblichkeit mit jedem Tage erhöhten; zuletzt wurden Hunde und Katzen geschlachtet und dann in den Speisehäusern zubereitet; ja, die armen Leute machten Jagd auf Ratten, welche in den unterirdischen Kanälen der Stadt hausten, und verzehrten das Fleisch dieser eklen Tiere. Für einen Kohlkopf zahlte man 4,50 Mark, eine Taube kostete 6 Mark, ein Huhn 18 Mark, ein Pfund Butter 30 Mark. Endlich wurden die vorhandenen Lebensmittel aufgesucht und von der Regierung gleichmäßig verteilt, so daß auf jede Person 300 Gramm Brot und 30 Gramm Pferdefleisch kamen. Die Pariser mußten auf nächtliche Gasbeleuchtung und alle Vergnügungen verzichten, auch aus Mangel an Brennmaterial in der strengen Winterkälte in ungeheizten Räumen weilen. Aber zum Erstaunen der Welt wurden Ungemach, Hunger, Kälte, Elend aller Art, Leiden und Entbehrungen standhaft ertragen.

Zu dem Gespenst des Hungers kamen seit Ende des Jahres 1870 auch noch die Schrecken der Beschießung. Nach und nach waren aus Deutschland unermeßliche Kriegsvorräte und weittragende Festungsgeschütze herbeigeschafft worden, und Ende Dezember begannen die Kanonen ihr Zerstörungswerk. Nachdem man während der Weihnachtstage in aller Stille um den Mont Avron, eine stark befestigte Anhöhe im Osten der Stadt, 76 furchtbare Geschütze aufgestellt, begann die Beschießung derselben mit solchem Erfolg, daß schon in der folgenden Nacht die Franzosen nach großen Verlusten diesen „Schlüssel von Paris“ räumten, der nun sofort von den Deutschen besetzt ward. Schrecken und Verwirrung verbreiteten sich in der aufgeregten Stadt, als von dort aus die östlichen Forts mit unaufhörlichem Geschützfeuer bedrängt wurden. Nach Neujahr wurde ein Hagel von zermalmenden Geschossen auch auf die südlichen Forts geschleudert. Bald flogen die Granaten in die Vorstädte, obwohl die Batterien fast eine Meile entfernt standen. Die Angst in der Stadt wuchs mit jedem Tage, aber trotzdem wurde jeder Gedanke an Nachgiebigkeit unterdrückt. Man hatte geglaubt, daß eine Beschießung aus solcher Entfernung nicht möglich sei; als aber nun die preußischen Wurfgeschosse in die Stadt fielen, einige Personen töteten und da und dort Feuersbrünste erzeugten, da erhob sich in Paris ein Schrei der Entrüstung und der Wut gegen die Barbaren, welche die heilige Hauptstadt Frankreichs zu zerstören wagten. Am 19. Januar wurde noch einmal ein großer Ausfall beschlossen, da der Hunger seine Herrschaft bereits begonnen hatte. Früh am Morgen zogen über 100000 Mann aus den westlichen Thoren zum Entscheidungskampfe aus. Nach siebenstündigem, furchtbarem Ringen wurde der Angriff von

den Belagerungstruppen zurückgeschlagen. Mit einem Verluste von 7000 Toten und Verwundeten traten die Franzosen am Abend den fluchtähnlichen Rückzug nach der Stadt an. Mit dieser neuen Niederlage erlosch die Hoffnung auch der hartnäckigsten Verteidiger; eine dumpfe Verzweiflung überkam die ausgehungerte Stadt. Von außen durch die Beschießung bedroht, im Innern von dem blassen Gespenst des Hungers erschreckt, ohne Hoffnung auf wirksamen Entsatz aus den Provinzen, blieb der stolzen Hauptstadt nichts als Ergebung übrig. Derselbe Mann, der vor vier Monaten das stolze Wort gesprochen: „Keinen Fußbreit von unserem Lande, keinen Stein von unseren Festungen," Jules Favre, mußte den ersten Schritt thun, um sein Vaterland vor völligem Untergange zu retten. Am 23. Januar erschien er im deutschen Hauptquartier zu Versailles, um mit Bismarck über die Übergabe der Stadt zu unterhandeln. Dort verlangte man bedingungslose Übergabe wie bei Sedan, Straßburg und Metz. Am 28. Januar wurde endlich die Übereinkunft unterzeichnet, welche die Riesenstadt den Siegern übergab und einen dreiwöchentlichen Waffenstillstand als Vorläufer des Friedens herbeiführte.

Die Hauptbedingungen dieser Übereinkunft waren:

1. Die Pariser Besatzung wird kriegsgefangen, bleibt aber während des Waffenstillstandes innerhalb der Thore der Stadt, die sie nicht verlassen darf. Ihre Waffen werden ausgeliefert.*) Nur ein kleiner Teil behält die Waffen für den Sicherheitsdienst innerhalb der Mauern.

2. Sämtliche Forts von Paris werden sofort übergeben und von den Deutschen besetzt, welche dadurch die Stadt vollständig beherrschen. Der Wall um die innere Stadt wird von allen Verteidigungsmitteln entblößt.

3. Die Stadt bleibt eingeschlossen, darf aber nach Ablieferung der Waffen Lebensmittel einführen. Von deutscher Seite wird die Verproviantierung möglichst erleichtert.

4. Die Stadt zahlt an die Deutschen eine Kriegssteuer von 200 Millionen Franken = 160 Millionen Mark innerhalb 14 Tagen.

5. Alle deutschen in französische Kriegsgefangenschaft geratenen Soldaten werden sofort gegen die entsprechende Anzahl französischer Gefangenen ausgetauscht.

6. Der Waffenstillstand währt bis zum 19. Februar. Während desselben sollen Abgesandte des ganzen französischen Volkes gewählt werden und in Bordeaux zusammentreten, um entweder über die Fortsetzung des Krieges oder über die Friedensbedingungen zu unterhandeln.

Die Ausführung der Übereinkunft vollzog sich in Ruhe und Ordnung; besonders wurden in Paris die ankommenden Proviantzüge mit Jubel begrüßt. Jubel erregte der Fall der französischen Hauptstadt aber auch in Deutschland; durfte man doch nun endlich auf den Frieden hoffen.**)

*) Es wurden abgeliefert: 1362 Festungsgeschütze, 602 Feldgeschütze, 177000 Gewehre, 1200 Munitionswagen, 3500000 Chassepotpatronen, 7000 Centner Pulver, 200000 Granaten, 100000 Bomben.

**) Von diesem Jubel erzählt uns das Gedicht:

Der Fall von Paris.

1. Ein letzter Blitz, ein letzter Schlag,
Ein letztes dumpfes Rollen,
Und durch die Wolken bricht ein Tag!
In Sonnenglanz auf Thal und Hag
Erstirbt der Wetter Grollen. —

So rollet über Land und Meer
Die letzte Siegeskunde her,
Erträumt, erhofft, ersehnt, erfleht
In Zorn, in Thränen, im Gebet:
Paris, Paris gefallen!

6. Entsatzversuche der Franzosen. Was die Übergabe von Sedan für das französische Kaisertum war, das war die Übereinkunft von Paris für das republikanische Frankreich. Der Sieg war endgültig durch die Deutschen errungen; der Krieg ging seinen letzten Zuckungen entgegen. Ehe wir jedoch von den Folgen des Falles von Paris hören, wenden wir uns erst noch einem anderen Kriegsschauplatze zu, auf dem nicht minder blutig und für die Deutschen siegreich gekämpft wurde.

Wir haben gesagt, der letzte Teil des gewaltigen Krieges sei eigentlich nur ein Kampf um die Hauptstadt Paris gewesen. Aber dieser Kampf beschränkte sich nicht auf die Belagerung desselben, sondern er erstreckte sich über fast ganz Frankreich. Seit Gambetta am 7. Oktober Paris im Luftballon verlassen und sich in Tours niedergelassen hatte, betrachtete er als die wichtigste Aufgabe die Befreiung der Hauptstadt von der deutschen Belagerungsarmee und die Vertreibung der fremden Barbaren vom „heiligen" Boden Frankreichs. Zu diesem Zwecke vermaß er sich, immer neue republikanische Heere aus dem Boden stampfen zu können. Er rief die gesamte wehrhafte Mannschaft bis zum 40. Lebensjahre unter die Waffen, um sie nach kurzer Einübung unter neuen Führern ins Feld rücken zu lassen. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, ganz Frankreich in ein Kriegslager verwandelt, alle alten Waffen in Gebrauch genommen, neue von Engländern und Amerikanern gekauft. An die Stelle des Soldatenkriegs sollte der Volkskrieg treten; was die Soldaten verdorben, sollte das Volk wieder gut machen. Bald regte sich von allen Seiten der Feind. Ungeheure Massen begannen sich zu sammeln und erhielten einen militärischen Kern in den Resten der noch vorhandenen geordneten Truppen. So begann in Frankreich das Land seinen Krieg zum Schutze der Hauptstadt. Die deutschen Belagerungstruppen vor Paris hatten also die Aufgabe, nicht nur die Belagerung fortzuführen und die Ausfälle der

---

Wohl lauschen jubelnd Herz und Ohr,
Doch über jeden Siegeschor
Schwingt sich ein besserer Klang empor:
Des Friedens Glocken schallen.

2. Hoch rauschen ob der Seinestadt
Des deutschen Ares Schwingen,
Zu Boden beugt sich, Streites satt,
Zum Tod getroffen, wund und matt,
Der Feind nach heißem Ringen.
Wohl braust die Kunde donnergleich
Durchs weite, neuerstandne Reich;
Der letzte Sieg, so schwer erkauft,
In Deutschlands bestem Blut getauft,
Er ist uns heut gekommen!

3. Vom Reich ins Heer, vom Heer ins Reich,
Ein Grüßen heut und Klingen,
Ein Jubel, wortlos, überreich,
Ein Hoffen, hell und sonnengleich,
Will durch die Herzen dringen!
Bis in der letzten Hütte Raum,
Bis in der ärmsten Seele Traum,
Durch Deutschland hin, vom Fels zum Meer,
Ein Dank, ein Jubel hell und hehr
Rauscht mächtig auf im Liede.
Und nach des Sieges Donnerklang
Erfülle sich der Herzen Drang,
Und mit des Segens Überschwang
Erwache, goldner Friede!

Stern.

Belagerten abzuwehren, sondern auch ihren Rücken gegen die von allen Seiten auf sie eindringenden Entsatzheere zu decken. Auch die Lösung dieser Doppelaufgabe, so schwer sie war, ist ihnen glücklich gelungen.

Wenden wir uns nun den einzelnen Kriegsschauplätzen zu.

a) **Der Kampf gegen die Loire-Armee.** Man wußte im deutschen Hauptquartier, daß sich zunächst hinter der Loire bedeutende Streitkräfte sammelten, um nordwärts zu marschieren und Paris zu entsetzen. Um das zu verhindern, wurde der bayerische General von der Tann mit dem 1. bayerischen Armeekorps nach Süden geschickt. Nach einem hitzigen Gefecht drängte er die Loirearmee in die waldbedeckten Höhen auf dem rechten Ufer der Loire und besetzte am 11. Oktober nach einem furchtbaren Straßenkampfe Orleans. Durch Gambettas Anstrengungen wuchs die Zahl der französischen Streitkräfte ganz bedeutend; ein alter, erfahrener General trat an ihre Spitze und nahm den Marsch nach Norden wieder auf. Diesen gewaltigen Streitkräften nicht gewachsen, trat von der Tann den Rückzug an, um nicht von Paris abgeschnitten zu werden. Trotzdem die Bayern sich auf diesem Rückzuge in einer heißen Schlacht mit außerordentlicher Tapferkeit schlugen und unter heldenmütigem Widerstand der feindlichen Übermacht große Verluste beibrachten, so machte der Rückzug im deutschen Hauptquartier einen peinlichen Eindruck, umsomehr, da Gambetta dieses Ereignis als einen glänzenden Triumph der französischen Waffen hinstellte, dem die Entsetzung von Paris und der endliche Sieg auf dem Fuße nachfolgen werde. Und wirklich unterließ Gambetta nichts, die ganze Kraft des Südens und Westens vereinigt den Deutschen entgegen zu werfen. Inzwischen aber war Metz gefallen. Die erste und zweite Armee des Prinzen Friedrich Karl war dadurch frei geworden. Er erhielt Befehl, mit dem größeren Teile derselben nach dem Kriegsschauplatz an der Loire zu eilen und dort den Oberbefehl zu übernehmen. Im Bunde mit den Bayern und den Truppen des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin trieb er den dreimal so starken Feind nach einer furchtbar blutigen Schlacht, in der auf beiden Seiten mit der größten Tapferkeit gestritten wurde, wieder rückwärts nach der Loire. Mehr als je glich Frankreich um diese Zeit einem Heerlager; alles griff zur Waffe, und alles diente als Waffe. Durch die feindselige Gesinnung der Bewohner, die den deutschen Soldaten überall offen und versteckt entgegen trat, durch die unendlichen Anstrengungen und Beschwerden auf dem von Regengüssen durchweichten morastähnlichen Boden hatten die deutschen Truppen große Leiden auszustehen. Nach viertägigen Kämpfen am Nordufer der Loire, in denen das Blut in Strömen floß, wurde endlich die Loirearmee überwunden und zur Flucht nach dem Süden gezwungen, worauf die Deutschen am 4. Dezember zum zweitenmal als Sieger in Orleans einzogen. Eine große Menge Gefangener und eine beträchtliche Kriegsbeute fielen in ihre

Hände. Infolge dieser Siege schweiften die deutschen Truppen weit über Orleans hinaus, so daß die französische Regierung, die sich in Tours nicht mehr sicher fühlte, ihren Sitz nach Bordeaux verlegte.

Gambetta teilte nun die auf diesem Kriegsschauplatze immer mehr sich sammelnden Streitkräfte in zwei Armeen. Die erste, unter Bourbaki, sollte östlich an der Loire, die zweite, unter Chanzy, westlich an der mittleren und unteren Loire den Feind zurückdrängen. Auf die furchtbaren Regengüsse der ersten Dezembertage war strenge Kälte gefolgt. Die deutschen Truppen waren durch die unaufhörlichen Kämpfe, durch Anstrengungen und Märsche bis zur Erschöpfung ermüdet. Dadurch ward es den Franzosen möglich, durch eine Reihe von Gefechten in den kalten Dezembertagen das Vorgehen der Deutschen aufzuhalten und zu erschweren. Mit dem neuen Jahre 1871 wählte die Armee Chanzys, welche bis auf 150 000 Mann angewachsen war, Le Mans, in gerader Richtung westlich von Orleans gelegen, zu ihrem Stützpunkte. Die deutschen Truppen, welche in jenen kalten Tagen und Nächten unsägliche Leiden zu ertragen und zu überwinden hatten, mußten einen durch Schneetreiben, Glatteis und alle Ungunst der Witterung noch bedeutend erschwerten Marsch ausführen, in zahlreichen blutigen Gefechten einzelne feindliche Truppenabteilungen zurückwerfen, ehe sie an die Hauptmacht des Feindes herankommen konnten. Berg für Berg, Hügel um Hügel, Dorf um Dorf, Feld um Feld mußten sie dem hartnäckigen Gegner mühsam abringen. Und als sie alle diese Strapazen endlich überwunden hatten, mußten sie durch einen scharfen Kampf vor den Thoren und Mauern der Stadt Le Mans den Eingang erzwingen und selbst in den Straßen und Häusern sich der feindlichen Geschosse erwehren. Aber durch diese blutigen Kämpfe in den Tagen vom 10.—12. Januar erlitt Chanzy eine entscheidende Niederlage; die Kraft der Loirearmee war gebrochen.

b) **Der Kampf gegen die Nordarmee.** So schwand die Hoffnung der Pariser auf Entsatz von Süden her immer mehr; dagegen richtete sich die Aufmerksamkeit mehr nach dem Norden. Dort waren schon seit Oktober beträchtliche Streitkräfte gesammelt worden, welche, gestützt auf die nördlichen Festungen, den deutschen Heeresabteilungen scharf zusetzten. Nach dem Falle von Metz erhielt General von Manteuffel den Oberbefehl auf diesem Kriegsschauplatze. Er schlug Ende November die französische Nordarmee bei Amiens und besetzte das ganze nördliche und nordwestliche Frankreich bis zur Mündung der Seine. Die französischen Soldaten, im elendesten Aufzuge, dürftig gekleidet und beschuht und halb verhungert, traten überall den Rückzug an. Auch das französische Landvolk flüchtete massenweise. Oft genügten einige Ulanen, um ganze Ortschaften in Angst zu setzen. Diese raschen Reiter waren den Franzosen so entsetzlich, wie ihren Vätern einst die Kosaken. Um die

Weihnachtszeit und zu Anfang Januar kam es wieder zu mehreren blutigen Gefechten, in denen die Franzosen zwar tapfer kämpften, aber eine Menge Gefangene verloren. Nachdem General von Manteuffel als Oberbefehlshaber in das Elsaß gegangen war, trat General von Göben an seine Stelle. Die französische Nordarmee, von der See aus durch frische Zuzüge von Seesoldaten verstärkt, rückte wieder südwärts. Bei St. Quentin brachte ihr aber Göben am 19. Januar in einer siebenstündigen Schlacht solche Verluste bei, daß die französischen Soldaten, in einzelne Haufen zersprengt und im erbärmlichsten Zustande, von der deutschen Reiterei verfolgt, sich zurückzogen. Die Stadt selbst wurde erstürmt, und tausende von Gefangenen wanderten nach deutschen Festungen. Noch schlimmer war das Los der Flüchtigen, die auf schlammigen Wegen, im eiskalten Regenwetter ohne Schuhwerk, in elender Kleidung und vom Hunger gepeinigt, mühsam sich hinschleppten, kaum fähig, die Waffen zu tragen. Freilich waren auch die Leiden und Strapazen der deutschen Krieger übermäßig, und gar mancher ließ in diesen drangsalvollen Tagen Gesundheit oder Leben. Alle aber waren von dem erhebenden Gefühl beseelt, daß auch sie durch ihre Anstrengungen ihr Teil beigetragen zur Erlangung des Sieges. Die Niederlage bei St. Quentin brach die Kraft der französischen Nordarmee.

c) **Der östliche Kriegsschauplatz.** Nach dem Fall Straßburgs am 27. September zog General von Werder mit seinem Armeekorps aus, um das ganze südliche Elsaß bis zur Festung Belfort zu erobern und die Vogesenpässe von den zahlreichen Freischaren zu säubern, die sich auf Gambettas Aufruf dort von allen Seiten sammelten und einen Bandenkrieg organisierten, der an Heimtücke, Verrat und plötzlichen Überfällen alles überbot, was die Geschichte von ähnlichen Volkskriegen früherer Tage aufzuweisen hat. In diesen östlichen Gebirgslandschaften Frankreichs war der Kampf bis aufs Messer jedem Einwohner zur Pflicht gemacht, und die den Deutschen höchst feindselig gesinnte Bevölkerung unterstützte die französischen Soldaten aufs beste. Zu der französischen Ostarmee, die sich in Lyon sammelte, stieß auch der kühne italienische Freischarenführer Garibaldi, um an der Spitze von italienischen, spanischen und polnischen Freischaren der bedrängten französischen Republik zu Hilfe zu kommen. Die Ostarmee war aus den verschiedenartigsten Truppen zusammengesetzt; in dem Haß gegen die Deutschen und in dem heißen Wunsche, sie zurückzudrängen und womöglich den Krieg über den Rhein zu tragen, waren aber alle einig. Darum entbrannte hier in den kalten November- und Dezembertagen ein Kampf, der an Gefahren, Anstrengungen und Entbehrungen hinter keinem andern zurückstand. Denn hier hatte man nicht nur einen an Zahl weit überlegenen Feind vor sich, sich nicht nur gegen Geschosse aus dem Hinterhalt, aus Häusern und Kellern, aus Gebüsch und Wald, aus Gräben und von Höhen zu schützen, sondern das ausgehungerte Land gewährte auch nur

spärliche Nahrungsmittel, und die unterbrochenen Eisenbahnen hemmten die Zufuhr und die Verbindung mit der Heimat. Schon Ende Oktober drangen die deutschen Truppen in siegreichen Gefechten südlich bis Dijon vor, eroberten diese Stadt und belagerten auch Belfort. Von Dijon aus hielt General von Werder im November und Dezember den Feind in vielen kleinen Gefechten vom Vordringen ab.

Anfangs Dezember mußte auf Gambettas Befehl General Bourbaki, einer der tüchtigsten Generale des Kaiserreichs, mit dem östlichen Teile der Loirearmee nach Osten vorrücken und dort die verschiedenen Kriegshaufen an sich ziehen. Dann sollte er nach dem kühnen Plane Gambettas sich mit überlegener Heeresmacht auf die Deutschen werfen, Belfort und die Gegenden am Oberrhein befreien, den deutschen Strom überschreiten und in das schöne Baden und die blühenden Thäler des Schwarzwaldes die Brandfackel des Krieges tragen. Zugleich sollten von Norden und Süden erneute Anstrengungen zum Entsatze von Paris gemacht und somit ein vernichtender Schlag gegen die gesamte deutsche Streitmacht geführt werden. Selbst der Rückzug und die Flucht der Deutschen nach dem Rhein sollte gehemmt werden. Anfangs Januar stand Werder mit 28000 Mann in und um Dijon, als Bourbaki mit 150000 Mann heranzog, um Belfort zu entsetzen und nach dem Elsaß vorzudringen. Vor dieser gewaltigen Übermacht zog sich Werder zurück, um westlich von Belfort bei dem Bache Lisaine eine feste Stellung zu nehmen und den Marsch Bourbakis aufzuhalten. Drei kalte Januartage hindurch wurde nun diese Stellung in schwerem Todeskampf gegen die feindliche Übermacht verteidigt. „Drei Tage hindurch, 15.—17. Januar, haben die deutschen Krieger hier nicht nur wie Helden gekämpft, sondern auch gewacht, gehungert, gedürstet, gefroren, gelitten und überstanden, was je irgend einem Heere geboten worden ist. Wer darüber von den Mitkämpfenden sprechen, die Einzelheiten erzählen hört, dem wird es heiß und kalt im Herzen, der bestaunt und bewundert diese eisenfesten Männer. Es ist die deutsche Volkskraft, der deutsche Volksgeist, der so zu leiden, zu dulden, zu darben, zu hungern, zu frieren vermochte und dann wieder Tag um Tag unerschüttert und unerschütterlich dem tapferen, doppelt und dreifach starken Feinde festen Fußes Widerstand leistete. Es überlief uns ein Schauer, als ein Verwundeter dieser Heldenschar schlicht und einfach erzählte: Wir sagten uns: Hier kommt niemand durch! Und es ist niemand durchgekommen!“ Bourbaki mußte den Rückzug antreten. Ganz Deutschland atmete freudig auf, als diese Nachricht eintraf; Baden brachte dem kühnen Feldherrn, dem „Schild Deutschlands“, in reichen Ehrengaben seinen Dank dar; selbst Kaiser Wilhelm sandte ihm von Versailles aus als Zeichen seiner Anerkennung den höchsten Orden, weil er und sein Korps „sich um das Vaterland wohl verdient gemacht“.

Bourbaki hatte seinen Rückzug nach Besançon angetreten, um dann weiter nach Lyon zu ziehen. Allein es war zu spät. Inzwischen war nämlich General Manteuffel mit einem Hilfsheer von Norden her genaht. In Dijon stand Garibaldi mit 25000 Mann. Zwischen Dijon und Besançon schob sich nun Manteuffel mit seinen Truppen, um eine Verbindung Garibaldis und Bourbakis zu verhindern. Vor Dijon blieben nur zwei preußische Infanterieregimenter, um Garibaldi zu beobachten und am Vormarsch zu hindern. Und hier war es, wo im Kampf mit der ungeheuren Übermacht die einzige deutsche Fahne während der Dauer des ganzes Krieges an die Franzosen verloren ging.*) Bourbaki aber war durch die vortrefflichen Märsche und siegreichen Gefechte Manteuffels und Werders von allen Seiten bald so umstellt, daß er in eine ähnliche Lage wie Mac Mahon bei Sedan kam. Er stand mit seiner Armee bei Pontarlier, südöstlich von Besançon, hart an der Schweizer Grenze. Ihm blieb nichts übrig, als sich zu ergeben oder sich auf das neutrale Gebiet der Schweiz zu flüchten. Von Gambetta mit heftigen Vorwürfen überhäuft und durch das namenlose Elend seiner Soldaten fast zur Verzweiflung getrieben, legte Bourbaki Hand an sich selbst. Allein die Kugel

*) Darüber erzählt uns das Gedicht:

Die Fahne der Einundsechziger.

1. Vor Dijon war's; doch eh' ich's euch erzähle,
Knüpf' einer doch die Binde mir zurecht,
Mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl schlecht;
So! — So! — Nun euer Herz sich stähle!
Vor Dijon war's; die Pässe der Vogesen
Bedrohte Garibaldis bunte Schar,
Bourbaki kam von der Loire,
Das hart bedrängte Belfort zu erlösen.

2. Gefahr war im Verzug; drei bange Tage
Hielt Werder gegen Übermacht schon Stand
Bei Mömpelgard, und in der Hand
Des Kriegsgotts schwankte schier die Wage.
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen
Und waren schon im Marsch; das zweite Korps
Und auch das siebente ging vor
Von Orleans auf hartgefrornen Wegen.

3. In Dijon wußten wir den alten Recken
Und griffen ihn, zwei Regimenter, an
Mit seinen funfzigtausend Mann,
Den Flankenmarsch der Korps zu decken.
Der Alte von Caprera ließ sich blenden,
Hielt die Brigade für die ganze Macht,
Und nachmittags begann die Schlacht,
Die, ach! für uns so traurig sollte enden.

4. Die Einundzwanz'ger auf dem rechten Flügel
Des ersten Treffens hatten schwer Gefecht,
Wir also vor! und gerade recht,
Mit „Hurra!" nahmen wir die Hügel;
Dem Feinde auf der Ferse ging's verwegen
Bis in die Vorstadt Dijons jetzt hinein,
Hier aber aus der Häuser Reih'n
Kam mörderisches Feuer uns entgegen.

5. Im Steinbruch, mit dem Bajonett genommen,
Da fanden wir vor eines Ausfalls Wucht,
Zum Sammeln durch die steile Schlucht
Gedeckt, notdürftig Unterkommen,
Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke
Wie eine Festung auf uns Feuer spie,
„Vorwärts! die fünfte Kompagnie
Zum Sturm auf die Fabrik, und keiner wanke!"

6. Der Tambour schlägt, es geht wie zur Parade.
Die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran,
Doch klopft das Herz manch treuem Mann
Beim raschen Schritt auf diesem Pfade.
Wie Salven rollt und pfeift es in die Glieder,
Es rast der Schnitter Tod und fällt und mäht,
Und wie er seine Reihen sät,
Da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

ging fehl und verwundete ihn nur am Kopfe. Da sich sein Nachfolger den ihn rings umstellenden Deutschen nicht ergeben wollte, so schloß er mit der Schweiz eine Übereinkunft, kraft deren die französische Armee nach Ablieferung der Waffen und des Kriegsmaterials die Grenzen der Schweiz überschreiten durfte. Und so erlebte denn Europa das merkwürdige Schauspiel, daß am 1. Februar eine Armee von 85000 Mann im elendesten Aufzuge, halb verhungert, zerrissen und zerlumpt, sich nach der Schweiz rettete, daß das stolze Frankreich den Schutz und die Gastfreundschaft der kleinen Nachbarrepublik in Anspruch nahm. In endlosen Zügen bewegten sich die waffenlosen Truppen über die Grenze, um dann durch die ganze Republik verteilt zu werden. Sie befanden sich in einem Zustand von Not, Elend und Verzweiflung, der lebhaft an die Leidensgeschichte des russischen Krieges 1812 und des Übergangs über die Beresina erinnerte. Eine große Anzahl Soldaten, selbst Offiziere, waren in der strengen Winterkälte nur mit Holzschuhen versehen, andere hatten ihre Füße mit Lumpen umhüllt, noch andere schleppten sich mit verwundeten bloßen Füßen mühselig vorwärts. Wochenlang hatte man ihnen statt Brot alten, harten Zwieback gegeben, der die Kehle austrocknete und unendlichen Durst erzeugte. Fleisch und Kaffee gab es selten.

---

7. Aus dem Gedräng' ein Offizier sie rettet,
„Mir nach!" so ruft er und stürmt kühn voraus,
Doch aus dem unglückselig'n Haus
Grüßt ihn der Tod, der eilig bettet.
Selbst blutend, springt der Adjutant vom Pferde,
Erfaßt die Fahne, schwingt sie hoch empor —
Da deckt sein Auge dunkler Flor,
Und sterbend küßt sein bleicher Mund die Erde.

8. Was fällt, das fällt! vorwärts! durch Tod und Flammen!
Zwei brave Musketiere greifen zu,
Der eine stürzt: „Versuch' es Du!"
Doch auch der andre bricht zusammen.
Nun fällt der Führer auch, wir müssen weichen;
Ein Häuflein war der Rest, vom Feind umringt,
Das schlägt sich durch, und es gelingt,
Den Steinbruch endlich wieder zu erreichen.

9. Da dachte keiner seiner eignen Wunde,
Wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und Graus.
„Die Fahne fehlt! holt sie heraus!"
So scholl es laut von Mund zu Munde.
Ein Halbzug wird zum Suchen ausgesendet
Und — kommt nicht einer wieder, alle blieben tot.
Uns bebt das Herz, allmächt'ger Gott!
Hast du dich zürnend gegen uns gewendet?

10. „Freiwill'ge vor!" — Da blieb nicht einer stehen,
Der noch sein heiß Gewehr in Händen hielt,
Und sechs, die um das Los gespielt,
Sehn in die Nacht hinaus wir gehen. —
Zurück, vom Feind verfolgt, ein einz'ger kehrte,
Der blutete, verhüllte sein Gesicht
Und schwieg. — Die Fahne bracht' er nicht,
Und keiner, keiner seinen Thränen wehrte. —

11. Am andern Tag, so ließ Ricciotti*) melden,
Fand man die Fahne, fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen toter Helden. — —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Ihr Brüder, allesamt gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie genommen.

Julius Wolff.

*) Ricciotti Garibaldi, der Sohn des alten Freischarenführers Garibaldi.

So war denn auch auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes die Widerstandskraft Frankreichs gebrochen, der zu Versailles geschlossene Waffenstillstand wurde auch auf ihn ausgedehnt, und nichts mehr stand dem Abschluß des Friedens im Wege.

7. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches.

Und als des Kampfes wilde Flammen
Entlohten von verruchter Hand,
Da standen endlich wir zusammen:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

So sang in jener großen Zeit der deutsche Dichter, und er hatte Recht. Die nationale Einheit Deutschlands, welche der neidische Nachbar im Westen hatte verhindern und stören wollen, wurde auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs geschaffen. Jetzt, wo der Soldat südlich und nördlich vom Main Blut und Leben eingesetzt, um die höchsten Güter des Volkes zu erstreiten und zu behaupten, wo jeder Unterschied des Stammes verschwunden und des gemeinsamen Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit das gemeinsame Feldzeichen geworden war, jetzt war auch daheim auf deutscher Erde der Zeitpunkt gekommen, die Kluft zwischen Nord und Süd auszugleichen, die unnatürliche Mainlinie, die der Krieg bereits durchbrochen, auch für das spätere Friedensleben zu beseitigen. Schon als der heilige Krieg der Vaterlandsverteidigung begann, da hatten sich alle wahrhaft deutschen Herzen gesagt, daß fortan der Main Deutschland nicht mehr in zwei Teile scheiden dürfe, daß vielmehr das alte, so schmachvoll begrabene deutsche Reich mit einem Kaiser an der Spitze wieder erstehen müsse. Und dieser Kaiser konnte niemand anderes sein, als der greise Held, der Deutschland von Sieg zu Sieg geführt, der auf einer Siegesbahn ohnegleichen all die Schmach gesühnt, welche Deutschland von seinem ländergierigen Nachbar seit drei Jahrhunderten erlitten. Und während in raschem Fortschritte ganz Frankreich von den deutschen Heeren überwältigt und niedergeworfen wurde, brach in Versailles, dicht vor den Thoren von Paris, endlich der Tag heran, der die höchste Freude für ganz Deutschland bedeutete, der dem Werke, das die vereinte Kraft Deutschlands vollführt, nun erst die Krone aufsetzte durch die friedliche und feierliche Erneuerung des deutschen Kaisertums. Mit diesem Tage erfüllte sich die Sehnsucht des deutschen Volkes, erfüllte sich auch das Wort, das Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gesprochen, als ihm Abgesandte des deutschen Volkes 1849 die deutsche Kaiserkrone angeboten: „Die deutsche Kaiserkrone wird nur auf dem Schlachtfelde gewonnen."

Schon anfangs Dezember 1870 hatte der hochherzige jugendliche Bayernkönig Ludwig im Einverständnis mit den übrigen deutschen Fürsten dem greisen Könige Wilhelm den Vorschlag gemacht, neben dem deutschen Reich auch die

deutsche Kaiserwürde wieder herzustellen, mit Zustimmung der deutschen Fürsten den Kaisertitel anzunehmen und so das Werk der Einigung Deutschlands zu vollenden. Mit der Stimme der Fürsten vereinigte sich auch der Wunsch des deutschen Volkes. Am 18. Dezember erschienen 30 Abgeordnete des norddeutschen Reichstages in Versailles vor König Wilhelm und richteten die Bitte an ihn, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. In der Adresse, die ihm bei dieser Gelegenheit überreicht wurde, heißt es:

„Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. Die deutsche Krone auf dem Haupte Ew. Majestät wird dem wiederaufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutze der Gesetze gesicherten Freiheit eröffnen. Das Vaterland dankt dem Führer und dem ruhmreichen Heere, an dessen Spitze Ew. Majestät heute noch auf dem erkämpften Siegesfelde weilt. Unvergessen für immer werden der Nation die Hingebung und die Thaten ihrer Söhne bleiben. Möge dem Volke bald vergönnt sein, daß der ruhmgekrönte Kaiser der Nation den Frieden wiedergiebt. Mächtig und siegreich hat sich das vereinte Deutschland im Kriege bewährt unter einem höchsten Feldherrn, mächtig und friedliebend wird das geeinigte deutsche Reich unter seinem Kaiser sein."

König Wilhelm erklärte auch den Abgesandten feierlich, daß er die Kaiserwürde, die ihm das deutsche Volk und seine Fürsten dargeboten, annehme.

In Versailles, in dem Schlosse Ludwigs XIV., dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Deutschlands Zersplitterung und Erniedrigung gegangen war, wurde am 18. Januar 1871 König Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen. Denkwürdig wie der Ort war auch der Tag. Es war derselbe Tag, an dem 170 Jahre früher sein Ahnherr, Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, sich zum ersten Könige von Preußen gekrönt hatte.

Am Vormittage des 18. Januar herrschte unter den deutschen Truppen in Versailles eine lebhafte Bewegung. Im Hofe des Schlosses, dessen zahllose Prunkgemächer der blutige Ernst des Krieges in deutsche Lazarette verwandelt hatte, waren lange Reihen von Truppen aufgestellt. Das 7. Königsgrenadier-Regiment, das beim Sturm auf Weißenburg zuerst den feindlichen Boden betreten, hielt hier mit seinen von Kugeln durchlöcherten Fahnen die Ehrenwache. Auf einer großen Prachttreppe stieg man hinan zu den Gemächern Ludwigs XIV. Der große Festsaal des Schlosses, der überaus prächtige Spiegelsaal, in dem sonst immer die Siege der Franzosen über die Deutschen gefeiert worden waren, in dem so viele bildliche Darstellungen an die Zeiten der Schmach und der Zerrissenheit der deutschen Nation und die glorreichen Thaten Frankreichs erinnerten, war zu der Feier ausersehen. In der Mitte des Saales, mitten unter all der prahlerischen Eitelkeit der französischen Könige, war ein bescheidener Altar errichtet, mit rotem Sammet bedeckt und mit zwei brennenden, goldenen Armleuchtern geschmückt. Vor demselben stand ein preußischer Geistlicher in seinem schmucklosen schwarzen Ornate. Zu beiden Seiten des Altars standen Sol-

daten, je einige Mann von allen deutschen Regimentern, die um Paris lagerten. Auch die Fahnen aller dieser Regimenter waren, jede von einem Unteroffiziere gehalten, auf einer Erhöhung an der hinteren Wand des Saales aufgestellt; die Fahnenträger standen in voller kriegerischer Ausrüstung, Helm auf, den gerollten Mantel über Schulter und Brust. Außerdem hatten sich gegen 600 Offiziere aller Waffengattungen in ihren prächtigen Uniformen in dem Saale versammelt; sie füllten in gedrängter Masse den langen Raum an der Fensterseite, einen breiten Weg für den König freilassend.

Gegen 12 Uhr erschien der König, gefolgt von dem Kronprinzen und vielen Fürsten des Reiches. Als er den Festsaal betrat, sang ein aus Soldaten gebildeter Sängerchor: „Jauchzet dem Herrn alle Welt.“ Der König nahm dem Altar gegenüber Aufstellung, im Halbkreis um ihn die Prinzen und Fürsten, hinter diesen und ihnen zur Seite die Generale und Minister; Bismarck und Moltke standen in der Nähe des Königs. Zur Eröffnung der Feier wurde ein Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ gesungen; darauf folgte die Liturgie und die von Hofprediger Rogge aus Potsdam gehaltene Festpredigt über den 21. Psalm, der gerade für diese Feier so passend war: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deine Hilfe . . . Du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt . . . Sie gedachten dir Übles zu thun und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen . . .“ Der Geistliche wies auf das gotteslästerliche Wort Ludwigs XIV., das in goldenen Buchstaben an der Decke des Saales funkelte: „Der König regiert kraft seiner selbst,“ zeigte, wie dieses Wort und der Hochmut der französischen Herrscher zu schanden geworden, wie Gott die bösen Anschläge der Feinde vereitelt und zum Heile des Vaterlandes gelenkt habe, und schloß mit den Worten: „Was unsere Väter in der Erhebung früherer gewaltiger Kriege gegen denselben Feind vergebens ersehnt haben, was die Sänger jener Tage in hellen Tönen gesungen, was die Lieder und Sagen unseres Volkes nur als einen fernen Traum uns verkündet haben, — wir sehen es heute zur Wirklichkeit geworden. Der Herr segne das Reich, seine Fürsten und Stämme, er befestige sie in dem Bande der Eintracht und Treue.“ — Mit einem brausenden „Nun danket alle Gott!“ schloß die kirchliche Feier.

Dann schritt der König, gefolgt von allen Prinzen und Fürsten und dem Reichskanzler Grafen Bismarck, gerade auf die Erhöhung zu, auf der die Fahnenträger standen. Am Rande der Erhöhung stand der greise, fast 74jährige König, zu seiner Rechten der Kronprinz, links der Bundeskanzler; die Fürsten traten hinter den König. Mit bewegter Stimme sagte der König dann, wie ihm die Kaiserkrone von allen deutschen Fürsten und freien Reichsstädten und den Vertretern des norddeutschen Bundes angetragen worden sei; er nehme

sie an und habe in diesem Sinne heute eine Bekanntmachung an das ganze deutsche Volk erlassen, die der Bundeskanzler jetzt verlesen werde.

Sie lautete: „Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Bismarck hatte geendigt. Eine ernste, freudige Erhebung durchdrang die Herzen aller Anwesenden. Diesen erhebenden Augenblick erfassend, trat der Großherzog von Baden vor und rief: „Seine Majestät, der Kaiser Wilhelm, lebe hoch!" Unter den Klängen der Militärmusik, welche das „Heil dir im Siegerkranz" anstimmte, brachte die Versammlung dreimal ein begeistertes Hoch aus. Die Hände reckten sich auf zum Gruß und Schwur, die Helme wurden geschwungen, die Blicke leuchteten und donnernd rollte der Ruf an den Spiegel- und Marmorwänden hin und hallte von der gewölbten Decke nieder. Aus des Kaisers Augen stürzten die Thränen. Er drückte dem Großherzoge die Hand; auch die übrigen Fürsten umgaben ihn beglückwünschend und händeschüttelnd. Unter den Klängen der Musik verließ dann die glänzende Versammlung den Festsaal.

So vollzog sich das weltgeschichtliche Ereignis, durch welches das deutsche Reich wieder ins Leben gerufen und die Kaiserkrone mit frischem Glanze auf ein neues Herrscherhaus übertragen wurde. Die alte Sage vom Barbarossa im Kyffhäuser war in Erfüllung gegangen, des Reiches Herrlichkeit war nach langer, langer Trübung wiedergekommen, nur daß statt eines Barbarossa ein Barbablanca, statt eines Rotbart ein Weißbart die Kaiserkrone trug. Und damit dem festlichen Ereignis auch das Festgeschenk nicht fehle, kamen kurz darauf die Nachrichten von Werders dreitägigem heldenmütigen Widerstand bei Belfort

und von Göbens Sieg über die Nordarmee bei St. Quentin. Ein viel verheißender Anfang. Geibel aber, der patriotische deutsche Dichter, konnte singen:

„Nun wirf hinweg den Witwenschleier,
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser,
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz."

8. Der Friede. Nach der Übergabe von Paris und nach den furchtbaren Niederlagen der französischen Heere auf allen Kriegsschauplätzen war die Widerstandskraft Frankreichs gebrochen. Der zu Versailles am 28. Januar 1871 abgeschlossene Waffenstillstand sollte als Einleitung des Friedens dienen. Die Vertreter des französischen Volkes, die als Nationalversammlung in Bordeaux zusammentraten, sollten sich entscheiden, ob Frankreich den Krieg fortsetzen oder den Frieden wählen wolle. Sie entschieden sich in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl für den Frieden unter den vom deutschen Kaiser gestellten Bedingungen. Am 26. Februar kam dann zu Versailles ein vorläufiger Friede zustande. Dieser bestimmte:

a) Frankreich tritt an Deutschland Elsaß und den deutsch redenden Teil von Lothringen samt der Festung Metz und dem Streifen jenseits der Mosel ab, auf dem die Schlachtfelder vom 16.—18. August liegen.

(Nur Belfort blieb französisch. Das zu Deutschland kommende neue Gebiet umfaßte 260 Quadratmeilen mit $1^1/_2$ Millionen Einwohner. Es war von großer Bedeutung, nicht wegen seines geringen Umfanges, sondern weil es mit seinen starken Festungen und den Vogesen eine feste Westgrenze gegen Frankreich bot.)

b) Frankreich muß in 3 Jahren 5 Milliarden Franken Kriegskosten bezahlen.

(Das ist eine gewaltige Summe Geldes, nämlich 4000 Millionen Mark. Um einigermaßen zu ermessen, was zu einer Milliarde gehört, bedenke man, daß seit Christi Geburt nicht einmal eine Milliarde Minuten verflossen sind (ausrechnen!). Hätte man also seit Beginn unserer Zeitrechnung in jeder Minute bei Tag und bei Nacht ein Fünffrankenstück oder 4 Mark zurückgelegt, so hätte man die 5 Milliarden Frank bis heute noch nicht zusammen. Wann aber?)

c) Bis zur völligen Bezahlung bleiben die nördlichen und östlichen Provinzen Frankreichs von den Deutschen besetzt. Mit jeder abgezahlten Rate soll auch ein Landesteil von den Deutschen geräumt werden.

d) 30000 deutsche Soldaten unter Führung des deutschen Kronprinzen halten ihren Einzug in Paris und bleiben zwei Tage daselbst, zum Zeichen, daß die feindliche Hauptstadt wirklich überwunden ist.

Die französische Nationalversammlung nahm die Friedensbedingungen an, und so konnte schon am 2. März Kaiser Wilhelm an seine Gemahlin telegraphieren:

„Soeben habe ich den Friedensschluß genehmigt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden. Soweit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde. Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes! Der Herr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen; ihm die Ehre, der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen meinen Dank!"

Der endgültige Friede wurde am 10. Mai 1871 zu Frankfurt am Main abgeschlossen. Deutschland gewährte ihn in ungeschwächter Kraft; denn im

Augenblicke des Friedensschlusses hatte es noch 600000 Mann streitbarer Truppen auf französischem Boden, mit allem Zubehör aber an Beamten- und Verwaltungspersonal, Verpflegungsmannschaften u. s. w. nahezu eine Million; in der Heimat standen noch 250000 Soldaten bereit, auf den ersten Befehl zu folgen. So endigte der gewaltige Krieg, ein Krieg, wie die Weltgeschichte keinen zweiten erlebt hat. Zwei große Nationen hatten mit ihrer ganzen Wehrkraft gegeneinander gestritten, die eine, um ihre europäische Machtstellung zu behaupten, die andere, um ihre nationale Selbständigkeit gegen fremde Einmischung zu schützen. Noch niemals, auch bei Leipzig nicht, haben solche Heerscharen widereinander im Streit gelegen, wie in diesem Kriege. Bei Gravelotte standen am Ende des Schlachttages 270000 Deutsche gegen 210000 Franzosen; bei Sedan 210000 Deutsche gegen 150000 Franzosen; bei Mars la Tour 45000 Deutsche gegen 160000 Franzosen; in den letzten Kämpfen um Orleans 100000 Deutsche gegen 200000 Franzosen. Größere Demütigung hat noch nie ein übermütiger Feind erfahren als die französische Nation in diesem Riesenkampfe. In 6 Monaten wurden 17 große Schlachten geschlagen, 156 zum Teil sehr blutige Gefechte bestanden, 24 Festungen, darunter die größten und stärksten der Erde, Metz und Paris, genommen, 370000 Mann, darunter 12000 Offiziere, fast die Hälfte der französischen Kriegsmacht, in die deutsche Gefangenschaft geführt, nahe an 7000 Geschütze und 120 Fahnen und Adler erbeutet. Zu der großen Zahl Gefangener, die müßig einem neu beginnenden Kampfe hätten zuschauen müssen, kamen noch gegen 100000 Mann, die sich auf den neutralen Boden der Schweiz gerettet, und die mehr als 150000 Mann, welche in Paris entwaffnet waren und bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten ebenfalls in die Kriegsgefangenschaft hätten wandern müssen, so daß also thatsächlich mehr als 600000 Mann unschädlich gemacht waren. Dazu war ein ungeheures Kriegsmaterial in deutsche Hände gefallen oder im Laufe des Krieges vernichtet worden. Die ganze französische Nation hatte einen furchtbaren Schiffbruch erlitten. Zu den großen Verlusten an Gefangenen kamen noch die Verluste an Toten und Verwundeten. Wie viele französische Männer und Jünglinge den Kugeln und Schwertern der Deutschen erlegen sind, wie viele auf den Märschen und Schneefeldern dem Hunger, dem Frost, dem Elende, den Krankheiten zum Opfer gefallen, ist ungewiß. Die rücksichtslose Menschenverschwendung Gambettas verwandelte ganz Frankreich in ein großes Heerlager und in ein weites Leichenfeld, wobei eine Zählung und Aufzeichnung der Umgekommenen unmöglich war.

Derartige Waffenerfolge hat niemals ein Volk der Erde aufzuweisen gehabt. Nicht eine einzige Schlacht, nicht ein einziges Gefecht hatten die Deutschen verloren; nur eine einzige Fahne war vom Feinde erbeutet worden und etwa 10000 Gefangene waren in seine Hände gefallen, außerdem hatte mehrmals

ein kurzer Rückzug gegen eine gewaltige Übermacht angetreten werden müssen. Freilich wurden diese beispiellosen Erfolge auch mit schweren Opfern erkauft. Der deutsche Gesamtverlust betrug etwa 120000 Mann, darunter gegen 20000 Tote, 92000 Verwundete und 6000 Vermißte. Das preußische Gardekorps allein verlor über ein Drittel seiner Mannschaft, das 3. (brandenburgische) Armeekorps, das bei Mars la Tour gefochten, über die Hälfte derselben. Und wie viele blieben ihr Leben lang Krüppel! Es waren also schwere Wunden, welche in das Lebensglück so vieler deutscher Familien geschlagen wurden. Und wir haben alle Ursache, mit innigem Danke derer zu gedenken, die auf fremdem Boden mit ihrem Herzblute die deutsche Freiheit geschützt und die deutsche Einheit errungen.*)

Der glänzende Empfang, der dem neuen Kaiser auf seiner Rückreise von Versailles nach Berlin allenthalben bereitet wurde, die begeisterte Teilnahme, die den siegreichen Truppen und ihren großen Heerführern bei ihrem Einzuge in die einzelnen Städte des deutschen Vaterlandes erwiesen ward, gab Zeugnis, daß man die hohe Bedeutung der vollbrachten Großthaten in ihrem ganzen Umfange begriffen und gewürdigt habe. Das deutsche Volk und alle Völker der Erde hatten es erfahren, was deutsche Kraft vermag, wenn sie einig ist.

---

*) Diesem treuen Gedenken der Toten giebt folgendes Gedicht Ausdruck:

Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!

1. Leer' nur der Freude Becher bis zum Grunde,
Den deiner Helden Siegeslauf dir bot,
Und sonne dich in feiervoller Stunde
In deines Ruhmes prächt'gem Morgenrot;
Laß Fahnen rauschen, hohe Lieder schallen —
Dir ward die Freude ja zur Dankespflicht —
Doch in des Jubels trunknem Überwallen
Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!

2. Die Lebenden begrüßt dein Dank, dein Segen —
Der schönste winkt an ihrer Lieben Herz!
Und tausend weiche Hände wollen pflegen
Und tröstend lindern wunder Krieger Schmerz.
Die Toten aber ruhn in fremden Gauen —
Den Kranz, der ihre bleiche Stirn umflicht,
Kann nur des Himmels Thräne noch betauen —
Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!

3. Sie warfen ihre Brust dem Feind entgegen,
Ein Schutzwall dem bedrohten Vaterland!
Sie stürmten vorwärts, trotz Granatenregen,
Bis heißer Tod den Weg zum Herzen fand!
Sie fragten nicht: „Wer wird die Lieben stützen,
Wenn des Verat'rers Aug' im Tode bricht?"
Sie riefen: „Vorwärts, Deutschland wird sie schützen!" —
Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!

und deutsche Begeisterung, wenn sie ein würdiges Ziel hat. Überzeugender, wie nie zuvor im ganzen Verlaufe der deutschen Geschichte, war es dem deutschen Volke mit blutigen Zeichen in die Seele geschrieben worden:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammen hält."

B. Vertiefung.

1. Was ist über die Ursachen des Krieges zu urteilen?

Die innere Ursache des Krieges ist Frankreichs Haß gegen Preußen seit den Befreiungskriegen (warum?), sein Neid seit dem Jahre 1866 (warum?). „Der Blick des Neides reißt das Haus des Nächsten ein, der Blick der Liebe fällt hinein wie Sonnenschein." Frankreich will Krieg um jeden Preis: „Rache für Sadowa!" Was Preußen auch thun mag, bei Frankreichs Gesinnung ist der Krieg unvermeidlich. „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben . . ." Frankreich führt ohne Not einen Angriffskrieg, ohne die Schrecken eines solchen zu bedenken. „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg . . ." — „Es schont der Krieg auch nicht . . ." — „Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen." Es will Preußen von der errungenen Höhe herabstürzen, es demütigen wie einst Napoleon I. im Jahre 1806. Freilich will Napoleon auch den Blick seines Volkes von den inneren Zuständen seines Reiches ablenken, will durch Befriedigung der Ruhmbegierde die Franzosen über die großen Mängel seiner Regierung täuschen, will seinen wankenden Thron durch „Blut und Graus" befestigen, denn es fehlt in Frankreich das Band der Liebe zwischen Fürst und Volk; Napoleon hat nie die festeste Stütze eines Fürsten-

---

4. Was sterbend — doch als Sieger — sie erwarben,
O schütz' es als ein unantastbar Gut,
Den neuen Bund, für den sie jauchzend starben,
Der Einheit Bund, getauft in Heldenblut!
Reizt Wahnwitz dich aufs neu' zu inn'ren Fehden,
Ruf' ihre Geister auf zum Volksgericht,
Daß zu den Lebenden die Toten reden! —
Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!

5. Ihr heilig Opfer flamm' uns ins Gedächtnis,
Wenn wir des neuen Reiches Tempel bau'n;
Zum Tempelkitt empfahn wir ihr Vermächtnis:
Der Freiheit Geist und brüderlich Vertrau'n!
Im Innern frei und eins, nach außen wende,
Mein Vaterland, dich stolz zum Tageslicht,
Und segnest du die Arbeit unsrer Hände —
Vergiß auch dann die treuen Toten nicht!

Auerbach.

thrones, die Liebe des Volkes, sich zu erwerben gewußt; an die Stelle der Liebe tritt Täuschung, Lug, Trug, Heuchelei. Er denkt also nur an sich, seine Selbsucht führt ihn in den Krieg. Aus dieser Selbstsucht entspringt auch Habsucht, Ländergier, denn er streckt seine Hand aus nach dem ganzen linken Rheinufer. So sehen wir also, wie Neid, Haß, Selbstsucht, Ländergier, Ruhmsucht die Franzosen zum Kriege treiben. So zum Kriege gezwungen, muß Preußen das Schwert ziehen gegen fremde Gewalt. Preußen führt einen Krieg aus Notwehr, einen Verteidigungskrieg um die höchsten irdischen Güter, Vaterland und Freiheit. „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren . . ." — „Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen gegen Gewalt." — „Und wenn uns nichts mehr übrig blieb, so blieb uns doch ein Schwert . . ." Auf Frankreich und Napoleon allein fällt die schwere Schuld des leichtsinnig begonnenen Krieges.

2. Wem verdankt Deutschland seine glorreichen Waffenerfolge?

a) Der Einigkeit aller deutschen Stämme. Auf die Herausforderung Frankreichs erhebt sich das deutsche Volk wie ein Mann; die trennende Mainlinie ist verschwunden, Nord und Süd ein Volk, ein Herz, ein Vaterland. „Eintracht macht stark." — „Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder." — „Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an." — „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr." — „Viele Wenige machen ein Viel, vereinte Kräfte führen zum Ziel." — „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig." — „Einigkeit, ein festes Band . . ." — „Deutschland, Deutschland über alles . . ." In jenen Tagen vaterländischer Begeisterung zeigt das deutsche Volk: „Heilige Flamme glüh . . ."

b) Seinen tapferen Heeren. Überall zeigen sie Liebe zu Fürst und Vaterland, unerschrockenen Mut auch in der größten Gefahr, Entschlossenheit und Thatkraft auch beim gewagtesten Unternehmen, Begeisterung für die Sache der Freiheit, heldenmütige Ausdauer in Not und Tod, Kampf und Streit, Anstrengung und Entbehrung, die strengste Manneszucht in der Schlacht, auf dem Marsch, im Feldlager oder im Quartier, Barmherzigkeit und Menschlichkeit gegen den unglücklichen Feind und die geängstigten Bewohner Frankreichs. Nachweis dieser Eigenschaften durch Beispiele! „Das Schicksal mag die Heldenbrust zerschmettern, doch einen Heldenwillen beugt es nicht." — „Der wackre Mann stirbt gern fürs Vaterland." — „Süß ist es und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben." — „Das Vaterland ist teurer als das Leben." — „Wer mutig für sein Vaterland gefallen, der baut sich selbst ein ewig Monument im treuen Herzen seiner Landesbrüder, und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder."

c) Der überlegenen Führung seiner Truppen. An ihrer Spitze stehen die erprobtesten Feldherren, vor allem der Heldenkönig Wilhelm und

Moltke. Schon der Aufmarsch und die Aufstellung der Heere, die Schnelligkeit der Mobilmachung, die dabei herrschende peinliche Ordnung, der Einmarsch in Feindesland, der getrennte Marsch und das vereinigte Schlagen der deutschen Heere bei Metz, Sedan, Paris, Belfort — alles das zeigt die Überlegenheit der deutschen Heerführung gegenüber der französischen. Die Leitung auch der Armeen auf den entlegensten Kriegsschauplätzen ist eine einheitliche, geht vom großen Hauptquartier, von Moltke, aus; er kommandiert sie dahin, wo er sie braucht; es herrscht also ein Wille, ein Befehl, ein Gesetz, eine eiserne Notwendigkeit. „Es ist nicht gut, wenn viel regieren, das Steuer soll nur einer führen." Dieser obersten Heeresleitung gegenüber behalten jedoch die einzelnen Heerführer noch große Selbständigkeit; ihrer großen Klugheit, Tüchtigkeit, Tapferkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer verdankt Deutschland so manchen Sieg, den die oberste Heeresleitung nicht befehlen und anordnen konnte. Die Kriegführung der deutschen Truppen glich der Arbeit einer großen Maschine, bei der nur durch das Ineinandergreifen vieler größerer und kleinerer Räder ein guter Erfolg erzielt werden kann.

d) Der bewundernswerten Ausdauer und Beharrlichkeit seiner Truppen. Nicht nur auf den großen Schlachtfeldern haben sie oft stundenlang standgehalten gegen eine bisweilen ungeheure Übermacht, auch großartige Märsche, mitunter 16—18 Stunden lang, haben sie an einem Tage ausgeführt (Gravelotte), um ein gefährdetes Schlachtfeld zu erreichen. Aber größer als alles das ist die heldenmütige Ausdauer, mit der sie die Beschwerden des Belagerungskrieges, die Ungunst der Witterung, die Mühseligkeiten des Winterfeldzuges gegen die Nord-, Süd- und Ostarmee von Paris, die Gefahren durch eine heimtückische, feindselige Bevölkerung standhaft ertrugen. Eine derartige Standhaftigkeit im Ertragen von Leiden aller Art ist ebenso bewundernswert wie das größte Heldentum auf dem Schlachtfelde. Darum dürfen sie auch erfahren: „Wer ausharret, wird gekrönt."

e) Der Opferfreudigkeit seines Volkes. Wie einst in den Tagen der glorreichen Befreiungskriege ist das Volk zu jedem Opfer bereit; willig opfert es Gut und Blut, Leben und Gesundheit, um das Vaterland zu schützen, die Verwundeten zu pflegen und ihr schweres Los zu erleichtern, die Kämpfenden mit allem zum Leben Notwendigen zu versehen. Nachweis! „Heilige Flamme, glüh, glüh und erlösche nie fürs Vaterland . . ."

f) Seiner Fürsten und Völker Demut, Frömmigkeit und Gottvertrauen. Im Aufblick zu Gott beginnt der greise König den schweren Kampf, indem er einen allgemeinen Buß- und Bettag anordnet. Von Sedan schreibt er: „Ich beuge mich vor Gott, der allein mich und meine Verbündeten . . ." Nach dem Friedensschlusse telegraphiert er seiner Gemahlin:

„Der Herr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet, . . . ihm sei die Ehre.“ Auch die siegreiche Armee beugt sich in Demut unter Gott; immer wieder singt sie nach errungenem Siege: „Nun danket alle Gott.“ Ein Engländer schrieb nach einer Schlacht: „Die Deutschen beten gern, und mir schien, daß mancher im Augenblicke das Haupt beugte, als es vorwärts ging, als wär er in der Kirche.“ Und daheim im Vaterlande brach wie ein Naturlaut der Name Gottes aus hunderttausend Lippen, als die Blüte unserer Jugend in dichten Haufen gleich gemähten Halmen hinsank. Katholiken und Protestanten, sie alle beugten sich andächtig vor Gott, der über den Schrecken und Nöten dieser Tage waltete. Ohne den männlichen Glauben an den unsichtbaren Beistand Gottes konnten unsere tapferen Heere nicht schlagen, wie sie schlugen, nicht leiden, wie sie litten. In allen Gegenden des deutschen Vaterlandes strömte das deutsche Volk andächtig nach dem Gotteshause, sobald die Nachricht von einem neuen Siege eintraf, um dort zu loben und zu danken und um ferneren Beistand zu flehen. Damals hat es das deutsche Volk erfahren: „Wer beten kann, ist selig dran.“ — „Fleißig gebetet ist halb gefochten.“ — „So demütiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit.“ — „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen.“ — „Gott widerstehet den Hoffärtigen . . .“ „Wer Gott vertraut . . .“ — „Sollst immer nur dem Herren trauen und nicht auf Menschenhilfe bauen.“ — „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen . . .“

3. Welche gewaltigen Hindernisse hat das deutsche Volk zu überwinden?

a) Ein tapferes, auf seine bisherigen Waffenerfolge stolzes Heer; denn auch die Franzosen haben sich mit der größten Tapferkeit geschlagen und ihre Niederlagen nur sehr teuer erkauft. Selbst die von Gambetta in den Kampf gehetzten ungeübten Scharen haben wacker den heimischen Boden verteidigt.

b) Zahlreiche, starke Festungen, unter ihnen die größten der Erde, Metz und Paris. Es waren 26 Festungen an der Nord- und Ostgrenze, seit Jahrhunderten zum Angriff und zur Verteidigung erbaut, von denen nur zwei nicht in die Hände der Deutschen gefallen sind. Gerade der Festungskrieg hat den deutschen Truppen furchtbare Beschwerden und Entbehrungen auferlegt.

c) Ein großes, durch das Unglück erbittertes Volk. Nach dem Sturze des Kaiserreiches hatten sich auf Gambettas Anregung überall Freischaren gebildet, die aus dem Hinterhalt heraus die Deutschen überfielen, Eisenbahnen, Brücken u. s. w. zerstörten, die Transporte von Lebensmitteln abfingen, kurz, allen nur erdenklichen Schaden zufügten. Wie mancher deutsche Krieger hat auf diese Weise seinen Tod gefunden! Selbst Bauern und Bürger machten mit ihnen gemeinsame Sache, und nicht selten überfielen sie die deutschen Soldaten in ihrem Quartier und töteten sie.

d) Die Ungunst der Witterung. Erst die anhaltende Nässe des Herbstes, dann Kälte, Glatteis, Schneegestöber des Winters, und dazu die gewaltigen Anstrengungen.

4. Warum mußte Frankreich unterliegen?

a) Wegen der Ursache des Krieges. Leichtfertig haben die Franzosen den Krieg begonnen, träumen in ihrem Übermute und Hochmute von einem „Spaziergang nach Berlin", vertrauen nur auf ihre eigene Stärke. „Hochmut kommt vor dem Falle." — „Übermut thut niemals gut." — Gott widerstehet den Hoffärtigen . . ." — „Gott stürzet die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen." — „Der Herr machet zu nichte die Anschläge der Listigen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann." — „Erst wäg's, dann wag's." — „Vorgethan und nachbedacht . . ."

b) Wegen seiner getäuschten Hoffnungen. Es hat auf die Uneinigkeit und Zerrissenheit Deutschlands, auf die Hilfe Süddeutschlands, den Abfall Sachsens, Hannovers, Hessens, endlich den Beistand Österreichs, Italiens, Dänemarks gehofft. Nichts aber trifft ein, es steht allein.

c) Wegen der Langsamkeit seiner Mobilmachung. Es hat den Krieg seit Monaten vorbereitet, und doch ist es im entscheidenden Augenblicke nicht fertig; es fehlt an Truppen, an Kriegsmaterial, an Transportmitteln. Daher wird der Krieg, der Deutschland verheeren soll, auf französischem Boden geführt; es kann nicht zum Angriff übergehen, sondern muß stets in der Verteidigung bleiben und dadurch auch alle Schrecken des Krieges tragen.

d) Es fehlt die Einheitlichkeit im Oberbefehl. Der Kaiser ist zwar der oberste Kriegsherr, aber nur dem Namen nach; in Wirklichkeit läßt er, da er nichts vom Kriege versteht, seinen berühmten Marschällen völlig freie Hand. So handelt jeder nach eigenem Gutdünken, es fehlt der einheitliche Plan, der eine feste Wille als das höchste Gesetz.

e) Wegen der Furchtbarkeit seiner Feinde, die mit Begeisterung den aufgezwungenen Kampf aufgenommen haben und ihn auch siegreich zu Ende führen.

5. Welches ist die segensreiche Frucht des blutigen Kampfes für Deutschland?

a) Die Einigung aller deutschen Stämme nach langer, langer Zerrissenheit; die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums nach 65jährigem Interregnum; damit die alte Weltstellung Deutschlands als wichtigster Staat im Völkerrate Europas. Diese Einigung Alldeutschlands zeigt sich auch im Innern: einheitliches Kriegs-, Post-, Telegraphenwesen, einheitliches Münz-, Maß- und Gewichtssystem. Nach außen vertritt nur der Kaiser das deutsche Reich. Das deutsche Volk aber hat gelernt, was deutsche Kraft vermag, wenn sie einig ist, und deutsche Begeisterung, wenn sie ein würdiges Ziel hat. Da-

mit ist auch die Jahrhunderte alte Sehnsucht des deutschen Volkes nach einem mächtigen Kaisertum gestillt.

b) Die Vergrößerung Deutschlands um zwei reichgesegnete Provinzen, deutsche Länder, die einst bei der Ohnmacht und Zerrissenheit des deutschen Reiches der französischen Raubgier zum Opfer gefallen. Und wenn diese Länder auch dem Umfange nach nicht allzugroß sind, so haben sie dem deutschen Reiche doch eine gesicherte militärische Westgrenze gebracht. Die starken und zahlreichen Festungen, bisher von Frankreich nur als Ausfallthore benutzt, verstärken ganz bedeutend die „Wacht am Rhein".

6. Wem gebührt des deutschen Volkes Dank?

a) Dem Herrn der Heerscharen für seine gnädige Hilfe. Und er ist ihm geworden, draußen auf dem Schlachtfelde und daheim im Vaterlande.

b) Seinem erhabenen Kaiser für die unermüdliche Sorgfalt, die er während des Kampfes dem gesamten Vaterlande gewidmet hat.

c) Den vaterlandsliebenden deutschen Fürsten, die mit größter Uneigennützigkeit und Bereitwilligkeit sich auf Preußens Seite stellen, allen voran den süddeutschen Fürsten.

d) Den großen Heerführern und Generalen, die all ihr Wissen und Können, Leben und Gesundheit in den Dienst des Vaterlandes gestellt haben.

e) Den tapferen Truppen, die Kraft und Mut, Gut und Blut, alles daran gesetzt haben, den Sieg zu erringen.

f) Den treuen Toten, die ihrem Vaterlande getreu gewesen bis zum Tode. Noch heute werden ihre Gräber im Feindeslande alljährlich geschmückt; zahlreiche Denkmäler sind als Zeichen dankbaren Gedenkens an die Gefallenen in Städten und Dörfern errichtet, und als Ausdruck des Dankes des gesamten Vaterlandes hat man 1883 das herrliche Nationaldenkmal auf dem Niederwalde erbaut.*) Aber auch den Hinterbliebenen dieser Toten, den zahlreichen Witwen und Waisen gebührt des Vaterlandes Dank, denn sie haben ihr Liebstes, Gatten und Vater, Sohn und Bruder auf dem Altare des Vaterlandes geopfert.

III. Verknüpfung.

1. Der deutsch-französische Krieg.

a) Die kämpfenden Parteien: Frankreich, der norddeutsche Bund und die süddeutschen Staaten.

b) Perioden des Krieges: Der Kampf gegen das Kaiserreich bis zum 4. September 1870, dann der Kampf gegen das republikanische Frankreich. —

*) Wenn möglich Abbildung zeigen und Beschreibung desselben.

Oder: Die Eröffnungskämpfe, die Kämpfe um Metz, der Tag von Sedan, der Belagerungskrieg, die Entsatzversuche von Paris.

c) Die Heldenthaten des Krieges. Weißenburg, Wörth, Saarbrücken, Courcelles, Mars la Tour oder Vionville, Gravelotte, Beaumont, Sedan, Noisseville, Straßburg, Metz, Paris, Orleans, Le Mans, Amiens, St. Quentin, Dijon, Belfort.

d) Die Führer im Kampfe. Wilhelm I., Moltke, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Friedrich Karl, Steinmetz, Manteuffel, der Kronprinz von Sachsen, von der Tann, Göben, Werder. — Mac Mahon, Bazaine, Wimpffen, Uhrich, Trochu, Bourbaki, Chanzy, Gambetta.

e) Vergleichung einzelner Ereignisse.

aa) Wörth und Sedan. Lage des Schlachtfeldes, Führer, Ausgang, Folgen.

bb) Kämpfe um Metz und Sedan. Notwendigkeit derselben, Lage der Schlachtfelder, Dauer der Kämpfe (3 Tage), Führer, Ausgang, Folgen.

cc) Die Kämpfe um Metz und Paris. Zweck derselben, Kriegsschauplätze, Schlachten, Ausgang.

dd) Die Belagerung von Straßburg, Metz, Paris. Zeit der Einschließung, der Kommandant, die Belagerungsarmee, Notwendigkeit der Belagerung, Schwierigkeit derselben, Zeit der Übergabe, Zeitdauer der Belagerung (ausrechnen!), Bedingungen der Übergabe.

ee) Die drei Kriegsschauplätze um Paris.

f) Die deutschen und französischen Heere.

g) Das deutsche und französische Volk.

h) Kaiser Wilhelm I. und Napoleon III.

2. Der deutsch-französische Krieg und die Befreiungskriege.

a) Gegner. 1813: Napoleon I. und Preußen, Österreich, Rußland, Schweden, später auch England. — 1870: Frankreich und Deutschland.

b) Ursachen. 1813: Napoleons I. maßlose Herrschsucht, die Unterdrückung und Knechtung der einzelnen Völker. — 1870: Haß, Neid, Ländergier der Franzosen Preußen gegenüber, Napoleons Hochmut, Leichtfertigkeit, Selbstsucht.

c) Kriegsschauplätze. 1813: Deutschland, nur im letzten Teile Frankreich. — 1870: Nur Frankreich. Woher kam beides?

d) Schlachten. 1813/15: Großgörschen, Bautzen u. s. w. — 1870: Weißenburg, Wörth u. s. w.

e) Die Sieger. 1813/15: Blücher, Bülow, York, Scharnhorst, Wellington u. s. w. — 1870: Kaiser Wilhelm, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Friedrich Karl u. s. w.

f) Die geschlagenen Feldherren. 1813/15: Napoleon I., Macdonald, Oudinot, Ney, Marmont u. s. w. — 1870: Napoleon III., Mac Mahon Bazaine u. s. w.

g) Die Erfolge der Kriege. 1813/15: Absetzung und Gefangennahme Napoleons I., Befreiung der Völker vom Joche der Franzosen, Zurückführung Frankreichs auf seine ursprünglichen Grenzen, Gründung des deutschen Bundes ohne einen Kaiser an der Spitze. — 1870: Napoleons III. Gefangennahme und Absetzung, Verwandlung Frankreichs in eine Republik, Demütigung des Erbfeindes, Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens, Aufrichtung des deutschen Kaisertums und damit Einigung aller deutschen Stämme.

h) Stellung der deutschen Fürsten und Völker in beiden Kriegen. 1813: Ein großer Teil auf Seiten Napoleons I. (Welche? Warum? Folgen davon?) — 1870: Alle deutschen Stämme ziehen geeint gegen den Feind.

3. Jena und Sedan.

In beiden Schlachten ringen Preußen und Frankreich miteinander.

a) Ursachen. 1806: Die gewaltsamen Übergriffe Napoleons I., Stiftung des Rheinbundes u. s. w. — 1870: Haß, Neid, Herrschsucht Frankreichs gegen Preußen. Ursachen der Niederlage aber: Bei Jena der Hochmut der Preußen, der Stolz auf die Thaten Friedrichs des Großen, das falsche, schwächliche Handeln der preußischen Heerführer. Bei Sedan dagegen Hochmut und Stolz der Franzosen.

b) Folgen: Beide Niederlagen haben den gewaltigen Sturz eines Volkes zur Folge. 1806 wird Preußen gedemütigt, eines großen Teiles seiner Länder beraubt, das ganze Land vom Feinde besetzt, von Napoleon geknechtet, der König vertrieben, zu einem schmachvollen Frieden gezwungen. 1870 wird Deutschlands Erbfeind besiegt, der Kaiser gefangen, die feindlichen Heere werden nach Deutschland geführt, die meisten Festungen erobert, Frankreich muß einen nachteiligen Frieden schließen. Damals wie jetzt hat die Demütigung des einen die Erhöhung des andern Volkes im Gefolge. Nach dem Schiffbruch von Jena hatte bonapartistischer Übermut in Tilsit das Königreich Westfalen geschaffen; nach dem Siege von Sedan wurde der Erbe des Machthabers als Gefangener in dieselben Räume des Schlosses Wilhelmshöhe geführt, von wo einst der König von Westfalen sein deutsches Volk bedrückt. Dort sehen wir ein treues Volk, das mit seinem Könige gedemütigt und wieder auferstanden ist; hier sehen wir einen Herrscher, den die geknechtete Nation beim ersten Unglück mit Flüchen von sich wirft. Welch ein Gegensatz!

4. Leipzig und Sedan.

Ursachen, Gegner, Aufmarsch der Heere, Dauer der Schlacht, Ausgang, Folgen.

5. Roßbach und Sedan.

Zeit, Lage des Schlachtfeldes, Gegner, Ursache, Ausgang, Folgen.

6. Der Wiener Kongreß 1815 und der Friede zu Frankfurt a. M. 1871.

Veranlassung dazu, vertragschließende Mächte, die wichtigsten Bestimmungen, Folgen für Deutschland, Folgen für Europa.

7. Napoleon I. und Napoleon III.

Beide ursprünglich nicht zur Herrschaft geboren, machen sie sich zum Präsidenten der französischen Republik, bald darauf zum Kaiser von Frankreich, führen glückliche Kriege, unterdrücken ihr eigenes Volk, werden dann beide durch das deutsche Schwert von der Höhe ihrer Macht gestürzt, gefangen genommen und sterben in der Verbannung. Beide vertrauen nur auf ihre Klugheit, ihre Macht und ihr Glück; beide sind ehrgeizig, ruhmsüchtig, ländergierig, beide stolz und hochmütig.

8. Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I.

Beide wollen das Glück und die Wohlfahrt ihres Volkes; beide nehmen den aufgezwungenen Krieg an, um die nationalen Güter, Freiheit und Selbständigkeit, zu schützen; beide ziehen im Vertrauen auf Gott aus gegen den Erbfeind; beide besiegen denselben und helfen ihn vom Throne stürzen; beide erfahren in dem reichsten Maße die Liebe ihres Volkes.

9. Kämpfe zwischen Frankreich und Deutschland.

Zeit derselben, Veranlassung, Fürsten, Schlachten, Ausgang, Folgen derselben.

10. Das alte und das neue Kaisertum.

a) Das alte Kaisertum mußte untergehen, denn es war ein Wahlkaisertum, ihm mangelte das Erbkaisertum; die Kaiser, die seit Jahrhunderten nur aus den Habsburgern genommen wurden, hatten kein lebhaftes Interesse für die Wohlfahrt des deutschen Reiches, da große Teile ihrer Besitzungen nicht zu Deutschland gehörten. Außerdem mangelte es an einer einheitlichen Heereseinrichtung; die alte Reichsarmee war doch auch gar zu kläglich. Auch fehlte das einheitliche Finanzwesen; es fehlten dem Kaiser die Gelder zu irgend welcher Unternehmung für das Reich.

b) Das neue Kaisertum aber wird dauern, denn wir haben jetzt ein deutsches Erbkaisertum, aufgebaut auf den Felsen des preußischen Königtums der Hohenzollern; wir haben ein deutsches Reichsheer, aufgebaut auf der preußischen Militärgesetzgebung und der straffen preußischen Zucht; wir haben ein selbständiges Reichsfinanzwesen, das dem Kaiser die Mittel zu jeder Unternehmung für das Reich in die Hand giebt.

11. Verknüpfung von Jahreszahlen.

70. 1870.

12. Verknüpfung von Gedenktagen.

a) 19. Juli 1810 (Tod der Königin Luise) und 1870 (Erneuerung des eisernen Kreuzes; Frankreichs Kriegserklärung).

b) 18. Januar 1701 (Krönung Friedrichs I. von Preußen) und 1871 (Proklamierung Wilhelms I. zum deutschen Kaiser).

c) 28. Januar 814 (Tod Karls des Großen) und 1871 (Übergabe von Paris).

IV. Zusammenfassung.

1. Geschichtliche Ergebnisse.

1870—71 Der deutsch-französische Krieg.

1870, 19. Juli. Frankreichs Kriegserklärung an Preußen; Erneuerung des eisernen Kreuzes.

2. August. Das Gefecht bei Saarbrücken; Rückzug der preußischen Besatzung.

4. August. Des Kronprinzen Sieg bei Weißenburg.

6. August. Mac Mahons Niederlage bei Wörth durch den Kronprinzen von Preußen. Erstürmung der Spicherer Höhen bei Saarbrücken durch Teile der 1. und 2. Armee.

14. August. Niederlage Bazaines bei Courcelles östlich von Metz durch die erste Armee unter Steinmetz.

16. August. Schlacht bei Mars la Tour und Vionville westlich von Metz.

18. August. Des Königs Sieg bei Gravelotte westlich von Metz; Bazaine wird nach Metz hineingedrängt.

30. August. Schlacht bei Beaumont. Kronprinz Albert von Sachsen schlägt Mac Mahon.

31. August. Bazaines Ausfall aus Metz, Schlacht bei Noisseville.

1. September. Mac Mahons Niederlage bei Sedan.

2. September. Kapitulation der französischen Armee und Gefangennahme Napoleons III. bei Sedan.

4. September. Napoleon wird seines Thrones entsetzt und Frankreich zur Republik erklärt.

27. September. Übergabe Straßburgs durch General Uhrich an General von Werder.

27. Oktober. Kapitulation von Metz; Bazaine wird samt seinem ganzen Heere von dem Prinzen Friedrich Karl gefangen genommen.

2.—4. Dezember. Prinz Friedrich Karls Kämpfe um Orleans.

1871, 15.—17. Januar. Werder verteidigt die Linien südlich von Belfort gegen die französische Südarmee unter Bourbaki.

18. Januar. König Wilhelm von Preußen wird deutscher Kaiser.

19. Januar. Göben siegt über die französische Nordarmee bei St. Quentin.

28. Januar. Kapitulation von Paris; dreiwöchentlicher Waffenstillstand.

1. Februar. Die Südarmee Bourbakis rettet sich auf Schweizer Gebiet.

1. März. Vorläufiger Friede zwischen Frankreich und Deutschland; Einzug der Deutschen in Paris.

Mai. Friede zu Frankfurt am Main.

2. Geographische Ergebnisse.

a) Alle deutschen Staaten vereinigen sich zum deutschen Reich.

b) Das Reichsland Elsaß-Lothringen kommt wieder an Deutschland.

V. Anwendung.

1) Gieb in Überschriften den Verlauf des Krieges an!

2) Von wem gilt in diesem Kriege das Sprichtwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" und inwiefern?

3) Nenne noch andere angewandte Sprichwörter, Sprüche, Dichterworte und gieb an, von wem sie gelten!

4) Nenne einzelne Heldenthaten des großen Kampfes!

5) Was beabsichtigte Napoleon III. mit dem Kriege und was bewirkte er?

6) Inwiefern ist Napoleons Sturz als ein Strafgericht Gottes anzusehen?

7) Nennt andere Beispiele von dem jähen Sturz mächtiger Fürsten!

8) Als was für einen Tag sollen wir den Tag von Sedan feiern?

9) Was erzählt dir das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel?

10) Ob die Deutschen 1870 in Frankreich ebenso übermütig geschaltet haben wie Napoleon I. in Deutschland?

11) Ob auch Napoleon I. und III. es erfahren haben: „Nicht Roß, nicht Reisige, sichern die steile Höh, wo Fürsten stehn"?

12) Wonach sollte also ein Fürst zuerst streben?

13) Wodurch kann sich ein Fürst die Liebe seines Volkes erwerben?

14) Nennt Fürsten, welche die Liebe ihres Volkes in reichstem Maße besaßen!

15) Die Franzosen haben ihr Vaterland tapfer verteidigt. Wodurch beweisen wir am besten unsere Vaterlandsliebe?

16) Die Franzosen glaubten ihren Ruhm durch Preußen geschädigt; darum begannen sie den Krieg. Wodurch aber nur kann ein Volk sich auf der Höhe seines Ruhmes erhalten?

17) Was erinnert uns in diesem großen Kriege an den Freiheitskrieg?

18) Stellt die großen Männer beider Kriege einander gegenüber! (Friedrich Wilhelm III. — Wilhelm I., Stein — Bismarck, Scharnhorst — Roon, Gneisenau — Moltke, Blücher — Steinmetz u. s. w.)

19) Schicksale des Hauses Habsburg und des Hauses Hohenzollern!

20) Welcher Unterschied besteht zwischen dem jetzigen und dem früheren Kaisertum?

21) Von wieviel kaiserlosen Zeiten kann man sprechen?

22) Welche Wandlungen hat das deutsche Kaisertum durchgemacht? (800, 911, 962, 1077, 1152, 1273, 1806, 1871.)

23) Sind alle Deutschen im neuen deutschen Reiche vereinigt?

Zusammenstellung der aus Abschnitt XII gewonnenen Ergebnisse.

I. Geschichtliche Ergebnisse.

A. Zeittafel.

1840—61. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. 1849 lehnt er die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone ab.

1861—88. Wilhelm I., König von Preußen, später deutscher Kaiser.

1864. Die Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joche. Düppeler Schanzen. Alsen. Friede zu Wien.

1866. Der deutsche Krieg.
14. Juni, Ende des deutschen Bundes.
Der Krieg in Böhmen. Königgrätz.
Der westliche Kriegsschauplatz. Langensalza. Kämpfe am Main.
Friede zu Prag.

1867. Der norddeutsche Bund unter Preußens Führung.

1870—71. Der deutsch-französische Krieg.
a) Der Krieg gegen das Kaiserreich. Weißenburg, Wörth, Saarbrücken, Schlachten bei Metz, Sedan.
b) Der Krieg gegen die Republik. Straßburg, Metz, Paris, Entsatzversuche.

1871, 18. Januar. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches durch Wilhelm I.
10. Mai. Friede zu Frankfurt am Main.

B. Europäische Fürsten dieser Periode.

1. Könige von Preußen: Friedrich Wilhelm IV., Wilhelm I.
2. Kaiser von Österreich: Franz Joseph.
3. Kaiser von Frankreich: Napoleon III., gest. 1873 in England.
4. Könige von Dänemark: Friedrich VII., Christian IX.
5. Könige von Hannover: Georg V., verlor 1866 Thron und Land.
6. Könige von Sachsen: Johann.
7. Könige von Bayern: Ludwig II.

u. s. w.

C. Feldherren und Staatsmänner.

1. Bismarck, Moltke, Roon, Wrangel, Prinz Friedrich Karl, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Herwarth von Bittenfeld, Steinmetz, Vogel von Falckenstein, Manteuffel, Göben. Alvensleben, von der Tann, Werder, Kronprinz Albert von Sachsen, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.
2. Benedek, Gablenz, Prinz Karl von Bayern, Prinz Alexander von Hessen.
3. Mac Mahon, Bazaine, Frossard, Wimpffen, Canrobert, Le Boeuf, Trochu, Chanzy, Bourbaki, Gambetta, Favre.

II. Geographische Ergebnisse.

Durch den Krieg Preußens und Österreichs mit Dänemark 1864 kommt außer Holstein auch Schleswig an Deutschland.

Preußen erwirbt 1866 Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen. Es scheiden aus Deutschland aus Österreich, Luxemburg, Liechtenstein, so daß nur 25 Staaten bleiben.

Dazu erwirbt Deutschland 1870/71 Elsaß-Lothringen, so daß heute das deutsche Reich aus 26 Staaten besteht.

Anmerkung: Ich schließe mit der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches die Behandlung des darzubietenden Geschichtsstoffes, indem ich mich für die etwa noch zu behandelnden bis zur Gegenwart reichenden Partieen deutscher Geschichte auf Angabe einiger Überschriften beschränke, es jedem Lehrer überlassend, das für seine Verhältnisse Bedürftige sich selber zu wählen.

I. Kaiser Wilhelm I. — 1888.

A. Die Friedensarbeit im neuen Reiche.
   1. Die Verfassung des deutschen Reiches.
   2. Weiterer Ausbau des Reichsheeres und der Reichsmarine.
   3. Die Kolonialbestrebungen des deutschen Reiches.
   4. Sorge für den Schutz und das Wohl des Arbeiterstandes.
      a) Unfallversicherung.
      b) Alters- und Invaliditätsversicherung.
      c) Krankenversicherung.
   5. Post-, Telegraphen-, Eisenbahnwesen.
   6. Deutschlands Stellung im europäischen Völkerrate.
      a) Der Berliner Kongreß 1878.
      b) Die afrikanische Konferenz 1884.
   7. Des deutschen Reiches Schutz- und Trutzbündnisse (Tripelallianz).

B. Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.
   1. Die Attentate Hödels und Nobilings 1878.
   2. Die goldene Hochzeit des Kaiserpaares 1879.
   3. Die Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald 1883.
   4. Des Kaisers 90. Geburtstag 1887.
   5. Des Kaisers Krankheit, Tod und Begräbnis 1888.

II. Kaiser Friedrich III. 1888.

A. Seine Jugend.
B. Bilder aus seinem Familienleben.
C. Sein Anteil an der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches.
D. Seine kurze Regierungszeit, Krankheit und Tod.

III. Kaiser Wilhelm II. 1888 — zur Gegenwart.

A. Seine Jugend.
B. Bilder aus seinem Familienleben.
C. Seine Thaten als Kaiser.

Zusammenstellung der aus dem gesamten Geschichtsunterricht gewonnenen Ergebnisse.*)

I. Geschichtliche Ergebnisse.

A. **Regententafel.**

1. Deutsche Kaiser.
   a) Karolinger.
   b) Sachsen.
   c) Franken.
   d) Hohenstaufen.
   e) Habsburger.
   f) Hohenzollern.
2. Regenten von Brandenburg-Preußen.
3. Regenten von Bayern.
4. Regenten von Sachsen.

u. s. w.

} Angabe der Jahreszahlen. Es sind an dieser Stelle die Fürsten sämtlicher deutscher Länder zusammenzustellen, deren Name im Unterrichte genannt worden ist; insbesondere gehört hierher die Fürstenreihe des engeren Heimatlandes, damit, wie in der Einleitung gesagt worden ist, über dem Großen doch auch das Kleinere nicht vergessen wird.

B. **Perioden der deutschen Geschichte.**

1. Die Urzeit.
2. Das Zeitalter Karls des Großen.
3. Das Zeitalter der sächsischen Kaiser

u. s. w.

} Es würden an dieser Stelle nur die im Inhaltsverzeichnisse bereits angegebenen 12 Perioden noch einmal aufzuführen sein, oder falls jemandem eine andere Einteilung belieben sollte, die von ihm aufgestellte Gliederung.

C. **Die Kriege des deutschen Volkes.**

1. Der Kampf gegen die Römer.
2. Kämpfe zum Schutze und zur Ausbreitung des Christentums.
3. Kriege gegen die Ungarn.
4. Die Römerzüge der deutschen Kaiser.
5. Die Kreuzzüge.
6. Deutsche Bürgerkriege.
7. Religionskriege zwischen Protestanten und Katholiken.
8. Kriege gegen Frankreich.
9. Kriege gegen nordische Völker.
10. Kämpfe mit Deutschlands östlichen Nachbarn.
11. Deutsche Bruderkriege.
12. Kriege des brandenburgisch-preußischen Staates.

} Angabe der Jahreszahlen, der wichtigsten Schlachten, der hervorragenden Helden und Heerführer, des Ausganges des Krieges.

D. **Die Friedensschlüsse und ihre Bedingungen.**

1. Günstige Friedensschlüsse, durch welche ein Wachstum Deutschlands erfolgt.
2. Ungünstige Friedensschlüsse, durch welche deutsche Provinzen losgerissen werden.
3. Brandenburg-Preußens Friedensschlüsse.

} Angabe des Krieges, dem sie ein Ende machen.

E. **Deutsche Helden und Heerführer.**

1. Deutsche Fürsten als Heerführer.
2. Generale und Offiziere als solche.
3. Bürgerliche Helden.

---

*) Ich gebe dabei, der Raumersparnis halber, nur eine Skizze in Überschriften, die volle Ausführung jedem Einzelnen überlassend.

F. **Andere hervorragende deutsche Männer.**

1. Staatsmänner.
2. Kämpfer für den Glauben.
3. Männer von aufopfernder Unterthanentreue.
4. Deutsche Sänger der Freiheit und Vaterlandsliebe.

u. s. w.

G. **Die Schlachten des deutschen Volkes.**

1. Die Siege desselben.
2. Die Niederlagen desselben.
3. Schlachten zwischen deutschen Stämmen.

} Angabe der Jahreszahlen, des betr. Krieges, der Gegner, der Heerführer, des Ausganges.

H. **Belagerungen der Städte.**

1. Städte, die sich tapfer verteidigt haben.
2. Schmachvoll übergebene Städte.
3. Heldensinn deutscher Bürger bei der Verteidigung.

I. **Behandlung von Geschichtszahlen.**

1. Verknüpfung von Jahreszahlen.
   9, 1609, 1809; — **14**, 814, 1814; — **21**, 1521, 1621, 1721; — **33**, 933; — **755**, 955, 1455, 1555; u. s. w.
2. Zahlen der einzelnen Geschichtsperioden.
   a) Zahlen der Urzeit.
   b) Zahlen im Zeitalter der Reformation.
   c) Zahlen im Zeitalter Friedrichs des Großen.

   } Also die Perioden nicht der Reihe nach, sondern durcheinander.
3. Verknüpfung von Gedenktagen.
   a) Derselbe Tag in verschiedenen Jahren; z. B.:
   18. Juni 1675, 1757, 1815.
   14. Juni 1800, 1807, 1866.
   18. Oktober 1812, 1813, 1815, 1831.

   } Immer Angabe des Ereignisses.

   u. s. w.
   b) Die Gedenktage jedes Monats.
   Januar: **1.**: 1814 Blüchers Rheinübergang; **2.**: 1861 Wilhelm I. wird König von Preußen; **15.—17.**: 1871 Kämpfe bei Belfort; **18.**: 1701 und 1871; **24.**: 1712 Friedrichs des Großen Geburt: **28.**: 1871 Kapitulation von Paris. u. s. w.
   c) Derselbe Tag durch alle Monate hindurchlaufend, z. B.:
   18. Januar: 1701, 1871.
   18. Februar: 1546, Luthers Tod.
   18. März: 1848, Revolution in Berlin.
   18. April: 1521, Luther in Worms; 1864, Düppelsturm.
   18. Mai: ——
   18. Juni: 1675, 1757, 1815.
   u. s. w.

II. Geographische Ergebnisse.

A. Grenzen und Bestandteile des deutschen Reiches zur Zeit Karls des Großen.
B. Grenzen und Bestandteile des deutschen Reiches zur Zeit Heinrichs I. und Ottos I.
C. Grenzen und Bestandteile des deutschen Reiches zur Zeit Friedrich Barbarossas.
D. Grenzen und Bestandteile des deutschen Reiches zur Zeit Rudolfs von Habsburg.

} Vergleiche darüber die Zusammenstellung der geschichtlichen Ergebnisse aus Abschnitt I—VI nach Rudolf von Habsburg.

E. Georgraphie Deutschlands zur Zeit des westfälischen Friedens 1648. (Siehe die geographischen Ergebnisse in der betreffenden Zusammenstellung.)
F. Geographische Veränderungen im Zeitalter Friedrichs des Großen.
G. Geographische Veränderungen durch Napoleons Eingriffe in die deutschen Verhältnisse.
H. Die Bestimmungen des Wiener Kongresses über die Gestaltung Deutschlands.
I. Die heutige Gestaltung Deutschlands, herbeigeführt durch Wilhelm I.

III. Kulturgeschichtliche Ergebnisse.

A. Religionswesen.

1. Die heidnische Zeit.
2. Die christliche Zeit.
   a) Die Zeit der Alleinherrschaft der katholischen Kirche.
      aa) Ausbreitung des Christentums.
      bb) Sorge für Erhaltung und Befestigung desselben.
      cc) Kirchliche Würdenträger.
      dd) Kirchliche Einrichtungen.
      } Vergl. darüber die Zusammenstellung nach Rudolf von Habsburg.
   b) Die Zeit der Glaubensspaltung.
      aa) Mißbräuche der katholischen Kirche.
      bb) Unterscheidungslehren zwischen Katholiken und Protestanten.
      cc) Verschiedenheit des Gottesdienstes.
      dd) Die Kirchenverfassung.
      ee) Die religiösen Kämpfe zwischen beiden Konfessionen; Verfolgung und Unterdrückung der Evangelischen.
      ff) Der heutige Zustand. (Gustav-Adolf-Verein.)

B. Verfassung des Reiches.

1. Die Zeit des Wahlreiches.
   a) Verfassung zur Zeit Karls des Großen.
   b) Verfassung zur Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser.
   c) Verfassung zur Zeit der Hohenstaufen.
   } Vergl. die Zusammenstellung nach Rudolf von Habsburg.
   d) Verfassung, wie sie aus dem westfälischen Frieden hervorgeht.
2. Die Zeit des zweiten Interregnums 1815—71.
   Die Reichsverfassung, wie sie aus dem Wiener Kongreß hervorgeht.
3. Die Zeit des erblichen Kaisertums.
   Die Reichsverfassung in der Gegenwart.

C. Kriegswesen.

1. Alte Zeit: Heerbann, d. h. alle freien Grundbesitzer sind zum Waffendienste im Volkskriege auf eigene Kosten verpflichtet.
2. Zeit der Karolinger: Vasallenheere in Verbindung mit dem Heerbann.
3. Die Ritterzeit: Ritterheere, in den Städten Zunftheere.
4. Reformationszeit: Landsknechtsheere, d. h. jeder Fürst, der Krieg führen will, wirbt sich eine Anzahl von Landsknechten, die damals einen besonderen Stand bildeten.
5. Zeit des dreißigjährigen Krieges: Söldnerheere, d. h. jeder Fürst läßt durch einen Kriegsobersten eine Anzahl Söldner werben, die zwar geringen Sold erhalten, aber dafür auf Raub und Plünderung angewiesen sind.
6. Nach dem dreißigjährigen Kriege: Stehende Heere, d. h. die Soldaten, meistens Ausländer, werden geworben und dienen eine lange Reihe von Jahren.
7. Gegenwart: Landesheere, seit Scharnhorsts Armeereorganisation. Allgemeine Militärpflicht; Linie, Landwehr, Landsturm.

D. **Rechtsweſen.**

1. Die alte Zeit. Gerichtsſtätten im Freien; Vorſitzender der Fürſt des Gaues; Beiſitzer aus dem Volke; Verbrechen werden durch Zahlung einer Buße geſühnt; Todesſtrafe verhängt und vollzieht nur der Prieſter.
2. Die kaiſerliche Zeit. Der oberſte Gerichtsherr iſt der Kaiſer, zu Gericht ſitzen Gau-, Burg-, Mark-, Pfalz-, Sendgrafen. Acht. Gottesurteile.
3. Die kaiſerloſe Zeit. Femgerichte.
4. Die Reformationszeit. Die Tortur. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. Hexenprozeſſe.
5. Dreißigjähriger Krieg. Noch immer Folter, Hexenproſſe.
6. Friedrich der Große: Aufhebung der Folter, Kammergericht.
7. Gegenwart. Amts-, Land-, Oberlandes-, Reichsgericht; Schöffen- und Schwurgericht.

E. **Städteweſen.**

1. Äußere Entwickelung desſelben.
   a) Städte, welche aus befeſtigten Kriegslagern an Rhein und Donau hervorgegangen ſind.
   b) Städte, welche aus ehemaligen Biſchofsſitzen, Bistümern, entſtanden ſind.
   c) Die von Kaiſern und Landesfürſten gegründeten Städte.
   d) Die vom deutſchen Ritterorden gegründeten Städte.
   e) Die freien Reichsſtädte.
      aa) Entſtehung derſelben und Urſache ihrer Entſtehung.
      bb) Blüte derſelben unter der Hanſa und anderen Städtebündniſſen.
      cc) Verminderung ihrer Zahl durch den weſtfäliſchen Frieden und den Reichsdeputationshauptſchluß vom Jahre 1803.
      dd) Heutige freie Reichsſtädte.
2. Innere Geſtaltung desſelben.
   a) Zeit bis zum Interregnum: Die Geſchlechter oder Patrizier führen allein die Herrſchaft.
   b) Vom Interregnum bis zum dreißigjährigen Kriege: Die Geſchlechter müſſen ſich mit den Zünften in die Regierung der Städte teilen.
   c) Vom dreißigjährigen Kriege ab bis 1810 ſinkt die Selbſtverwaltung der Städte immer mehr, fürſtliche Beamte leiten die Verwaltung.
   d) 1810 bis zur Gegenwart: Durch Freiherrn vom Stein Wiedereinführung der Selbſtverwaltung; Stadtrat, Stadtverordnete.

F. **Ständeweſen.**

1. Die alte Zeit. Drei Stände: Freie, Hörige, Leibeigene.
2. Das Mittelalter. Vier Stände: Geiſtlichkeit, Adel, Bürger, Bauer.

} Vergl. die Zuſammenſtellung nach Rudolf von Habsburg.

3. Die Neuzeit. Die Macht der Geiſtlichkeit wird beſonders durch die Reformation gebrochen.
   Die Vorrechte des Adels werden 1808 durch Freiherrn vom Stein aufgehoben.
   Der Bürgerſtand wird gehoben durch Gewährung der Selbſtverwaltung der Städte.
   Der Bauernſtand wird von ſeinen Laſten befreit durch Aufhebung der Leibeigenſchaft durch Friedrich den Großen und der Erbunterthänigkeit 1810.

G. **Schulweſen.**

1. Das Mittelalter: Die Kloſterſchulen der Mönche, die Domſchulen Karls des Großen; auch die Ritter lernen bisweilen Leſen und Schreiben.
2. Die Reformationszeit: Die Stadtſchule, Lateinſchule, Hochſchule oder Univerſität. Fahrende Schüler. Es herrſcht kein Schulzwang, ſehr ſtrenge Zucht.

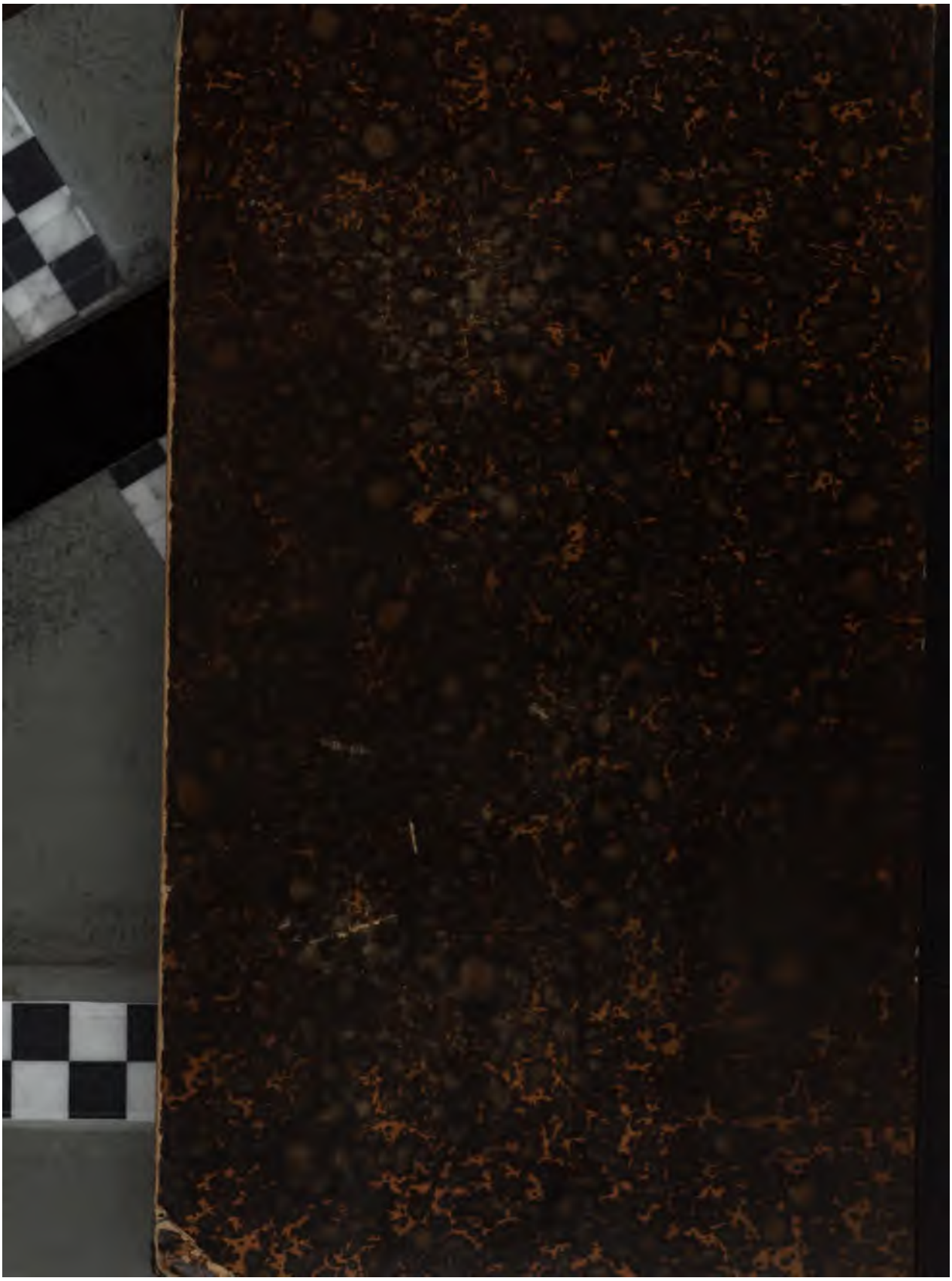
3. Die Neuzeit: Friedrich Wilhelm I. von Preußen ist der Vater der allgemeinen Volksschule; er führt den Schulzwang ein. Später kommt ein besonderer in Seminaren gebildeter Lehrerstand. Jetztzeit.

H. **Handels- und Verkehrswesen.**

1. Das Mittelalter.
   a) Aufblühen des Handels seit den Kreuzzügen; der Handel ist wesentlich Küstenhandel des Mittelmeeres und Landhandel der italienischen und deutschen Städte.
   b) Der Handel der Hansa auf Nord- und Ostsee, nach England, Dänemark, Skandinavien und Rußland, sowie Binnenhandel nach den deutschen Städten.
   c) Der Handel zur Zeit der Entdeckung Amerikas.
      aa) Der Landhandel mit Ostindien. Die 3 Handelsstraßen.
      bb) Der Handel Portugals mit der Westküste Afrikas und nach Entdeckung des Seeweges nach Ostindien mit diesem.
      cc) Der Handel Spaniens mit dem neuentdeckten Amerika. Die Handelsprodukte.
      dd) Folgen der Entdeckung Amerikas für den Handel der Hansa, für die großen Binnenhandelsstädte Deutschlands und die Seehandelsstädte Italiens.
      ee) Die Transportmittel des Handels der damaligen Zeit.

2. Die Neuzeit.
   a) Die völlige Lähmung von Handel und Verkehr durch den dreißigjährigen Krieg.
   b) Versuche zur Hebung des Handels durch den großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Bau von Kanälen. Die ersten Chausseen in Deutschland.
   c) Jetztzeit. Handel mit allen Ländern der Erde, auch mit deutschen Kolonieen. See-, Fluß-, Landhandel; Groß-, Zwischen-, Kleinhandel. Die Transportmittel des Handels: Schiffe, Kähne, Eisenbahnen u. s. w.

IV. Ethische Ergebnisse.

A. Sprüche.
B. Sprichwörter.
C. Dichterworte.
} Vergleiche die Zusammenstellung nach Rudolf von Habsburg; auch die Anmerkung dazu.

D. Aussprüche hervorragender Persönlichkeiten.